

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der könlgl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1815.



G ö t t i n g e n ,
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1815

by unknown author

Göttingen; 1815

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

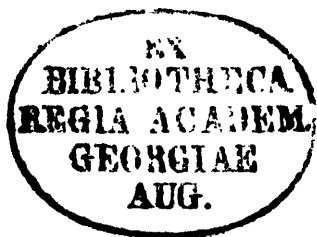
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



87

BIBLIOTHECA
REGIA ACADEMIAE
GEORGIAE
AUG.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 1. May 1815.

Mailand.

In der Königl. Druckerey: *Histoire des campagnes de Annibal en Italie pendant la deuxième guerre punique*: suivie d'un abrégé de la tactique des Romains et des Grecs, et enrichie de plans et de cartes topographiques, tirées des matériaux les plus exacts, qui existent sur l'Italie, par *Frédéric Guillaume*, Général de Brigade. Zwei Bände. 1812. XXII, 218 und 268 Seiten in Quart.

In der an den damaligen Vicerönik von Italien, Prinz Eugen, gerichteten Vorrede, kündigt sich der Verf. als einen militärischen Schriftsteller an, der die Absicht habe ein weites Gefilde zu untersuchen, wo noch Niemand vor ihm geerndet habe, denn der Ritter Solard, der überall seine Colonnen suchte und fand, auch von des Dom Thuiliers schlechten Uebersetzung des Polybius irre geleitet worden, hätte die Feldzüge Hannibals, des größten Africaners, nicht mit strategischem Blicke betrachtet, und der von ihm sehr hochgeachtete Guischaro sowohl als Maizeroi hätten ihre Gelehrsamkeit nur zur Ergründung einer

Æ (3)

Kleinen Anzahl von Thatsachen gebraucht, fast allein in der Absicht, die Folardischen Irrthümer zu widerlegen. So fast einzig seinen eigenen Kräften überlassen sey er bisweilen, wie er nicht leugnet, auf Resultate gestossen, wodurch er eine Meinung, die der herrschenden schnurstracks entgegen sey, zu fassen gezwungen worden. Die Verschiedenheit der alten Taktik von der unsrigen macht, daß sie für uns nicht mehr Muster ist, in Hinsicht der Evolutionen und der Ordnung die einzelnen Theile der Armee zu stellen: so fordert die tiefe Schlachtordnung der Alten andere Evolutionen als die unsrige, die eine Folge des Gebrauchs der Feuegewehre ist; auch waren die Armeefronten der Alten deshalb nicht ausgedehnt, folglich ihre Flügelbewegungen schneller, vom General besser beobachtet, und verstatteten im Schlachtplane Aenderungen, die jetzt unthunlich seyn würden. Gleichwohl ist das Studium der alten Taktiker auch für uns noch von großem Werthe. Wir können aus ihrer Art die Armee in Schlachtordnung zu stellen, die Vortheile des Terrains zu benutzen, oder die Nachtheile desselben zu verbessern, noch jetzt viel lernen. Darum studirte der Verf. den Polybius und Livius, nach Guischards Muster. Zehn Jahre wandte er auf die Kenntniß des Schauplazes, auf welchem dieser zweyte Punische Krieg vorfiel, um so bequemer, da er als Soldat Italien nach allen Richtungen zu durchziehen Gelegenheit hatte. So erforschte er die Märsche des großen Karthagers, besuchte die vornehmsten Wahlplätze, und sammelte hinreichenden Stoff. Dieß mußte freylich eine Menge guter Betrachtungen wecken, und den Hannibal sehr achtungswürdig darstellen, so daß der Verfasser ihn sogar über den Scipio stellt. Mit Recht betrachtet er den Livius als den Ergänzer des Polybius: jener füllte die von diesem als Taktiker und Strategiker freywillig gelassenen Lücken aus dem Cincius Ali-

mentus, Cölius und den Archiven der Republik aus. Unter den Neuern hat der Verfasser Guischards und feltner Maizerois Bemerkungen zu befolgen Anlaß gefunden. Sehr brauchbare Karten, Plane und Risse sind beygefügt. Am Ende des Werks soll noch eine Uebersicht der Taktik der Römer und Griechen, die auch die der Karthager war, beygefügt werden, die dem Leser um so nützlicher seyn wird, da derselbe darin eine Vergleichung des alten und neuen militärischen Systems finden soll, deren öftere Annäherung, wie er sagt, überraschend ist.

Auf die Einleitung, welche den Ursprung des ersten Punischen Krieges, Hamilkars Entwürfe, Spaniens Eroberung, und die Ursachen des zweyten Punischen Krieges, ohne neue Ansichten, enthält, folgen im ersten Bande drey Kapitel mit Unterabtheilungen, im zweyten Bande sieben Kapitel: diese zehn Kapitel erzählen die drey Feldzüge Hannibals in Spanien und neun Feldzüge in Italien. Jeder Abtheilung der Kapitel sind erläuternde Noten, welche dem Verf. Ehre machen, hinzugefügt. Oft wird Polybius und Livius Text verdächtig gemacht, doch so, daß eine Vertheidigung zulässig bleibt. Die Römer werden oft, und wie es scheint, mit Recht getadelt; doch zeigt sich der Verf. nicht parteyisch, wiewohl er am Hannibal, von dem er stets mit Ehrfurcht spricht, nichts tadelhaftes findet. Schwerlich wird man auch anderer Meinung seyn können, wenn man bedenkt, wie viel der Held mit geringen Kräften ausrichtete. Hannibals Zug über die Pyrenäen durch Gallien und über die Alpen ist gut geschildert, mit einem scharfen Tadel des Römischen Senats und des Scipio in Marseille. Hannibal drang bey Nuscino (Perpignan) in Gallien ein, und passirte jenseits Avignon bey dem jetzigen Roquemaure die Rhone. Hier findet der Verfasser den Polyb. III, 42. 43. nicht richtig, weil Hannibal in zwey Tagen so viele Rähne als er gebraucht, nicht habe bauen können. Sieht man

die Stelle aber recht an, so verschwindet aller Verdacht. Auch er liest Liv. XXI, 31. pervenit: ibi Isara Rhodanusque, und beweiset die Richtigkeit dieser jetzt nicht mehr (seit Jac. Gronov) bezweifelten Stelle: auch wegen quartis castris: von Caderouffe bis Valence sind 80 Röm. Meilen. Mit Folard, dem so viele neuere, noch neulich Chalieu (Gött. gel. Anz. 1811. S. 1670) gefolgt sind, läßt er den Hannibal in 25 Märschen von Valence nach UPAIR, Embrun, Briançon über den Berg Genevre (alpes cotticae) bis Fenestrelles gehen: doch weicht er in einigen Puncten von Folard ab. Das Gefecht am Tessino wird, gegen Folard, gut dargestellt: so auch die Beschreibung des Treffens an der Trebia und des Wahlplatzes bey Gazzoaldo u., gegen Guischart und Livius, dem er hier wie gewöhnlich den Polybius vorzieht. Vicumviae hält der Verf. nicht unwahrscheinlich für Vicomune, ein Dorf zwischen Broni und Casteggio. Ueberzeugend zeigt er, daß Hannibals Zug an den Trasimenus nicht durch die Moräste der Chiana (clusina palus) wie noch neulich Toaldi (Gött. gel. Anz. 1796. S. 1310) vertheidigte, gegangen sey, sondern durch die Moräste über Parma und Pontremoli: die morastige Gegend, die aber festen Boden hat, geht von Pietrasanta bis zur Mündung des Arno, bey Fucecchio kam H. wieder aufs Trockne, dann nach Fiesole, nach Cortona zu, mit der Miene, über Arezzo, Cortona und Perugia auf Rom losgehen zu wollen. So Polybius und Livius. Daß Flaminius vorrückte war gut, nur schlagen mußte er nicht, sondern zaudern. Hannibal nahm sich bewunderungswürdig, und gieng aus den besten Gründen nicht auf Rom zu, sondern durch Umbrien nach Apulien. Wenn der Verf. den Fabius sehr lobt, so tritt er wegen der Langsamkeit desselben auf des tadelnden Folards Seite: wogegen Fabius doch gerettet werden kann. Das Treffen bey Canná wird richtiger, als sonst geschieht, dargestellt:

das Karthagische Centrum bildete einen vorspringenden Keil (cuneus), den die Römer zurückdrängend in die Zange geriethen. Guischart irrte hier, indem er des Polybius *μυλωνος* lunula mißverstand. Der Verf. nimmt des Prinzen Ludw. Wilhelm von Nassau Erklärung an, die derselbe in seinem Werke *Annibal et Scipion, ou les grands Capitaines* von dieser Sache gegeben hat. Sehr richtig zeigt der Verfasser, daß das Treffen nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Ufer des Aufidus (Ofanto) vorgefallen sey. Polybius ist sein Führer: Livius Erzählung schildert er verwirrt und märchenhaft, ein conte bleu. Nach Rom zu gehen, was Maharbal bekanntlich rieth, und ihm nachher den Vorwurf machte, Hannibal wisse wohl zu siegen, aber den Sieg zu benutzen verstände er nicht, konnte nicht in seinem Plane liegen; da er wenigstens zwanzig Märsche von Rom entfernt war, so konnte er auf keine Ueberraschung sich Hoffnung machen: er kannte die Römer, hinter sich hatte er viele Feinde, alle Bundesgenossen, alle Colonien waren der Römischen Republik noch getreu &c. Vielmehr zog er das Sicherste vor, die Römischen Bundesgenossen an sich zu ziehen, was ihm so sehr gelang: unter diesen Capua, welche reiche Stadt aus Liebe zur Freyheit auf seine Seite trat. Sehr lehrreich sind überhaupt des Verfassers Gedanken, Bemerkungen und Untersuchungen über die Stärke &c. der beiderseitigen Heere, über die Unternehmungen derselben in Spanien, Italien &c., über ihre Märsche, über die begangenen Fehler, über die Gegenden und ähnliche Gegenstände, so daß schwerlich der Taktiker und Strategiker etwas vermissen wird. Auch dem Geschichtsfreunde wird hier vielfacher Stoff zum Denken dargeboten: und wenn er auch nicht in allen Darstellungen dem Verf. beypflichten sollte, so muß er doch allemahl gestehen, daß Gründlichkeit denselben geleitet habe. Eine Menge kleiner Gefechte, die von keinem der neuern

Taktiker berührt worden, werden vom Verf. in die Untersuchung gezogen. Sehr treffend und wahr sind die Bemerkungen über Hannibals Winter-Aufenthalt zu Kapua, von dem behauptet wird, daß derselbe den Karthagern so schädlich gewesen sey, und sie so verweichlicht habe, daß darin eigentlich Hannibals nachheriges Mißglücken seines Planes gesucht werden müsse. Der Verf. leitet diesen ganz ungegründeten Einfall und Vorwurf einzig vom Hasse der Römer gegen den Helden, und vom Livius her. Dadurch sagt er, *ce grand homme (Hannibal) est devenu pour ainsi dire le plastron des sottises et des amplifications rhétoriques, qu'on a débitées sur les quartiers d'hiver et sur l'amollissement des troupes.* Auch nachher waren diese Truppen noch bisweilen siegreich und immer tapfer. Die Hauptursachen der Unfälle, die H. erlitt, lagen in ganz andern Ursachen: die Römer wählten bessere Feldherren nach der Schlacht bey Cannä, wie einen Fabius, Marcellus, Gracchus und Nero: Hannibal ward von seinem Vaterlande nicht recht unterstützt, weshalb seine Handvoll von Veteranen zusammenschmelzen mußte: dazu kam noch das Mißverhältniß seiner geschwächten Armee und der großen Ausdehnung von Provinzen die er zu bewahren hatte. Was waren die Lucanier und Bruttier die er in seine Armeen aufnehmen mußte, damahls für schlechte Soldaten! Es wird jedem Freunde der Geschichte sowohl als jedem Taktiker und Strategiker, der sich über den gemeinen Haufen erheben will, sehr lieb seyn, wenn die folgenden Bände bald erscheinen. Ein Mann, der Gelehrsamkeit und Kenntniß des Alterthums mit tiefen Einsichten in sein Fach verbindet, Theoretiker und Practiker zugleich ist, kann auf sichern und bleibenden Beyfall rechnen, wenn er diese Eigenschaften zur Aufklärung solcher Gegenstände anwendet, und sich so um die Wissenschaften sowohl als um die Menschheit verdient macht.

Charlow.

Mit Schriften der Universitäts-Buchdruckerey hat der dasige academische Senat angefangen, zum Gebrauch der seiner Aufsicht untergebenen Schulen durch eines seiner gelehrten Mitglieder, den Director des dasigen pädagogischen Instituts, Herrn Professor **Rommel**, die Herausgabe einer Reihe von Classikern besorgen zu lassen, wovon uns einige zugekommen sind: 1) *Marci Tullii Ciceronis orationes selectae*. Universitatis Charcoviensis auctoritate curavit *Christophorus Rommel*, Phil. Doct. nec non antiquitatum et literarum Romanarum Prof. P. O. 1811. 433 S. in Octav, eine Arbeit zu der sich der Herausgeber in den ersten Tagen nach seiner Ankunft aus Deutschland, als noch nicht einmal sein eigener Büchervorrath angelangt war, entschließen mußte. Er revidirte den Cellarischen Text, der zum Grunde gelegt werden sollte, nach der Venetianischen, Zwenbrücker und Beckischen Ausgabe; vertauschte die für unecht gehaltenen Reden ad Quirites post reditum und pro M. Marcello mit denen pro Rege Dejotaro et A. Cluentio Avito, schickte dem Text auf LXXX S. eine Commentatio de vita et moribus Ciceronis, eine Chronologia orationum, einen Index legum und eine pecuniae Romanae aestimatio voraus, und ließ hinter demselben auf XLIII S. eine Reihe von Anmerkungen, wie sie der Augenblick gab, folgen. 2) *M. Tullii Ciceronis libri de amicitia, de senectute, et de officiis, nec non paradoxa et somnium Scipionis*. 1813. 298 S. in Octav. Der Zwenbrücker Text ist zum Grunde gelegt, und hier und da nach einigen Ausgaben, der Grävischen, Werburgischen und Olivetischen (den einzigen, die vorrätzig waren), geändert. Unter den Text sind einige kurze Anmerkungen critischen, exegetischen und historischen Inhalts gekommen. 3) *Caji Crispi Sallustii, quae*

exstant, opera. 1814. 218 S. in Octav. Vorausgehen Prolegomena in Sallustium, sein Leben, seine Werke, seine Vorzüge und Mängel betreffend, und die Urtheile der Alten über ihn. Darauf folgen Catilina und Jugurta, nebst den historischen Fragmenten und den ihm beygelegten unechten Stücken. Den Beschluß machen die wichtigsten Varianten, und exegetische Anmerkungen über einzelne dunkle Stellen. 4) *Cornelii Nepotis vitae excoellantium imperatorum.* 1814. 216 S. in Octav, nebst den Fragmenten, chronologischen Tafeln und einem index historicus, geographicus et latinitatis.

An eine förmliche Recognition der abgedruckten Schriften ließen den Herausgeber Mangel an Hülfsmitteln und die Menge zerstreuer Geschäfte, welche ihm die Organisation von mehreren hundert Schulen auflegte, nicht denken; er mußte sich bloß auf correcten Druck und das einschränken, was der Augenblick ihm Nützlichs für gelehrte Schulen darbot. Und was sich unter solchen Umständen leisten ließ, ist in diesen Abdrücken geleistet: bey neuen Auflagen, die bey Schulbüchern nicht ausbleiben können, läßt sich in Zukunft alles nachholen, was gegenwärtig unterbleiben mußte, um den Bedürfnissen gelehrter Schulen nur schnell abzuheffen.

Für den Lehrkursus über die Deutsche Sprache ist noch 5) hinzugekommen: Deutsche Chrestomathie. Poetischer Theil. Vermöge Auftrags der Kaiserlichen Universität zu Charkow herausgegeben von Chph. Kommel. 1813. 336 S. in Octav. Auf eine kurze Geschichte der schönen Litteratur überhaupt und der Deutschen Poesie insonderheit, folgen Proben von 1. lyrischen, 2. epischen, 3. beschreibenden, 4. didactischen, 5. epistolarischen, 6. satyrischen, 7. idyllischen und 8. dramatischen Gedichten, zu deren Zusammenstellung die Charkowische Universitäts-Bibliothek die Werke vorrätzig hatte.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 4. May 1815.

Stockholm.

Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar. Tom. XXIX – XXXI.

Im 29ten Bande zur Mathematik und allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen: I. Geographische Ortsbestimmungen in Westgothland im Jahre 1806, von C. P. Hällström. II. Desselben geographische Ortsbestimmungen in Finnland durch astronomische und chronometrische Beobachtungen im Jahre 1806. III. Derselbe lehrt die Aufgabe über das solidum minimae resistentiae durch Beyhülfe der von Hrn. Nordmark gegebenen Formeln über den Widerstand des Wassers (N. s. unsere Anzeige vom 26ten Bande dieser Handlingar) aufzulösen, und zeigt hiebey zugleich die Anwendung auf die Bestimmung der vortheilhaftesten Gestalt der Seefahrzeuge, mit Rücksicht auf ihre Stabilität, Tiefe ihres Schwerpunctes unter dem Wasserspiegel, u. d. gl. bey welchen Untersuchungen dann frehlich noch ein theoretischer Beweis der von Hrn. Nordmark gegebenen Grundformeln zu wünschen seyn möchte. Die allgemeinen Vorschriften um die vortheilhafteste Ge-

Y (3)

stalt eines jeden horizontalen und verticalen Durchschnit-tes des Schiffraumes bey einem gegebenen Gesetz des Widerstandes des Wassers zu finden, werden übrigens aus Eulers Schrift *methodus inveniendi lineas curvas maximi minimive proprietate gaudentes* entlehnt, nach welchen denn die ganze Untersuchung keine weiteren Schwierigkeiten hat, vorausgesetzt, daß sich das Fahrzeug nach einer Richtung bewegt, welche mit der Mittellinie des Schiffes parallel ist. IV. **Erst Acharius**, Beschreibung eines besondern Meteors, welches sich den 16. May 1808 in der Gegend um Bischofsberge bey Skeningen zugetragen hat. Nachmittags gegen 4 Uhr trübte sich der übrigens wolkenfreye Himmel plötzlich so sehr, daß die Sonne wie eine röthliche Kugel ausah, in die man ohne Blendung hineinschauen konnte. Am westlichen Horizonte, wo der Wind herkam, bemerkte man eine Menge kugelförmiger Körper von einer dunkelbraunen Farbe, ungefähr in der Größe eines Hutkopfes nach dem bloßen Auge zu urtheilen, mit Schnelligkeit aufsteigen, welche, so wie sie sich der Sonne näherten, immer schwärzer, und zuletzt ganz schwarz erschienen. Nun blieben sie auf einen Augenblick stillstehend, näherten sich aber alsdann mit Schnelligkeit dem östlichen Horizont. Während dieser Bewegung verschwanden einige, andere schienen niederzufallen, und das ganze Phänomen dauerte an zwey Stunden, während welcher Zeit leicht eine Million solcher Körper aufgestiegen seyn konnten. Sie hatten weder einen Knall, noch ein Sausen, noch sonst ein Geräusch in der Luft verursacht. Mehrere vereinigten sich öfters unter einander und hiengen zusammen wie Perlen an einer Schnur. Der Secretair **Canut Gustav Wettermark** hatte dieß Phänomen eine gute Zeit hindurch aufmerksam beobachtet, als unter andern auch ganz nahe bey ihm einige dergleichen Kugeln niederfielen, die jedoch so wie sie sich dem Boden

näherten, immer durchsichtiger wurden und zuletzt wie Seifenblasen mit unterschiedenen Farben sich darstellten. An einer Stelle wo eine solche Blase niederfiel, bemerkte man nichts als ein dünnes kaum sichtbares Häutchen, nicht dicker als eine Spinne- webe. Das ganze Landvölk in der dortigen Gegend habe das Phänomen beobachtet und stimme mit der angeführten Relation überein. Herr A. wagt es zwar nicht eine Erklärung desselben mit Gewißheit zu geben, vermuthet aber doch, es möchten diese Kugeln bloß von einer vegetabilischen gelatinösen Substanz herrühren, welche durch Windstöße von entfernten Bergen oder Waldungen herbengeführt, und während ihres Durchganges durch die Luft, vielleicht in Verbindung noch mit andern Substanzen, solche Kugeln gebildet habe. Jedoch sey es auf der andern Seite auch wieder schwer zu sagen, wie dieß Meteor mit der Trübung der Atmosphäre in Verbindung gestanden, und woher die Seifen- oder gallertartige Substanz ihren Ursprung habe, durch Hülfe deren sich eine so große Menge Blasen-ähnlicher Körper hätten bilden können. Verhalten sich alle Umstände so wie sie angegeben worden, so ist dieß Phänomen gewiß eines der merkwürdigsten die je beobachtet worden. V. G. A. Leontmark, über gewisse Gleichungen mit Exponentialgrößen, und deren Reduction auf algebraische Form. Der Verf. lehrt allgemein aus der Gleichung

$$A a^{n^x} + B b^{m^x} = C c^{p^x}$$

den Werth von x zu finden, wenn die übrigen Größen gegeben sind. Man setze $C c^{p^x} = z$, also

$$x = \frac{\log \frac{z}{c}}{p \log c},$$

und substituire diesen Ausdruck statt

x in die übrigen Glieder der Gleichung, so ergibt sich daraus leicht die algebraische Form

$$A \left(\frac{z}{C}\right)^{\frac{n \log a}{p \log c}} + B \left(\frac{z}{C}\right)^{\frac{m \log b}{p \log c}} = z$$

durch deren Auflösung aus dem Werthe von z der von $x = \frac{\log \frac{z}{C}}{p \log c}$ gefunden ist. Es kann begreiflich

die vorgegebene Gleichung aus noch mehr ähnlichen Exponentialgliedern bestehen, und die Auflösung bleibt dieselbe. VI. J. Oefverström, über die mittlere jährliche und monatliche Temperatur von Stockholm aus 50 jährigen Beobachtungen auf der dortigen Sternwarte abgeleitet. Die monatlichen Temperaturen sind zu 5 zu 5 Tagen eines jeden Monats sowohl nach unmittelbaren Beobachtungen, als nach dem Gesetze der Probabilität mitgetheilt. Herr O. findet für die mittlere jährliche Temperatur + 5,765 Grade (vermuthlich der Schwedischen oder Centesimal scale). Es ist merkwürdig, daß die Beobachtungen mittlerer Grade der Kälte vom Anfange des Januars bis zu Ende desselben beständig abnehmen, und sodann bis gegen Mitte des Februars wieder zunehmen.

Im 3oten Bande. I. Geburts- und Sterbelisten in Schweden und Finnland innerhalb den Jahren 1801 - 1805, von Gent. Nicander. II. Nils Joh. Bergsten lehrt an einer vorgegebenen Stelle einer krummen Linie parabolische, elliptische oder hyperbolische Krümmungscurven zu bestimmen, nach Principien, welche denen ähnlich sind, nach welchen Krümmungskreise bestimmt werden. Man kann auf diese Weise finden, welcher kleine Bogen einer vorgegebenen Curv. am besten mit einem elliptischen, parabolischen oder hyperbolischen Bogen übereinkommen würde. III. Geographische Ortsbestimmungen in Ostgothland und im Gebiete Kalmar, von C. P. Hällström. IV. Schwedisches Tabellenwert

in den Jahren 1801 — 1805, von *Henr. Nicander. V. A. N. Edelkranz*, über eine verbesserte Einrichtung des Steam-gage oder der Dampfprobe, zu genauerer Bestimmung des Drucks der Wasserdämpfe bey den Dampfmaschinen, welcher nach den bisherigen Einrichtungen öfters um $\frac{1}{10}$ seines Werthes unrichtig angegeben werde. Da indessen auch der von dem Verf. angegebene Dampfmesser, wie alle bisherigen, nur die Elasticität der Dämpfe in dem Kessel und nicht in dem Cylinder der Dampfmaschine angibt, in welchem sie oft um ein Bedeutendes von derjenigen in dem Kessel verschieden ist, so will der Verfasser bey einer andern Gelegenheit Vorschriften geben, wie man auch diejenige in dem Cylinder berechnen könne, auf welche es doch hauptsächlich bey der Berechnung der Kraft, welche den Kolben niedertreibt, ankommt. VI. Herr *Gören Walenberg* bemüht sich in einigen Beispielen zu zeigen, in wie ferne sowohl die Temperatur des Wassers in stark hervorspringenden Quellen an unterschiedenen Orten, als auch das Verhalten der Vegetation an denselben, uns über die mittlere Temperatur des Bodens daselbst, über die so genannte innere Erdwärme, belehren könne. Begreiflich daß dazu vorzüglich solche Quellen sich eignen, deren Temperatur ungefähr immer dieselbe bleibt, wie auch die Jahreszeit beschaffen seyn mag, Quellen deren Wasser also aus einer ansehnlichen Tiefe hervorspringt. Ist dieß nicht der Fall, so muß man aus den beobachteten Temperaturen zu verschiedenen Jahreszeiten am besten von Monath zu Monath das arithmetische Mittel nehmen. Man kann die hier angeführten Beobachtungen als einen Beytrag zu denjenigen betrachten, welche schon *Zellant* zu eben diesem Zwecke angestellt, und in den Abhandlungen der Academie vom Jahre 1753, S. 312. bekannt gemacht hat.

Im 3ten Bande. I. Nils John Bergsten, über die Bestimmung unendlich fortlaufender Schenkel von Curven, deren Construction auf das Verhalten zwischen veränderlichen Winkeln und Linien beruht, so daß die Gleichung für eine solche Curve auch transcendente Kreisfunctionen enthalten würde. Es sey öfters mühsam, eine solche Gleichung erst auf eine andere zwischen rechtwinklichten Coordinaten zu bringen, um aus letzterer die Beschaffenheit der ins unendliche fortlaufenden Schenkel der Curve auszumitteln. Der Verf. zeigt wie solches auf eine kürzere Weise, ohne Beyhülfe einer neuen Gleichung bewerkstelliget werden könne, und erläutert sein Verfahren durch Beispiele. II. G. A. Leyonmark fügt noch einen Zusatz zu der im 29ten B. von ihm mitgetheilten Abhandlung über die Reduction der Gleichungen mit Exponentialgrößen auf algebraische Form bey, worin ein zweytes in manchen Fällen noch brauchbareres Verfahren gelehrt wird. III. Derselbe über die Auflösung der Gleichung $x^x = A$.

Florenz.

Von Guglielmo Piatti: Illustrazione di un vaso antico di Vetro ritrovato in un Sepolcro presso l'antica Populonia ed esistente oggi nel cimelio particolare di S. A. I. e R. Madama la Gran Duchessa di Toscana Principessa di Piombino, e alla medesima umiliata da Domenico Sestini. 37 Seiten in Quart mit 4 Kupferstichen. 1812.

Das Gefäß, dessen Beschreibung den Inhalt dieser Schrift ausmacht, ist von grünlichem, wenig durchscheinendem Glase, soll Spuren von Asche und Blut enthalten haben, und wurde in der Nähe der alten Stadt Populonia, unweit Piombino, in einem leider gänzlich zerstörten Grabe entdeckt. Ehe der Verf. zur eigentlichen Beschreibung dieser merkwürdigen

Antike kommt, handelt er von der Erfindung des Glases überhaupt, von der Verfertigung desselben bey den Aegyptern und Phönicern, von den gefärbten Gläsern, den ältesten Spiegeln, den durchsichtigen Glaskäulen, und überhaupt von allen Kunstfachen, welche Perser, Indier, Griechen und Römer aus Glasmassen hervorgebracht haben. Das Gefäß wird von S. 17 an beschrieben. Es hat die Gestalt einer Flasche, nämlich einen fast sphärischen Bauch, und einen angemessenen Hals. Nur der Bauch ist mit Zierathen geschmückt, welche aus architectonischen Zeichnungen und Inschriften bestehen, die weder in Relief noch auch vertieft gearbeitet, sondern so eingeritzt und eingeschabt sind, wie man jetzt die Ornamente und Figuren vermittelst eines Rades an unsern Gläsern zu machen pflegt. Die Höhe des Gefäßes beträgt 19 Centimeter, und der Umfang des Bauches 39 Cent. Die erste und zweyte Kupfertafel stellen es von beiden Seiten, die dritte aber stellt alle Figuren dar. Gleich unter dem Halse liest man: ANIMA FELIX VIVAS, wo statt eines Punctes zum Schlußzeichen ein Palmenzweig angebracht ist. Unter dieser Zeile stehen die Worte: STAGNU PALATIV (wo zu bemerken, daß das I in der Form eines Griechischen Gamma erscheint); und in den Zwischenräumen der Gebäude: OSTRIA-RIA RIPA PILAE. Die Buchstaben des letzten Wortes laufen perpendicular herab, dagegen die andern horizontal geschrieben sind. Eigentlich müßte man stagnum, palatium und ostrearia lesen, allein der Verf. führt mehrere Beispiele einer ungewöhnlichen Schreibart an, die er mit lehrreichen paläographischen Bemerkungen verbindet. Alle dargestellte Gegenstände sind in einem schlechten Geschmack gezeichnet, und verrathen das dritte oder vierte Jahrhundert. Unter den Worten Stagnum und Palatium glaubt der Verf. die Abbildung eines

großen Pallastes mit zwey großen Pforten zu erblicken, die durch eine Galerie mit einander verbunden sind, unter welcher das Wort *ostrearia* steht. Die Alten nannten *Ostrearium* einen eingezäunten Ort im Wasser, in welchem sie Auster aufbewahrten, um sie jeden Augenblick frisch auf die Tafel bringen zu können, und aus einigen Stellen des *Ronnius* (*de re cibar.* III. 37), des *Plinius* und *Macrobius* ergibt es sich, daß ein gewisser *Sergius Orata* der erste Erfinder von Austerbehältnissen gewesen, dem man, als einem Schlemmer der ersten Größe, hätte er in unsern Tagen gelebt, gemiß den *Almanac* des *Gourmands* gewidmet haben würde. Das Wort *stagnum* soll hier eine Naumachie bedeuten. Neben einem andern Gebäude liest man *Ripa* — und nicht weit davon stehen zwey Säulen mit Bögen auf den Spizen, vielleicht mit Störchen. Dabey ist das Wort *Pilae* angebracht. Endlich erblickt man noch einen Triumphbogen mit zwey Arcaden, dessen oberer Theil mit vier halben Pferden verziert ist, die der Verf. für Seeperde hält. Diese beiden Gebäude scheinen eine Brücke zum Fundament zu haben, welche wiederum auf einem Schiffe mit einem Schnabel ruht. Wenn in dem Grabmahl eine Inschrift befindlich gewesen ist, so würde sie vielleicht einiges Licht über die Person die es enthielt, und über die so räthselhaften Figuren des Gefäßes geworfen haben. Daß die Stadt *Populonia* zu den wichtigsten in *Etrurien* gehört hat, beweisen die zahlreichen in ihrer Nähe ausgegrabenen Münzen. Ihre gegenwärtige Ansicht schildert *Zargioni* in seinen Reisen (T. IV. p. 258 sq.). Zum Schluß theilt der Verf. eine Griechische Inschrift mit, die aber mit dem Inhalt der Abhandlung in keiner Beziehung steht, und auch von andern früher, am besten von *Muratori* (*Thes. Inscript.* p. 137. 1.) bekannt gemacht worden ist.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 6. May 1815.

Paris.

Ven Firmin Didot, Buchdrucker des Instituts : *Histoire littéraire de la France*. Ouvrage commencé par des Religieux Bénédictins de la Congrégation de Saint-Maur, et continué par une Commission prise dans la classe d'Histoire et de Littérature ancienne de l'Institut. *Tome XIII*, suite du douzième Siècle. 1814. XX u. 622 S. 4.

Es läßt sich nicht voraussehen, daß ein Bändereiches Werk, dessen Fortsetzung vor 52 Jahren unterbrochen ward, seiner Entstehung und Schicksale nach den Lesern dieser Blätter allgemein bekannt sey, da sogar während seiner Erscheinung Deutsche Zeitschriften von ihm so wenige Kunde genommen, daß seiner kaum in ein paar wenig gelesenen erwähnt worden, und es daher fast bloß dem Litterator von Profession aus großen Büchersammlungen des reichen Privatstandes und der Fürsten genauer bekannt wurde. Ein paar Worte über seine Geschichte werden daher hier nicht am unrechten Orte stehen, zumahl da auch unsere Anzeigen diese Ergänzung bedürfen.

Es sind jetzt etwa hundert Jahre, daß der gelehrte Benedictiner, Anton Rivet, zu Mans in der Abtey St. Vincent den Gedanken einer möglichst vollständigen Geschichte der Gelehrsamkeit in Frankreich faßte, und

sich zur Ausführung seines Plans drey seiner Ordensbrüder derselben Abtey, Joseph Düclous, Moriz Poncet und Johann Colomb, nicht etwa auf Befehl seiner Obern, sondern bloß mit ihrer Erlaubniß zu Gehülffen erkohr. Nach einer Reihe von Jahren, welche ihnen das Sammeln des gesammten Stoffes bis zum 16ten Jahrhundert gekostet hatte, erschienen unter Rivets Direction von 1733 = 1750 neun Quartanten, welche Gallien und Frankreich von Pytheas von Marseille an bis in das 12te Jahrhundert nach Christus litterarisch beschreiben. Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des ersten christl. Jahrhunderts gieng die Vorgeschichte. Vom zwenten an wurden die Materialien nach Jahrhunderten geordnet, und jedem ein allgemeiner und besonderer Theil gewidmet. In dem allgemeinen ward jedesmahl eine Schilderung von dem Zustand der Gelehrsamkeit überhaupt u. einzelner Wissenschaften insbesondere sammt einer Nachricht von den in ihm vorhanden gewesenen Hülfsmitteln u. Anstalten gegeben. In dem besondern Theil wurde jedem Gelehrten und Schriftsteller, der in dem Jahrhundert lebte, ein eigener Artikel eingeräumt, in welchem von seinem Leben, seinen Verdiensten und hinterlassenen Werken, den noch vorhandenen und den untergegangenen, den echten und unechten, deren Inhalt, ihrer Schreibart, ihren Ausgaben und Uebersetzungen gehandelt wurde. Am Rande wurden die Quellen, aus denen die Nachrichten geschöpft sind, auch die Hülfss- und Nebenschriftsteller, angeführt. Jeden Band eröffnete ein Inhaltsverzeichnis, und eine Erklärung der in den Citationen vorkommenden Abkürzungen.

Nach der Vollendung des neunten Bandes, der den Zustand der Wissenschaften während des 12ten Jahrhunderts im Allgemeinen und die Geschichte der Gelehrten und Schriftsteller während seiner ersten zehn Jahre enthielt, und unter dem Abdruck desselben starb Dom Rivet (am 7. Febr. 1749). An seiner Stelle übernahmen zwey Benedictiner in dem Hause der Weiß-

mäntel (Blanc - Manteaux) zu Paris, Carl Elementet und Franz Element, die Redaction, denen Poncet und Colomb ihre noch nicht für das 12te Jahrhundert verarbeiteten Excerpte zu diesem Zweck überschickten. Elementet verfaßte den 10ten Band (1756), Element den 11ten u. 12ten Band (1759. 1763), in welchen die Geschichte der Gelehrten u. Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts bis zum J. 1167 herabgeführt war. Da beide mit andern ihnen übertragenen Arbeiten beschäftigt und durch allerley unbekannte Umstände abgehalten, sich der Fortsetzung der Redaction entzogen, so ruhet die Abfassung des nützlichen Werks, nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts abgebrochen, bis, nach dem Ablauf von beynah 50 Jahren, Napoleon Buonaparte unter den Beweisen, welche die Welt von seiner Sorge für die Wissenschaften haben sollte, auch diesen wählte, daß er der dritten, der Geschichte und alten Litteratur gewidmeten Classe des Franzöf. Instituts die Fortsetzung der Litterärsgeschichte von Frankreich aufgetragen habe. Sie ernannte auch unverweilt eine Commission aus ihrer Mitte zur Ausführung des ihr übertragenen Geschäftes. Glücklicher Weise waren die Papiere mit den Auszügen der Benedictiner zu Mans noch vorhanden, wodurch die Vollendung der Geschichte des 12ten Jahrhunderts, bey welcher der alte Plan nicht verlassen werden durfte, und die noch drey Bände, den 13., 14. und 15ten, erfoderte, beschleunigt wurde.

Der dreyzehnte Band, den wir bereits in Händen haben, hat die Herren Pastoret, Brial, Ginguené u. Daunon zu Verfassern, und enthält die Geschichte der Gelehrten und Schriftsteller v. 1167 = 1176. Die dazu vorhandenen Papiere lieferten zwar Angaben über das Leben einzelner Männer und ihre Werke, desgleichen Anzeigen der Quellen und Nebenschriftsteller, die man über sie zu befragen habe: aber es blieb den BB. in dem von jedem übernommenen Fache noch vieles zu erforschen, zu ergänzen, zu berichtigen übrig, besonders über die Troubadours und die Nordfranzöf. Dichter,

über welche den frühern Verfassern der gesammelten Materialien noch die Documente abgiengen, welche erst in den letzten dreißig Jahren ans Licht gezogen worden. Auch in dem gegenwärtigen Bande ist das Werk geblieben, was es durch alle seine frühern Bände gewesen war, eine vortreffliche, critisch-gelehrte Materialiensammlung, die in Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig läßt. Und fast möchte man wünschen, daß der Plan, dessen Feststellung für die folgenden Jahrhunderte der Commission von der Classe der Geschichte und alten Litteratur überlassen ist, wenigstens bis zum funfzehnten Jahrhundert nicht abgeändert werden möchte, da bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst und der Erwachung der alten Litteratur Beschaffenheit und Gang der Gelehrsamkeit ungefähr derselbe blieb.

Mit der Ausführung hat man Ursache sehr zufrieden zu seyn. Die Artikel sind sich freulich nicht gleich; wer kein Heros war, läßt sich auch nicht als ein Heros darstellen, und die Vollständigkeit erforderte auch Männer aufzunehmen, die zu den *diis minimarum gentium* für uns wenigstens, weil nur einzelne Kleinigkeiten, vielleicht nur ein Paar der Geschichte wichtige Briefe übrig geblieben sind, gehören. Und hiedurch erledigt sich auch der Vorwurf, der den frühern Bänden gemacht, und gegen den Rivet sich u. seine Gehülfen mehrmahls in ihren Vorreden zu vertheidigen veranlaßt worden, daß so viele unbedeutende Nahmen in die Geschichte aufgenommen wären. In einer solchen critischen Materialiensammlung durften sie nicht mangeln, wenn ihnen gleich der pragmatische Geschichtschreiber keinen Platz einräumen dürfte. Es ist genug, wenn der Raum, der ihnen gewidmet ist, nicht Männern von großem Einfluß und litterarischer Wichtigkeit entzogen wird. Und dieß ist nicht geschehen: man vergleiche nur die Artikel von Bernhard von Clairveaux (S. 130), von Robert Wace (S. 518), von Richard von Poitiers (S. 530) u. s. w. Und bey solcher Ausführlichkeit bleiben die Verfasser doch immer eingedenk, daß sie ihre Helden nur von ihrer

litterarischen Seite zu schildern, und nicht mehr von ihrem Leben aufzunehmen haben, als was diese ins Licht stellt. Wenn in solchen Fällen etwas übersehen ist, was die Geschichte noch dargeboten hätte, wer sollte davon Aufheben machen? Jeder große Mann ist eine Bürde, die schwer auf seinen Zeitgenossen und der Nachwelt lastet: wie kann sein Geschichtschreiber vor der Gefahr, etwas Merkwürdiges von ihm zu übersehen, sicher seyn? Berengar z. B., sagte einst, zu Abelard's Vertheidigung vor und gegen den h. Bernhard: er habe ja auch in seinen frühern Jahren Liebeslieder in der Vulgarsprache gesungen (*canticulas mimicas et urbanos modulos fictitasti*), und der heilige Mann ließ es, weil es nicht abzuleugnen war, auf sich sitzen. Dieser Umstand zeugt von Uebungen in seiner Muttersprache, die Bernhard in seinen frühern Jahren trieb, u. diese machen die Gewandtheit begreiflich, mit der er sie in seinen Feuerreden, in denen er zu einem Kreuzzug entflammte, gebraucht hat. Dies alles hätte noch in das Leben des harten und herrschsüchtigen Prälaten aufgenommen werden können, aber es fehlt: und wen möchte es bey dem Vielen, was zu melden war, befremden? Doch die Hauptsache in jedem Artikel ist die Critik der Werke, und diese ist größtentheils gründlich und mit vielem Fleiß gemacht. Ein großer Theil der Geschichtsquellen z. B. besteht im 12ten Jahrhundert in übrig gebliebenen Briefen. Zu ihrem leichteren Gebrauch sind sie in mehreren Artikeln dieses Bandes nach Materien und Jahren geordnet, wodurch sich die Verfass. zugleich die Unterscheidung der echten Stücke von den unechten erleichtert haben. Niemand wird indessen erwarten, daß die Critik in jedem Artikel gleich erschöpfend seyn werde. So sind zwar von Otto v. Freysingen, der auch wegen seiner Studien zu Paris in dieses Werk aufgenommen ist, seine Mängel als Geschichtschreiber, seine Digressionen und rhetorischen Amplificationen u. s. w. nicht mit Stillschweigen übergangen; aber seine rühmlichen Seiten sind nicht gehörig hervorgehoben, nicht seine

Fremdmüthigkeit und Unparteilichkeit, nicht seine Auswahl der Begebenheiten, nicht sein Prüfungsgeist, da, wo er fremden Berichten folgen mußte.

Aus der bisherigen Schilderung dieses Bandes ergibt sich von selbst, daß in demselben nicht nur manche vor dem unbekannte Schriftsteller (wie Conon, Cardinalbischof von Palestrine, der Dichter Everard, der Dichter Pierre de Vernon u. s. w. u. s. w.), sondern auch Ausländer (wie der eben genannte Otto v. Freysingen, Papst Hadrian IV, ein Engländer von Geburt, Robert von Melun, Bischof von Hereford ic.) aufgeführt sind; und über die Aufnahme der letzten ließe sich allerdings mit den Verfass. rechten. Aber wir verschmähen nichts Gutes, und nehmen es dankbar an, wo es auch gegeben werden mag. Die Zahl derer, die vom Auslande aufgenommen worden sind, mehrte sich dadurch, daß dieser Band gerade die Zeit berührt, in welcher die Normandier und andere Stücke von Frankreich mit England gemeinschaftliche Regenten hatten, wodurch in England und in Frankreich geborne Schriftsteller unter einander kamen, sobald man sich nicht zum Grundsatz machte, entweder das Vater- oder das Wohnland allein über ihre Aufnahme entscheiden zu lassen. Und gerade darüber ist kein fester Grundsatz befolgt worden. Daher in Frankreich geborne und in England lebende Männer (wie der Franzose Rigelle, Bischof zu Ely in der Grafschaft Cambridge) und andere in England oder Schottland geborne und in Frankreich lebende Gelehrte (wie der Schotte Richard zum h. Victor, Prior zu Paris) unter einander stehen.

Dem Inlande überläßt man billig das Urtheil über die Schreibart der Verfasser, ob auch an ihnen, wie an ihren Vorgängern, Correction, Leichtigkeit u. Eleganz des Styls vermisst werde, ob gleich in einem critisch-gelehrten Werke dieser Art, wo oft so kleinliche Untersuchungen vorzutragen sind, auch das Inland, wie uns dünkt, weniger eckel seyn und es mit dem Styl und seiner Gleichheit nie so genau, wie bey einem Ge-

schichtschreiber, nehmen sollte. Das Ausland nußt lieber dankbar die neuen Kenntnisse, die es daraus schöpfen kann: und die Gelehrten der verschiedensten Fächer können daraus Beute machen. Von dem Theologen abgesehen, der in der Litterärsgeschichte eines von Möncherey wie durchpeikten Jahrhunderts überall auf einzelne ihm merkwürdige Dinge stoßen muß, — wie vielfach kann es dem Rechtsgelehrten, dem Geschicht- und Sprachforscher, dem Liebhaber der ältern Poesie u. a. nützen? Für die Rechtsalterthümer kommen darin ungedruckte Quellen und Auszüge aus ihnen vor. Das Seegezeubuch (les Jugemens d'Oleron), das Selden für ein in England verfaßtes Werk erklärt hat, wird Frankreich (S. 96) mit allerley Gründen zugeeignet. Auch die Frage ist (S. 94) berührt, ob Philipp von Navarra Sammler der Assises de Jérusalem, und nicht vielmehr ihr Vermehrer gewesen sey? u. s. w. Das Schicksal des beständigen Abänderns, welchem die Chroniken des Mittelalters unterworfen waren, kann schon (andrer zu geschweigen) der einzige Artikel Richard's von Poitiers ins Licht setzen. Drey ganz verschiedene Texte seiner Chronik sind schon gedruckt: ein kurzer Text durch Martene, ein ausführlicherer durch Muratorius aus einem Vaticanischen Manuscript; ein noch umständlicherer in der Sammlung der Franzöf. Geschichtschreiber (T. XII. p. 411). So hat man sich erlaubt, Chroniken zu interpoliren und in ihrem Texte zu fengen und zu brennen. Und wie gedankenlos ihre Herausgeber zu Werke gegangen sind, davon ist auch noch diese Chronik ein Beweis. Den Muratorischen Text gibt die Sammlung der Franzöf. Geschichtschreiber unmittelbar hinter dem erweiterten Exemplar desselben (T. XII. p. 113), ohne es zu merken, daß sie noch einmahl dieselbe Chronik liefere, weil in der Pariser Handschrift, aus dem er genommen ist, Richards Rahme nicht voranaemahlt war. Für den Forscher der allmähligten Bildung der Franzöf. Sprache und der Englisch-romantischen Litteratur in Normännischer oder Franzöfischer Sprache kommen mehrere bisher unbekannte u. ungebrauchte Quellen und Proben daraus vor. Das älteste Denkmahl dieser Art ist wahrscheinlich in dem Coder zu finden, welcher mehrere Stücke aus den Werken des h. Gregorius Franzöfisch übersezt enthält. Nahe mag ihm an Alter die anonyme Uebersetzung der Bücher der Könige und der Maccabäer kommen, wovon die Originalhandschrift während der Franzöf. Revolution verschwunden, der Text aber glücklicher Weise in zwey schon früherhin genommenen Abschriften erhalten ist; gleiches Alter mag die Passion Christi in Franzöfischer Versen, vor 1125 verfaßt, haben. In den ausgezogenen Stellen aus den Werken Wilhelm's IX, des Grafen von Poitou und

Herzog von Aquitanien (geb. 1071, gest. 1126), auf den man gewöhnlich den Anfang der Provenzalpoesie zurückführt, Formen (S. 46) schon die *tenzons* und *jeux partis*, sogar die *Feen* (jene ätherische Wesen, die den Vert der Verser nachgebildet scheinen) als *fadaz* vor. In dem Leben des Grafen wird wieder behauptet, daß der Reim der neuen Poesie eine Nachahmung der Arabischen Poesie sey, welches doch der Geschichte völlig zuwider ist, da der Reim viel früher vorhanden war, als der Einfluß der Araber auf Europa seinen Anfang nahm: die Dichter in Ireland reimten schon im 5ten Jahrhundert. Doch war der Reim bey den Germaniern nicht (wie bey den Arabern) einheimisch. Die Sächsische Poesie, die doch von Holstein nach England getragen worden, kannte so wenig den Reim als die Poesie des Scandinavischen Nordens, der doch auch Germanische Dialecte redete. Letzterer nahm den Reim erst c. 1150, sammt der gereimten Ritterpoesie, aus dem Westen und Süden von Europa an.

Um aber den ganzen Nutzen aus der gelehrten Sammlung dieses Werks zu schöpfen, wäre vor allem ein umfassender Blick von nöthen, der aus dem Einzelnen ein Ganzes zu machen weiß: und wie selten ist jener, u. wie schwer dieses! Denn damit ist es nicht gethan, daß der Litterator in sein Memorandumbuch einträgt, was für Artikel sich in *Histoire littéraire de France* neu oder besser aufgestellt finden; wo *Woffius*, wo *Cresecombini*, wo *Millot* u. a. verbessert werden: das ist das Wenigste, das Unbedeutendste, ein bloßes Nebenwerk. Aus den Gedanken, Vorkellungen und den Gegenständen, womit man sich jedes Jahrhundert beschäftigte, aus den Formen zu schreiben, die darin herrschend waren, aus der Richtung, welche Talente nahmen u. andern gaben, muß der Geist der Jahrhunderte aufgefaßt werden: diese Aufgabe ist des Genies würdig und für die Gelehrsamkeit erst recht fruchtbar.

Die beiden nächsten Bände dieses Werks werden unverzüglich von denselben Verfassern folgen, und die Litterargeschichte des 12ten Jahrh. beschließen, worauf sie zu der Bearbeitung des 13ten unter der Benutzung derselben Vorarbeiten übergehen werden. *Moncey's* Papiere über das 13te — 16te Jahrh. waren nach seinem Tode (2. Dec. 1764) den Weismännern aus dem Orden der Benedictiner zu Paris übersendet worden; die des D. *Colomb* waren zu Mans geblieben, aber von dem *Abbé Renouard*, dem *Conservateur* der *Departmental-Bibliothek* zu Mans, gesammelt, geordnet, und mit Sorgfalt aufbewahrt worden. Sie befinden sich nun in dem Besitze der *Commissarien*. So kommt doch einmahl ein vieljähriger Privatleiß gelehrter Männer nach mehr als einem halben Jahrhundert der Welt noch zu gute.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 6. May 1815.

London.

Ben G. und W. Nicol, Königl. Buchhändlern,
Pall-Mall: *An Account of the empire of Ma-
rocco and the Districts of Suse and Tafilet;*
compiled from miscellaneous Observations
made during a long Residence in, and various
Journeys through these Countries. To which
is added an account of Shipwrecks on the
western Coast of Africa, and an interesting
Account of Timbuctoo, the great Emporium
of central Africa. By *James Grey Jackson.*
Illustrated with improved Maps and new en-
gravings. *Second Edition*, corrected, newly
arranged, and considerably enlarged. 1811.
328 S. in Quart.

Dieses Werk ist aus lauter einzelnen Bemerkun-
gen erwachsen, welche der Verfasser, ein sehr ge-
bildeter und kenntnißreicher Kaufmann, während
seines sechszehnjährigen Aufenthalts zu Mogadore
(s. Proceedings of the African Association
Vol. 2. p. 369), und auf seinen Reisen durch das
Maroccanische Reich unter den letzten Regierungen
A (4)

von Sidi Mohammed, Mulei Jezid und Mulei Soliman (also etwa von 1789 bis Julius 1806 nach den Int- und Exportenlisten, S. 251) zu seinem eignen Gebrauch und zur Rückerinnerung an die unter dem Africanischen Himmel hingebachten Jahre niedergeschrieben hatte. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland ist er von dem Grafen Moira (bekannt als ein Hauptmitglied der African Association) ernuntert worden, seine in politischer und commercieller Hinsicht interessanten Erforschungen zur öffentlichen Bekanntmachung zu bearbeiten. So entstand dieses schöne Werk, dessen erste Ausgabe, welche uns nicht zu Gesicht gekommen ist, im Jahre 1809 erschienen seyn muß, wie sich aus der vom 30. May 1809 datirten Zueignung an Seine Königl. Hoheit, den Prinz-Regenten folgern läßt; die zweyte hat, wie sich schon aus ihr selbst, auch ohne ihre Vergleichung mit der ersten, die wir nicht anstellen können, abnehmen läßt, große Vorzüge vor der ersten. Sie hat vor ihr ganze Abschnitte voraus: eine vollständige Angabe der Quellen der Einkünfte des Scherifs von Marocco, eine Naturgeschichte des Landes, genauere Nachrichten von seinen verschiedenen Einwohnern und ihren Sitten, von der Maroccanischen Justiz, Erziehung der Jugend, und dem Gesundheitszustand; eine Vergleichung zwischen der Sprache der Eingebornen auf den Canarischen Inseln und der Schelluh am Südatlas; eine Nachricht von Verton's Vermächtniß zur Loskaufung Brittischer Seeleute aus der Slaveren; Vorsichtsmaßregeln auf Schiffen; Geseze, Gewohnheiten und Manufacturen zu Tombuctu; Proben Arabischer Briefe. Dieses sey für die Besitzer der ersten Ausgabe vorauserrinnert. Für unsre Blätter ist das Werk in seinem ganzen Umfang neu; weshalb wir uns von nun an ohne Unterscheidung des neu hinzugekommenen an das Ganze desselben halten werden.

Die Vorzüge einer solchen Länderbeschreibung lassen sich bloß mittelst der Vergleichung mit den frühern ähnlichen Werken ausmitteln, und der Verfasser darf sie auf keine Weise scheuen, ob er gleich selbst das gründlichste Buch über Marocco nicht gekannt zu haben scheint, *Georg Hoest's* *Elsterrettinger om Marokos og Fes* (1779), *Deutsch: Nachrichten von Marokos und Fes* (Kopenhagen 1781. 4.): denn er selbst rühmt nur *Leo Africanus* und *Chenier* als die einzigen Schriftsteller, welche *Africa* in seinem wahren Lichte dargestellt hätten. Was der Verf. mit *Höft* berührt, das beurkundet aufs neue die Wahrheitsliebe und Genauigkeit des letztern, denn er stimmt mit ihm vollkommen überein; aber *Jackson* ist in allen solchen Artikeln viel reicher und umständlicher. So haben beide eine Erdbeschreibung und Naturgeschichte des Landes: *Jackson* aber eine weit vollständigere. In der Zoologie z. B. fehlen bey *Höft* *El Horreh*, *Aoudad*, *Sibfib* und überhaupt die dem *Atlas* eigenthümlichen Thiere; *Dubbah* (*Hyaena*) fehlt entweder, oder ist, wie bey *Bruce*, mit *Dib* verwechselt: das *Kamehl* der Wüste (*El Heirie* oder *Erragual*) ist von *Höft* von dem lasttragenden *Kamehl* nicht gehörig unterschieden, und daher ganz übergangen, hier aber in einem reichen Artikel beschrieben. Dieselbe Bemerkung ließe sich durch alle Naturreiche hindurchführen, und mit mehreren Beispielen belegen, wäre hier der Ort dazu. Es ist genug, daß der Naturforscher weiß, wo er Ergänzungen und reichere Beschreibungen *Maroccanischer* Naturkörper zu suchen hat. Dagegen hat *Höft* wieder vor *Jackson* voraus, daß er die einheimischen Nahmen von geographischen und naturhistorischen Gegenständen in *Arabischer* Schrift mittheilt und accentuirt, wodurch vielem Mißverständniß vorgebeugt ist. So kann der Sprachkenner wohl errathen, wie *El Heirie* und *Erragual* geschrieben

werden möchten; er hat aber doch, weil eine Verschiedenheit möglich ist, keine Gewißheit der Orthographie, auf die bey ausländischen, besonders Asiatischen Nahmen so viel ankommt.

Mit des Verfassers Beobachtungsart und seiner Beurtheilung der Nachrichten, die er zuweilen aus fremden Erzählungen zu melden hatte, kann man im Ganzen zufrieden seyn. Wie behutsam spricht er nicht von dem fabelhaften Jumar, von dem er nur eine Sage aus dem Munde eines gewissen Sid Mahommed E — m mittheilen konnte! Vorsichtig beschränkt er sich bey dem Artikel von den Einkünften (S. 166) bloß auf die Angabe ihrer Quellen, wenn Höst weit kühner sie Posten für Posten berechnet und sie auf diese Weise zu Einer Million Piafter ansetzt. Bey der Schilderung des Maroccanischen Handels geht er nicht über die in dem Hafen Mogadore gehaltene Listen der Importen und Exporten während der Jahre 1804 und 1805 hinaus, (1804 betrug die Totalsumme der Importen 151,450, und der Exporten 127,679 Pfund Sterling,) wodurch er auf der einen Seite reicher als Höst ist, der nur die Artikel die ein- und ausgeführt werden ohne alle Zahlen mittheilt; aber auf der andern Seite hat letzterer wieder den Vorzug anderer sehr schätzbaren Angaben, wie des Arabischen Nahmens, welchen jeder Artikel im Inlande führt, des Preises, für den er dort verkauft wird, und der Zölle, die erlegt werden müssen u. s. w. Nach solchen Beispielen von Besonnenheit liest man bey Herrn Jackson die Berechnung der Bevölkerung des Königreichs Marocco mit desto mehr Befremden. Er berechnet die Zahl der Einwohner (was schon in Europa sehr oft ein Wagestück seyn würde) von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, sogar die Köpfezahl der Nomadischen Stämme, und bringt die ganze Bevölkerung auf 14,886,600 Seelen.

Der Stadt Marocco gibt er 270,000 Einwohner (Höft kaum 20,000), Fes (Alt- und Neustadt) 380,000 (Höft etwa 70,000), Meknès 110,000 (Höft nicht über 10,000). Man traut bey diesen Angaben kaum seinen Augen; und doch darf man dem Verf. nicht geradezu widersprechen, da er sich dabey ausdrücklich auf eine authentic information, extracted from the Imperial Register of the inhabitants of each province beruft.

Ehe wir zu den Eigenthümlichkeiten dieses Werks, die es vor andern ähnlichen auszeichnen, fortgehen, müssen wir zur Uebersicht des Ganzen den Inhalt der 13 Kapitel, aus denen es besteht, angeben: 1. Geographische Eintheilungen des Reichs; 2. Flüsse, Berge und Klimaten; 3. Provinzen, Beschaffenheit ihres Bodens, seine Cultur und Producte; 4. Bevölkerung, Seehäven, Städte, Flecken u. s. w.; 5. Zoologie; 6. Mineral- und Pflanzenreich; 7. Beschreibung der Einwohner in der West-Barbarey, nach Religion, Sitten, Character, Krankheiten, Gewohnheiten am Hof, bey welcher Gelegenheit die Quellen der öffentlichen Einkünfte mitgenommen werden. 8. Von der Seuche, welche 1799 und 1800 die West-Barbarey entvölkerte; 9. Bemerkungen über die Mohammedanische Religion; 10. Sprachen in Africa; 11. Handel von Marocco; 12. Schiffbrüche an der Küste von Africa und was damit zusammenhängt, Slaveren, Loskaufung u. s. w. 13. Ueber Tombuctu.

Zu den besondern Merkwürdigkeiten dieses Buchs gehört der Artikel von den Sprachen in Africa. 1. Die Arabische Sprache wird bekanntlich in ganz Nord-Africa gesprochen; mit ihr kann man sich auch auf der Reise von Dschinnie nach Cairo, sogar durch die Wüste Sahara durchhelfen; selbst die Negervölker, die ihre eigenen Sprachen haben, verstehen etwas davon, zumahl die, welche die Mohammeda-

nische Religion angenommen haben. Besonders wird noch das Arabische, das die Kamehltreiber durch die große Wüste reden, von Seiten des sonoren und angenehmen Lautes gerühmt (S. 288); es soll sich dem Arabischen des Korans sehr nähern, welches also bey ihnen in dem Laufe von 1200 Jahren wenige Veränderung erlitten hätte. Von der Arabischen Sprache ist 2. die Berbersprache, und von dieser wieder 3. die Schelluh'sprache am Süd-Atlas und zu Suse verschieden, wie die eingerückten Wortverzeichnisse wahrscheinlich machen (aber doch erst ein verschiedener grammatischer Typus völlig beweisen würde): doch werden beide Sprachen mit dem Arabischen Alphabet geschrieben, und der Verf. konnte keine Spur finden, daß sie (wie Marmol vorgibt) je ein eigenes Alphabet gehabt hätten. 4. Um Siwah, oder die Ammons-Oase wird ein Mischling von der Berber- und Schelluh'sprache, der Arabisch El Wah el Garbie heißt, gesprochen. 5. In Sahara, oder dem Süden der Wüste, sollen, wie die Araber, welche die Reise von Dschinnie bis Cairo machen, vorgeben, 43 Neger-Sprachen geredet werden: doch soll man sich in der ganzen Gegend allerwärts auch mit Arabischem verständlich machen können. 6. Die Mandinga-Sprache zieht sich vom Senegal bis zum Königreich Bambarra; von ihr ist 7. die Wangarin-, und 8. von dieser wieder die Houffanian's-Sprache verschieden. Alles dieses wird mit Wörterverzeichnissen belegt. Nach S. 309 soll zwischen Tombuctu und Zschna noch ein Volk wohnen, das sich einer von der Arabischen und den übrigen Africanischen Sprachen ganz verschiedener Sprache bedient.

Bemerkenswerth ist, was über die Bevölkerung der Canarischen Inseln (S. 239) vorkommt. Zwischen den Schelluh am Atlas und den Ureinwohnern der Canarischen Inseln wird in Physiognomie, Sitten und Sprache eine große Aehnlichkeit gefunden,

worauf schon Glas in seiner Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Canarischen Inseln die Hypothese gebaut hat, daß die Insel ihre Einwohner aus Mauretaniën erhalten haben möge. Auch sind die Nahmen mehrerer Städte in Mauretaniën und am Atlas mit denen auf den Canarischen Inseln dieselben. Glas wollte auch in einem alten, im Anfang und am Ende defecten, in der Cathedralkirche zu St. Anne in Canaria gefundenen Manuscript gelesen haben, daß einst die Römer an den Mauretaniërn wegen einer Rebellion durch ein eigenes dazu hingefendetes Heer strenge Rache genommen hätten, worauf eine Auswanderung derselben mit Weibern und Kindern auf die Canarischen Inseln erfolgt sey. Auch Thomas Nicols, der sieben Jahre auf diesen Inseln gelebt hat, gibt in seiner Geschichte derselben die Eingebornen für Nachkommen von Verbannten aus Africa aus. Mehr als alles dieses (denn wer findet nicht in dem defecten Manuscript zu St. Annen in Canaria eine Fabel, zu Gunsten dieser Volksableitung geschmiedet?) beweisen die Wortvergleichungen, nach denen die Sprache zweyer Canarischen Inseln, die Lancerotta- und Fuertaventura Dialecte, mit der Schelluh-Sprache übereinkommen. Zur Vollendung dieser Völkerforschung müßte nun noch hinzukommen, daß auch der Typus der Grammatik derselbe sey.

Der preiswürdige Eifer, mit welchem die African Association die Erforschung des innern Africa verfolgt, hat den Verfasser auch veranlaßt, alle Gelegenheiten zu Erkundigungen zu benutzen: in einem eigenen Kapitel stellt er die Resultate derselben zusammen. Tombuctu, im Herzen von Africa, ist das Ziel, wonach alles hingerrichtet ist: der Erreichung desselben stehen aber große Hindernisse im Wege. Die Gefahren der Plünderung durch die Arabischen Stämme, die in der großen Wüste um-

herziehen, lassen sich abwenden, wenn man von dem Territorium des Woled Abbusebah eine Begleitung bis zu dem des Woled Delim, und von diesem bis zu dem des Mograffa Arabs, der sie bis Tombuctu fortsetzt, für die festgesetzte Belohnung mitnimmt; hingegen der Gefahr vom Flugsand, wenn der Sturmwind Aufschum sich erhebt und lange fort dauert, begraben zu werden, läßt sich nichts entgegensetzen. Endlich können die Caravanen ihren Zug nicht in gerader Richtung nehmen, sondern müssen bald west- bald ostwärts zu jenen Wasserplätzen, die wie glückliche Inseln mit ihren grünen und angebaueten Flecken in einem Sandmeer liegen, einlenken: trifft es sich, daß so ein Wasserplatz durch einen zusammengeweheten Sandberg verschüttet ist, so ist die ganze Caravane verloren; noch im Jahre 1800 verschmachten durch diesen Unfall 2000 Menschen und 1800 Kamehle auf der Reise von Tombuctu nach Tafilet. So eine Caravane braucht auf dem weitesten Wege zu ihrer Reise durch die große Wüste, die Rasttage mitgerechnet, 130 Tage. Z. B. von Fez bis Atka 18 Tage, daselbst ein Monath zum Ausruhen; von Atka bis Tagassa 16 Marsch- und daselbst 15 Rasttage; von da bis zu der Oase und Well af Tauflehy 7 Marsch- und daselbst 15 Rasttage; bis zum Wasserplatz Arawan 7 Marsch- und daselbst 15 Rasttage, von da bis Tombuctu 6 Tage; folglich 54 Reise- und 57 Rasttage. Noch ist eine andere Marschrouten von Bedinun aus mitgetheilt, und (S. 308) Tombuctu's Entfernung von mehreren Hauptörtern nach eingezogenen Erkundigungen angegeben. Selbst über die Stadt Tombuctu, ihr Territorium, ihre Regierung, und die Waaren die dort aus- und eingeführt werden, liefert man hier schon umständliche Nachrichten, und so manches, dessen künftige Bestätigung man kaum Muth genug zu hoffen hat. An die Sage von einer großen zu Tombuctu aufgestellten Manuscripten-

Bibliothek, in einer von den Arabischen Characteren verschiedenen Schriftart glaubt zwar der Verf. nicht, weil so etwas mit dem litterarischen Zustand der übrigen Gegenden dieses Landes ganz unvereinbarlich wäre; aber er ist doch gutmüthig genug, unter den Arabischen Büchern, die hier verwahrt werden sollen, Uebersetzungen mancher Griechischer und Lateinischer Schriftsteller des Alterthums, die man in Europa nicht mehr besitzt, zu vermuthen, und zu erwarten, daß in wenigen Jahren, wenn die Erforschung des innern Africa's ferner mit Eifer betrieben werde, unsre Europäischen Bibliotheken damit bereichert und geschmückt werden möchten (S. 219. 304). Am aller interessantesten wäre die Wassercommunication Tombuctu's mit Aegypten, von der man in Africa spricht, wenn sie sich nur bestätigen ließe. Kaufleute (die keinen Wasserweg suchen, weil die Landfracht durch den Dienst der Kamehle wohlfeiler ist, als die Wasserfracht seyn würde) behaupten, daß der Nil von Aegypten und der bey Tombuctu ein und derselbe Fluß wäre. Am Fuß des westlichen Arms des Mondgebirges (Dschebel Kumra) entspringe aus einem See oder Sumpf der Nil von Tombuctu; und auf der andern Seite desselben Gebirges aus einem ähnlichen Sumpf der Senegal. Obgleich das Gebirge dazwischen liegt, so leiteten doch die Africaner Nil und Senegal aus einerley Quelle ab. Nach einem lange fortgesetzten Lauf vereinige sich der Nil von Sudan mit dem von Aegypten: doch sey der Ort ihrer Vereinigung noch unbekannt. Aus den Munde eines (wie der Verf. dafür hält) glaubwürdigen Mannes hörte er, daß im J. 1780 17 Dschinnie Neger, die der Arabischen Sprache kundig waren, in einer Handels speculation auf einem Canoe von Tombuctu abgefahren seyen, und nach 14 Monathen (weil sie häufig bey den vielen Städten, die an den Ufern der beiden Nile erbaut waren, um

ihre Waaren umzutauschen und Victualien einzunehmen, landeten) Cairo errichtet hätten. Wo das Wasser wegen der vielen abgeleiteten Canäle zu feicht war, und bey den drey Wasserfällen, auf welche sie stießen, trugen sie ihr Boot zu Land bis dahin, wo sie wieder zu Wasser ihre Reise fortsetzen konnten. Von Cairo nahmen sie den Weg mit einer Caravane über Barca, Tripoli u. s. w. bis Marocco, und giengen dann mit der Akka Karawane nach Dschinnie ab, das sie nach einer Abwesenheit von drey Jahren und zwey Monathen wieder sahen. Man muß zwar sehr behutsam im Widerspruch gegen Nachrichten von einem Lande seyn, das erst aus seiner Verborgenheit gezogen werden soll: dennoch kann der Recensent seinen Unglauben an den Wasserweg nach Aegypten kaum unterdrücken. Ueber den Nil und seine Quelle hat Edrifi schon ähnliche Sagen; das mögen sie auch bleiben, da sich für sie bis jetzt noch keine Bestätigung hat wollen finden lassen. Entweder müssen alle Nachrichten der seit 26 Jahren ausgesendeten Erforscher von Africa falsch seyn, oder der Niger fließt von Westen nach Osten, und verdunstet oder verliert sich in einem See, obgleich die Art und der Ort seines Endes noch nicht erforscht ist. Was von den 17 Abenteurern erzählt wird, ist offenbahr eine Sage, für deren Wahrheit sich kein Mensch verbürgen kann, und die in sich schon Spuren der Unwahrscheinlichkeit trägt. Die Critik muß hier ihr *ἐπιχειρῶν* aussprechen.

Bei dem noch nicht berührten Inhalt dieses Werkes können wir kurz seyn. Die Nachrichten von der schrecklichen Epidemie (S. 171), welche in den Jahren 1799 und 1800 in der westlichen Barbaren wenigstens ein Drittel der Bevölkerung hinwegraffte, werden für Aerzte lehrreich seyn, so wie die von den häufigen Schiffbrüchen an der Westküste von Africa (S. 269) für die Seefahrer. Das traurige Schicksal

derer, die letztere überleben, ist nichts Unbekanntes. Thomas Betton, der das Unglück hatte, die Leiden der Sklaverey aus eigener Erfahrung zu kennen, setzte bey seinem Tod (1724) ein Vermächtniß von 55,900 Pf. Sterling zu einer Anstalt zur Loskaufung solcher Unglücklichen aus. Das Schwierigste dabey ist, an dem Hofe des Kaisers von Marocco einen tüchtigen Agenten zu finden, der sich dieses menschenfreundlichen Geschäftes mit Eifer annimmt und es mit Sicherheit zu betreiben versteht. Den Beschluß machen (S. 313) einige Arabische Briefe, als Probe von dem Eigenthümlichen in Form und Sprache zur Uebung für künftige Geschäftsleute.

Noch ein Wort von den Kupfern. Außer dem Titeltupfer, das die einnehmende Physiognomie des Verf. darstellt, finden sich bey diesem Werke zwey Karten, die eine vom Maroccanischen Reich, die andere über die Carawanenstraße durch die Wüste Sahara; fünf Kupfer mit Aussichten von verschiedenen Gegenden und Städten; sieben naturhistorische (vom Kamelion, der Heuschrecke, der Buschschlange, der El Effaschlange; von den Pflanzen, Euphorbium und Ammoniacum (Arabisch Falhook) und zu der letzten gehörigen Fliege (Dibben Fashook, Gum Ammoniac Fly).

Die Geschichte von Marocco ist in beiden Ausgaben dieser Beschreibung übergangen. Bey der ersten hatte sie der Verfasser in einem besondern Buch, als zwenten Theil seines Werks, nachzutragen versprochen. Es waren auch schon drey Bogen davon gedruckt, als er sich entschloß sein Vorhaben aufzugeben, weil er doch darin nichts Neues würde leisten können.

Leipzig.

Ben Barth: Beytrag zur Homiletik. Nebst einer Abhandlung von der Beredsamkeit des Chrysostomus

von Dr. J. G. Rosenmüller, Prof. Primar. der Theologie, Superintendenten in Leipzig u. 1814. 142 Seiten in groß Octav.

Ein Mann, welcher über 50 Jahre lang auf dem Lande, vor Stadt- und Universitäts-Gemeinden geprediget, und durch gehaltene, wie durch gedruckte Predigten sehr viel gewirkt hat, gibt hier öffentlich seine Stimme über die wichtigsten Punkte der Homiletik. Es sind zerstreute Bemerkungen, aus langer Erfahrung geschöpft, meist durch neuere Schriften veranlaßt und mit historischen Notizen durchwebt. Sie betreffen I. die Hindernisse der Wirksamkeit der Predigten. Dahin gehört besonders der Pericopenzwang, von welchem hier recht gut gezeigt wird, wie er das Predigen erschwert, und was er für einen schädlichen Einfluß auf die Beschaffenheit der Predigten gehabt habe und immer noch häufig habe. II. Inhalt der Predigten. Hier besonders Streit wider das, was der Verf. die neue schwärmerische Mystik nennt. Wir finden die Behauptungen bestritten, daß es eine Predigt weder mit dem Verstande, noch mit dem Herzen, sondern mit dem Gemüthe zu thun habe, daß sie alle Kräfte des Geistes harmonisch beschäftigen, also ein Kunstproduct seyn müsse, daß nicht Sittlichkeit, sondern Religion das Höchste sey und als solches auch in Predigten erscheinen müsse, daß Predigten Bezeichnungen des inneren göttlichen Lebens mit Worten, zur Befriedigung und Erweckung des Herzens seyen, daß Religion eine heilige Poesie, daß Gott ein unaussprechlicher Seufzer im Grunde der Seele sey, daß Geistliche nicht bloß Lehrer, sondern Priester seyn und opfern müßten, daß die Lehre von einer durch Jesum gestifteten Versöhnung zwischen Gott und Menschen und der daraus geflossenen Erlösung des Menschengeschlechts der Mittelpunkt des Christenthums, und daß daher eben damit jeder echt christlichen Predigt

ihre Hauptthema gegeben sey. Zugleich wird bemerkt, daß einige Theologen wieder das alte, scholastische, kirchliche System in Schutz nehmen und Tertullianische, Augustinische, Anselmische Vorstellungen vertheidigen, welche weder mit richtig verstandenen Stellen der Bibel noch mit der gesunden Vernunft übereinstimmen, daß sie ihre dogmatischen Meinungen in die Bibel hineinbringen, daß sie mit biblischen Ausdrücken, die einen ganz andern Sinn haben, ihre eigene philosophische oder unphilosophische Ideen bezeichnen, daß sie die Bibel nach den Träumereien der Naturphilosophie drehen, daß daher ein gründliches exegetisches Studium jetzt angehenden Predigern nicht nachdrücklich genug empfohlen werden könne, daß einst durch Ausbreitung und Nutzbarmachung der Bibel die Scholastik gestürzt und die Religion wieder emporgehoben worden sey, und daß hoffentlich die neue Scholastik über kurz oder lang das nämliche Schicksal haben werde. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. eher diese Fragen und Gegenstände gar nicht berührt, als sie so obenhin genommen und abgethan hätte. Wir gehören keineswegs zu den Naturphilosophen, die er meint, aber wir sehen doch mit Freuden unter dem Einflusse dieser Philosophie wiederum mehr Interesse und Gefühl für Religion, mehr Anerkennung des Göttlichen im Christenthum und dessen verschiedenen Gestalten und Verfassungen, mehr Verehrung für die heilige Schrift entstehen und aus ihr wiederum einen tieferen und gewichtvolleren Sinn hervorgehen. Unser Mysticismus ist nicht der der neuen Naturphilosophie, aber wir können uns doch unmöglich damit begnügen, daß der echte Mysticismus bloß in der Wärme und Innigkeit des religiösen Gefühls, ohne daß der Deutlichkeit der Vorstellungen Eintrag geschieht und ohne nach dem Geheimnißvollen zu suchen, bestehe, und daß jeder andere ein blinder Gefühls glaube sey S. 39.

Große heidnische und christliche Weise haben einen Mysticismus gelehrt, welcher weder bloß jenes, noch auch dieses ist und dahin gehört selbst der in diesem Buche hochgefeuerte Spener. Was die Scholastik betrifft, so ist sie keineswegs zu verdammen, wenn man darunter jedes tiefe und genaue philosophische Forschen über die Gründe und das Wesen der Religion, jedes Entdecken philosophischer Ideen im Christenthum und dessen heiligen Schriften, jede systematische Entwicklung seiner Lehren versteht. Eine solche Scholastik wird durch das Ansehen, die rechte Erklärung und Anwendung der h. Schrift nicht gestürzt, so wie auch durch diesen Sturz die Religion nicht gehoben werden, sondern vielmehr in den Augen denkender Menschen sinken würde. Als bey der Reformation die scholastische Theologie der biblischen wich, so wurde doch von jener sehr viel beygehalten und die Bibel noch so erklärt, daß sie weit mehr Ausbeute für die Theologie gab, als sie nach der neueren Exegese gibt, wo man so viele Bilder und Accommodationen annimmt, daß am Ende gar nichts Rechtes und Characteristisches mehr übrig bleibt. Doch wir brechen ab, da hier kein Raum für so wichtige und vielseitige Untersuchungen ist und der Verf. selbst sich darüber nur kurz und abweisend erklärt hat. Was dagegen in diesem Abschnitte noch von moralischen Predigten vorkommt, finden wir lehrreich, nur hätten wir lieber die geschmacklose, grobe und eckelhafte Stelle aus Henke's Vorrede zur Actenmäßigen Geschichte einer Württembergischen neuen Prophetin und ihres ersten Zeugen, S. 53, nicht gelesen. Er findet die Religion dieser Schwärmer mit der neuen poetischen Religion übereinstimmend, z. B. im Hervorpressen dunkler Wollustgefühle, in einem Idiotismus, der bald in rauschenden Wasserströmen von Worten, bald in fettgesalbten und starkgewürzten Kernsprüchen redet, in

vielerley Abstufungen und Spielarten von Effulgurationen des Lichts und der Hitze, wenn die Stunden der Weihe eintreten, hier durch Opium, dort durch Brantwein herbengerufen und in ihren ungesunden und giftigen Früchten. III. Norm der Predigten. Von der Redekunst, dem Gebrauche der Philosophie, der Popularität in Predigten, dem Exordium, den Figuren, der Declamation, Action und dem Memoriren. Am vorzüglichsten dünkt uns hier, was von der Popularität vorkommt, worin der Verf. selbst eine große Stärke hat. In der Abhandlung von der Beredsamkeit des Chrysostomus ist der Hauptzweck, an einer Reihe von Beispielen zu zeigen, was an seinen Predigten zu loben und zu tadeln sey, ohne jedoch bloß das zu wiederholen, was von andern schon gesagt ist. Die Cramerische Uebersetzung wird zum Grunde gelegt.

Bamberg.

Von E. F. Kunz: *Fantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten.* Drey Bände. Mit einer Vorrede von Jean Paul Friedr. Richter. 1814. In Octav.

Wir begnügen uns mit der einfachen Anzeige von einigen Notizen über dieses Werkchen, welche dem Leser angenehm und zum Genuß desselben beförderlich seyn können. Aus Hrn. Richters Vorrede, die in eine Recension aus dem December 1823 launig genug eingekleidet ist, sehen wir, daß der Herr Musikdirector Hoffmann in Dresden Verfasser dieser *Fantasiestücke* ist. Wir finden mit Vergnügen, daß ridentem dicere verum, zunächst und am meisten in seinem Fache, den Verf. leitet, daß Callot, ein Bohringer von Geburt zu Richelieus Zeit, vorzüglich comische, satyrische, burleske Stücke malte, und

daß zwar jeder Gebildete, aber besonders der Freund der Tonkunst diese drey Bände mit steigendem Vergnügen und mit Belehrung lesen und studiren werde. Die Erzählung ist geschmackvoll; der Stil rein und oft musterhaft; Phantasie, Beobachtungsg Geist, Feuer, Begeisterung, und doch zugleich richtiges feines Urtheil zeichnen den Verfasser aus. Selbst die humoristische Sentimentalität wird nicht misfallen: wohl aber Seitenhiebe, noch dazu nicht motivirte. Die Meister der Tonkunst, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Sebastian Bach ic. werden geistreich geschildert, und das Theater sowohl als das übrige Treiben der Menschen mit Geist gefaßt und satyrisch dargestellt. Eingedenk daß man Fantasiestücke liest, wird man den Ernst der Critik zu mildern wissen. Sonst könnte man leicht, (wie z. B. bey Nr. VII. der goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit: das den dritten Band ausfüllt) mit dem Cardinal Hippolitus von Este auszurufen sich versucht fühlen: *Messer Lodoico, dove Diavolo avete pigliato tante coglionerie?* Was noch sonst zu wünschen ist, besagt Hrn. Richters Vorrede: so wäre es, um nur eins anzuführen, nicht übel, wenn der Verleger der einmahl eine erläuternde Anmerkung B. 2. S. 180 anbringt, zur Erleichterung des Lesers, der sich bisweilen nicht zu orientiren vermag, wie dieß bey den Satyrikern aller Zeiten und Völker bekanntlich nicht selten der Fall ist, hier und da einen Wink, eine Note und dergl. hätte fallen lassen wollen, da es dem Verfasser nicht beliebt hat. Die Register werden am Ende hoffentlich nicht fehlen.

Druckfehler.

S. 19, Z. 6. v. u. statt Frühlingsfluth l. Herbstfluth.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1815.

Paris.

Ordonnances des rois de France de la troisième race recueillies par ordre Chronologique; XVI. Volume, contenant les ordonnances rendues depuis le mois de Juin 1463 jusqu'au mois de Juin 1467. Par Ms. le Comte de Pastoret, Pair de France, M. d. l'Institut etc. 1814. CXXIII und 1016 Seiten in Folio.

Diese für die Geschichte von Frankreich so wichtige Sammlung, nähert sich nun doch allmählich dem Ende des Mittelalters. Statt der Vorrede geht voran die Fortsetzung der im vorigen Bande abgebrochenen Abhandlung: Des revenus publics en France, depuis le commencement de la troisième race jusqu'au regne de Louis XI. (Gött. gel. Anz. 1813. S. 521.) Dort war von den Domainal-Einkünften gehandelt; hier folgen nun 1. die Aides. Der Name war lange Zeit unbestimmt, und man verstand darunter außerordentliche Beiträge jeder Art, nicht bloß an Geld, sondern auch Waffen, Mannschaft etc. Seit den unruhigen Zeiten von Carl V. und Carl VI. wurde der Sprachgebrauch

bestimmter mit der Sache selbst. Es wurden Consumtionssteuern darunter begriffen, und diese, anfangs immer nur für das Jahr ausgeschrieben, wurden beständig, und hießen dann *aides ordinaires*. Der große Druck, der aus der Verschlechterung des Geldes hervorging, trug besonders dazu bey, fixe Steuern beliebter zu machen. Es war vor allen die Regierung von Carl VII., wo die *Aides* regelmäßige Steuern wurden. 2. *Taille*. Nicht erst unter Ludwig IX. (wie man häufig sagt), sondern schon im Testament von Philipp August kommt die *Taille* vor, und schon damahls als eine alte Steuer. Aber sie war auch nicht perpetuel. Unter Ludwig IX. ward sie schon jährlich erhoben. Sie war zugleich Grundsteuer von allem nutzbaren Eigenthum (reelle), und Personensteuer (persönelle). Durch die Verordnung von Carl VII., vom 19. Jun. 1445, ward sie gesetzlich beständig. Der Adel, und mehrere andere Classen waren ihr nicht unterworfen. 3. *Du Cens, et du Ferrage et Champart*. Eine besondere Art der Grundsteuer, die in Naturalien entrichtet ward, besonders an Korn, Vieh und Wein; späterhin aber auch in Gelde. Der Pflichtige mußte sie bringen; es ward nicht bloß als eine Schuld, sondern auch als Beweis der Unterwürfigkeit betrachtet. 4. *Des droits sur la transmission des Immeubles, ou les mutations de propriété*. Nach mehrern *Contumes* betrug es ein Zwölftheil, nach andern ein Sechzehnthheil des Werths. 5. *Droits sur la vente de marchandises en général*; und 6. *Droits sur quelques objets de consommation, sur les comestibles et les boissons en particulier*. Von diesen Waaren ward der Wein am meisten besteuert. Die Abgaben davon gehen unter einer ganzen Reihe von Nahmen. Es war auch besonders unter der Regierung von Carl VII., wo sie recht ausgebildet wurden. Nächst dem Wein das

Mehl und das Korn. 7. Droit sur le sel; Gabelle. Die Abgabe steigt schon über die Zeiten der Valois hinauf; sie ward nicht erst von Philipp VI. aufgelegt. 8. Droits sur le transport de Marchandises dans l'Intérieur du royaume; droits sur les ponts, les routes, les rivières. Erläuterung der vielerley Nahmen, unter denen diese Abgaben vorkommen: radaticum, pulveraticum, pavaticum etc. 9. Droits à l'entrée et à la sortie des villes; droits sur les foires et les marchés; droits imposés sur les communes, Octrois; und 10. Traités, impositions foraines, d. i. Abgaben von den ins Königreich eingehenden und ausgehenden Waaren. 11. Du droit de gîte et du droit de prise. Das erste eine Abgabe die von den Fremden, anfangs nur für ihr Quartier, dann aber auch für manches andere, was sich auf die Reise bezog, erhoben wurde; das andre die freye Zehrung für den Hof, die Königlichen Beamten u. auf ihren Reisen. Endlich 12. des Corvées et de quelques autres droits sur les personnes, sur leur travail ou leur industrie. — Wir geben diesen Inhalt nach den abgehandelten Gegenständen; damit die Leser wissen, was sie darin zu suchen haben. Einen Auszug daraus zu machen ist nicht möglich, da fast alles in einzelnen Anführungen besteht. Die allgemeinen Resultate daraus zu ziehen, hat der Verf. dem Leser überlassen. Was sich am deutlichsten daraus ergibt, ist die Rückwirkung der Kriege mit England unter Carl dem V., VI. und VII. auf die einzelnen Zweige des Französischen Staatseinkommens. Das meiste, was vorher unbestimmt und willkürlich gewesen war, bestimmte sich hier durch die Bedürfnisse. Wie vieles fand also auch nicht in dieser Rücksicht Ludwig XI. schon vorbereitet, als er anfang den Grund zu der nachmahligen Königlichen Allgewalt zu legen! — Auf jene eben so

gelehrte als lehrreiche Abhandlung folgen nun die Ordonnances selbst; die erste vom 11. Juni 1463 bis zu Ende Junius 1467. Abgedruckt sind auch hier wieder die frühern Ordonnances, welche in die von Ludwig XI. mit eingerückt waren; insofern sie nicht schon in den vorhergehenden Bänden sich fanden. Uebrigens ist die ganze Einrichtung genau dieselbe, wie in dem von uns angezeigten 15ten Bande, weshalb wir auf die Anzeige davon verweisen. Auf die Ordonnances folgen dann die Register: I. *Tableau Chronologique des ordonnances*; sowohl der eingerückten der frühern Regierungen, als der von Ludwig XI. II. *Table de Matières*: Sehr genau und ausführlich. III. *Table Alphabetique des Noms*. — Daß sowohl dadurch als durch die beigefügten kurzen erläuternden Anmerkungen des Verf. für die Erleichterung des Gebrauchs seines Werks vollkommen gesorgt sey, ist schon bey der Anzeige des vorhergehenden Theils von uns bemerkt. Mit Recht durfte man also hoffen, daß die Wiederherstellung des Königsthrons auch die Fortsetzung der Sammlung der Königlichen Edicte begünstigen würde.

Altona.

Von Hammerich: Ueber die Sorge des Staates für seine Armen und Hülfbedürftigen, von J. D. Lawaß, Königl. Dänischem Conferenz-Rath und Ritter des Danebrog-Ordens. 1815. 322 S. in Octav.

Diese kleine Schrift, welche auf Veranlassung einer bey der Central-Administration der Schleswig-Holsteinischen patriotischen Gesellschaft aufgeworfenen Frage: Ueber die beste Art dem Arbeitsmangel der Unvermögenden abzuhelpfen? entstand, und also zunächst örtliche Bestimmung hatte, auch nur einen, wiewohl den schwehesten Theil der

Armenpflege umfaßte, mußte unter der Hand eines Mannes, wie der Verfasser ist, einen allgemein für das Ganze der Wohlthätigkeits-Anstalten geltenden Werth bekommen. Wir zeigen sie mit der Ueberzeugung an, daß wir dadurch den Dank recht vieler Leser, denen sie nun bekannt wird, verdienen, und freuen uns des Bewußtseyns den vielseitigen practischen Kenntnissen und dem wohlwollenden Sinne des Verfassers, wovon dieses Werk ein unverkennbarer Beweis ist, unseren Beyfall öffentlich bezeugen zu können. Der Inhalt des Buches ist wiederholend im §. 25. unter dem bescheidenen Zusatz angegeben worden; daß man hier die Hinweisung auf die Haupt-Ideen finde, die die Schrift selbst, vielleicht für manchen Leser zu ausführlich, enthalte. Dieser hier angegebene Inhalt ist folgender. Nothwendigkeit der Sorge des Staates für Hülfbedürftige. — Wichtigkeit derselben für die Helfenden. — Für die Unterstützten. — Richtige Beurtheilung der Noth. — Vorbereitung dieser Noth durch öffentliche Unglücksfälle. — Jetzt doppelt nöthige Beachtung derselben. — Grundsätze der dabey anzuwendenden Sorge müssen darauf gerichtet seyn, daß der Arme sich selbst durch Arbeit aufhelfen kann, daß sein Zustand nicht bloß physisch sondern moralisch verbessert, daß dem ferneren Entstehen der Armuth vorgebauet, daß die festeste Dauer der Hülfe begründet, und daß dieses alles durch möglichst einfache Mittel erreicht werde. — Es werden nun sechs Mittel vorgeschlagen: 1. Die Ernennung eines Beamten zur Untersuchung aller bestehenden Armen-Anstalten und zur Leitung eines zweckmäßig zu errichtenden Instituts. 2. Zählung und Eintheilung sämtlicher Hülfbedürftigen im Staate. Es werden acht Classen der Hülfbedürftigen angenommen: a. Alte Abgelebte, Blinde, Taubstumme und Krüppel. b. Waisen und Findlinge. c. Verschämte Arme, welchen nur im Nothstande, aber dann auch kräftige Hülfe geleistet werden

muß. d. Irrige und Wahnsinnige. e. Arme Wöchnerinnen und Kranke. f. Züchtlinge und Verbrecher. g. Bettler und Landstreicher. h. Arbeitsfähige und willige Arme. Bey der Abhandlung der einzelnen Classen sind die berühmtesten Institute angegeben, auch die Verhältnisse der einzelnen Arten von Hülfbedürftigen in den Dänischen Staaten, in Zahlen ausgedrückt. 3. Errichtung und innere Organisation eines zur Verminderung des Uebels nöthigen National-Wohlthätigkeits-Instituts. 4. Ausführung der Geschäfte durch planmäßige Vertheilung derselben, und durch Herbeschaffung der nöthigen Fonds. Hier erklärt sich Herr L. mit sehr geltenden Gründen gegen Almosen-Taxen, und trauet seinen Landesleuten die vernünftige Wohlthätigkeit in dem Grade zu, daß sich die wahrlich sehr reichlich angeschlagenen Kosten durch freywillige Unterzeichnung herbeschaffen lassen würden; wovon allerdings die Einwohner von Kiel längst ein sehr rühmliches Bepispiel aufgestellt haben. 5. Entgegenstreben der künftigen Armuth. Das ist ohne Zweifel das allerwichtigste Geschäft der Armenpflege, worüber auch der Hr. Verf. recht lesens- und beherzigenswerthe Grundsätze angibt. Es soll das nämlich geschehen: a. durch Schulen und besonders Industrie-Schulen; b. durch Sorge für Moralität; woben des Sitten-Verderbens von oben herab gedacht wird, welches auch dort, wie allgemein, durch Geringschätzung der sogenannten gebildeten Stände gegen religiöse Institute, und durch ein von daher dem Volke gegebenes verführerisches Bepispiel des Leichtsinns und der Genußsucht, unter die größere Masse der Nation gekommen ist, und schwer wieder ausgeschieden wird. c. Durch Colonien, woben der inneren Colonisirung in England und ähnlicher glücklich gelungenen Versuche in mehreren Ländern gedacht wird. d. Durch eine Gesinde-Ordnung und Gesinde-Verbesserung. Dieser Punct ist sicher einer besonderen Aufmerksam-

keit werth, die ihm der Hr. Verf. widmet. e. Durch Verminderung der Lotterien — glücklich sind wir, daß das, was Büsch damahls so laut und oft über das verderbliche Lotto sagte, zur Abschaffung dieses Unfugs gewirkt hat. f. Durch Verminderung der Militär- und Geld-Ausschreibungen. — Es hängt das nun zunächst von dem Glück eines daurenden Friedens ab, der jetzt erst wieder erkämpft werden muß, und dann weiter hin von der Weisheit der Regenten, den Wehrstand nur als solchen zu betrachten. g. Durch Verminderung der Brandwein-Schenken 2c. — Allerdings ist von Policenwegen darauf zu wirken, daß diese Häuser nicht verderblich für Wohlstand und Sitten des Volks werden, so viel es nähmlich möglich ist. h. Durch Sparcassen. — Wenn man, wie der Herr Verf. will, die Hausbediente verpflichten könnte, einen Theil ihres Erwerbes in Sparcassen niederzulegen, so möchte das einige Sicherheit gegen das Verarmen gewähren: denn freywillig benutzen sie selten diese Gelegenheit.

6. Sorge für die Fortdauer des Instituts. a. Durch eine jährliche Stiftungs-Feyer. Es kann das, weise benutzt, etwas auf den National-Geist wirken. b. Durch Gründung eines feststehenden Fonds. Diesen wünscht sich der Herr Verf. auf den dringenden Nothfall, wenn die Beyträge nicht hinreichen einem durch Krieg und dergleichen Unglücksfälle herbengeführten Mangel abzuhelpfen. Wir müssen schließlich noch den Wunsch äußern, daß diese an historischen und practischen Notizen und Vorschlägen reichhaltige Schrift von allen denen gelesen werden möge, deren Beruf die thätige Theilnahme an der Armenpflege mit umfaßt; besonders weil es sich dann hoffen läßt, daß die Armen-Anstalten immer mehr den Character der Volks-Erziehungs-Institute annehmen, welcher sie der Achtung und Hülfe der vernünftigen Zeitgenossen werth und zum Segen für die Nachwelt macht.

Paris.

Bey le Normant: Reflexions politiques sur quelques écrits du jour et sur les intérêts de tous les François. Par M. de Chateaubriand. 1814. 145 S. in Octav.

Mit welchem außerordentlichen Interesse vorliegende Schrift, an welcher ein viel verbreitetes Gerücht, einem der edelsten Fürsten, die je einen Thron zierten, Ludwig dem XVIII., unmittelbare Theilnahme zuschreibt, nicht nur in Frankreich, sondern auch in England aufgenommen worden, ist aus öffentlichen Blättern allgemein bekannt. Darüber wird sich aber gewiß Niemand wundern, der diese treffliche Schrift selbst gelesen, die wohl aller Orten ein gleich lebhaftes Interesse zu erwecken verdient. Mit Ruhe und Würde und aus tiefem Gemüthe und in einer Sprache, die zum Herzen redet, weil sie unverkennbar aus dem Herzen kommt, werden hier die wichtigen Fragen beantwortet, was den Franzosen jetzt zieme und fromme? werden die Ansprüche und die Vorwürfe der verschiedenen Parteyen geprüft und beseitigt, und die große Wahrheit erwiesen, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke nach dem Sturme einer furchtbaren Revolution, nach dem langen schmählichen Drucke eines alles vernichtenden Despotismus, Eintracht Noth thue vor allen Dingen, und Vergessen des Geschehenen und Vereinigung um den Thron eines väterlich gesinnten Fürsten, der durch eine weise Verfassung Frankreich und das Französische Volk so gern aus dem Abgrunde retten möchte, in den es Buonaparte gestürzt. Als dieses geschrieben und gedruckt wurde, wer hätte da gedacht, daß der Zeitpunkt so nahe sey, wo eine menschenfeindliche Faction auftreten würde, dieses edle Werk zu hindern! Unglückliches Frankreich! unglücklicher König!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 11. May 1815.

Paris.

Ben Treuttel und Würz: *Traité de la Chronologie Chinoise*, divisé en trois Parties; composé par le Pere Gaubil, Missionnaire de la Chine et publié pour servir de suite aux Mémoires concernant les Chinois par M. Silvestre de Sacy. 1814. 291 Seiten in Quart.

Ein Nachlaß des berühmten Missionärs Gaubil, geendigt zu Peking am 27. Sept. 1749. Er hat sich in einer Abschrift in dem bureau des longitudes, wohin er aus dem dépôt des cartes de la Marine abgegeben worden war, erhalten, und ist auf des Grafen Laplace Veranlassung durch den Baron Silvestre de Sacy, unter Abel de Remusat's Beyhülfe, zum Druck befördert. Die drey, schon auf dem Titel erwähnten Theile enthalten: 1. Eine kurze Sinesische Geschichte nach Regierungen und Regierungsjahren vom Anfang der Geschichte bis zum J. 206 vor Ehr., genommen aus dem Tse-tsching-tien-ta-tsuen, einem kurzen Inbegriff der Sinesischen Geschichte, der erst am Ende der vorigen Dynastie (im Anfange des 17. Jahrhunderts) verfertigt ist, und bis 1368 nach Ehr., bis zum letzten Jahre der Dynastie Yuen (oder der Mongolen) herab-

£ (4)

reicht. Die Uebersetzung ist mit erläuternden Anmerkungen begleitet. 2. Chronologische Angaben aus andern Sinesischen Schriftstellern, vor und nach Schi-hoang-ti's großem Bücherbrand, woben der Verf. eine Untersuchung über die Echtheit der King (der heiligen, ältesten Bücher der Sinesen) nicht umgehen konnte. 3. Prüfung der Angaben, auf welchen die Sinesische Chronologie beruht, und ihrer Epochen.

Als Gaubil dieses Mémoire schrieb (1749), war sein ganzer Inhalt neu; seit der Zeit ist durch Deguignes und die Verfasser der *Memoires concernant les Chinois* (bis jetzt 16 Bände in Quart) ein großer Theil desselben, zum Theil umständlicher erörtert worden. Wir danken aber dennoch dem gelehrten Herausgeber für Gaubil's Schrift: man findet in ihr in der Kürze die Punkte beisammen, auf welchen die Chronologie der ältern Sinesischen Geschichte beruht, und sie, wenn gleich nicht immer critisch genau, doch im Ganzen verständig gewürdiget. Um deutlich zu seyn, müssen wir einiges vorausschicken.

Alle andere besondere Umstände bey Seite gesetzt, hat die Sinesische Geschichte mehrere Jahrtausende über das volle Ansehen der Sagen Geschichte. Viele Jahrtausende über herrschen zuerst Geister des Himmels, dann Geister der Erde, darauf erst menschliche Wesen; und selbst als letztere die Herrschaft angetreten hatten, und alles menschlicher wird, verfließen noch Jahrtausende, wo alles geschene noch den Stempel des mythischen Zeitalters trägt, und hinter diesen folgt noch ein Wundernahme, Hoang-ti (vorgeblich 2628 Jahre vor Chr.), von dem bis 206 vor Chr. alle Kaiser abstammen; an ihn knüpfte man noch alles an, was man vorfand, und man noch sonst keinem frühern Kaiser beygelegt hatte. Nach der Erfahrung, die sich in allen andern Völkergeschichten machen und aus ihnen bestätigen läßt, gibt es für solche Zeiten keine Chronologie. Deguignes hat daher schon mit Recht

aller Sinesischen Geschichte vor der Dynastie der Tschou (1122 vor Ehr.) seinen Glauben versagt. Aber auch noch 1000 Jahre später ist alles noch eben so räthselhaft. Geschriebene Geschichte mag zwar in diesen Zeiten angefangen haben; aber Schi-hoang-ti's Bücherbrand und seine Einführung neuer Schriftzeichen im Zeitalter Hannibals (c. 213 vor Ehr.), hat alle Sinesische Litteratur jeder Art theils vernichtet, theils unleserlich gemacht. Die vorhandenen Geschichtsbücher, auf deren Untergang es eigentlich abgesehen war, und ihr Auszug im Schu-king des Confucius (von 484 vor Ehr.) waren dahin; und was man 167 Jahre später als Schu-king wieder zum Vorschein brachte, war so sichtbarer Betrug, daß selbst die vernünftigeren Sinesen daran nicht zweifeln. Alle Sinesische Geschichte vor den Zeiten der Han (reg. 206 vor Ehr. bis 220 nach Ehr.) muß daher von der Critik rein aufgegeben werden. Doch einmahl angenommen, daß der wiederhergestellte Schu-king einige Autorität in der Geschichte haben könne, was läßt sich aus ihm für die Chronologie für Heute machen? Er gibt weder die Dauer der Dynastien an, noch etwas Vollständiges über die Dauer einzelner Regierungen; das wenige Chronologische, das er von einigen Kaisern benbringt, reicht nur zu einigen wenigen Zeitbestimmungen hin; vor und hinter diesem chronologischen Licht herrscht wieder chronologische Nacht. Und dieser Mangelhaftigkeit würden auch die übrigen King (wenn es auch mit ihrer Echtheit besser stünde, als der Fall ist) nicht abhelfen, weil sie an Geschichte äußerst arm sind. Von manchen Dynastien wußte schon Confucius nichts; nach seinem eigenen Geständniß waren alle Denkmale des Königreichs Ki untergegangen. See-schu hat nur die drey chronologischen Angaben, daß Mong-tsee 500 Jahre zwischen Confucius und Weng-wang, 500 zwischen Tsching-tang und Schün, und 500 zwischen Weng-wang und Tsching-tang setze.

Die übrigen Schriften vor dem großen Bücherbrand — abgesehen von der seltsamen Art ihres Ursprungs, oder ihrer Erhaltung, die ihrer Glaubwürdigkeit nicht vortheilhaft ist — haben weder vollständige Verzeichnisse der Kaiser, noch an einander hangende Geschichts-Angaben; sie berühren nur gelegentlich etwas Historisches aus den alten Zeiten, und stehen dabey häufig mit sich selbst, unter sich und mit den King in Widerspruch. Kein Wunder also, daß die chronologischen Systeme des See=ma=tsien, Pan=ku, Hoang=fu=mi, See=ma=luang von einander höchst verschieden sind.

Unter diesen Umständen möchte man beim ersten Theil der vor uns liegenden Schrift, dem aus Tse-tsching=tsien=ta=tsuen genommenen Text der Sinesischen Geschichte (der nur die Zeit vor Johi als fabelhaft abschneidet, und von ihm an die Geschichte für gut begründet ansieht), vor allem fragen: wo eine erst gegen das Ende der Dynastie der Ming (im Anfang des 17ten Jahrhunderts) abgefaßte Sinesische Schrift ihre so genauen Nachrichten von den Dynastien mit einiger Zuverlässigkeit habe hernehmen können? Man sieht wohl aus einzelnen beigefügten Anmerkungen, daß auch Gaubil's kritisches Gewissen zuweilen diese Frage gedrückt habe, nicht nur bey Angaben aus dem hohen Alterthum, wie aus den Zeiten des Yao (S. 14), wo er die Zeitangabe des Schu=king von ihren Auslegungen bey den spätern Geschichtschreibern, um sich aus Schwierigkeiten herauszwickeln, unterschieden wissen will, sondern auch sogar bey der Dynastie der Tsin, aus welcher Shi=hoang=ti, der Verbrenner aller historischen Denkmähler, stammte, und auf welche die Dynastie der Hang folgte, unter der die gegenwärtig noch vorhandenen Sinesischen Geschichtschreiber zu leben angefangen haben. Bey einer solchen Nähe der Zeit konnten noch Trümmer der Geschichte

der Familie Schi-hoang-ti's vor dem Untergang gerettet worden seyn; und wenn davon Gaubil dennoch sagt: qu'au temps de T'sin-chi-hoang on connaissait ou l'on croyait connaitre des temps antérieurs à l'empereur Yu etc., was kann man mehr zu einem Glaubensbekenntniß verlangen, das man, um nicht zugleich viele mühsam hingebachte Jahre für verloren zu erklären, nicht gerade zu ablegen mag? Die Anmerkungen zu diesem Geschichtsbuch sind daher zum Theil schätzbarer und wegen der darin enthaltenen Sinesischen Kenntnisse lehrreicher, als der Text selbst, dessen Inhalt sehr problematisch ist.

Um indessen ihm und der Sinesischen Chronologie aufzuhelfen, geht der gelehrte Missionär im zweyten Theil seiner Schrift die King, als ihre Quelle, durch: aber was hätte er zu ihrem Vortheil ausgemittelt? Was der Rec. an einem andern Orte von ihrer Unbrauchbarkeit ausgeführt hat (Geschichte der Litteratur Th. V. S. 96), das alles steht noch völlig unberührt da. Das N-king soll unter Schi-hoang-ti nicht zum Feuer verdammt worden seyn, wegen des Vorgebens, daß in ihm die Regeln der Wahrsagerkunst enthalten wären: was wird dadurch gewonnen? Stände dieser Voraussetzung auch nicht entgegen, daß ihn andere Sinesen nicht von dem Bücherbrande ausnehmen, sondern gestehen, daß sein Daseyn ein Räthsel und an seiner Echtheit zu zweifeln sey, so ist er ja dem abgehandelten Thema völlig gleichgültig, da er, wie Gaubil selbst einräumt, nichts zur Chronologie gehöriges enthält. An das Schu-king des Confucius ist der Verf. viel zu gläubig: und weshalb? Sein Exempelbuch ist ja so kahl an Nachrichten zur Geschichte, daß der Verf. selbst keine historische Wichtigkeit auf ein paar astronomische Bemerkungen zum Behuf der Chronologie beschränken muß, um deren Brauchbarkeit es aber sehr miß-

lich aussteht. Zum Schi-king muß man schon Kenntniß alter Geschichte mitbringen, wenn man es nur verstehen will; das Li-ki ist selbst nach dem Verf. ein neues Werk: wer kann seinen mannichfaltigen Merkwürdigkeiten, die es für die Geschichte aufstellt, trauen? Und so fällt der ganze Apparat für die frühere Sinesische Geschichte bey einer leichten Berührung der Critik hin, für die zum Theil der Verf. selbst die Materialien darbietet. Man kann daher die hier gesammelten Nachrichten über die Sinesischen Geschichtsbücher mit Nutzen brauchen, obgleich zu einem andern Zweck, als wozu sie zusammengestellt sind.

Im dritten Theile dieser Schrift soll nun aus Combinationen einzelner in den alten Sinesischen Schriften enthaltener Nachrichten die Richtigkeit der angenommenen Chronologie bewiesen werden. In andern Völkergeschichten kommen bey chronologischen Fragen Münzen, Steinschriften, Zusammenhang mit andern chronologisch-bekanntem Reichen dem Forscher zu Hülfe: dieß fällt in der Sinesischen Geschichte völlig weg, da Sina ein von andern Staaten völlig abgeschiedenes Reich war, und alle Gattungen von alten Denkmählern bis auf die letzte Spur untergegangen sind. Es bleiben daher bloß einige Nachrichten von Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen im Schu-king, und der im Schu-king, noch häufiger aber im Tschun-tseu, einem für classisch gehaltenen Werke, erwähnte Cyklus von 60 Jahren (bey den Sinesen Kia-tsee genannt), zu chronologischen Forschungen übrig. Gaubil hat nun aus diesen Quellen mit einem großen Aufwand von Mühe und Scharfsinn die Chronologie von der unbestreitbar richtigen Epoche 206 vor Ehr. (dem Anfang der Dynastie der Han) an bis zum Jahre 2155 vor Ehr. zu erweisen gesucht. Er glaubt sogar die historische

Zeit der Sinesen reiche über die Zeit des Yao hinauf; nur wie weit? lasse sich nicht auf eine befriedigende Weise bestimmen. Ueber den astronomischen Theil dieser Forschungen kann sich der Recensent weder ein Urtheil anmaßen, noch konnte er es von sich erhalten, einen seiner astronomischen Freunde um die weitläufige Arbeit seiner Erörterung zu bitten, aus Besorgniß, ihm eine zuletzt ganz unfruchtbare Mühe aufgebürdet zu haben. Die frühern Europäischen Schriftsteller über Sina haben schon ehedem Beobachtungen am Himmel aus den Sinesischen Geschichtschreibern und andern Werken aufgestellt, nach deren Angaben sie bis dritthalbtausend Jahre (bis 2514) vor Ehr. zurückgingen; doch konnten bey den Discussionen darüber die Jesuiten selbst zuletzt nicht in Abrede seyn, daß ihre Ordensbrüder die vorgeblichen Sinesischen Himmelsbeobachtungen nach ihren Calculen berichtigt und verbessert hätten. Glücklicher Weise aber waren sie nicht im Stande, ihren Verbesserungen völlige Richtigkeit zu geben und reichten in ihren Fehlern den Rechnern in Europa die Waffen zu ihrer Widerlegung in die Hand. Seit undenklichen Zeiten sollen schon die Sinesen ihr mathematisches und astronomisches Tribunal haben, in das alle Sternkenner des ganzen Reichs vereinigt sind; aber wenn es sich nicht in kindische Fehler verirren soll, so mußte es in früheren Zeiten einen Mohammedanischen, in den neuern einen Europäischen Präsidenten haben. Erst durch die letztern kam der Sinesische Kalender in Ordnung und zu richtigen Berechnungen: sobald sie aber wieder ihre Hand von ihm abzogen, gerieth er in neue Verwirrung. So war er bloß den Mandarinern vom astronomischen Tribunal in den Jahren überlassen, während welcher die Vormünder des Kaisers Kang-hi die Europäischen Missionare, als dem Reich

gefährlich, im Arrest hielten. Die Unrichtigkeiten des Kalenders wurden bald so merklich und auffallend, daß endlich der junge Kaiser gleich nach dem Antritt seiner Selbstregierung befahl, den Kalender für das folgende Jahr seinen Europäischen Arrestanten zur Prüfung vorzulegen; wo sich denn fand, daß das erlauchte Tribunal einen Kalender von 13 Monathen verfertigt hatte. Sind die neuern Sinesischen Astronomen, die so lange Mohammedanischen und Europäischen Unterricht genossen haben, so unwissend in ihrer Himmelskunde geblieben, was läßt sich von ihren Vorgängern in jenen so fabelhaften Zeiten erwarten? Und geht man ins Einzelne, wie viele Bedenklichkeiten thürmen sich selbst vor den Augen des Layen in der Astronomie auf! Das Schu-king redet von einer Sonnenfinsterniß unter der Regierung des Kaisers Tschong-kang: aber es gibt weder Jahr, noch Größe, noch Zeit ihrer Dauer an. Die Chronologen greifen nun das Jahr, an dem sie vorgefallen seyn soll, auf gut Glück auf; und so sind bereits sieben ganz verschiedene Vorstellungen von ihr bekannt. Und wie ungewiß muß jede Vergleichung einer in den Sinesischen Geschichtbüchern gemeldeten Sonnenfinsterniß mit den von Europäern berechneten Tafeln der Eklipten werden, da das Jahr bey verschiedenen Dynastien einen verschiedenen Anfang gehabt hat, und daher die Monathe verschieden gezählt wurden; daher z. B. unter den Tschou der eilfte Mond der Hia der erste der Tschou und der zwölfte der Schang war. Und wie sollte sich von dem Enklus von 60 Jahren (Kia-tsee) zum Besten der Chronologie Gebrauch machen lassen, da man nicht mit Sicherheit weiß, wann er angefangen hat? Doch — manum de tabula.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 13. May 1815.

Lüneburg.

Ben Herold und Wahlstab: Ebene Trigonometrie, oder Versuch einer neuen Anordnung und Entwicklung aller Sätze, welche aus den Formeln der ebenen Trigonometrie hergeleitet werden können, von Karl Witte, von Löhau, der Weltweisheit Doctor, der freyen Künste Magister, und Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde. XVI und III Seiten in Octav, nebst einer Kupfertafel.

Der Zweck dieser Blätter gestattet keine ausführliche Anzeige kleiner Probeschriften, und der innere Gehalt der vorliegenden rechtfertigt eine Ausnahme von der Regel auf keine Weise. Dessen ungeachtet sieht sich der Recensent durch eine gerechte Erwartung gewissermaßen gezwungen, ein genaues und umständliches Urtheil über sie auszusprechen.

Es ist eine oft gesagte, aber selten beherzigte Bemerkung, daß ein gründliches Studium der theoretischen Mathematik schon in den früheren Jahren des Lebens, welche, nach dem gewöhnlichen Gange des Unterrichts, nur zu Uebungen des Gedächtnisses verwendet werden, angefangen und beharrlich fort-

gesetzt werden sollte. Keine Anlage des menschlichen Geistes ist einer so frühen und so schnellen Entwicklung fähig, als die zur mathematischen Speculation, vielleicht schon deswegen, weil keine so unabhängig von der Ausbildung der übrigen in sich selbst fortschreiten kann. Der Recensent hat zu wiederholten Malen an Zuhörern, die den jungen Verfasser dieser kleinen Schrift an Alter wenig übertrafen, und nicht, wie er, aus dem gewöhnlichen Gleise der Kinderjahre gehoben waren, überzeugende Erfahrungen in dieser Beziehung zu sammeln Gelegenheit gehabt. Eben darum glaubte er ohne Bedenken auch unserm Verfasser den Zutritt zu seinen Vorlesungen gestatten zu können, und fand es nicht außerordentlich, daß derselbe, durch frühere Erziehung ohnehin an Spannung der Aufmerksamkeit gewöhnt, dem Vortrage zu folgen und sich das Wesentliche desselben durch unausgesetzte Repetition anzueignen im Stande war. Fünf Semester eines anhaltenden, in gehöriger Reihe fortschreitenden, und durch strengen Privatfleiß unterstützten Studiums waren auf diese Weise für einen offenen, durch ein glückliches und bereits sehr geübtes Gedächtniß unterstützten Kopf, vollkommen hinlänglich, die Grundlehren der elementarischen sowohl als der höheren theoretischen Mathematik zu fassen und zur Geläufigkeit zu bringen.

Es ist im Allgemeinen ein löblicher Gebrauch bey fleißigen Studirenden, daß sie, nach vollendeten Vorlesungen, Buch und Heft bey Seite legen, und sich aus freyer, durch eigenes Nachdenken unterstützter Erinnerung den Grundriß der vorgetragenen Wissenschaften selbst zu entwerfen suchen. Mag immerhin die Darstellung mangelhaft, der Ausdruck unbeholfen ausfallen, so bleibt dennoch einer solchen Arbeit der subjective Werth einer Uebung; einer Erweckung eigener Thätigkeit; einer, erweiternden oder beschränkenden, Fixirung des Selbstgefühls. Bey unserm Verf., der während seines hiesigen Aufenthalts

einen bedeutenden Theil seiner Zeit auf Repetitionen der mathematischen Vorlesungen verwenden konnte, bedurfte es keiner Aufmunterung zu Arbeiten dieser Art, denen ohnehin keine Bestimmung für einen Dritten, geschweige denn für das Publicum zusteht. Allerdings aber ertheilte ihm Rec., nachdem er die Reihe der hier gewöhnlichen mathematischen Vorlesungen durchlaufen, den Rath, sich irgend einen Zweig der Wissenschaft zu erwählen, um, durch einige Hauptschriftsteller geleitet, das tiefere Eindringen mit eigenen Kräften zu versuchen, und auf diese Art zu erfahren, ob er dasjenige in den Vorlesungen wirklich gewonnen, was sie allein mitzutheilen vermögen: Deutlichkeit der Grundbegriffe, und Kenntniß der Methoden, die zu genauerer, auf besondere Zwecke gerichteter, und durch sie motivirter, Entwicklung, den Schlüssel in sich enthalten. Nach drey Vierteljahren übergab der Verf. das Manuscript der gegenwärtigen Schrift, als eine in diesem Sinne unternommene Arbeit; er erhielt sie mit demselben Urtheil zurück, dessen Ausführung die nachstehenden Zeilen enthalten, so daß es in der That eben so viel Befremden als Unwillen erregen muß, ein solches Product eines vielleicht gutgemeinten, aber in der Wahl des Gegenstandes sowohl, als in der Behandlung mißrathenen Fleißes, vor das Publicum gebracht zu sehen.

Die ebene Trigonometrie bietet schon wegen der Beschränktheit ihres Gegenstandes und der Einfachheit ihrer Begriffe wenig Gelegenheit zu interessanten Speculationen dar; ihre Unentbehrlichkeit für Anwendungen hat sie zum Object oft wiederholter Bearbeitungen gemacht, und wir sind in Wahrheit überladen mit mehr oder minder ausführlichen Schriften, die lediglich ihrer Entwicklung gewidmet sind. Nur Meister in der Wissenschaft werden also im Stande seyn, sich hier noch einiges Verdienst zu erwerben.

Was nun die vorliegende Darstellung betrifft, so hat der Verf. die einzelnen Sätze unmittelbar aus den

Lehrbüchern, schriftlichen Heften und mündlichen Vorträgen des Rec. hergenommen. Das erste und vierte Kapitel aus dem Lehrbuche und den Vorträgen der reinen Mathematik; das zweite aus einem Hefte, welches den Zuhörern bey dem Vortrage der analytischen Trigonometrie zur Abschrift mitgetheilt wird; das dritte theils aus dem Lehrbuche der allgemeinen Arithmetik, theils aus einem schriftlichen Compendium über die Differenzial- und Integral-Rechnung: alles, ohne seiner Quellen auch nur im Mindesten zu erwähnen. Daß die Sätze selbst eben so wenig dem Rec. als dem Verf. gehören, sondern hier bloß von den Formeln der Entwicklung die Rede sey, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung. In dieser Rücksicht aber darf dem Verf. nichts zugestanden werden, als daß er keinesweges blindlings abgeschrieben, sondern mit eignen Worten wiederzugeben bestrebt gewesen, was ihm, nach Anleitung der Lehrbücher, in dem Vorlesungen mitgetheilt worden. Höchstens kann angeführt werden, daß er (S. 24) eine sehr mangelhafte Ausführung des, im Hefte nur angedeuteten, leichten Beweises der Formeln für Sinus und Cosinus des vielfachen Bogens zu geben versucht; daß er (S. 26) den Formeln des Hefts noch einige meistens ganz überflüssige, aus einer andern Quelle, unter dem Titel un-abgeleiteter Formeln, historisch beygefügt; daß bey ihm, in der Lehre von rechtwinklichten Dreiecken, die aus den trigonometrischen Erklärungen unmittelbar von selbst fließenden Formeln anders als im Lehrbuche geordnet erscheinen, woben das Einzige, einer Bemerkung würdige, ihre Ableitung, unberührt geblieben, und zweymahl, bloß in veränderten Zeichen, die nämlichen wiederkehren; daß endlich ein Paar höchst unbedeutende Bemerkungen in kleinen Anhängen beygebracht worden sind. In Allem übrigen hat er sich durchaus an die vorher genannten Quellen gehalten. Den einzelnen Formeln Zahlenbeispiele hinzugefügt zu haben, ist kein Verdienst, das Erwähnung verdient.

Die Deutlichkeit des Ausdrucks ist, vorzüglich in den kleinen Entwicklungen des Calculs, für die Jahre des Verf. lobenswerth, und zeigt, daß er das Vorgelegene wohl verstanden. Daß er weder bey der Entwicklung der Begriffe, noch den eigentlich organischen Betrachtungen, aus denen die einzelnen Lehren hervorgehen, verweilt, mag seiner Jugend nachgesehen werden. Aber Erklärungen, wie die der analytischen Trigonometrie: sie beschäftigen sich mit der Auflösung gewisser trigonometrischer Zusammenstellungen in andre einfachere Ausdrücke; Säge wie der: daß die Sinus wenig von einander verschiedener Bögen sich wie der ihnen zugehörigen Winkel verhalten, verrathen einen Mangel an Ueberlegung, welcher selbst bey einem Schriftsteller, der das sechszehnte Jahr noch nicht erreicht hat, nicht ungerügt bleiben kann.

In der Zusammenstellung der verschiedenen, zur ebenen Trigonometrie gehörigen, aus disparaten Theilen des gewöhnlichen theoretischen Vortrags zusammengezogenen Lehren, würde dem gemäß das einzige dem Verf. Eigenthümliche zu suchen seyn. Er beruft sich selbst, um die Idee einer solchen Zusammenstellung zu rechtfertigen, auf das Beispiel Cagnoli's, dem wir bekanntlich das ausführlichste Werk über Trigonometrie verdanken. Aber gerade hier ist es, wo er dem strengsten Tadel nicht entgehen kann. Cagnoli setzt allerdings bey seinem Werke Arithmetik, Geometrie und Algebra voraus, aber er leitet aus jenen Prämissen alles, was er vorträgt, gehörig ab, und läßt sich selbst die Mühe nicht verdrießen, die Grundlehren der Differenzialrechnung nebst einigen Begriffen vom Integriren, so viel die Trigonometrie nothdürftig bedarf, für seine Leser zu entwickeln; er gründet darauf eine vollständige Sammlung aller zur eigentlichen Trigonometrie gehörigen Lehren, und einen reichen Vorrath von Anwendungen. Unser Verf. hingegen gibt ohne Weiteres, auf einem Faden gereiht, was er in den Vorlesungen über die reine Mathematik, die Analysis, die Diffe-

renzial- und Integral-Rechnung, Trigonometrisches oder trigonometrisch klingendes gehört, mit Weglassung aller dazwischen gehörigen Sätze, und dabey doch vollkommen elementarisch. So ist also der bedeutendste Theil seiner Schrift durchaus unbrauchbar; wer die Theorie der Gleichungen, der Exponentialgrößen, die Grundlehren der Differential- und Integral-Rechnung noch nicht kennt, versteht nichts davon, und wer nur die Elemente der eben genannten Lehren sich zu eigen gemacht, hat dasjenige schon im Besiz, was der Verf. mittheilen will. Ein großer Theil des dritten Kapitels, das Rechnen mit imaginären Formen, die Anwendung auf die cubischen Gleichungen, und vollends die Zurückführung der biquadratischen auf die cubischen gehörte durchaus in keine Trigonometrie, wenigstens nicht in der Gestalt, wie sie der Verf. aus dem Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik gezogen hat. Es scheint ihm entgangen zu seyn, daß in jenem Buche gerade das die Hauptabsicht gewesen, die genannten arithmetischen Lehren von aller Zurückführung auf Trigonometrie zu befreien, wie denn selbst die Beybehaltung der trigonometrischen Kunstwörter für rein arithmetische Beziehungen in jener Darstellung bey nahe entschuldigend angeführt wird. Er hätte viel kürzer, und selbst für Leser die noch keine Kenntniß der cubischen Gleichungen besitzen, aus einer früher abgeleiteten Formel der analytischen Trigonometrie die nähmlichen Resultate ziehen können. Eben so wenig gehören die lezten acht Integralformeln, welche er aus seinem Hefte über Integral-Rechnung genommen, auch nur entfernt zur Trigonometrie, man müßte denn alle Lehren, worin zur Abkürzung arithmetischer Ausdrücke die Wörter Sinus und Cosinus gebraucht werden, ins Gebiet dieser Wissenschaft ziehen und dadurch ihren Begriff selbst aufheben wollen. Dagegen ist der Theil der Trigonometrie, welcher wirklich mit der Integral-Rechnung zusammenhängt, äußerst mangelhaft. Die directen Integrale der fundamen-

talen trigonometrischen Differential-Gleichungen fehlen an der rechten Stelle gänzlich; die an einer früheren durch unendliche Reihen gegebenen sind höchst unvollständig. Wie ist es möglich, nachdem aus der

Gleichung $d\varphi = \frac{d \cdot \sin \varphi}{\cos \varphi}$ die Reihe für φ , fort-

laufend nach Potenzen von $\sin \varphi$, auf dem bekann-

ten leichten Wege, abgeleitet worden, eine ähnliche

für φ , aus der Formel $d\varphi = -\frac{d \cdot \cos \varphi}{\sin \varphi}$, fort-

schreitend nach $\cos \varphi$, nicht gleichfalls herleiten zu

können, sondern statt ihrer das Geständniß hinzu-

setzen: Eine Reihe, in welcher der Bogen durch den

Cosinus ausgedrückt würde, ist mir noch nicht bekannt?

Mit Bedauern erinnert sich der Rec., gerade damals,

als der Verf. seinen Vorlesungen über die Integral-

Rechnung bewohnte, durch Krankheit zur Abkürzung

des trigonometrischen Theils dieser Wissenschaft, und

namentlich des eben berührten Abschnitts gezwungen

gewesen zu seyn. Eben das ist ohne Zweifel der Grund,

warum hier mehrere der wichtigsten Formeln, selbst

der gewöhnlichen analytischen Trigonometrie, wie

z. B. die für $(\cos \varphi)^n$ und $(\sin \varphi)^n$ durch Reihen

die nach Sinus und Cosinus der Vielfachen von φ

fortschreiten, gänzlich fehlen; warum der ganze Ab-

schnitt von der Berechnung der Logarithmen für die

trigonometrischen Functionen auch nicht mit einem

Worte berührt ist; warum selbst die in ihrer Ablei-

tung so leichten, und in ihren Anwendungen so wich-

tigen Differential-Formeln für ebene geradlinichte

Dreyecke keine Erwähnung gefunden haben. Wenn

Cagnoli, der das alles, und noch weit mehr, enthält,

dem Verf. zu weitläufig schien, so hätte er sich schon

aus einem kleinen Buche, was mit Recht in viele

Hände gekommen, aus Klügels analytischer Trigo-

nometrie, belehren können, welches die Materien sind,

die als wesentliche, in keiner Zusammenstellung tri-

gonometrischer Lehren fehlen dürfen, welche auf einige Vollständigkeit Anspruch macht. Und wie contrastirt mit diesen bedeutenden Mängeln der vermeffene Titel, welcher den Versuch einer neuen Anordnung und Entwicklung aller Sätze, die aus den Formeln der ebenen Trigonometrie hergeleitet werden können, verspricht!

Oeffentlich also wiederholt der Rec., was er bey der Zurückgabe des Manuscripts, dessen Bekanntmachung er nicht für möglich gehalten, dem Verf. zu erkennen gegeben: er bedaure, daß die Zeit und Mühe, welche zum weiteren Fortschreiten hätte verwendet werden können, zum Zusammenstellen längst erlernter Sätze nach einem unrichtigen Plane aufgeopfert worden. Die Jugend des Verf., der Wunsch durch öffentliche Ausstellung seiner erlangten Kenntnisse, die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen mächtiger Gönner zu erwerben und zu erhalten, mögen ihm vielleicht zu einiger Entschuldigung dienen. Aber es ist die Pflicht eines Jeden, der es wohl mit ihm meint, ihn zu warnen, daß er nicht auf diesem Wege weiter fortschreite. Unberufene, der Reife der Ideen voreilende Schriftstellererey ist eben so verderblich für den Verstand, als für den Character. Die weise Regierung, in deren Händen jetzt sein Schicksal liegt, und die ihm die Mittel zur Vollendung des interessanten pädagogischen Experiments, dessen Gegenstand er ausmacht, angezeihen läßt, wird keine Anstrengungen dieser Art von ihm verlangen. Möge er also, so lange ihn kein bürgerlicher Beruf dazu nöthigt, und neue, aus selbstthätigen Forschungen entsprungene, Ideen ihn dazu berechtigen, sich auf eigne Belehrung im Stillen beschränken, um dereinst, und wäre er erst im gewöhnlichen Alter, die Welt mit Ungewöhnlichem zu überraschen und zu erfreuen.

Ehibaut.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 13. May 1815.

London.

Bey G. und W. Nicol, Buchhändlern Sr. Majestät, Pall-Mall: Proceedings of the Association for Promoting the Discovery of the interior Parts of Africa in two Volumes. 1810. Vol. I. VII und 565 S. Vol. II. 424 S. in Octav.

Noch sind unsre Anzeigen eine zusammenhängende Nachricht von dem Gange des preiswürdigen Unternehmens der seit 1788 bestehenden African Association zu London schuldig. Die Sammlung ihrer ehemals einzeln erschienenen Berichte an die ihr angehörenden Mitglieder, und der durch die eingesendeten Nachrichten der ausgeschiedten Reisenden veranlaßten Aufsätze, gibt eine erwünschte Gelegenheit, diese 26jährige Schuld, was früher nicht gut möglich war, abzutragen.

Unsre Kenntniß von dem innern Africa beschränkte sich bis auf die neuesten Zeiten größtentheils allein auf das, was Edrisi und Leo Africanus vor mehreren Jahrhunderten, jener c. 1150, dieser c. 1513, davon berichtet hatten: aus den Alten ließ es sich nicht erweitern, weil das innere Africa ihnen ein

£ (4)

wahres Utopien, ein Land der Troglodyten, Coto-
phagen, Anthropophagen, der Pigmäen und mensch-
licher Ungeheuer war.

Die Holländer versuchten zuerst vom Vorgebirge
der guten Hofnung aus, einen Weg dahin zu eröff-
nen; aber drangen kaum über die Grenzen ihrer
dasigen Colonien hinaus, abgeschreckt entweder durch
die Schwierigkeiten, oder durch den Mangel einer
nahen Hoffnung ersehnter Reichthümer. Die Britten,
nach ihrer ewig rühmlichen Gewohnheit, Colonien
anzulegen, um uncultivirte Striche zu civilisiren,
schlugen auch zur Erforschung des innern Africa
diesen humanen Weg durch die Stiftung der Sierra-
Leone Colony ein. Eine Privatgesellschaft von
Brittischen Kaufleuten kaufte den zur Anpflanzung
bestimmten Strich Landes dem Negerfürsten, in
dessen Gebiet er lag, ab, schloß zum Besten ihrer
Niederlassung mit den benachbarten Negerfürsten
Freundschaftsverträge, und sammelte für sie lauter
freywillige Anpflanzer aus Europa und Neger, die
bisher in America den Ackerbau getrieben, aber mit
ihren Herren, als Royalisten bey der Freywerdung
von Nordamerica hatten auswandern müssen, und
einen neuen Wohnsitz suchten. Unter diese Colo-
nisten ward das Land zum Anbau mit der Bedingung
eines jährlichen Grundzinses ausgetheilt, und dabey
dem Neger, der sich ansiedeln wollte, seine völlige
Freiheit gegeben; es wurden Schulen für die Kinder
der Colonisten gestiftet, zu denen auch die Neger
aus den benachbarten Königreichen Zutritt hatten,
wenn sie Unterricht im Landbau und in Handwerken
nehmen wollten. Auf diesem Wege hoffte die Sierra-
Leone Company zu London nicht nur ein fried-
liches Verkehr mit dem innern Africa nach und nach
anzuspinnen und dabey seine Beschaffenheit näher zu
erforschen, sondern auch der Europäischen Civilisi-
rung einen Weg dahin zu öffnen. Ihrer Aussicht

wurde auch die von der Brittrischen Regierung im Jahre 1792 gestiftete Colonie auf der Insel Bulanz, einer von den Bissao-Inseln, an der Mündung des Rio grande, nordwärts von Sierra-Leone übergeben, wo auch die Neger um das Tagelohn bey den weißen Einwohnern arbeiteten (S. Geschichte der drey letzten Jahrhunderte. Ausg. 2. B. VI. S. 329). Leider! breitete der Französische Revolutionskrieg seine Zerstörungen bis an den Gambia aus; die Sierra-Leone Colonie wurde von Französischen Schiffen überfallen und vernichtet. Was nach der Zeit wieder zu ihrem Besten geschehen seyn möchte, ist, wenigstens dem Verf. dieser Anzeige, nicht bekannt.

Eine andere Privatgesellschaft von Mitgliedern aus allerley Ständen (— hiermit beginnen erst die Proceedings —) trat als African Association am 9. Junius 1788 in der Absicht zusammen, das innere Africa geographisch und historisch zu erforschen, bloß um Länder- und Völkerverbindung zu erweitern, ohne das Mercantilische zu ihrem letzten Zweck zu machen. Die Kosten ihrer Unternehmungen bringt die Gesellschaft durch Subscriptionen ihrer Mitglieder auf; sie rüstet die muthigen Männer, welche sich zu diesen beschwerlichen und gefährvollen Reisen entschließen mögen, mit allem, was sie bedürfen, reichlich aus, und bestreitet jede Art ihres Aufwandes unterwegs, und kommen sie von ihrer Mission glücklich zurück, so erheben sie aus ihrer Casse eine lebenslängliche Pension. Ein Ausschuss von drey Mitgliedern, denen ein Secretär und ein Schatzmeister bengegeben ist, leitet die Entdeckungsreisen, verwaltet die öconomischen Geschäfte der Gesellschaft und besorgt die Correspondenz, und was sonst noch vorkommen mag.

Den Plan der Gesellschaft und den bisherigen Erfolg ihrer Bemühungen bringen die beiden Bände,

welche wir anzeigen, zur öffentlichen Kunde. Da schon einige von der Gesellschaft veranlaßten Aufsätze und Werke in diesen Blättern angezeigt sind, so wird gegenwärtige Anzeige das schon ehemals Mitgetheilte seinem Inhalte nach nicht wiederholen, sondern es durch bloße Rückweisungen sich einverleiben. Doch reicht die Sammlung nicht bis auf die letzten Jahre, sondern endet schon mit dem Sitzungsbericht am 27. May 1809. Es werden daher die spätern Berichte, so wie sie uns zukommen, in Zukunft nachgeholt werden.

Die beiden ersten Reisenden, die von der Gesellschaft, jeder auf einem besondern Wege, ausgesendet wurden, waren Ledyard, ein Americaner, durch vieljährige unter den Wilden in America, um die Welt mit Cook, und zuletzt durch Nord-Europa und Nord-Asien unternommene Reisen, und die dabei gemachten Erfahrungen zu einer solchen Bestimmung vollkommen ausgelehrt, und Lucas, als ehemaliger Viceconsul zu Marocco, mit dem Lande, das er durchstreifen sollte, zum voraus bekannt. Dennoch gelang es der Gesellschaft mit keinem. Ledyard, der von Aegypten aus den eigentlichen Lauf des Nigerflusses erforschen sollte, und dazu am 30. Jun. 1788 von London abgegangen war, starb noch im Herbst desselben Jahres zu Cairo an einer Gallenkrankheit; was er leisten konnte, bestand in einzelnen Nachrichten, welche er reisenden Kaufleuten, Sklaven und andern Personen abgefragt, und vor seinem Tode eingesendet hatte. Lucas sollte von Tripoli aus den Weg durch die große Wüste Sahara bis nach Fezzan nehmen, alle Nachrichten, welche ihm die Fezzaner oder diejenigen, welche dahin handelten, über das innere Africa geben könnten, über Tripoli nach London einschicken, und dann längs dem Gambia oder über die Küste von Guinea zurückkehren. Er trat seine Reise von Tripoli aus, wohin er sich am

18. October 1788 eingeschifft hatte, am 1. Februar 1789 an, mußte sie aber schon acht Tage nachher, am 7. Februar, mit seiner Ankunft zu Misurate (Mezarata) wegen eines Kriegs zwischen dem Pascha von Tripoli und den Arabischen Stämmen in der Wüste abbrechen. Was er daher von seiner Mission nach London zurückbrachte, waren seine eigenen Bemerkungen über seine achttägige Reise nach Misurate, dann das, was er einem der Scherife, der oft in das innere Africa gereiset war, Namens Imhammed, abgefragt hatte, endlich die Beschreibung des Wegs von Murzuk nach Cairo, nach den Nachrichten, welche er von dem Statthalter zu Misurate mitgetheilt erhielt. Der Ausschuss der Gesellschaft zog außerdem noch zu London, von Ben Ali, einem Eingebornen aus Marocco, Nachrichten von den südwärts gelegenen Ländern der Wüste Sahara, die er durchreiset hatte, ein. Diese erhaltenen Angaben brachte der Major Kennell sogleich in eine verbesserte Karte von Africa, welche dem Berichte an die Mitglieder der Association beigelegt ist: *Proceedings of the Association for promoting the Discovery of the interior Parts of Africa.* Lond. 1790. 4. Für andere Liebhaber wurde unter demselben Titel ein minder prächtiger und kostbarer Abdruck Lond. printed for T. Cadell, in the Strand 1791. 8. gemacht. Was in beiden Abdrücken enthalten ist, findet sich in den *Proceedings* von 1810, die wir anzeigen, Vol. I. p. 1 - 238.

In der Zwischenzeit bis ein neuer Reisender ausgesendet wurde, kam zufällig ein Araber, Namens Schabeni, nach England, welcher der Gesellschaft allerley Nachrichten von einem Reich am Niger und dessen Hauptstadt Gussa, wo er selbst sich zwey Jahre aufgehalten habe, mittheilte. Zur Erforschung dieses Reichs und des Ursprungs und des Laufs des Nigers erbot sich ein dritter Reisender, der Major Soughton,

vormahls Capitán bey dem 69 Regiment, der im Jahre 1779 als Officier auf der Insel Goree gestanden, und darauf Brittischer Consul zu Marocco gewesen war, in welchen Stellen er eine schöne Vorbereitung zu dieser Expedition erhalten hatte. Er sollte den Lauf des Flusses Niger von seinem Ursprung bis zu seinem Ende verfolgen, nachher die Städte Tombuctu und Hussa besuchen, und dann durch die Wüste oder auf einem andern Wege, wie es die Umstände mit sich brächten, zurückkehren. Mit den schönsten Hoffnungen verließ er England am 16. October 1790, und im September 1791 fand er im Königreich Ludumar sein Grab unter einem Baume der Wüste, ungewiß, ob erschlagen oder an der Ruhr gestorben. Von der Mündung des Gambia zog sich seine Reise durch Medina (die Hauptstadt) des Königreichs Wooli, durch Barraconda, einer großen Stadt der Mohammedanischen Alcáiden, östlich von Medina; von da noch nach Bambuc, 200 Deutsche Meilen von der Mündung des Gambia landeinwärts, wo er erfuhr, daß auf dem Joliba (dem Niger der Alten), dessen Lauf er verfolgen sollte, bedeckte und bemastete Fahrzeuge giengen, mit denen der Handel von Tombuctu ostwärts nach dem mittlern Asien betrieben werde, wie er noch auf einem Zettel meldete, den er am Gambia schrieb. Expedition of Major Houghton in 1790 — 1791, in unserer Sammlung Vol. I. p. 239 — 265 und 295 — 330. Seine ausführlichen Papier giengen verlohren; was die Gesellschaft durch seine Reise gewann, bestand in kurzen, aber wichtigen Notizen, die er schon früher nach England abgeschickt hatte, aus denen der Major Kennell in Verbindung mit den von Perkins Magra, Brittischem Consul zu Tunis, mitgetheilten Nachrichten die *Elucidations of the African Geography from the Communications of Major Houghton and Mr. Magra (1793)* zusammengesezt hat, die in

der vor uns liegenden Sammlung Vol. I. p. 266–294 enthalten sind, und von denen schon in diesen Blättern früherhin eine Anzeige gegeben worden (1794. S. 1681).

Houghton's Weg, von der Westseite in das Innere von Africa einzudringen, sollte nun der Schottländer, Mungo Park, ein Wundarzt, der eben von einer Reise nach Indien zurückgekommen war, und sich zu einer Africanischen Reise der Association angetragen hatte, verfolgen. Er war im May 1795 nach der Englischen Factoren Pisania am Gambia aufgebrochen, wo er sich vorerst einige Monathe zu seiner Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von Westen nach Osten gerichtet, durchstreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Kadschaga, Kasson, Kaarta und Ludumar. In letzterem gerieth er im Anfang des März 1796, nahe bey der Gegend wo Houghton seinen Tod gefunden hatte, in Gefangenschaft, deren Qualen ihm endlich den Entschluß der Verzweiflung eingaben, auf gut Glück, nicht etwa auf dem Weg nach Pisania, sondern, des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu entfliehen; durch ein halbes Wunder gelang das Wagstück, und er erblickte in der dritten Woche seiner Flucht, am 20. Jul. 1796, das große Ziel seiner Reise, den Niger. Durch den Anblick überzeugt, daß er von Westen nach Osten ströme, verfolgte er seinen Lauf bis unter 2° westlicher Länge (von Greenwich), wo er sich endlich unübersteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs dem Niger nehmend, kam er im September im Königreich Manding zu Kamaliq an, wo er Krankheits- und Sicherheits wegen sieben Monathe verweilen mußte. Ein-Sclavenhändler, mit dem er darüber einen Accord schloß, brachte ihn von da am 10. Jun. 1797 nach der Englischen Factoren am Gambia, wo er vor 18 Monathen

abgereiset war, zurück, am 15. gieng er über Antigua nach London ab, wo er am 25. December nach einer Abwesenheit von zwey Jahren und sieben Monaten glücklich wieder ankam. Unmittelbar darauf ließ die Gesellschaft einen Abstract of Mr. Park's Account of his Travels and Discoveries bekannt machen, der in der vorliegenden Sammlung Vol. I. p. 327—400 enthalten ist. Ueberweilt legte auch der vortreffliche Geograph, Major Kennell, die neuen von Africa erhaltenen Nachrichten zu geographischen Forschungen zum Grunde, und brachte sie zugleich in eine verbesserte Ausgabe seiner Karte von Africa. Diese Untersuchungen nehmen in dieser Sammlung Vol. I. p. 403—565 ein, und erschienen als Appendix, containing geographical illustrations of Africa in den Travels by *Mungo Park*, von denen schon in diesen Blättern eine Anzeige gegeben ist (1799. S. 1433).

Der fünfte Reisende, unser Landsmann, Friedrich Hornemann, aus Hildesheim, ist unsern Lesern aus frühern Jahrgängen dieser Anzeigen (1796. S. 1873 und 1802. S. 1449) bekannt. Er trat seine Reise im Frühling 1797 über Paris und Marseille nach Alexandrien an, um mit der Fezzan-Karawane über Fezzan nach Caschna, und dann aus dem Herzen von Africa mit der besten Gelegenheit, sey es westlich über Senegambien oder östlich durch Aethiopien, nach Europa zurückzugehen. Bis nach Murzuk in Fezzan kam er glücklich, und schickte das Tagebuch dieser seiner ersten Reise von Tripoli nach England: dieses sammt den vortrefflichen Erläuterungen, mit denen es William Young, William Marsden und am ausführlichsten der Major Kennell begleitet haben, macht den größten Theil des Inhalts von Vol. II. der vor uns liegenden Sammlung aus. Doch ist davon eine ausführliche Anzeige nach einem andern Abdruck in diesen Blättern (1802. S. 1449) bereits

enthalten. Seit 1801, seit seiner Abreise von Murzuk in dem Genuß der besten Gesundheit, gehen der Association alle Nachrichten von Hornemann ab.

Sie nahm inzwischen noch zwey Reisende in ihre Dienste. Der erste, Henry Nicholls, der den Weg nach Nord-Ost zu den wichtigen Städten am Niger nehmen sollte, gieng am 1. Nov. 1804 von Liverpool ab; kam im Anfang des Januars zu Old Calabar am äußersten Ende des Meerbusens von Guinea an, und war nicht gar drey Monathe später auf der Fortsetzung seiner Reise eine Leiche. Da er, ohne eine bekannte Person um sich zu haben, starb, so giengen alle seine Papiere verloren. Die Gesellschaft hat nicht mehr als drey Briefe bis auf seine Abreise von Old Calabar erhalten, deren wichtigster Inhalt den genannten Ort, seine Umgebungen, die Sitten, Cultur und Religion der Einwohner jener Gegend betrafen. — Der zweyte der weder genannt, noch dessen Reiseroute angegeben wird, ist ein Deutscher (wahrscheinlich Hr. Köntgen): er ist im Februar 1809 im Genuß der besten Gesundheit abgereiset.

Nach den vortrefflichen Abhandlungen, die dem Hornemannischen Tagebuch, über welches sie geschrieben sind, erst seine völlige Wichtigkeit geben, sind (außer den Rapporten des Secretärs an die Gesellschaft) nur noch wenige bemerkenswerthe Aufsätze in diesem Bande enthalten: nämlich der interessante Umriss von Nord-Africa nach den frühern in dem Lande gethanen Reisen, den der Secretär der Gesellschaft, Sir William Young, seinem Rapport vom 1. Junius 1805 (S. 333 — 357) einverleibt hat, und ein paar Briefe von Sir James W. Jackson (S. 364 — 376), deren Inhalt aber auch in seiner Beschreibung von Marocco, die wir lezthin angezeigt haben, zu finden ist.

Ben der Beharrlichkeit, mit welcher die African Association trotz aller der Unglücksfälle, die ihre

ausgesendeten Reisenden betroffen haben, ihren Plan bisher befolgt hat, rücken wir doch, wenn gleich langsam, in unsern Kenntnissen vom innern Africa fort. Abgerechnet, was die Characteristik der verschiedenen Einwohner von Africa gewonnen hat, so können wir nun so gut wie für entschieden annehmen, daß der Lauf des Nigers von Westen nach Osten gedacht werden müsse; nur fehlt es noch an einer bestimmten Nachricht, (wofern er, wie es scheint, nicht mit dem Nil zusammenfließt,) wie und wo er aufhöre. Die große Oasis und die Ueberbleibsel des Tempels des Jupiter Ammon sind wieder gefunden, und nun auch schon gelehrt erläutert. Der Sitz der Garamanten der Alten ist kein Räthsel mehr, und wie mancher Punct des Alterthums außerdem! Der mons Afer des Plinius ist im schwarzen Harutsch wieder gefunden; die wahre Lage von Memphis ist keinem Zweifel weiter unterworfen, was die Alten vom Lotus, und der Einsammlung der Datteln erzählen, ist als vollkommen richtig u. s. w. u. s. w.

Leipzig.

Im Verlage der Brüder Hahn: XENOΦΩΝ-
ΤΟΣ ΤΑ ΣΟΖΟΜΕΝΑ. *Xenophontis quae ex-
stant. Ex librorum scriptorum fide et virorum
doctorum coniecturis recensuit et interpretatus
est Io. Gottlob Schneider, Saxo. Sechs Bände.
1815. Octav.*

Je größer das Verdienst des würdigen Herausgebers dieser Werke um den Xenophon, bisher war, desto erfreulicher ist es uns und jedem Freunde der classischen Studien, daß durch diese Sammlung alles zusammengefaßt und seine Ausgabe aller Werke des Attischen Philosophen ganz vollendet ist. In einer critisch-genauen und fleißig gearbeiteten Ausgabe, wie sie ein so sorgfältiger und einsichtsvoller Gelehrter, als der Herausgeber bekanntlich ist, zu liefern

pflegt, besitzen wir also alle Werke Xenophons, dieses Musters der Attischen Sprache, und da der Preis, neuntehalb Thaler, für diese sechs Bände im netten Drucke und auf gutem Papier, mäßig genug ist, so dürfen wir hoffen, daß jeder Freund der Griechischen Litteratur, namentlich der Attischen Biene, dem Herausgeber wie dem Verleger dafür Dank wissen werden. Auch sind die Theile einzeln zu haben. Ehe wir das Nähere angeben, wollen wir den Inhalt kürzlich darlegen. Der erste Band enthält die *Cyropädie*, editio nova auctior et emendatio: vom J. 1815 der zweyte, die *Anabasis* vom J. 1806; der dritte, die *Griechische Geschichte*, vom J. 1791; der vierte die *Memorabilien Socratis*, vom J. 1801; der fünfte, den *Deconomicus*, das *Gastmahl*, *Hiero* und *Agessilaus*, vom J. 1805. Der sechste, die übrigen kleinen *Aufsätze*, vom J. 1815. Die ersten fünf Bände sind schon zu ihrer Zeit in diesen Blättern angezeigt worden, und wir haben also nur noch unter ihnen von dem ersten Bande zu berichten, insofern derselbe in einer neuen vermehrten und verbesserten Ausgabe vor Kurzem erschienen ist; der sechste Band aber ist ganz neu bearbeitet hinzugekommen, und verdient ebenfalls eine Anzeige.

Was den ersten Band betrifft, so erschien die erste Ausgabe, nachdem die *Zeunische* vergriffen war, von dem Herausgeber umgearbeitet im J. 1800 (*S. Gött. Anz.* 1800. St. 95.) im *Fritschischen* Verlage, der jetzt ein *Eigenthum* der Herren *Buchhändler Brüder Hahn* in *Hannover* ist. Damahls faßte der Band 702 Seiten, jetzt 800, woraus schon die *Wahrheit* des *Titels* hervorgeht. Die *Vorrede* ist unterschrieben *Wratislaviae a. d. III. Aprilis 1814*, als der würdige *Veteran* dieser *Studien* so eben von einer *anhaltenden Krankheit* genäß; vollendet war die *neue Bearbeitung* schon im *Anfange* des J. 1812, Der *Herausg.* benutzte für dieselbe des *sel. Fischers*

vom H. Ruinoel im J. 1803 herausgegebenen Commentarium in Xenoph. Cyropaediam, Hrn. Dan. Schulz Abhandlung de Cyropaediae Epilogo Xenophonti abjudicando (1806) Hrn. Weckherlins Ausgabe (1807), Hrn. Gails Sammlung der Lesarten aus den Pariser Handschriften, welche einige nicht unwichtige Verbesserungen an die Hand geben: manches verdankte er auch seinem Collegem und Freunde Hrn. Prof. Heindorf. Vergleicht man diese Ausgabe mit der vorhergehenden, so findet man allerdings überall bestätigt, daß der Text mit der größten Sorgfalt wieder bearbeitet sey, und daß der Herausg. fast auf allen Seiten Verbesserungen und Erläuterungen angebracht und nachgetragen habe. Nicht leicht sind ihm die Bemerkungen neuerer Gelehrten, auch was die Sachen betrifft, entgangen, so daß also auch für die Erläuterung das Erforderliche beygebracht, und nicht bloß für die Berichtigung des Textes gesorgt worden ist. Der sechste und letzte Band ist überschrieben: *Xenophontis opuscula politica, equestria et venatica, cum Aeliani libello de venatione. Ex librorum scriptorum fide et virorum doctorum coniecturis recensuit et interpretatus est Io. Gottlob Schneider, Saxo. XVI und 563.* Voran geht eine Epistola editoris ad Immanuelm Bekkerum, Profess. berlin. In kritischer Hinsicht konnte der Herausg. keine neue Hülfsmittel außer dem von den Herren Gail, Sturz und Weiske schon beygebracht benutzen: doch verglich er bey dem Hipparchicus einen Codex aus der Rhebigerischen Bibliothek in Breslau, und zog nach Weiske wiederum der Engländer Berengers und Blanes Arbeiten über die Meterey und über das Jagdwesen zu Rathe. Daß die Sprach- und Sachkunde des Herausgeb. diesen Schriften des Xenophon sehr nützlich gewesen sey, wird jeder leicht vermuthen, der mit seltenen Arbeit-

ten bekannt ist, und wer das Buch selbst studirt, wird es mit Dank erkennen. Oft wird Hrn. Prof. Heindorfs Hülfe gerühmt, einigemahl stießen wir auch mit Vergnügen auf Hrn. Prof. Schäfers den Noten eingerückte Bemerkungen. Wie sehr viel Xenophon durch diese Bearbeitung gewonnen habe, kann eine nur leichte Vergleichung der Zeunischen Ausgabe (Leipzig, 1778. 8.) zeigen, deren Mangelhaftigkeit in der Neuen philol. Biblioth. IV, 2. S. 233 hinreichend dargethan war. S. 179 ff. haben wir den gelehrten Excurs über die Bodmeren (*de foenore nautico*), S. 424 ff. die Zugabe über den Gebrauch des Wortes *ἄπρως* und über die Art, des Netzes Größe aus der Zahl der Knoten zu bestimmen, sehr gern gelesen. Zum sichern Beweise, wie sehr dem Herausg. die Vervollkommnung seiner Werke am Herzen liege, dienen die *addenda et corrigenda*, womit das Buch anfängt und endigt. Ein gutes Wort- und Sachregister macht den Beschluß. Fast jedem Xenophontischen Aufsatze ist ein Proömium vorgesetzt; das der Republik der Lacedämonier vorgesezte rührt, jedoch abgekürzt, von dem sel. Benj. Weiske her. Ueber den Aufsatz *de republ. Athen.* geht des Herausg. wahrscheinliche Meinung dahin, daß Xenophon nicht der Verfasser des Werkchens, sondern daß dasselbe vor der Herrschaft der 30 Tyrannen verfertigt worden sey: wiewohl nach dem von ihm aus Varchers Note zum Herodot II. S. 540 angeführten unbekanntem Grammatiker dieß Werkchen schon im Alterthum für ein Werk des Xenophon gehalten zu seyn scheint. Wenn man jedoch die Sprache und den Ton dieses Fragments mit den in den übrigen Schriften Xenophons herrschenden vergleicht, so wird man die ihm eigne Einfachheit, Klarheit, natürliche Eleganz und Würde schwerlich in diesem Aufsatze *de republica Atheniensium* antreffen, und denselben eher für den Versuch eines späteren

Sophisten halten, der nicht einmahl ganz und unverändert auf uns gekommen ist: zumahl Xenophon die Schriftstellerlaufbahn erst nach seiner Rückkehr aus Asien, also nach Socrates Tode, betreten hat. Da das Werkchen gleichwohl eine kleine Sammlung von Bruchstücken ist, so bleibt das Urtheil über den Verfasser immer sehr ungewiß.

Heidelberg.

Von Joseph Engelmann: *Merkwürdige Criminalfälle mit besonderer Rücksicht auf die Untersuchungsführung.* Dargestellt von Dr. Pfister, Stadtdirector zu Heidelberg. Mit einer Planzeichnung auf Stein. VIII und 474 Seiten in gr. Octav.

Der durch seine actenmäßige Geschichte der Räuberbanden u. s. w. als ein sehr gewandter Inquirent bekannte Verfasser, hat sich durch gegenwärtige Schrift ein neues Verdienst erworben, und zur Ergänzung einer nicht unbedeutenden Lücke in der Litteratur des Criminalprocesses einen schätzbaren Beitrag geliefert. Zur Bildung tüchtiger Untersuchungsrichter, so weit solche überhaupt durch theoretischen Unterricht möglich ist, reichen nämlich die vorhandenen Werke über den peinlichen Proceß nicht aus. Denn die doctrinellen Schriften stellen nur im Allgemeinen die Regeln und äußern Formen des Verfahrens zur Ausmittelung der Verbrechen dar, die Criminalacten bezeichnen nur den Gang, welchen eine Untersuchung nahm, ohne genauere Auskunft über die Gründe der Procedur zu geben, und die Sammlungen peinlicher Rechtsfälle liefern nur die Resultate der Untersuchung zum Zweck der Abfassung des Urtheils. Hingegen unser Verfasser versetzt den Leser jedesmahl ganz in die Lage des Inquirenten, umgibt ihn mit allen den Schwierigkeiten, welche der concrete Fall darbietet, unterrichtet

ihn über die Nothwendigkeit und den Zweck seines ganzen Benehmens und eines jeden einzelnen Schrittes, und lehrt ihn mit möglichster Umsicht alle Verhältnisse und Umstände auffassen und für den Zweck der Untersuchung benutzen. Zugleich warnt er vor Mißgriffen, rügt die von andern Inquirenten begangenen Fehler, zeigt wie sie hätten vermieden werden müssen und wie sie verbessert werden können, und belehrt daher auch den urtheilenden Richter über richtige Würdigung des Verfahrens. Kann nun gleich eine Fertigkeit in zweckmäßiger Leitung der Verhöre nur durch Uebung und Erfahrung erworben werden; so wird doch die Darstellung der Methode des Verfassers denjenigen, welche sich zu brauchbaren Inquirenten bilden wollen, eine große Erleichterung gewähren. —

Die Sammlung enthält sieben Criminalfälle, welche sämmtlich von Seiten der Schwierigkeiten, die sie dem Untersuchungsrichter darboten und welche derselbe meist glücklich besiegte, zur Aufnahme geeignet sind. Die merkwürdigsten von dieser Seite sind der dritte und vierte. Der dritte Fall, einen großen Diebstahl, mit Einbruch und Brandstiftung, betreffend, zeigt wie ein geübter Inquirent, fast ohne allen Fuß der Untersuchung, die ganz unerheblich scheinenden Anzeigen klug zu benutzen weiß, und dadurch auf weitere Verdachtsgründe zu gelangen, deren vorsichtige Verfolgung endlich zur völligen Entdeckung des Thäters hinführte. Der vierte Fall, welcher den an der schwangeren Ehefrau des Schutzjuden H. B. verübten schauderhaften Mord zum Gegenstande hat, ist sowohl an sich, als in besonderer Rücksicht auf die Untersuchung vom höchsten Interesse und daher auch mit größerer Ausführlichkeit (von S. 114 bis 382) dargestellt. Die Untersuchung dieses Verbrechens war anfänglich durch einen andern In-

quivalenten geführt worden; da solche aber zu keinem sichereren Resultate führte, wurde späterhin dem Verfasser deren Fortsetzung und Ergänzung aufgetragen. Sehr belehrend ist nun die Darstellung der Mängel der früheren Inquisition, der Versuche dieselben, so weit dieß noch möglich war, zu verbessern und der hieraus hervorgehenden neuen Aufklärungen, woben wir insbesondere auf die genaue Prüfung des vom Inquisiten behaupteten Alibi und des Ursprungs des bey der Leiche gefundenen Zettels, durch welchen der Inquisit für unschuldig erklärt wurde, aufmerksam machen. Durch den beigefügten Grundriß des Hauses, worin die Mordthat verübt wurde, hat die Klarheit der Untersuchung und der Darstellung sehr gewonnen, und es wäre zu wünschen, daß da, wo es auf Ortsverhältnisse ankommt, von diesem Mittel häufiger Gebrauch gemacht würde. Die beendigte Untersuchung lieferte eine große Zahl der stärksten und im innigsten Zusammenhange stehenden Anzeigen, welche einen vollständigen künstlichen Beweis wider den Ehemann der Gemordeten erzeugten, wodurch dann dieser Criminalfall zugleich für die schwierige Lehre vom Anzeigenbeweis sehr interessant wird. Wir empfehlen diese Schrift einem Jeden, der sich zum peinlichen Richteramte vorbereiten will, und selbst der erfahrene Inquisiteur wird solche mit Nutzen lesen, so wie sie denn auch für die Criminalpsychologie manche Ausbeute gibt. Indem wir den verdienten Verfasser zur baldigen Fortsetzung seines nützlichen Werkes auffordern, können wir jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, daß er sich des Gebrauchs unnöthiger Lateinischer Ausdrücke (z. B. Damnificat), so wie mancher Provincialismen (z. B. ein dritterer, enthalten möge.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 15. May 1815.

London.

Gedruckt für Longman, Hurst, Rees und Orme, Par-
ternoster Straße: *Historical Sketches of the South
of India*, in an Attempt to trace the History
of Mysoor; from the Origin of the Hindoo
Government of that State, to the Extinction
of the Mohammedan Dynasty in 1799. Founded
chiefly on Indian Authorities collected by the
Author while officiating for several Years as
Political Resident at the Court of Mysoor. By
Lieut. Colonel *Mark Wilks*. Vol. I. 1810. 517 S.
in Quart, und zwey Karten.

Bei den Indischen Geographen heißen alle die
Länder, welche im Süden des Flusses Nerbudda
liegen, Decan oder der Süden; jenes große Land, in
welchem die Canarische, Marattische, Decanische,
Telengische, Tamulische, Malabarische und Zulava-
Sprache geredet werden. Der Verf. aber braucht den
Nahmen Süd-Indien in einem etwas veränderten
Sinn, weil er bloß die Mohammedanische Periode der
Geschichte von Decan beschreiben wollte. Nun hatten
die Mohammedanischen Fürsten ihre Eroberung nur

bis zum Flusse Kistna ausgedehnt: daher heißen ihm Decan die Länder von Hindostan, welche zwischen dem Narbudda und Kistna, und Südindien die, welche im Süden vom Flusse Kistna liegen.

Die Schicksale aller der genannten Länder werden zwar häufig in diesem Werke berührt, doch nur in so fern als es geschehen mußte, um die Geschichte von Mysore, seinen eigentlichen historischen Gegenstand, ins Licht zu stellen. Und diese beginnt es so hoch, wie ihre Quellen reichen, die erst seit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts geöffnet sind. Denn vor der Eroberung von Seringapatam, der Hauptstadt des Reichs Mysore, war die ältere Geschichte dieses Landes fast völlig unbekannt; das den Britten bey der Eroberung der Stadt in die Hände gefallene Archiv enthielt Denkmahle genug, sie wenigstens von dem 16ten Jahrhundert an herabzuführen. Und von da an haben sie bereits mehrere Brittische Schriftsteller aus der Verborgenheit gezogen, unter denen nun der Verfasser, dessen Werk wir anzeigen, der ausführlichste ist. Seine handschriftlichen Quellen hat er in der Vorrede umständlich beschrieben.

Doch reicht dieser Band nur bis zum Jahre 1766, folglich nur bis in die Zeit, da Mysore erst wenige Jahre früher angefangen hat, ein Europäisches Interesse durch Hyder Ally zu bekommen. Sie ist in zwölf Kapiteln abgehandelt: 1. Schicksale von Süd-Indien bis zum Jahre 1564. 2. Ursprung der Hindu-familie, die zu Mysore bis 1672 herrschte. 3. Uebersicht der Begebenheiten in Süd-Indien von 1564—1677. 4. Anfang der Ereignisse von 1672—1704. 5. Landeigenthum in Indien. 6. Fortsetzung der Geschichte von 1672—1704. 7. Von 1704—1751. 8. Von 1751—1754. 9. Von 1754—1758. 10. Von 1758—1760. 11. Rückblicke. 12. Von 1761—1766.

Die Darstellung von Begebenheiten, die selten ins Große eingreifen, bedarf, wenn man nicht er-

müden soll, Unterbrechung für Verfasser und Leser. Herr Mark Wilks hat sich daher von Zeit zu Zeit Einschaltungen erlaubt, die zwar in Beziehung mit seinem Thema, nur nicht in einer nothwendigen stehen. So ist gleich im ersten Kapitel bey Gelegenheit der despotischen Verfassung aller kleinen Staaten in Süd-Indien ausführlich (von S. 22—30) untersucht, warum der echte Begriff von bürgerlicher Freyheit nie in die Seele eines Asiaten gekommen sey, und als Ursache angenommen, weil in jedem Asiatischen Gesetz-Codex Göttliches und Menschliches vereiniget, die bürgerlichen und religiösen Gesetze zugleich enthalten wären. Das fünfte Kapitel ist ganz einer politisch-statistischen Ausführung gewidmet, die um so merkwürdiger ist, da sie der Verf. einer ganzen Reihe von vertrauten Kennern Indiens und seiner Geschichte zur Prüfung und Besserung vor dem Abdruck vorgelegt hat. Die innere Organisation von Indien ist seit undenklichen Zeiten immer dieselbe geblieben; weder Revolutionen noch Eroberungen haben darin eine Aenderung hervorgebracht. Jede Gemeinheit, sey sie Dorf, Flecken oder Stadt, besteht außer den Grundeigenthümern aus zwölferley Mitgliedern: 1. Richter und Magistrat; 2. Registrator; 3. Einnehmer; 4. Wächter der Ortschaft und der Felder; 5. Vertheiler des Wassers zur Wässerung; 6. Astrolog, zur Bestimmung glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden; 7. Schmidt; 8. Wagner; 9. Töpfer; 10. Walker der von den Landleuten zum eigenen Gebrauch und Verkauf verfertigten Kleider; 11. Barbier und 12. Silberarbeiter für den Puz des andern Geschlechts, an dessen Stelle häufig ein Poet, der zugleich Schulmeister des Ortes ist. Für ihre Dienste erhält jede dieser Personen entweder Land oder eine festbestimmte Quantität Korn von den Ackerleuten des Ortes. Zuweilen wird alles zu einer solchen Gemeinheit gehörige

Land gemeinschaftlich gebaut und die Erndte, nach Verhältniß der dabey geleisteten Arbeit, vertheilt; gewöhnlich aber baut jeder das ihm zugehörige Feld: der schlechtere Boden ist gemeinschaftliche Viehweide: Die Grenze einer solchen Gemeinheit ist sorgfältig mit Grenzsteinen besetzt, über die man so eifersüchtig, wie über die Grenze eines mächtigen Reichs, wacht.

Die Zusammensetzung solcher einzelnen Gemeinheiten zu großen und kleinen Districten, Provinzen, Fürstenthümern, Reichen hat im Lauf der Jahrhunderte vielfach abgewechselt; aber die Hauptorganisation ist dadurch nicht verändert worden. Jede Ortschaft hat ihren Beamten, der wieder andern Beamten, die stufenweis über 10, 20, 100, 1000 Ortschaften gesetzt sind, untergeordnet ist; die heutigen Wadnyars, Polingars, Zemindars u. s. w.; jedem sind Verpflichtungen und Einkünfte in dem Gesetzbuch des Menu genau bestimmt. Sie sind bald bloße Agenten des Regenten, bald die Pächter ihrer Einkünfte gegen eine bestimmte Summe, bald Anführer der Truppen gegen eine Anweisung auf die Einkünfte des Regenten zu ihrem und des Heeres Unterhalt. — Das Privateigenthum respectirte der Regel nach jeder Eroberer; nur ward es von ihm mit Taxen belegt. In Süd-Indien ward von undenklichen Zeiten her bis zum Jahre 1252 der sechste Theil der Erndte in Naturalien an den Regenten geliefert. Um ihre Abänderungen der Kürze wegen nur von einer Gegend anzugeben — nach der Gründung der Dynastie von Canara 1336 verwandelte der Minister Bednaranga die Naturalabgabe in Geld, dessen Summe nach der Größe der Länderey, der Aussaat, der Frohndienste und dem Werth des Korns bestimmt ward. Nach dieser Taxation ward die eine Hälfte dem Regenten, $\frac{1}{5}$ für ihn, $\frac{1}{30}$ für die Brahmanen, $\frac{1}{20}$ für die Gottheit, indem er für beide ihren Antheil in Empfang nahm, abgegeben;

die andere Hälfte blieb dem Grundeigenthümer. Von 1336—1618 blieb diese Einrichtung unverändert. Bald nach dieser Zeit ward dem Grundeigenthümer noch einmahl die Hälfte von der ihm zugefallenen Hälfte als Zulageabgabe auferlegt u. s. w. Man segnete daher Hyder Ally, der die Einrichtung dahin abänderte, daß er jährlich die Abgaben nach seinen Bedürfnissen bestimmte, wodurch sie verhältnißmäßig gemäßigt wurden und das Volk an Wohlstand gewann.

Von dem übrigen sehr ins Kleinlichte gehenden Inhalt dieser Geschichte läßt sich nicht wohl ein Auszug geben. Der zwente Theil, der die neuere Geschichte von Mysore unter Hyder Ally und Tippu Sahib enthalten soll, wird allgemeineres Interesse haben. Ob dieser erschienen, oder der Verfasser, der über eine ganz zerrüttete Gesundheit klagt, an dessen Vollendung verhindert worden, ist dem Verfasser dieser Anzeige unbekannt.

Paris und Strasburg.

Ben Treuttel und Würz: Précis de la doctrine chrétienne exposée par le texte de l'écriture-sainte. 1815. 160 Seiten in Octav.

Das evangelische Consistorium zu Paris hatte für die Kinder der protestantischen Familien eine Religionschule eingerichtet, und wünschte zum Gebrauche in derselben eine methodisch geordnete Sammlung biblischer Sprüche. Es forderte die Prediger zur Abfassung eines solchen Buchs auf, und unterwarf darauf ihre Handschrift der Prüfung des Directoriums des allgemeinen evangelischen Consistoriums zu Strasburg. Mit der Billigung des Directoriums versehen erscheint hier diese Schrift. Dieß ist die Nachricht, welche von der Veranlassung und dem Ursprunge derselben in der Vorrede gegeben wird, die von zwey Predigern Boissard und Goëpp unter-

geschrieben ist. Diese sind also wohl die einige oder doch die Hauptverfasser. Wie es übrigens mit den eingesandten Handschriften gemacht wurde, wer das Ganze redigirte, ob etwa die genannten Männer ihre Arbeit mit vereinigten Kräften zu Stande brachten und sie als gemeinschaftliches Werk einsandten, darüber erhalten wir keinen Bescheid. Wie dem auch sey, das Buch ist ungemein zweckmäßig eingerichtet und von echt protestantischem Geiste beseelt. Zuerst werden die Wahrheiten der Religion, darauf die der Moral vorgetragen; beigefügt sind die vornehmsten Punkte der christlichen Lehre nach Luthers Katechismus in einem Auszuge und eine gewisse Anzahl von Gebeten. In der christlichen Religions- und Sittenlehre, dem wesentlichen Theile des Buchs, finden sich in zwey Columnen, die Lehre selbst und die dazu gehörigen Schriftstellen, welche fast durchgängig herausgesetzt und nicht bloß nachgewiesen sind — eine neue und löbliche Einrichtung, die wir noch in keinem Buche dieser Art gefunden haben. Die Wahl der biblischen Stellen ist im Ganzen sehr treffend, und setzt ein tiefes, auf nicht gemeine, sondern höhere religiöse und moralische Ansichten und Zwecke gerichtetes Schriftstudium voraus. Mancher wird wohl bey vielen Stellen fragen, wie sie hierher kommen, da sie doch nur eine historische, locale und temporäre Beziehung und Bedeutung haben? Allein solche Beziehungen und Bedeutungen können ja auch jetzt eintreten und außerdem können solche Stellen auf allgemeinen Grundsätzen und Ideen beruhen, die immer und überall gelten und wegen welcher sie in einem solchen Buche eigentlich angeführt werden. Was die Principien betrifft, nach welchen dieß Elementarbuch geschrieben ist, so kann man nicht sagen, daß sie den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche durchaus gemäß, wohl aber, daß sie mit den Principien dieser Bücher dieselbige sind. Die Verfasser selbst

drücken sich darüber in dem Abschnitte von der Kirche S. 59 f. so aus: *Les pasteurs doivent, par conséquent, de même que les apôtres, être regardés comme envoyés du Christ, ou comme tenant de lui leur ministère, et comme tels, ils ne peuvent enseigner d'autre doctrine, que celle du Christ et des apôtres; cette doctrine ils ne peuvent la puiser que dans les seules écritures saintes, en rejetant toute autre source d'enseignement religieux.* Sie bemerken auch S. 68 f. ausdrücklich, daß Luther seinen Nahmen keiner Kirche habe geben wollen, sie verwerfen den Nahmen: Lutheraner und ziehen den der evangelischen Christen vor, da Christus in Glaubenssachen ihr einiges Oberhaupt und das Evangelium ihre einige Autorität sey. Da aber diese Verfasser, wie man deutlich bemerken kann, mit neueren hermeneutischen, exegetischen und verwandten Forschungen sehr wohl bekannt sind, so bringen sie freyhlich einen in manchen Stücken von dem älteren abweichenden evangelischen Lehrbegriff heraus, und, da sie ein Lehrbuch für die Schuljugend schreiben, so lassen sie manche Fragen und Bestimmungen hinweg, ohne sie deßhalb zu verwerfen. Sie gehen auch, wie schon aus dem Angeführten erhellt, keineswegs so weit, wie viele neuere Exegeten und Theologen, sie betrachten das Positive und Historische des Christenthums als wesentlich in demselben, sie suchen nur Alles mehr mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, sie sind rationale christliche Supernaturalisten, und dieß ist auch wohl der einige Lehrbegriff, den ein christlicher Theologe, als solcher, behaupten kann, ohne entweder inconsequent zu werden oder ganz aus seinem Gebiete herauszutreten. Mit der Entwicklung und systematischen Unterordnung der dogmatischen und moralischen Begriffe der Bibel haben sich die Verfasser viel Mühe gegeben, wie ein Kenner wohl

bemerkten kann, ohnerachtet Alles in größter Einfachheit dargestellt ist. S. 9 lesen wir: Der einige und für das Beste seiner Geschöpfe immer thätige Gott hat sich geoffenbart und offenbart sich noch immer 1) durch die Schöpfung und Erhaltung der Wesen, für welche er als Vater sorgt. Gen. 1, 1. Apok. 4, 11. 2) Durch die Erlösung, welche durch den Sohn, Jesus Christus, zu Stande gebracht ist. 1 Joh. 4, 9. 3) Durch die Heiligung, welche der h. Geist bewirkt. Joh. 15, 26. und in der Note: die Kirche hat in der Folge diese Lehre mit dem Nahmen des Geheimnisses der h. Dreyeinigkeit bezeichnet. Hier fehlen aber gerade die vornehmsten Stellen, Math. 28, 18—20. 2. Kor. 13, 13. 1. Kor. 12, 4—6. Joh. 1, 1—5. 14. aus welchen erst die hohe Wichtigkeit und der ganze tiefe Sinn dieser inhaltvollen Lehre hervorgeht und aus welchen sich zugleich ergeben möchte, daß hier selbst für einen Katechismus zu wenig und einseitig davon geredet ist. S. 15 wo vom Gewissen die Rede ist, wird keine einzige von den trefflichen dahin gehörigen Stellen des N. T. angeführt. In dem Abschnitte von der Erlösung Redemption ist die ganze Lehre von der Messiaswürde, der Person, der Bestimmung und Geschichte Jesu, von der Göttlichkeit seiner Sendung, seinem Tode, seiner Auferstehung, Himmelfahrt, der Ausgießung des Geistes, dem Weltende und Gerichte, den künftigen Belohnungen und Strafen vereinigt. Hier ist doch wohl zu viel und Heterogenes unter den Begriff der Erlösung gebracht. Was vom Tode Jesu vorkommt, ist zwar sehr gedacht und mit viel Ueberlegung ausgedrückt, doch hätte diese Begebenheit, wie auch die h. Schrift thut, noch von mehreren Seiten betrachtet und dargestellt werden sollen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den. 18. May 1815.

Göttingen.

J. C. D. Wildt's Tafel der Categorien. Sechste Ausgabe. 1815.

Vor zwanzig Jahren erschien die erste Ausgabe dieser Tafel; vor zehn Jahren die fünfte. Ob diese neue Zerlegung der menschlichen Erkenntniß, welche dem Verf. eigenthümlich ist, endlich die große Aufgabe befriedigend löse, welche seit Aristoteles die ersten Denker beschäftigte, bleibt andern zu beurtheilen überlassen. Daß die Categorieme des Verf. einen Bestandtheil der menschlichen Erkenntniß systematisch entwickeln, welcher sich in das Gegebne der Natur einwurzelt und davon abhängt, entspricht den Behauptungen Lockes; daß die Categorien des Verf. nach Anleitung jener Analysis des Bewußtseyns einen andern Bestandtheil der menschlichen Erkenntniß genauer erörtern, welcher das Eingeborne des menschlichen Geistes ausmacht und göttlichen Ursprungs ist, entspricht den Behauptungen Leibnizens: daß beide Bestandtheile aber und nur diese beiden zusammenwirken müssen, um im vernünftigen Wesen Erkenntniß zu Stande zu bringen, entspricht dem Geist der

G (4)

Transcendentalphilosophie, durch welche sich Kant bey allen, welche seine Lehren fassen können, einen unsterblichen Ruhm verschafft hat. Früher deutete schon Leibniz durch seine harmonia praestabilita des von der Natur Abhängigen und des Ursprünglichen im menschlichen Geiste das Unbegreifliche dieses Zusammenwirkens beider Bestandtheile an. Schon diese Bemerkungen werden einige Leser dieser Blätter auf die in der Tafel enthaltenen Resultate zwanzigjähriger Forschungen aufmerksam machen. Ja, vielleicht kaum die Ueberzeugung, daß die Wahrheit nicht weit verfehlt seyn müsse, wenn dasselbe Resultat auf ganz verschiedenen Wegen gefunden wird, ein eindringenderes Studium dieser Tafel veranlassen, da in derselben bey dem Verstande Kant's Categorien und Fichte seine drey Grundsätze eingerückt sind, weil der Verfasser sie als die charakteristischen Formen des Zusammenwirkens beider Bestandtheile im Denkvermögen des menschlichen Geistes anerkannt hat, so daß durch diese Tafel auf eine ganz eigne Weise eine neue Deduction dieser 12 Categorien, des so oft behandelten Hauptabschnitts der Transcendentalphilosophie, eingeleitet wird. Daß der Verf. auf diese Tafel der Categorien seine Encyclopädie und Methodologie der Wissenschaften gründete, ist bekannt. Er stellt nämlich in der Encyclopädie die Kenntnisse zusammen, welche dieselben Grundbegriffe des menschlichen Geistes voraussetzen, und deducirt in der Methodologie für die in der Tafel angegebenen sechs Abtheilungen auch sechs von einander wesentlich verschiedene Formen der wissenschaftlichen Behandlung. Man sehe dessen Logik und Encyclopädie der Wissenschaften, als ein Ganzes bearbeitet; eine allgemeine Methodologie. Dritter Versuch. Göttingen, 1809. Bey H. Dieterich.

(Es wird erlaubt seyn, bey dieser Gelegenheit die nöthigen Verbesserungen dieser Logik anzugeben. S. 20

ist für Erklärung, Beweise zu lesen, und für Satz des hinreichenden Grundes, Satz der Analogie; S. 24 für rhetorische, philologische; S. 30 für Postulate, Theorien; S. 31 unten für allgemeinsten, ursprünglichen: und die Druckfehler: S. 15 im Nenner der Formel X^0 ; S. 18 wechseln Spontaneität und Identität ihre Stellen; S. 19 für eigne, einzelne; S. 30 fehlt: in den Welthistorischen die Zeugnisse; auch ist S. 12 für ersten, dritten und S. 13 für dritten, ersten zu lesen, obgleich das Vorstellungsvermögen das erste ist, von dem man ausgeht.)

Paris.

Ven Maradan: *Commentaire sur le théâtre de Voltaire*, par M. de la Harpe, imprimé d'après le manuscrit autographe de ce célèbre critique, et approprié aux différentes éditions de ce théâtre, recueilli et publié par ***. 1814. XIII und 511 Seiten in Octav.

Wenn gleich Voltaire's Schauspiele für die Deutschen nie werden können, was sie für die Franzosen sind, so verdient doch dieser Commentar aus dem litterarischen Nachlasse des berühmten Critikers la Harpe auch in Deutschland bekannt und in Nebenstunden studirt zu werden. Er beschränkt sich meistens auf den Styl; aber gerade in dieser Hinsicht ist er lehrreich für die Deutschen. Denn so hoch auch die Deutsche Poesie in allem, was der Phantasie und dem Gefühle angehört, über die Französische hervorragt, so sind wir doch in der Cultur der tausend Kleinigkeiten, die zur Vollendung des Styls, in der Poesie sowohl, als in der eleganten Prosa, gehören, noch weit hinter den Franzosen zurück. Und im Wesentlichen ist zu wünschen, daß es mit unsrer Cultur des Styls nie so weit, wie in Frankreich, kommen möge. Denn das herrschende Interesse für Sprache und Styl hat in der poetischen Litteratur der Franzosen bewirkt, daß Nebensachen den Rang vor der Hauptsache erhalten haben. Wenn ein

Französischer Dichter nach den strengen Forderungen des Geschmacks seiner Nation durch Feinheit und Correctheit seines Styls sich empfiehlt, so wird, was er sagt, für hoch poetisch gepriesen, auch wenn es, den Vers und einen gewissen Apparat von wohl gewählten Bildern abgerechnet, nichts weiter als geistreiche Prosa ist. Aber die Deutsche Poesie fällt gewöhnlich in den entgegengesetzten Fehler. Sie kommt eben deswegen den Franzosen geschmacklos vor, weil sie es mit der Correctheit und Feinheit der Sprache und des Styls gar zu wenig genau nimmt. Bey einem Critiker, wie la Harpe, muß der Deutsche in die Schule gehen, um sich von der Delicatesse des Französischen Geschmacks eine Vorstellung zu machen. Freylich wird er dann oft mehr über die unendliche Kleinigkeitskrämeren erstaunen, in welcher der Französische Geschmack einzig ist, als zu einer wahrhaft ästhetischen Bewunderung hingegriffen werden; aber er wird zugleich seinen Sinn für das Classische schärfen, das dann doch am Ende nirgends erreicht werden kann, wo das Genie sich über alle jene Kleinigkeiten hinweg setzt. Der vor uns liegende Commentar hat ein besonderes Schicksal gehabt, über das die Vorrede von dem ungenannten Herausgeber Auskunft gibt. La Harpe schrieb diesen Commentar als eine Reihe von Randglossen zu einem Exemplare der dramatischen Gedichte des von ihm enthusiastisch verehrten Voltaire in jener Periode, da er noch ein Philosoph, in der Französischen Bedeutung des Worts, war, also früher als sein Lycée, das sich auch sehr ausführlich mit Voltaire's poetischen Arbeiten beschäftigt. Es ist bekannt, daß La Harpe in seinen späteren Jahren ein so genaunter Anti-Philosoph wurde, das heißt, sich mit dem Christenthume ausöhnte, ohne darum von Voltaire's poetischen Talenten geringer zu denken. Aber auch damahls, als er noch Schritt vor Schritt in dieses

bewunderten Mannes Fußstapfen wandelte, suchte er zu beweisen, daß er ihn nicht blindlings bewundere, und daß er ihn eben so scharf zu tadeln, als enthusiastisch zu loben, verstehe. Voltaire selbst bekam diesen Commentar, in welchem der Styl seiner Trauerspiele durch und durch gemustert wird, in die Hände; ließ ihn sich, des gewaltigen Lobes wegen, sehr wohl gefallen, ungeachtet des strengen Tadelns so vieler einzelner Stellen; machte aber bey der Besorgung der neuen Ausgabe seiner Trauerspiele gar keinen Gebrauch von den Zurechtweisungen, die er nicht zu mißbilligen geschienen hatte. Aus Voltaire's Bibliothek, wo man den Commentar gefunden hat, erhalten wir ihn nun gedruckt. Für die Franzosen kann es ein eignes Interesse haben, durch Zusammenstellung dessen, was la Harpe in seinem später geschriebenen Lycée über Voltaire sagt, mit den nun erst öffentlich erschienenen und früher geschriebenen Randglossen, den älteren la Harpe, wie der Herausgeber sich auszudrücken beliebt, mit dem jüngeren zu vergleichen. Uns Deutschen kann an dieser Vergleichung nicht viel gelegen seyn; denn wir haben Grundsätze der Critik, die ein wenig hinausreichen über die Lehren des gepriesenen Lycée, aus dem wir nichts weiter lernen, als wie bewundernswürdig fein der Französische Geschmack von der einen Seite, und wie er von der andern durch eingewurzelte Vorurtheile und durch den Mangel des höchsten Interesse für eigentliche Poesie, bis zum armseligen beschränkt ist. Doch hat der Herausgeber diesen Commentar als ein Ganzes dadurch zu vollenden gesucht, daß er aus dem Lycée nachgetragen, was der Verfasser über Voltaire's übrige Schauspiele urtheilt, die der hier gelieferte Commentar nicht berührt. Aber auf diese Art ist ja nur ein Stück des la Harpe junior dem la Harpe major angehängt, also doch kein eigentliches Ganzes entstanden. Es scheint, der Herausgeber habe nur die

Gelegenheit ergreifen wollen, seinen Unwillen darüber zu äußern, daß derselbe la Harpe, der den Grundsatz aufgestellt, man müsse die Werke großer Geister auch in ihren Fehlern mit Achtung behandeln, sich nicht entblödete, in dem Lycée einige der späteren Arbeiten Voltaire's, besonders die Opern, durch eine satirische und persiflirende Critik lächerlich zu machen. Freylich verdient eine solche Critik unter solchen Umständen gerügt zu werden; sie beweiset auch, wie der Herausgeber anmerkt, gewiß nicht, daß dieser Critiker nur ungern sich entschlossen habe, die honteuses eclipses d'un esprit superieur dem Publicum zu zeigen, anstatt die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken; aber sie beweiset, daß dem la Harpe, wie mehreren Critikern dieser Art, das Hofmeistern zur andern Natur geworden war, und daß er das ungeheure Loben, wo er bewundern zu müssen glaubte, unter andern Ursachen auch deswegen nicht lassen konnte, weil er an sich selbst, im Loben sowohl als im Tadeln, noch mehr Wohlgefallen fand als an seinem Autor. In dieser hervorstehenden Eitelkeit erscheint la Harpe, wie in den Grundsätzen, von denen seine Critik ausgeht, als Erzfranzose. Und wie leicht wäre es ihm, der unstreitig ein sehr feiner Kopf, aber nichts weniger als ein esprit superieur ist, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn man seine Anmerkungen, in denen er Voltaire's dramatische Poesie auf der Gold- und Juweelenwage abwägt, eben so nach As oder Karat abwägen wollte! Noch öfter würde sich seine Bewunderung lächerlich machen lassen, als sein Tadel. Da wir uns hier auf das Einzelne nicht umständlich einlassen können, müssen wir wenigstens Einiges anführen. Den Oedipus, mit dem Voltaire als Trauerspieldichter seine Laufbahn antrat, stellt sein Commentar, alle Vorzüge und Mängel des Einzelnen gegen einander abgewogen, im Ganzen doch über den Oedipus des Sophokles; und das sey ganz na-

türlich; denn das Genie Voltaire's sey dem des Sophokles wenigstens gleich gewesen, und die Kunst sey indessen, nämlich nach Französischen Grundsätzen, vorgerückt! In diesem Geschmace sind die meisten Bemerkungen, in denen ein Trauerspiel Voltaire's nach dem andern als ein Ganzes, gewöhnlich zum Beschlusse der Critik des Einzelnen, in diesem Commentare gewürdigt wird. In der Critik des Einzelnen werden oft alltägliche Gedanken, die man in der Deutschen Poesie kaum bemerken würde, als sehr erhaben, oder sehr rührend, gepriesen, wenn sie ein wenig lebhafter, als die gewöhnlichen Aeußerungen der Französischen Theaterhelden, das Gefühl ansprechen, und durch einen präcisen und eleganten Ausdruck zu dem werden, was die Französische Dramaturgie beaux vers nennt, die man sich dann besonders einprägt. Weniger, als gegen das Lob des strengen Commentators, ist gegen seinen Tadel zu erinnern, außer, wo er mit einer fast widrigen Kleinmeisteren einzelne Wörter und Phrasen mustert, um zu zeigen, daß der Ausdruck nicht richtig, oder nicht edel, oder nicht gewählt genug sey. Der an sich schon so ängstliche Französische Styl müßte am Ende vor allem Streben nach strenger Correctheit unter dem Drucke der Regeln ganz erstarren, wenn alle Französischen Dichter und geistreichen Schriftsteller auf diese Art sich selbst behorchen wollten, ehe sie eine Zeile niederschrieben. Aber den Deutschen Dichtern und andern Schriftstellern müssen wir gerade diese Kleinigkeiten noch ein Mahl zum Studium in solchen Stunden empfehlen, wo sie gerade nicht mit Arbeiten, die dem Verstande, oder der Phantasie, mehr Nahrung geben, beschäftigt sind.

Erlangen und Leipzig.

Von Hender: Vaterlandskatechismus der Deutschen aus den höhern Ständen. Von Dr. Joh.

Lor. Fr. Richter, Lehrer am Gymnasium zu Erlangen. 1814. 209 S. in Octav.

Das große Deutsche Volk, dem der Verf. dieß Werkchen zueignet, hat alle Ursache mit dem Verf. zufrieden zu seyn, der alles, was in seinem Vermögen war, aufbietet, das Beste von den Deutschen zu sagen, und sie zu allem was gut und edel ist, recht brav zu ermuntern. Dieß zu einer Zeit zu thun, wo der Gemein Sinn noch mehr zu erregen war, und die heilsamen Zwecke herbeizuführen, deren Erreichung eines jeden Deutschen Wunsch seyn mußte, war ohne Zweifel sehr lobenswürdig. Tritt dagegen nachher das kältere Nachdenken ein, so möchte wohl mancher Zweifel gegen diese und jene Behauptung des Verf. rege werden, der keine Auflösung fände, als daß der Deutsche in keinem Falle sich im Auslande niederlassen, sondern im Vaterlande bleiben solle. Unstreitig hat der Verf. es sehr gut gemeint, auch seine Gedanken in einer sehr gebildeten Sprache vorgetragen, und zwar in Fragen und Antworten, und deshalb ist er zu loben; aber er hat nicht bedacht, daß wer zu viel behauptet nichts behauptet, und daß es den Schein, wo nicht gar die Wirklichkeit der Anmaßung erzeuge, wenn es heißt: das Deutsche Land und Volk sind die vorzüglichsten der Erde, und daß eben dieß von dem Deutschen Gewerbfleiß, Erfindungsgeiste, Kunstsinne, von der Deutschen Geistesbildung u. s. w. gelte. Laßt uns gerecht gegen die Ausländer seyn, nur nichts für noch gegen sie, nichts für noch gegen uns übertreiben! Prüfet alles, und behaltet das Gute, bleibe der Wahlspruch der Deutschen: und man darf ihnen getrost zurufen: achtet das Ausland, aber achtet euch nicht minder, denn das müßt, das dürfet ihr vor vielen andern. — Die vorgetragenen Gesinnungen und Ermunterungen zum Guten verdienen Beyfall, und die Poesien sind nicht ohne Werth.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 20. May 1815.

London.

Notes on the Mineralogy of Part of the Vicinity of Dublin. Taken principally from papers of the late Rev. Walter Stephens, A. M. 1812. 57 S. in Octav. Mit einer petrographischen Karte und zwey Kupfern.

Diese kleine Schrift ist die weitere Ausführung eines in dem ersten Bande der Abhandlungen der Londoner geologischen Societät enthaltenen Aufsatzes, der von uns früher bereits angezeigt worden ist (s. diese Anzeigen v. d. J. St. 8. S. 75). Die darin mitgetheilten Beobachtungen wurden größtentheils von den Herren Stephens und Fitton gemeinschaftlich angestellt. Der letztere redigirte sie nach dem Tode des ersteren, woben besonders die von diesem hinterlassenen Aufzeichnungen benutzt wurden. Ein großer Theil derselben ist von dem Hrn. Fitton wörtlich mitgetheilt worden. Ob wir nun gleich durch diese Bogen keine besonders wichtige und genaue Aufschlüsse über die geognostische Beschaffenheit der Gegenden um Dublin erhalten, so ist doch das darin Mitgetheilte dankbar anzunehmen,

H (4)

indem unsere mineralogisch-geologische Kunde von Irland, bisher im hohen Grade mangelhaft war. Da wir von der eben angeführten Abhandlung schon Einiges ausgehoben haben, so müssen wir uns bey dieser kurzen Anzeige nur auf dasjenige beschränken, was der vorliegenden weiteren Ausführung ausschließlicly angehört.

Die untersuchte Gegend erstreckt sich nur wenige Meilen nördlich, dagegen aber etwa vierzig Englische Meilen südlich von Dublin und beynabe eben so weit von der Küste (— an welcher das wegen seiner Seifenwerke bekannte Wicklow liegt —) westwärts. Der größte Theil dieser Gegend ist gebirgig, zum Theil sehr öde, wie besonders eine weite Strecke um Wicklow. Der höchste Berg Nahmens Lugnaquilla, erhebt sich auf 2455 Fuß über Kilranelagh, vermuthlich etwas über 2600 Fuß über das Meer. Die nahe Gegend um Dublin bestehet aus Flöhügeln. Das Gebirge erhebt sich ungefähr fünf bis sechs Englische Meilen südlich. Dieses ist aus verschiedenen Urfelsarten zusammengesetzt. Granit bildet eine Haupterstreckung von Norden nach Süden; zu beiden Seiten liegen verschiedene Schiefergebirgsarten. Hin und wieder erheben sich daraus ausgezeichnet konisch geformte Quarzfelsmassen, die vermuthlich in jene eingelagert sind. Die Urschieferarten scheinen da, wo sie mit dem Granite zusammenstoßen, gegen die Masse desselben zu fallen. Das Streichen ihrer Schichten ist der Grenzlinie ziemlich parallel. Merkwürdige Gänge von feinkörnigem Granit setzen in grobkörnigerem in der Gegend von Killiney auf. Sie zeigen mannichfaltige Schaarungen, Durchsetzungen, Verwerfungen u. s. w. die durch Abbildungen versinnlicht sind. An einer Stelle wird Granit und eine anstoßende Schieferart gemeinschaftlich von einem Granitgange durchsetzt. — In der nahen Hügelgegend um Dublin

herrscht Petrefacten führender Flözalkstein. Zu welcher Formation derselbe gehören mag, ist aus der vorliegenden Schrift nicht mit Bestimmtheit zu ersehen. Eine merkwürdige Art desselben, von graulich- oder blaulich-schwarzer Farbe führt den Nahmen Calp oder black-quarry-stone. Dieser Kalkstein enthält nach einer davon mitgetheilten Analyse 58 Procent kohlenfauren Kalk, 18 Kieselserde, 7,5 Thonerde, 2 Eisenoxyd, 3 Kohle und Bitumen, 1,5 Wasser, und ist mithin zum Anthraconite zu zählen. Sowohl in diesem als auch in einem anderen grauen Kalkstein der Dubliner Gegend kommen unregelmäßig geformte Massen von jaspisartigem Kiesel-schiefer vor.

München.

In der Fleischmann'schen Buchhandlung: Programm der Kunst-Ausstellung und Preis-Ertheilung der Königlichen Academie der bildenden Künste für das Jahr 1814. Nebst sechs Umrisen. 12 S. Tert. Klein Folio. 1815.

Wer mit der Geschichte der väterländischen Kunst bekannt ist, dem wird die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß bereits seit mehreren Jahrhunderten die Baierschen Churfürsten durch ihre Liebe zu den zeichnenden Künsten sich hervorgethan haben, und daß durch die Frengelbigkeit Sr. jetzt regierenden Königl. Majestät, die Academie der bildenden Künste zu München zu einer so glänzenden Stufe der Vollkommenheit erhoben worden ist, daß sie mit allen ähnlichen Instituten in Europa wetteifern kann. Ungeachtet das Jahr 1811 so kriegerisch war, so erschienen dennoch in der Ausstellung der Academie 4 bis 500 Kunstwerke, welche von der im Jahre 1814 sowohl in Ansehung der Zahl, als in Ansehung des innern Gehalts und Werths der ausgestellten Arbeiten bedeutend übertroffen worden ist. Das

gegenwärtige Programm übergeht die ausgestellten Werke mit Stillschweigen, und beurtheilt nur diejenigen Arbeiten, welche zur Bewerbung um die ausgesetzten Preise im Fache der historischen Composition, der Landschafts-Mahleren und der Bildhauerkunst eingekommen sind. Die Aufgabe der Historien-Mahleren war: Das Opfer Noah's nach der Sündfluth; im Fach der Landschafts-Mahleren: Eine Landschaft die sich dem Character einer historischen Composition nähert, und zum bestimmten Gegenstand die wiederkehrende Beruhigung der Natur nach einer großen Bewegung; im Fach der Bildhauerkunst: Theseus, der den Fels aufhebt, unter dem seines Vaters Schwert verborgen liegt. Die Academie hatte erklärt, daß der Werth der Composition den Hauptauschlag geben würde. Alles übrige gleichgesetzt, sollte das Gemählde den Vorzug erhalten; ausgeführte Zeichnungen jedoch ebenfalls zur Concurrency gelassen werden. Recensent wagt es, gegründet auf eine vieljährige Erfahrung, die Bemerkung machen zu dürfen, daß die Aufgabe für die Mahleren etwas zu unbestimmt ausgedrückt ist. In einem Wettstreit, zu welchem mehrere Künstler aufgefodert werden, müssen sie sich alle einem Gesetze unterwerfen und mit gleichen Waffen kämpfen; man muß den Inhalt des verlangten Bildes, die Wahl des Augenblickes, selbst die Größe und die technische Ausführung, ob es gemahlt oder gezeichnet seyn soll, auf das bestimmteste angehen, und nun untersuchen, ob die Aufgabe glücklich gelöst ist, die Zeichnung und Anordnung prüfen, das Colorit und andere Eigenschaften des Gemähldes beurtheilen, ohne einer vor der andern einen Vorzug einzuräumen. Bey den Aufgaben der Academie des heil. Lucas zu Rom wird es ebenfalls zum ausdrücklichen Gesetz gemacht, daß alle Zeichnungen auf weißem Papier vollendet werden müssen. Wenn die König.

Academie Gemählde, Zeichnungen und hell-dunkle Zeichnungen zur Concurrnz zuläßt, so wird der Kampf von Seiten des Technischen manchen erleichtert, manchen schwieriger gemacht, und ein Künstler, den die Natur mit einem Genie zum Componiren ausgestattet hat, kann sich schon im Voraus als Sieger ansehen, wenn der Werth der Composition den Hauptausschlag gibt, und den mühsamen Arbeiten seiner Nebenbuhler Hohn sprechen. Daß in der Wahl des Faches, dem sich ein Künstler widmen will, die unumschränkste Freyheit herrschen muß, versteht sich von selbst; bey einer Preisbewerbung aber müssen sie sich alle einem und demselben Gesetze unterwerfen. Es sind neun Arbeiten als Historien-Mahlerenen eingekommen, sämmtlich mit Buchstaben bezeichnet, die wir nicht beurtheilen können, weil wir sie nicht vor Augen haben; doch geht aus Allem hervor, daß die Academie gegen die mit A. und Hh. bezeichneten Stücke die größte Schonung bewiesen hat. Die vier Oehlgemählde F. G. H. und B. sind nicht ohne Verdienst. Dem Gemählde F. ist eine gewisse Wirkung nicht abzuspochen, die der Künstler durch den Farbenton noch zu erhöhen gewußt hat. Der Künstler aber hat im Noah den entschiedenen Juden gebildet, und jüdisch ist mehr oder weniger die ganze Familie. Das Gemählde G. ist sehr einfach componirt, der Ausdruck der Andacht in jedem Einzelnen gelungen. Nichts aber im Character und Ausdruck der Figuren erinnert an die ferne Vorzeit, in der wir uns diese Geschichte denken sollen. Das Gemählde H. verräth einen ziemlichen Grad künstlerischer Bildung. Nur ist zu bedauern, daß der Künstler sich mehr nach Kunstwerken, als nach der Natur gebildet zu haben scheint — ein Fehler, den er mit mehreren gemwin hat. Fast Alles ist in die äußerlichen Anstalten zum Opfer gelegt, und der Ausdruck der innern Andacht, die Hauptsache, darüber vergessen. Das Gemählde B. ist ohne auffallenden

Fehler oder Mißstand; zwey knieende Figuren ver-
 rathen in den nackten Theilen Kenntniß; aber das
 Einzelne ist nicht zu einem Ganzen vereint, und es fehlt
 die concentrische Wirkung, die von einem wahren
 Kunstwerke gefordert wird. Keiner von diesen vier
 Künstlern hat gewollt oder vermocht, uns jene ferne
 Zeit eigentlich zu vergegenwärtigen. Das Gemälde
 (grau in grau) D. zeigt einen practisch gewandten
 Künstler in Zeichnung und Ausführung, steht aber
 von Seiten der Composition den Zeichnungen C. und
 E. weit nach. Die Zeichnung C., von welcher unter
 Nr. 2. ein Umriss gegeben, ergreift vorzüglich durch
 Innigkeit und Andacht; ja sie könnte in dieser
 Hinsicht den Vorzug vor allen verdienen, wenn die
 Art dieses Gefühls den Menschen und der Zeit an-
 gemessen wäre, die hier vergegenwärtigt werden
 sollen, und deren Handlung 1. Mose 8. 20. erzählt
 wird. In dieser Beziehung hat die Academie der
 unter Nr. 1. im Umriss mitgetheilten Zeichnung vor
 allen mitbewerbenden einen entschiedenen Vorzug
 gegeben. Und wirklich ist es eine würdige und jener
 Zeit angemessene Idee, daß Gott selbst sichtlich er-
 scheint, um Noah und in ihm die nachkommende
 Welt zu segnen; ein mahlerisch lobenswerther Ge-
 danke, daß das Licht, welches den ganzen Schau-
 platz der eben dem Untergang entronnenen Welt
 beleuchtet, von der sichtbaren Gottheit ausstrahlt.
 Noah steht bekleidet in urväterlicher Würde, der
 Gottheit nicht mit zart-frommer Ergebung, dem einzig
 schicklichen Ausdruck in christlichen Gegenständen,
 sondern nach jenem vertrauteren Verhältniß der
 Urzeit als ein Mann gegenüber, der in demselben
 Sinn, wie noch jetzt Abraham im ganzen Orient, ein
 Freund Gottes heißen konnte. Die zweyte Mutter
 des Menschengeschlechts steht neben dem zweyten
 Vater am Altar. Um die Aufgabe der Academie
 ganz zu lösen, hätte Rec. gewünscht, daß der eine
 von den Söhnen mit dem Opferrmesser in der rechten

Hand, nicht mit der linken eine gewisse Furcht ausdrückte, und so reizend auch die Stellung der einen Tochter mit der emporgehobenen rechten Hand ist, so müßte ihre Aufmerksamkeit dennoch bey der Erscheinung der Gottheit gespannter seyn. Als Urheber dieser Zeichnung, der der Preis zuerkannt worden, hat sich Herr Joseph Anton Rhomberg, gebürtig aus Dornbirn im Boralbergischen genannt. Die andere Zeichnung, die, ob schon sie an dem Preis nicht Theil nehmen konnte, einer öffentlichen Belohnung würdig befunden worden, hat Herr Johann Nepomuk Muxel aus München verfertigt. Die Aufgabe im Fach der Landschaft-Mahleren scheint eher einer dichterischen als einer mahlerischen Bearbeitung geeignet zu seyn, auch hat ein Theil der Künstler den Sinn der Aufgabe nicht gefaßt, oder ihn für ihre Kräfte zu groß gehalten. Es sind nur drey Oehlgemälde mit den Buchstaben I. K. L. bezeichnet eingekommen. Herabgestürzte Felsen, Mangel an Vegetation sollen in dem einen (K.) vielleicht eine vorhergegangene zerstörende Gewalt ausdrücken, aber der zweyte Moment der Aufgabe, die Wiedertehr der Beruhigung, das schon wieder neu kräftig sich regende Leben, ist so gut wie übergegangen. Die andere Landschaft (D) zeigt uns zwar eine beruhigte Natur in ihrer stillen Pracht und Majestät, aber keine Spuren einer kürzlich vorhergegangenen Veränderung. Um so mehr hat die Academie Ursache sich des Gemählde (L) zu erfreuen, in welchem nach ihrem Urtheile nicht nur der Sinn der Aufgabe gefaßt, sondern auch sie selbst so weit aufgelöst ist, als sich nur immer billiger Weise erwarten ließ. Doch scheint, daß die Ausstaffirung (Noah, als Priester mit seiner Familie), die übrigen Verdienste des Werks ungerechnet, viel zur Erhöhung der Wirkung beygetragen hat, indem die vielen Gewässer nichts ausmachen und die Zerstörung im

Vorgrunde kaum zu erkennen ist. Der Urheber dieser Landschaft war Herr Joseph Koch, gegenwärtig zu Wien, und seit zwey Jahren correspondirendes Mitglied der Academie. Um die Aufgabe der Bildhauerkunst zu lösen, sind sechs bewerbende Arbeiten eingekommen, in Gips, ungebrannter Erde, und selbst eine in Holz, der der unterste Platz angewiesen worden. Die Arbeiten N. R. sind mittelmäßig; die Figur Q. zeigt im Einzelnen eine schöne Kenntniß der Anatomie, aber es bleibt zweydeutig, ob der Stein, den die Figur aufhebt, leicht oder schwer sey; der Figur M. kannt man es nicht ansehen, ob sie das Schwert wegnehmen, oder wieder unter dem Stein verbergen will. Der Theseus O. ist im Heben des Steins begriffen; aber die Arme haben einen unangenehmen Parallelismus, und die rechte abwärts gewendete Hand verliert ihre Kraft, und kann zur Hebung nichts beitragen. (S. Tab. 6.) In voller Kraftanwendung zeigt uns jedoch nur das Werk P. die jugendlich-schöne, durch die Anstrengung selbst nur vollkommen entwickelte, Gestalt des Theseus. Kein der Mitwirkung fähiger Theil ist müßig; alle Mittel der rein menschlichen Gestalt für einen solchen Fall sind benutzt. (S. Tab. 4. 5.) Der Urheber desselben ist Herr Joseph Haller, gebürtig aus Im.sbruck, seit 3½ Jahren Zögling der Academie, von dessen ernster Natur, gründlichem Wollen und tüchtigen Anlagen sich herrliche Früchte erwarten lassen. Die Früchte der gegenwärtigen Ausstellung zeugen zugleich für den Geist und die Einrichtung der Lehranstalt, und erwecken in dem Recensenten den aufrichtigen Wunsch, daß sie sich immer so vor trefflicher, gründlich gebildeter und mit wahren Kunstsin ausgestatteter Männer, wie die Verfasser des Programms, die Herren J. P. Langer und Fr. W. J. Schelling sind, zur Leitung zu erfreuen haben möge.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 20. May 1815.

Paris.

Bey der Witwe Courcier: Des impositions et de leur influence sur l'industrie agricole, manufacturière et commerciale et sur la prospérité publique; par *M. Christian*. Il ne faut point prendre au peuple sur ses besoins reëls, pour des besoins de l'état imaginaires. *Montesquieu, esprit des lois*. 1814. 192 S. in gr. Octav.

Als die Revolution in jähem Wechsel, die phisocratische Lehre angewandt und gestürzt hatte, als die Geldwagen des Schazes im raschen Zuge durch Frankreich, wie die Leichenwagen über ein Schlachtfeld führen, und als der Senat und die gesetzgebende Versammlung nur stumme Zeugen der Geldpresse waren, flüchtete sich die warnende Stimme der Freymüthigkeit und Vaterlandsliebe in wissenschaftliche Untersuchungen. Man könnte sagen, es bildete sich eine Art prüfender Schule der staatswirthschaftlichen Lehren und Verfassungen. Die Frage, welche sie nicht aussprach, sondern in tiefbewegter Brust verschloß, woran man sie aber doch erkennt, war: Was soll endlich aus uns werden? Auf die große Menge

J (4)

durfte, konnte diese Schule nicht wirken; aber ihr Sinn war denen sehr wohl verständlich, die von Turgot's oder Mecker's schönen Worten verführt, in der Finanzgewalt nicht ein nothwendiges Uebel, sondern die Schöpfungskraft von Fleiß und Ueberfluß gesehen hatten, bis unter ihren fürchterlichen Stößen jedes Vermögen schwankte, und das Gehalt, welches der Staatschatz zahlte, das sicherste Einkommen ward; ihr Sinn wurde auch von denen verstanden, welche die Staatswirthschaft nicht auf Ideen, sondern auf Erfahrungssätze gründen, und darin Niemanden als dem Sachkenner eine Stimme einräumen wollten; aber an der Sachkenntniß der damaligen Machthaber entweder verzweifeln, oder Napoleon's blindem Eigensinn die Schuld der tausendfältigen Misgriffe bemessen mußten, wodurch Frankreich und Europa geängstigt wurden. De Guer und Ganilh sagten beide laut, zu einer verständigen Staatswirthschaft sey nöthig, bey den Engländern in die Schule zu gehen; der Erstere, ehemahls ein Landstand von Bretagne sprach mit der Kühnheit, die ihn auch nach dem Verlust seines großen Vermögens sagen ließ: *que mon caractère ne s'accorderait jamais avec le vil metier de mendier dans les cours*; und er beklagte besonders die Zerrüttung des Grundvermögens. Ganilh, ehemahls Tribun, rief mit verbissenem Ingrimm: *La Perse épuise les peuples vaincus par des tributs et Alexandre est reçu comme libérateur*. Monthion, Staatsrath Ludwig XVI., nahm von der hiesigen Preisfrage über die Wirkung des Steuerwesens auf die Sittlichkeit und den Arbeitsfleiß der Völker Gelegenheit anzuzeigen: wie Frankreich unter den Königen so glücklich war! und behauptete von dem vormahligen Steuerwesen "*quoique reprehensible dans nombre de dispositions, c'était cependant un des plus estimables qui fût alors admis en Europe*.

Allerdings möchte dabey nicht zu übersehen seyn, daß Paris mehr als $\frac{2}{3}$ der Staats-Einkünfte lieferte, und daß die Einwohner von Paris mehr Vortheil von dem Staat und seinen Groß-Anstalten hatten, als die Bewohner des Landes oder der Pyrenäen. Alle, auch der Diplomatiker Glassan, schildern Eroberungen als verderblich. Der Verf. der vorliegenden Schrift gehört auch zu dieser prüfenden Schule, aber sein Hauptaugenmerk kann nicht mehr auf das Unglück gerichtet seyn, welches ein Eroberer anrichtet, sondern sein Zweck scheint theils auf Warnung gegen die Sparsamkeit im Staatshaushalt, theils auf die Herabsetzung der Grundsteuer, theils auf den Wettstreit seiner Landsleute gegen England gerichtet zu seyn. Manches würde, ohne diesen Zweck, vielleicht anders gesagt seyn; doch kann das was aus Vaterlandsliebe geschieht, nie ein Vorwurf seyn. Auch wird man mit Vergnügen die gutgewählte Belesenheit des Verf. seine Einsichten und seine durchaus gute Absicht erkennen; aber auch das Festhalten an Sachen und scharfer Gedankenfolge, so wie Ergründung vermissen. Wir übergehen, was der Verf. im ersten Buch, nach Montesquieu's Darstellungsweise von Reichthum, Werth, Preis, von den Quellen des öffentlichen Reichthums, von Arbeit, Capital, Verkehr, Geld, von zwey Arten des Reichthums: National- und Staatsreichthum, von der Industrie als Element der Nationalkraft, und von dem Wirkungskreise der Regierung in Betreff der Industrie sagt; so wie über die Fragen: ob irgend ein Zweig der Industrie für den Staat gleichgültig sey; und wie er die Industrie zu behandeln habe? Sachkenner werden schon aus der Begriffsbestimmung des Reichthums auf das Schwancken der Untersuchung schließen: *la faculté ou la puissance de se procurer ce qui est utile ou agréable.*

Im zehnten Kapitel S. 22 geht der Verf. zum Steuerwesen über. Das öffentliche Einkommen richtet sich nicht nach dem Flächenraum, sondern nach der Bevölkerung, und besonders nach der Vertheilung des Reichthums. Eine gerechte Steuervertheilung kann ohne Kenntniß der Provinzen, ihres Landbaues, Gewerbflusses und Handels nicht geschehen; diese Kenntnisse können nur von Sachkundigen, die bey der allgemeinen Verwaltung angestellt sind, und sie an Ort und Stelle einsammeln, geliefert werden. Ortsbehörden sind dazu nicht geeignet. Man hat zwar von Zeit zu Zeit das Erhebungsverfahren nachsehen lassen; aber die wirklichen Zahlungsmittel, die Art und Weise den Staatsreichthum in seinen Quellen zu schonen, und ihn zu vermehren, sind bisher nicht untersucht worden. Wir zweifeln, daß der Verf. Gelegenheit gehabt hat, statistische Arbeiten bey einem Ministerio, oder die Steuerrollen einzelner Gemeinen mit ihren mühsamen Vorarbeiten einzusehen; sonst würde er sich überzeugt haben, daß es die Kräfte eines Mannes übersteigt, die Kenntnisse, welche er von ihm verlangt, an Ort und Stelle durch eigene Anschauung in einer einzigen Provinz zu sammeln. Soll er bey der Grundsteuer den Flächenraum und den Ertrag jedes Gutes, auch die häuslichen Umstände des Eigenthümers untersuchen? Soll er bey der Gewerbesteuer die Bücher jedes Kaufmanns nachsehen, den Betrieb seiner Handlung und den Zustand dieses Handelszweiges überhaupt, mit tausendfältigen Nebenrückichten beurtheilen? Zu allem diesen, in so fern es überhaupt möglich ist, gehört langjährige Orts Erfahrung, und gerade diese kann bey der obersten Behörde nie erworben werden. Sie ist der denkende Theil der Verwaltung, liefert die wissenschaftlichen Hülfsmittel der Arbeit, schreibt diese vor, leitet, beurtheilt sie; aber die einzelnen Handgriffe kann sie nicht machen, ohne sich und das

ganze Werk zu verwirren. Bey ihr läßt sich nur aus Berichten und allgemeiner Erfahrung wissen, was ist und was wird; auch haben die Staatswirth des gesegnetsten Andenkens nicht mehr gehabt und verlangt, um den Zustand des Volkshaushalts zu übersehen und zu verbessern. Die Französische Verwaltung wollte mehr wissen; und mit Hülfe des Einschreibewesens, der Steuer- und Zollrechnungen, der Ernte- und Getreidebedarfs-Verzeichnisse und der jährlichen Einsendung der Handelsbücher die Betriebbarkeit und den Verkehr jedes einzelnen Unterthanen berechnen; aber sie entdeckte durch die ungeheuerste Arbeit nur das Geheimniß ihrer Schwäche. Scharfsinnig scheint uns die Bemerkung, daß der Nahme einer Steuer keinesweges gleichgültig sey. Z. B. die Tuchhändler werden den Preis des Tuchs erhöhen, wenn ihnen eine Abgabe unter der Benennung Tuchsteuer, aber nicht, wenn sie ihnen unter einem andern Nahmen abgefordert wird. Fünftes Kapitel von Steuerpflichtigen. Man thut viel für die Production, den Verkehr und die Bevölkerung, wenn man Vertrauen auf die Zukunft einflößt. Ja wohl! Die Angst von ganz Europa lag in der Lehre zusammengepreßt: man könne keinen Plan als für den nächsten Augenblick mehr machen. — Zwen Steuern auf dieselbe Sache erscheinen schwerer, als eine einzige von gleichem Betrag. Wer sich für die Steuern von den Abnehmern der Waare bezahlt machen soll, nimmt entweder zu viel oder zu wenig. Zwölftes Kapitel. Allgemeine Ansichten über Besteuerung. Sachverständige werden diesen Abschnitt mit Vergnügen lesen, weil er sehr viele, recht brauchbare Erfahrungsgesetze enthält: die Besteuerung muß milde, die Erhebung streng seyn: wenn man weiß, daß man dem Zahlen nicht ausweichen kann, so zahlt man geduldig, wenn man aber glaubt, dem Zahlen entgehen zu könne, so zahlt man mit Mißmuth

und Widerstreben. Es ist etwas Vorzügliches bey einer Besteuerung, wenn man nicht weiß, daß man besteuert wird; und es ist sehr schlimm, wenn man dadurch vermocht wird, sich arm zu stellen. Alte Steuerverfassungen werden mit Unrecht aufgehoben, wenn sie zwar Mängel und Fehler haben, diesen aber abgeholfen werden kann; weil schon darin ein großer Vorzug besteht, daß eine Verfassung, die nicht durchaus verderblich gewesen, zur Gewohnheit gemacht ist. Der Ertrag des Grund und Bodens steht in Verhältniß zu der Arbeit, dem Capital, dem Verkehre und dem Verbrauch; durch allmähliche Verminderung dieses Einflusses kommt man dahin, daß der Grund und Boden gar keinen Werth mehr hat. Eine Steuer hat keine verderbliche Wirkung auf den Volkshaushalt, wenn sie nur das Einkommen trifft, und die allmähliche Sammlung von Capital nicht hindert.

Drenzehntes Kapitel. Verschiedene Meinungen über die Steuern: über ihre unbedingte gute oder böse Wirkung, und daß die Eintheilung in productive und inproductive Staatsbürger leere Spitzfindigkeit sey.

Vierzehntes Kapitel. Erhebungsarten: eigentlich Bemerkungen gegen die Verpachtung der Staatseinkünfte.

Zweytes Buch. Allgemeine Uebersicht der Steuerverfassungen in Europa. Wir eilen darüber weg, weil darin nicht von dem, was jetzt ist, und nicht von dem, was wirklich vor der Revolution war, sondern von dem, was in den *Mémoires concernant les impositions et les droits* steht, die Rede ist. Nur ein paar Beispiele zu unserer Rechtfertigung. Nach S. 46 zahlte in Preußen unter Friedrich II. Adel und Geistlichkeit von ihrem Grundeigenthum mehr als die übrigen Steuerpflichtigen. S. 94. *Chaque héritier en Hanovre payait un droit mortuaire qui consistait à donner le meilleur cheval ou la meilleure vache de la métairie à laquelle il succédait; et les roturiers*

un droit de succession pour celles qui leur échéaient, ou pour les héritages qu'ils acquiraient!!! Drittes Buch. Wirkungen der verschiedenen Steuerarten auf die Betriebsamkeit. Erstes Kapitel. Von der Beziehung der Steuern auf die Quellen des öffentlichen Reichthums. Wenn der Staat den Wohlstand des Volkes für den Seinigen ansieht, und durch seine Steuerverfassung die Bildung neuer Capitale nicht hindert, sondern vielmehr durch die Steuererhebung müßige Geldvorräthe in Umlauf bringt, und sie unter alle Theile des Volkes vertheilt; so sind selbst schwere Steuern nicht nachtheilig; und in diesem Fall wird ein Land, dessen Wohlstand aus bleibenden Ursachen fortschreitet, durch die Herabsetzung der Steuern sinken (!) der letzte Grund dieser Schlussfolge würde lauten müssen. Die Staatsverwaltung sorgt besser, als jeder einzelne Hausvater, für sein Haabe und Gut, und weiß es besser, als er, zu benutzen. Da dieser Satz sich aber von selbst widerlegt, so bedarf es keiner Widerlegung der Folgerung, die der Verf. daraus zieht, obgleich gar nicht geleugnet werden soll, daß durch große Steuern viel Großes und Gutes geleistet werden kann; so selten es auch bisher geschehen seyn mag. Wie viele Milliarden haben die stehenden Heere gekostet, und wie wenig ist dadurch im Vergleich mit der Landwehr ausgerichtet!!! Die Meinung des Verf. scheint sich auf Lauderdale's Behauptung zu gründen, daß die Tilgungsanstalt für die Englische Staatsschuld, ohne die größten Nachtheile, nicht zu rasch verfahren dürfe. Diese Behauptung ist mit eben so scharfsinnigen als tiefliegenden Gründen unterstüzt, und bisher nicht widerlegt; aber von der Rückzahlung einer Schuld die sichere Zinsen trägt, wovon Englands Geldreiche ohne Sorge für die Zukunft, für die Unterbringung des Capitals und für das richtige Eingehen der Zinsen

leben, läßt sich nicht auf die Fortzahlung von Steuern schließen, die immer den Unterhalt von mehr oder weniger Familien verkümmern, und theilweise immer durch Zwang beygetrieben werden müssen. Zweytes Kapitel. Wirkungen der Grundsteuern. Sie müssen feststehend und vor allem mäßig seyn; weil das Capital in Grundvermögen angelegt, die niedrigsten Zinsen gibt; weil es durch einen hohen Steuerfuß leicht angegriffen wird; weil der Steuerfuß nach Ertrag, oder Gutswerth bestimmt, immer schwankend bleibt; weil der Gutsertrag sich langsam vermehrt, und dabey noch Zufällen unterworfen ist; und weil der Ertrag sich nicht auf gleiche Weise vermehren läßt, wie der Gewerbetrag, dem sich zum Absatz ganze Länder, als neue Märkte öffnen können. Drittes Kapitel. Wirkungen der Besteuerung der Gewerbsamkeit. Will man sie treffen, so muß jeder Zweig nahmentlich besteuert werden; jeder liefert Ertrag, also ist jeder steuerfähig; aber dieser Ertrag ist verschieden, und von Nebenumständen abhängig, auch ändert er sich beständig; also ist eine mäßige und jährliche Steuer mit vielen Steuerfüßen rathsam. Ueber die Hauptsache: die gesetzliche Ausmittlung des ungefähren Gewerbetrages, und des Verhältnisses unter den Gewerbarthen scheint zu schnell weggeeilt zu seyn, daß sie so schwer nicht seyn, weil ein Reisender ja schnell eine ziemlich genaue Kenntniß des Vermögenszustandes der Kaufleute einer fremden Stadt von seinen Banquier oder Wirth erhalten, S. 130 ist ein Verstoß gegen den wissenschaftlichen Ernst. Viertes Kapitel. Wirkung der Consumtionssteuern. Ihre Vortheile sind sehr gut entwickelt; die Besteuerung des Getreides wird verworfen, weil sie mit der größten Ungleichheit auf die Armen falle; und weil der Tagelöhner seinen Arbeitslohn darnach nicht erhöhen könne. Wenn er es versuchen will, wird er Arbeit finden? ist die Erhöhung des Ar-

beitslohnes eine so gleichgültige Sache? und ist es einerley ob diese Erhöhung durch Nachfrage oder durch Steuer bewirkt werde? Indes wird doch hinzugefügt, daß sich wohl eine Weise finden lasse, das Getreide früher als es zu dem letzten Abnehmer kommt, zu besteuern, so daß die Abgabe in seinen wirklichen Preis übergeht, und keine Consumtionssteuer ist. Rec. ist dieses dunkel geblieben, vielleicht bezieht es sich auf den Gedanken, der seit 1812 in Frankreich von Neuem zur Untersuchung gekommen ist: das jähe Schwanken der Getreidepreise zu verhüten. Was von dem Getreide gesagt ist, soll auch von den Hülsenfrüchten gelten. Fleisch und andere Eßwaaren lassen sich mäßig mit Leichtigkeit besteuern. Trancksteuern sind in allen gewerbreichen, blühenden Ländern nothwendig; aber das tägliche Getränk der großen Menge muß niedrig besteuert werden (dann ist aber auch der Ertrag niedrig). Von Brennholz, mit Oehl, Licht, Seife und Leder zusammengestellt, wird nur im Vorbeygehen gesprochen. Salz und Taback vertragen eine hohe Steuer; und werden am besten unter ausschließende Verwaltung des Staates gestellt, (obgleich man sich in Frankreich in Absicht des Tabacks um die Kleinigkeit von 40 Millionen verrechnet, zugleich aber das einzige durch die Revolution blühend gewordene Gewerbe zerstört hatte). Die Consumtionssteuern, wenn sie die Gegenstände erster Nothwendigkeit nicht treffen, haben in so fern nachtheiligen Einfluß auf den allgemeinen Wohlstand, als sie den Verbrauch beschränken, und durch die Erhebungsweise lästig und gehässig werden. Wo Wohlstand vorhanden, und ihre Erhebungsweise gut eingerichtet ist, sind sie der Hebel des Gewerbflusses.

Fünftes Kapitel. Wirkungen des Zollwesens. Dieses wirkt unter allen Steuerarten unmittelbar auf den Wohlstand, wie Englands Benspriel bezeugt. Die Frage einer unbeschränkten Handelsfreyheit ist durch

die tägliche Erfahrung widerlegt, und eine Träumerey. Jeder Staat ist durch Grundsätze und Umstände verpflichtet, den Verbrauch ausländischer Waaren zu beschränken, und die Erzeugung inländischer Waaren zu ermuntern. Dazu sind Zölle nöthig, z. B. bey Getreide Einfuhr-Verbote und Ausfuhr-Erlaubniß; bey rohen Waaren für inländische Gewerbsamkeit freye Einfuhr, verbotene Ausfuhr; bey Luxuswaaren, die das Land nicht liefert, aber allgemeiner verbraucht, solche Zollsätze, daß der Unterschleif kein Gewerbe wird. Ueberhaupt muß das Zollwesen sich den äußern und innern Verhältnissen des Landes genau anpassen; und auf Redlichkeit gegründet seyn: ohne welche kein Staats-Vertrag mit dem Auslande Bestand hat, und ohne welche kein Volk gedeihen kann. Sechstes Kapitel. Wirkungen der Kopfsteuern. Sie sind ein Zusatz zu allen übrigen Abgaben, und müssen daher mit dem Abgaben-Betrage des Steuerpflichtigen in Verhältniß stehen. Siebentes Kapitel. Wirkungen der Besteuerung von Verschreibungen. Hierunter rechnet der Verf. alle Steuern von Kauf, Tausch, Pacht, Erbschaften, so wie vom Stempel; und fertigt sie kurz ab; kaum erhalten die zerstörenden Einschreibengebühren einen flüchtigen Tadel. Auf dieselbe Weise wird in dem achten Kapitel von Wirkungen verschiedener Steuern; von Meubel- und Kunst-Abgaben, von Posten und Capitalsteuer gehandelt. Viertes Buch. Folgerungen aus den vorhergehenden Grundsätzen. Erstes Kapitel. Allgemeine Grundlagen einer guten Steuerverfassung. Arbeit allein ist Gegenstand der Besteuerung, ohne sie gibt es weder Capital, noch Staat, noch Volk. Eine gute Steuerverfassung muß die Betriebsamkeit im allgemeinen treffen, und denjenigen Abgaben den Vorzug geben, welche sie befördern, diejenigen aber vermeiden, welche sie lähmen. Die besten Steuern sind, welche die größte Anzahl der

Steuerpflichtigen und ihre Einkünfte am gleichmäßigsten treffen. Diese Einkünfte genau abzuschätzen ist unmöglich; aber im Allgemeinen zeigen sie sich durch das, was man ausgibt: die Verschwender und Geizigen gleichen sich unter sich aus: besteuert man die Einkünfte also dort wo sie sich durch Ausgaben zeigen, so besteuert man sie, so weit es geschehen kann, am gleichmäßigsten; und die Consumptionssteuern sind daher die gerechtesten, mit Ausnahme der Getreidesteuern. Sind sie in einem Staat der Landbau, Gewerbe und Handlung mit glücklichem Erfolg vereinigt, nicht Hauptsteuer, so taugt sein Steuerwesen nichts. Daß Frankreich dabey gemeint sey, ist offenbar: "la suppression (des droits réunis) c'est un grand mal qu'on provoque et une atteinte cruelle aux vrais intérêts de la nation; on ne veut pas distinguer la nature même de l'imposition, des formes de perception, qui sont deux choses fort différentes. Die Steuerordnung, welche der Verf. vorschlägt, hat an der Spitze die Tranksteuern, dann folgen Salz- und Tabacks-Einkünfte, dann Stempel, Zölle, Posten, Lotterien, Abgaben von Spielhäusern und Schauspielen, dann Gewerbesteuer und endlich eine sehr mäßige Grundsteuer. Zwentos Kapitel. Von dem ständigen und unständigen Staats-Einkommen. Bey der beschriebenen Steuerverfassung ist Hauptsache, daß die Betriebsamkeit mit Schonung behandelt, und möglichst befördert werde; weil dadurch das sonst ungewisse Staats-Einkommen in ein festes und bestimmtes Einkommen verwandelt wird. Dazu ist auch erforderlich, daß der Staat sich nicht die Hände binde, indem er nur so viel erhebt, als er zur Ausgabe nöthig hat. Er muß vielmehr ein bedeutendes Mehr-Einkommen erheben, und einen Reservefonds für unvorhergesehene Ausgaben: einen Nothschatz bilden. On peut ruiner une nation

avec une administration parcimonieuse et des impôts modiques et en petit nombre; on peut la faire grandement prospérer avec une administration libérale, mais ferme et éclairée quelles que soient les impositions, pourvu que le système en soit bon. So haben die Schriftsteller, die unbestochenen, unter der letzten Regierung nicht gesprochen, und daß es jetzt geschieht, enthält ein verstecktes Lob der jetzigen Finanzverwaltung. Der Plan dazu ist mit großer Einsicht entworfen, und daß man sparsam ist, sehr natürlich: da man die Folgen von der Wirtschaft unter dem Prinz Regenten und Ludwig XV. noch kennt, die greulichen Spuren des letzten Unwesens vor Augen hat, und zwischen den Forderungen der Ausgewanderten und der Heere nicht behutsam genug seyn kann. Drittes Kapitel. Von vorübergehenden Steuern und Anleihen. Wenn der Nothschatz nicht hinreicht, um außerordentliche Ausgaben zu decken, so gibt es drey Mittel um Rath zu schaffen: Steuerzusätze, eine neue Steuer, und Anleihen. (Leistungen und Lieferungen ohne welche kein Krieg geführt werden kann, sind nicht angegeben.) Den Steuerzusätzen steht der Grundsatz entgegen, daß die Steuer sich nicht verändern darf, und die Schwierigkeit seiner Anwendung bey dringenden Fällen. Eine Kopfsteuer, nach jedes Steuerbetrage, aber mit Schonung der im Kriege leidenden Gewerbsamkeit, ist eher zu empfehlen. Noch besser, wenn man ihr den Rahmen eines Anlehns gibt. Wird der Krieg auswärts geführt, so ist die beste Weise, den Ausfall zu decken, welchen der innere Geldumlauf dadurch leidet, im Auslande Anleihen zu eröffnen; (von Brandschatzungen ist die Rede nicht, wahrscheinlich, weil sie zu den Maßregeln gehören, die wie der Kriegsminister an den Marschall Davoust schreibt, "den Französischen Rahmen verhaßt gemacht haben") auch verräth

man Ungeschicklichkeit, wenn man in diesem Fall nicht durch Staatsschein sich zu helfen weiß. Uebrigens muß man sich durch nichts abhalten lassen, Wort zu halten; die Mittel dazu fehlen nie. Viertes Kapitel. Wirkungen des Staatsreichthums auf den öffentlichen Wohlstand. Der Reichthum und die Macht des Staates hängen nicht allein von dem Ertrag seiner Steuern, sondern auch von der Güte des Steuerfußes, von seinem Verhältniß zu dem öffentlichen Wohlstand, und von der geschickten Steuerverwaltung ab. Der Staatsreichthum hat weder Dauer noch Bestand, wenn er sich nicht auf den Reichthum des Volkes gründet. Dagegen läßt sich auch sagen, daß der Reichthum des Volkes weder Dauer noch Bestand habe, wenn der Staatsreichthum sich nicht im gleichen Verhältniß ausbreitet (??), gleich dem Wasserbehälter, dessen Wasserrinnen einen Landstrich durchströmen, und zu ihm zurückkehren. Wenn man nicht von Mißbräuchen reden will, so belebt das Geld, welches in den Staatsschatz fließt, die Betriebsamkeit, weil es darin nicht bleibt, sondern zu Staatsbedürfnissen verwandt wird, und den Geldumlauf, so wie die Arbeit vermehrt. Die Geschichte soll dieses dadurch bezeugen, daß Länder durch ihre Einverleibung in ein mächtiges Reich blühend geworden sind; und namentlich soll es Spanien bezeugen, seit dasselbe unter Römische Herrschaft fiel. Ohne zu wiederholen, was wir oben geäußert haben, bemerken wir nur, daß die Spanier der Meinung des Verf. nicht gewesen sind, weil sie 171 Jahre den s. g. Römischen Staatsreichthum von sich abzuwehren suchten; und weil sie die Anstalt, wodurch Rom groß und mächtig und die Wohlthäterinn-anderer Völker geworden ist: die herrliche Ordnung des städtischen Gemeinwesens bereits kannten, und wahrscheinlich in einer Gestalt, die dem Handel noch günstiger war, als die Römische. Livius B. 21. Kap. 7. Ueberhaupt kommt es aber bey der Frage:

ob der Staat viel oder wenig ausgeben müsse? auf die Kosten der Groß-Anstalten an, die er zu unterhalten hat; und die Hauptsache ist, ob diese dem völkerschaftlichen Zweck entsprechen oder nicht.

Dorpat und Leipzig.

Auf Kosten des Verfassers und in Commission bey Kummer: Dörptische Beyträge für Freunde der Philosophie, Litteratur und Kunst, herausgegeben von Karl Morgenstern. Jahrgang 1813. In zwey Abtheilungen, mit bengefügter Chronik der Universität Dorpat von den Jahren 1812 und 1813, zusammen 434 Seiten in Octav.

Die Aufmerksamkeit, die eine gelehrte Anstalt der andern schuldig ist, würde uns zur Pflicht machen, diese Beyträge in unsern Blättern zu erwähnen, wenn sie sich auch weniger durch innern Werth auszeichneten. Daß Herr Collegienrath Morgenstern eine solche Sammlung belehrender Aufsätze auf seine Kosten herausgeben muß, ist kein erfreuliches Zeichen für das Aufblühen des Buchhandels in jener nordischen, durch Sprache und Litteratur mit Deutschland verschmiferten Gegend. Der erste Aufsatz ist philosophischen Inhalts: Die Philosophie des vernünftelnden Verstandes im Gegensatz gegen die Philosophie des Verstandes und der Vernunft; vom Collegienrath und Professor Jäsche. Der Schellingianismus, gegen den diese lesenswerthe Abhandlung gerichtet ist, wird hier besonders in Beziehung auf Religion durch die Widersprüche beleuchtet, in die er mit sich selbst geräth. Hierauf ein Anecdoton, ein Brief von Garve an Karl von Dalberg, vom Jahre 1782, über die Bestimmung des moralischen Werths. Dann über Socrates, besonders ob unser Zeitalter geeignet sey, einen Socrates hervorzubringen, nach einem Lateinischen Aufsatz des verstorbenen Meierotto in Berlin, vom Herausgeber. Der Recensent erinnert sich, ähnliche Ge-

danken in den vermischten Schriften des hellsehenden und kräftigen Schlosser gelesen zu haben. Weiter zwey kleine, aber treffliche ästhetische Beschreibungen zweyer Gemähldes Raphaels, vom Herausgeber. Auch über unsern Heyne einige, damahls weniger bekannte Data seines früheren Lebens, aus seinem Munde; ebenfalls vom Herausgeber. Noch mehr zeichnen sich aus die Themata und gelegentlichen Bemerkungen, die in der zwayten Abtheilung fortgesetzt sind, vom Herausgeber; geistvolle Reflexionen verschiedener Art über Litteratur, Kunst, und moralische Verhältnisse. Auch ein kleines Gedicht, der Tropfen, von demselben Verfasser, voll Geist und Gefühl. Dann noch Briefe, Brieffragmente, und allerley vermischte Nachrichten literarischen und artistischen Inhalts. — In der zwayten Hälfte lesen wir von einem Ungenannten den Anfang eines sehr interessanten Werks über die Frage: Ob es bey den Alten Belohnungen des Verdienstes um den Staat gegeben, die den Ritterorden neuerer Zeit ähnlich waren; nebst einer Geschichte der Ritterorden nach ihrem Geiste und Zwecke. Das Werk kann ein treffliches Ganzes werden, das in der Litteratur noch fehlt. Dann noch eine ästhetische Beschreibung eines Gemähltes von Raphael, der allgemein bewunderten und in ihrer Art einzigen Madonna zu Dresden, vom Herausgeber, schon vor längerer Zeit in Wieland's Deutschem Mercur abgedruckt, jetzt neu bearbeitet. Zum Beschlusse noch Manches das die dortige Universität näher angeht, und Nachrichten enthält, die der Ruffischen Regierung Ehre machen.

Braunschweig.

Gedruckt bey F. Vieweg: Die Eingänge der Messen (Introitus Missarum): ein Beytrag zur Chronologie von Anton Christian Wedekind. 1815. 51 Seiten in Octav.

Eine nützliche Monographie, die jedem, der sich mit Urkunden zu beschäftigen hat, willkommen seyn wird. Von den Messeingängen (den ersten Worten, womit die Messe anfing) *Invocavit, Esto mihi, Judica* u. s. w. wurden im Mittelalter (wie noch jetzt in unsern Kalendern Sonntage) alle Fest- Sonn- Feyer- und Heiligentage benannt; sie waren daher für die Geistlichen, die Ausfertiger der Urkunden jener Zeiten, das leichteste Mittel, das Datum einer Urkunde und zugleich den Wochentag zu bezeichnen. Natürlich waren auf diese Eingänge schon die Forscher über die Chronologie des Mittelalters, Pilgram, Helwig u. a. aufmerksam: aber noch fehlte eine vollständige Uebersicht, die nun der Verf. in alphabetischer Ordnung gegeben hat. Die dabei gebrauchten Quellen muß man bey ihm selbst nachsehen.

Noch hat diese kleine Schrift ein paar Zugaben, die wir nicht übergehen können. Das Räthsel der *Tribus Buzici* im Dithmar von Merseburg, von welcher die Markgrafen von Meissen abstammen sollen, ist in einem Anhang glücklich gelöst. *Zurbici* ist in *Buzici* verschrieben: demnach stammen die Markgrafen von Meissen, mithin auch. das Gesamthaus Sachsen, aus dem alten Hause der Burgherrn von Zörbig ab. Unsere Humanisten würden sich glücklich preisen, wenn sie alle ihre Emendationen und Erläuterungen mit so starken Gründen, wie der Verf. für seine *Zurbicos* anzugeben wußte, unterstützen könnten.

Noch ein andres Problem, das *Mabillon* einst aufgestellt hat: wie Urkunden-Archive gleich befriedigend für den Diplomaten, wie für den practischen Geschäftsmann geordnet werden könnten, hat der Verf. durch seine Anordnung des Kloster-Archivs *St. Michaelis zu Lüneburg* geschickt gelöst, wie seine kurze Beschreibung davon (S. 7) beweiset.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1815.

London.

Es bedarf wohl keiner Entschuldigung, sondern wir rechnen vielmehr auf Dank mancher Leser, wenn wir aus dem Schatz der Englischen Prachtwerke, womit nun nach der langen unseligen Sperre unsre Bibliothek wieder bereichert wird, auch von den ältern die wichtigsten in einer kurzen Anzeige nachhohlen. Zu diesen gehören besonders einige kostbare Hauptwerke für die Naturgeschichte, und unter denselben vorzüglich folgendes:

Descriptions and Figures of two hundred Fishes; collected at Vizagapatam on the Coast of Coromandel, by PATRICK RUSSELL, M. D. F. R. S. presented to the Hon. the Court of Directors of the East India Company, and published by their order, under the Superintendence of the Author. Gedruckt in der Shakspeare Presse, 1803, in zwey Bänden, groß Folio. Der erste von 82 S. Text, mit 100 Kupfertafeln; der zweite von 90 S. mit 108 Tafeln.

Der zwey Jahre nach Erscheinung dieses Werks in seinem 81ten Jahre verstorbene Verf. gehört zu

R (4)

den viel- und grundgelehrtesten verdienstvollsten Ärzten und Naturforschern, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufzuweisen hat, weßhalb wir, seiner trefflichen kleinen Abhandlungen zu geschweigen nur seine reichen Zusätze zu seines Bruders Naturgeschichte von Aleppo, seine classische Geschichte der Pest, und sein Prachtwerk von den Indischen Schlangen zu nennen brauchen. An letzteres schließt sich nun das ichthyologische welches wir jetzt anzeigen, das eine sehr bedeutende Lücke in unsrer Kenntniß der Indischen Fauna ausfüllt; denn die drey Bilderbücher von Indischen Fischen, die Heinr. Ruysch, S. Valentyn und L. Renard vor ungefähr hundert Jahren herausgegeben, sind in Vergleich mit dem Nüsselschen Werke kaum nennenswerth, da die Zeichnungen durchaus von unkundigen Händen, ohne Aufsicht eines Kenners, und folglich ohne genaue Beachtung der charakteristischen Theile der Thiere so nachlässig hingeworfen sind, daß sie höchstens nur eine sehr untergeordnete bloß relative wissenschaftliche Brauchbarkeit behalten.

(— Von dem letztern der drey gedachten Werke wird hier in der Vorrede gesagt, es sey auf Befehl des Gouverneurs der Molucken, Coyett, und zwar ohne Zweifel von einem Indischen Mahler verfertigt worden, und 1754 in Amsterdam erschienen. — Das bedarf einiger bibliographischen Berichtigungen. — Der Holländische Gouverneur auf Amboina, van der Stell, hatte die Indischen Fische zwar sehr bunt aber bey weitem nicht Naturgetreu durch einen Holländischen Mahler Sam. Fallours, der zu diesem Behuf nach Indien verschrieben worden, zeichnen lassen. Diese Sammlung kam nach Holland in die Hände eines Englischen Residenten zu Amsterdam, Ludwig Renard, der sie an König Georg I. sandte, von welchem sie auf die Bibliothek zu Hannover geschenkt ward. Hier ließ sie der verdiente Geh. Rath

und Großvoigt von Bülow mit Erlaubniß des Königs aufs getreueste für seine eigne reiche Büchersammlung copiren, welche die Grundlage zu unser academischen Bibliothek gegeben hat. Einige Jahre nachher, 1718, gab N. dieses Fischwerk zugleich mit noch einem andern, das der gedachte Gouverneur Coyett besorgen lassen, unter dem Titel von *Histoire naturelle des plus rares Curiosites de la Mer der Indes* zu Amsterdam in zwey Folio-Bänden in einer kleinen Auflage von nur 100 colorirten Exemplaren in Druck; und von diesen Platten wurden dann im Jahre 1754 wiederum Abdrücke zu schwarzen sowohl als bemahlten Exemplaren genommen, die der bekannte Aufseher des Erbstatthalterischen Naturalien-Cabinetts im Haag, der neuerlich verstorbene Vosmaer mit einer Vorrede versehen hat. —)

Dr. Ruffell hat auf sein treffliches Werk die Muße mehrerer Jahre verwandt die er in Vizagapatam durchlebt; und sich zu diesem Behuf einen Indischen Mahler (— einen Hindu von der Mahlercaste —) zugezogen, der mit einem richtigen natürlichen Blick folgsame Gelehrigkeit verband, und dessen Zeichnunge dann von vier Englischen Künstlern in Kupfer gebracht worden. Den Mangel der Illumination muß die musterhafte genaue Beschreibung im Texte ersetzen; denn die theils wunderschönen Farben der tropischen Fische schwinden im Tode dem Mahler gleichsam unter den Händen. Das Werk ist ganz nach dem Linneischen System geordnet. Die Beschreibungen sind musterhaft genau; und überall die Indischen Nahmen angegeben; auch wo es bey schon bekannten Fischen mit Zuverlässigkeit geschehen konnte die wissenschaftlichen Synonyme; aber zum größern Theile sind es neue, unsern ichthyologischen Systematikern bisher ganz unbekannt gewesene Geschöpfe.

Paris.

Histoire de France pendant les guerres de religion par *Charles Lacretelle*, Membre de l'Institut, et Professeur d'histoire à l'Académie de Paris. 1814. T. I. LV und 397 S. T. II. 449 S. in Octav.

Herr Lacretelle scheint die Französische Geschichte den Strom aufwärts verfolgen zu wollen, denn auf zwey bändereiche Werke über die neuere Zeitgeschichte seiner Nation läßt er jetzt dieses folgen, in welchem er seine Landsleute in das sechszehnte Jahrhundert zurückführt. Die Ursachen lassen sich jedoch leicht errathen, welche ihn zu der — sichereren retrograden Bewegung bestimmten, was ihn aber dazu bestimmte, gerade auf diesen Abschnitt aus der Französischen Geschichte eine neue historische Bearbeitung zu verwenden, dürfte sich eben so leicht errathen lassen, wenn er es auch nicht in der Vorrede eben so offenherzig als bescheiden erklärt hätte. *Tout me prescrit —* sagt er hier — *de chercher un sujet, qui offrant par lui même de l'intérêt, de l'ensemble, une progression marquée, soutienne ma faiblesse, et me permette d'exécuter l'entreprise trop peu tentée jusqu'à ce jour, d'appliquer à l'histoire moderne ce mouvement de narration, dont les anciens nous ont laissé d'imposans et trop inimitables modèles.* Dieß heißt mit zwey Worten in unserer Sprache: Herr Lacretelle geht als Historiker vorzüglich auf das Staffiren der Geschichte aus. Er suchte sich daher einen Stoff, der die Staffage am leichtesten annahm, und entschied sich für die Geschichte dieses Zeitraums, weil er sie am besten dazu geeignet fand.

Soll nun seine Arbeit, oder dasjenige was dabey von ihm geleistet worden ist, wie billig nach dieser Absicht geschätzt werden, so mag dieß immer ein

günstiges Urtheil verdienen. Es ist dem Verf. wirklich gelungen, diesen einzelnen Ausschnitt aus der Französischen Geschichte in der Form eines eigenen in sich selbst geschlossenen Ganzen darzustellen, bey dessen Anschauen man durch mehrere sehr gemischte Empfindungen bewegt, aber doch zugleich festgehalten wird. Zu diesem Effect, den das Ganze macht, trägt freylich die Natur und die Beschaffenheit des mahlerischen Stoffes, und der Reichthum von Handlung, den dieser Ausschnitt ihm anbot, trägt besonders das Hervorstechende der handelnden Hauptpersonen, die in seinem Gemählde herausgehoben und der Contrast der Stellungen und Lagen, in welche sie gegen einander gebracht werden konnten, nicht wenig bey; aber manche dieser Umstände, durch die er jetzt begünstigt wird, hätten ihm eben so leicht sehr nachtheilig werden können, und würden es unfehlbar geworden seyn, wenn der Künstler das Ganze nicht so verständig angeordnet, und das einzelne mit einer so bedachtsamen Weisheit vertheilt hätte. Dem ersten Bande des Werkes, der den Anfang der Religionskriege unter Heinrich II. beschreibt, und sie noch durch die kurze Regierung Franz II. durchführt, steht eine Einleitung voran, worin die äußeren und inneren Verhältnisse, in denen sich der Französische Staat und die Nation bey dem Tode von Franz I. befand, zwar nur in großen Zügen, aber doch vollständig und richtig genug geschildert werden. Den zweyten Band füllt die Regierungsgeschichte Carls IX. allein aus; in dieser erreichte aber auch die Verwirrung in Frankreich den höchsten Grad, denn in diese fielen ja selbst die Gräuel der Bartholomäus-Nacht hinein. Der dritte Band wird endlich die Geschichte durch die Regierung Heinrichs III. hindurch bis zu ihrem Ende unter Heinrich IV. bringen, wenn sie nicht der Verf. absichtlich noch zu einem vierten Bande aus-

spinnt, — was ihm wohl leicht zu verzeihen wäre — um sich und seinen Lesern den Anblick und den Genuß der besseren Zeit länger zu gönnen. Bey der Behandlung des einzelnen gab er mehrfache Beweise einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den fast zahllosen Werken, die man über die Geschichte dieses Zeitraums hat, und einer eben so besonnenen als unparteylichen Critik, welche ihren verschiedenen Gehalt so gut zu würdigen als den ungeheuern Vorrath von Stoff, den sie ihm anboten, auszulernen und zu fortiren wachte: nur in dem Darstellen und Auffassen solcher Ereignisse, die zu der auswärtigen gleichzeitigen Geschichte zunächst gehören, erkennt man zuweilen, besonders in der Einleitung, den Französischen Historiker, der mit unbegreiflicher Flüchtigkeit oft nur dasjenige, was ihm zunächst vorkam, aufgreift, wiewohl er in den ihm bekann- ten Quellen das wahre leicht hätte finden können. So stößt man auch hier S. 35. Th. I. richtig wieder auf die alte Lüge, daß den ersten Anstoß zu der Reformation in Deutschland die Eifersucht der Augustiner Mönche über die Dominicaner gegeben habe, welche den letzten den ungeheuern Gewinn, welchen sie aus dem Ablass-Handel zogen, mißgönnt hätten. So führt er S. 38 Münzer und die Wiedertäufer als Schüler von Luther auf. Das Schmalkaldische Bündniß der Protestanten kam nach S. 58 durch Luthers eifrige Bemühungen im Jahre 1529 zu Stande, nach S. 100 aber soll Melanchthon den Kaiser Carl V. bey einer Unterredung, die er mit ihm hatte, zum halben Protestanten gemacht haben. Dagegen darf es Hrn. Lacretelle nicht als Fehler angerechnet werden, daß er in der Geschichte der Französischen Religionskriege über den Antheil den die Religion daran hatte, oder über die Verschiedenheit der religiösen Ansichten und Meinungen selbst,

welche den Anlaß dazu gaben, am schnellsten hin-
 wegeilt, denn einmahl wollte er ja nicht die Ge-
 schichte dieser Kriege, sondern nur die Geschichte
 Frankreichs unter diesen Kriegen geben, und dann
 bemerkt er S. 326 selbst sehr richtig, daß es in
 Frankreich mit dem religiösen dabey eine ganz an-
 dere Bewandniß als in Deutschland und England
 hatte. Ailleurs — sagt er hier sehr treffend —
 le Protestantisme étoit le plus exalte des sen-
 timens; en France, c'étoit une mode. Dafür
 verdient aber die gesezte und weise Mäßigung, die
 er fast durchaus im Urtheilen, im Beschreiben, ja
 selbst in dem Zeichnen und Contrastiren der Cha-
 ractere seiner Hauptpersonen bewies, um so mehr
 ein eigenes Lob, je gewisser sie ihn am meisten
 kosten mochte, und je merklicher fast immer die
 Wahrheit dabey gewonnen hat. Die überzeugendsten
 Beweise davon wird man in den Schilderungen
 finden, die er von Katharinen von Medicis, von
 Philipp II., von dem Herzog von Guise, von dem
 Cardinal von Lothringen, und dann wieder von
 dem Admiral Coligni, von dem Prinzen Condé,
 von Dandelot, la Noue, und andern Anführern
 der Hugenttischen Partey gibt: schon daraus aber
 darf man schließen, daß er diese Mäßigung überall
 beobachtete.

Leipzig.

Von J. A. G. Weigel in Commission: De Agro
 trojano in carminibus homericis descripto com-
 mentatio geographico-critica auctore Frid. Aug.
 G. Spohn, Philos. Doct. AA. M. Ricardi Porsoni
 adversariorum corollarium. 1814. 36 S. in Octav.

Die Untersuchung, welche Wood's begeisterndes
 Werk über das Originalgenie Homers und die nicht
 minder anfeuernde Anzeige unsers Heyne in diesen

Blättern vom Jahre 1770. St. 32., veranlaßte, bezog sich auch auf die Gegend von Troja, und bewog manche gelehrte Reisende, ihre Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zu widmen. Da die Bemerkungen Le Chevaliers und vieler andern in den Gött. gel. Anz. zu ihrer Zeit nicht unangezeigt geblieben sind (Vergl. Honori Carm. ex edit. Heynii Tom. V. p. 298 ff.), zu welchen noch die Beobachtungen von Will. Gell, Walpole, Manduit gekommen sind; so brauchen wir nur darauf zu verweisen. Wahrscheinlich dürfte aber dieser Eifer um die Chorographie Trojas nun wohl allmählich erkalten, weil dieselbe erschöpft seyn möchte, und weil die durch Hrn. G.H.R. Wolf herrschend gewordne Ansicht von den Homerischen Gedichten das Unnütze dieser Untersuchungen und Forschungen an den Tag gelegt hat. Dieß ist auch des Verf. Absicht, der in diesem an den Hrn. Prof. Lobeck gerichteten Proemtion ein Stück seiner einst ans Licht zu fördernden Geographia Graecorum fabulosa bekannt macht, und mit vieler Einsicht und großem Fleiße die Widersprüche sammelt, welche sich in der Ilias diesen Gegenstand betreffend darbieten. Wenn sich gleich bey manchen seiner Ausstellungen eine wahrscheinliche Lösung auffinden läßt, so ist doch dieselbe bey andern nicht wohl zu geben. Die Eiche (Q, 549), der Feigenbaum (επιυσοῦς) an mehrern Stellen als ζ, 433. χ, 145. 136. λ, 166, Ilus Grabmaal, die bis zum Hellespont sich ausdehnende Ebne, die Gegend, wo Achilles seinem Freunde das Leichenbegängniß und die Spiele angestellet, die Stelle, wo die Schiffe des Ajax standen, und die Vergleichung von Il. ψ, 69—92. und Odyss. ω, 73—78. bieten Schwierigkeiten dar, deren Lösung der Verfasser aufgibt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 25. May 1815.

Freyburg und Konstanz.

In der Herderschen Buchhandlung: Das hohe Lied in einer noch unversuchten Deutung, von Joh. Leonhard Zug. 1813. 55 S. in Quart.

Bei den meisten alten und neuen Völkern, die eine poetische Litteratur haben, ist der Mißbrauch der Idylle zur Allegorie zu finden: daß nun die poetisch-reichen Hebräer hierin keine Ausnahme machen möchten, dafür haben die Ausleger ihrer Poesien, besonders die des hohen Liedes, durch fast alle Jahrhunderte exegetischer Studien gesorgt. Nachdem die himmlische Liebe für das hohe Lied erschöpft war, blieb noch die politische zu gleichen Zwecken anzuwenden übrig: und diesen Versuch hat der Verf. oben genannter Schrift in einer geistreichen Darstellung gemacht.

Nach der Wegführung der durch Geburt und Wohlstand muthigen Einwohner des Reichs der zehn Stämme nach Oberasien, hatten die im Lande zurückgelassenen ärmern, in denen man nicht leicht den Gedanken zur Empörung zu befürchten hatte, durch die Erfahrung die bittern Folgen begriffen, welche

die unselige Trennung ihres vormahls vereinigten Reichs in zwen Staaten gehabt habe; sie sehnten sich daher, einer bessern Zukunft wegen, nach einer neuen Vereinigung mit Juda, der noch in Selbstständigkeit fortdauernden zwenten Hälfte ihrer Nation, besonders dazu begeistert nach der Theilnahme an der Feyer des Tempelfestes, zu welcher sie Hiskias hatte einladen lassen (2. Chron. 30, 9.). Diese Sehnsucht muß soll (nach dem Verf.) das hohe Lied in einem Traume durchführen. Nach der alten Symbolik der Kunst, welche Städte, Länder und Völker als weibliche Personen vorstellt, ist die träumende Schäferinn der Staat Israel, oder vielmehr der Rest des Volks der untey einem Assyrischen Statthalter im Lande zurückgelassen worden. Sie träumt von dem abwesenden König von Juda und der Seligkeit einer Vereinigung mit ihm. Anwesend ist nur bey der politisch-liebestranken Träumerinn ein Chor von Freundinnen aus Jerusalem mit ihrem Choragen. Alles Gesprochene, bis auf die wenigen Worte, welche der Chor und ihr Anführer dazwischen stellen — alles übrige, auch das, was dem Könige in den Mund gelegt wird, ist von Sulamith im Traum gesprochen: im Traum schildert sie ihre Liebe zu dem Könige in Juda; im Traum sagt sie sich selbst, wie groß seine Bärtlichkeit gegen sie sey, wie hoch er ihr Lob singe, und wie innig er mit ihr vereiniget zu werden wünsche; im Traum schreckt sie auch die Furcht des Widerspruchs ihrer Brüder (der Einwohner des Reichs Juda) gegen diese Verbindung, weil ihr die nöthige Mannbarkeit (die Kraft zum Abfall von Assyrien) fehle; im Traum stellt sie diesem Widerspruch eine nachdrückliche Widerlegung entgegen; im Traum ahnet sie mit Schrecken, sie und der König würden belauscht, und weiß dagegen keinen Rath, als die eiligste Flucht des Königs, damit nicht ihr Geheimniß mit ihm zu früh (dem

Affrischen Statthalter) bekannt und durch ihn vernichtet werde. Ein langer Traum! nur der Chör und ihr Anführer, die das Bette der politisch-liebesfranken Sulamith umgeben, sprechen einige leise Worte dazwischen: dieser das Schlummerlied, so oft er sorgt, die Liebestranke möchte aus ihrem Traum erwachen; jener so oft nach dem gesprochenen Schlummerlied die gewünschte Fortsetzung des Traums erfolgt ist. "Die allegorische Einkleidung habe vor dem Affrischen Statthalter die geheimen an Juda geäußerten Wünsche des Rests von Israel verbergen sollen."

Zu bedauern ist, daß der Scharfsinn des Verf. zu großes Vertrauen in den Scharfsinn seiner Leser gesetzt hat, und er ihnen weder anzeigte, was immer zur Allegorie gehöre und was nicht? noch wie sie sich manche Fragen beantworten sollen, die sich beim Lesen des Gedichtes nach diesem Gesichtspuncte unwillkürlich aufdringen. Muß nicht ein gewisses Verhältniß zwischen den bedeutenden Theilen eines allegorischen Gedichtes und seinen Nebentheilen, den bloßen Ausschmückungen, seyn? und fehlte dieses nicht ganz, da, wenige Zeilen ausgenommen, alles nach diesem Gesichtspuncte im hohen Grade Ausschmückung seyn müßte? Einmahl angenommen, daß die Brüder der träumenden Sulamith die Einwohner des Reiches Juda wären, wie könnte sie sagen (I, 6.): "meiner Mutter Söhne zürnten über mich, stellten mich zur Hüterinn des Weinbergs auf; meinen Weinberg hüt' ich nimmermehr." Der Weinberg soll doch das Land der zehn Stämme seyn, welches die Jungfrau dem König von Juda zubringen will, und ihm am Ende wirklich schenkt: in welchem Sinne könnten die zürnenden Brüder (die Einwohner von Juda) die Zurückgebliebenen in Israel zu Hütern des Landes der zehn Stämme bestimmt haben? hat denn Juda den Staat Samarien zerstört und seine ärmern Einwohner zu Hütern im Lande zurückgelassen? oder

sollen etwa die Brüder durch die Worte verlangen, daß Israel getrennt von Juda bleiben und wieder ein selbstständiges Reich zu werden suchen soll? wie unnatürlich wäre dieses durch ein Bestellen zur Wächterin ausgedrückt? Und wie läßt sich das *ύατρου πορτρου* heben? Die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit Juda soll nach der Wegführung des edlen Theils der zehn Stämme in den Zurückgelassenen erwacht seyn; und als die Jungfrau (der Rest Israels) schon wonnetrunken über die Hoffnung der Wiedervereinigung ist, kommen erst die Wächter (die Assyrer S. 19. 20) über die träumende Jungfrau und schlagen sie (V. 2—8.) und führen sie mißhandelt in ihr Lager (VII. 2—10): das geschlagen und weggeführt werden müßte ja vor den Anträgen zur Wiedervereinigung hergegangen seyn? Wo ist überhaupt ein sprechender Zug, der bey der träumenden Hirtin auf Zurückgelassene des Staats Israel führte? Ist dazu schon genug, daß man Reiche und Städte als weibliche Personen darzustellen pflegt? Und ist überhaupt eine Traumdarstellung, wie sie hier vorausgesetzt wird, nur denkbar? könnte sich ein Dichter die Dichtung eines solchen Traums erlauben, ohne entweder in einer Einleitung zu sagen, daß ein Traum folge, oder durch ein Erwachen das Gesprochene für Traumworte zu erklären? Und erst die Auflösung des Ganzen, das Ende des Traums? — Doch wir hören auf zu fragen, da der Verfasser, wenn er seine Ansicht weiter ausführen sollte, auch ohne unsre Fragen finden wird, worüber man zu ihrer Annahme vor allem Auskunft bedürfe.

Den Hirtengesang möchte der Verf. aus Syrien über Karthago nach Sicilien gelangen lassen. Bedenken dagegen macht uns doch, daß die breite Syrische Sprache nie einer erträglichen Poesie gedient haben kann. Sollte nicht alles von der nomadischen Lebensart abhängen? Hirten singen Hirtenslieder, der Himmel sey wie er wolle; nur unter

jedem Himmel singen sie auf eine eigene Weise. Ireland kannte bis auf seine Eroberung keine andere Litteraturdenkmahle; in der Túrkey hat sich die Schäferpoeſie in allen den Strichen noch nicht verlohren, wo die Einwohner, vom Despotismus Túrkiſcher Baſſen fern, der alten nomadiſchen Lebensart folgen: warum hätte ſie nicht auch Sicilien für ſich ſelbſt erfinden können, das in ſo vielen Gegenden, welche Regierung auch in den Städten ſeyn mochte, von Hirten durchſtreift wurde, und noch immer Idyllen liebt? Und darf die Idylle (ſelbſt nach den Muſtern, die wir davon aus dem Alterthum haben) bloß auf Hirtenſcenen eingekränkt werden? Soll ſie nicht vielmehr Darſtellung jeder menſchlichen Lebensweiſe, dem Stande der Natur gemäß, mit Erhebung zu einem Ideal von Glück oder Unglück enthalten? und ſchließt ſie das Leben von Ackerleuten, Fiſchern, Jägern u. ſ. w. aus?

Mannheim.

Ben Kaufmann: Das hohe Lied, dramatiſirt von einem Bibelfreund. 1814. 34 S. in Quart.

Jenen ſchönen Nachlaß Hebräiſcher Poeſie, aus dem Geſichtspunct irdiſcher Liebe betrachtet, wollte der Verf. (Herr von Keller in Carlsruhe), nicht in einer genauen Ueberſetzung geben, ſondern in einer freien Nachahmung Europäiſchen Leſern näher bringen; und zwar, weil in den Geſängen mehrere Perſonen wechſeln, in dramatiſcher Form. Die Scene iſt zu Jeruſalem; die dramatiſchen Perſonen ſind: 1) König Salomo, 2) die Sulamith, 3) Chor Hebräiſcher Jungfrauen, 4) Königl. Leibwachen als Decoration. Es wird alſo den Hebräern ſelbſt kein Drama zuſchrieben, welches ihnen auch fremd wäre, ſondern einer Sammlung ſchöner Gedichte wird nachahmend die dramatiſche Form geliehen. Wir zweifeln nicht, daß Leſern unſers Jahrhunderts vieles in dieſer Form deutlicher als in einer genauen Ueber-

setzung der Urschrift, und ihrer Denk- und Vorstellungsart angemessener erscheinen, kurz ihr Gefühl noch mehr ansprechen werde. Doch ließ sich dieses ohne Aufopferung der Kürze des Originals nicht erreichen, die daher planmäßig war.

Halle und Berlin.

In den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses: Religiöse Gedichte von August Herrmann Niemeyer. 1814. XL und 420 S. in Octav.

Die meisten dieser Gedichte, die der würdige Verfasser, laut der Vorrede, so weit es ihm nöthig schien, verändert und verbessert in dieser Sammlung dem Publicum mittheilt, sind längst mit verdientem Beyfalle aufgenommen. Viele der lyrischen haben einen bleibenden Platz in kirchlichen Sammlungen erhalten. Die dramatischen oder Oratorien, von den Jahren 1776 bis 1780, thaten damahls, als sie bekannt wurden, mit der Musik von Rolle, eine außerordentliche Wirkung. Der Recensent, dessen Knabenalter in jene Periode fällt, wird nie den Eindruck vergessen, den sie auf ihn machten, und der gewiß nicht allein auf Rechnung des Componisten zu schreiben ist, dessen seelenvolle Melodien jetzt durch eine andere Art von Musik verdrängt sind. Hinzugekommen sind zu diesen älteren Gedichten des Verfassers einige patriotische und andere durch die neuesten Zeitumstände veranlaßte. Ueber den moralischen und religiösen Werth aller dieser poetischen Arbeiten des Verfassers hat das öffentliche Urtheil schon entschieden. Ihren poetischen Gehalt bestimmter nach Grundsätzen der Critik zu würdigen, müssen wir andern litterarischen Blättern überlassen, deren Umfang erlaubt, in das Einzelne einzugehen; Aber der vorausgeschickten Abhandlung, in welcher der Verfasser seine Ansichten der geistlichen Lieder und Oratorien theoretisch mittheilt, müssen wir noch besonders erwähnen. Die Abhandlung soll nur ein

Entwurf seyn. Die wahren und treffend ausgedrückten Bemerkungen, die sie enthält, verdienen aber in Umlauf zu kommen. Der Verfasser bedauert mit Recht, daß eine befriedigende Theorie des geistlichen Liedes sich noch nirgends findet, da doch keine Nation mit solchem Eifer, wie die Deutsche seit Luther's Verbesserung des Kirchengesanges, sich der Cultur dieser Art von Poesie beflissen hat. Fast allem was der Verfasser über das Verhältniß des neueren Deutschen Kirchengesanges zu dem älteren sagt, muß der Alerensent, der kein Theologe ist, beynpflichten. Die älteren Deutschen Kirchenlieder sind, wenn gleich in einzelnen Gedanken und Ausdrücken sehr geschmacklos, im Ganzen voll wahrhaft religiöser und poetischer Kraft. Den meisten der neueren, denen übrigens eine verdienstliche Correctheit zugestanden werden muß, fehlt die Seele der lyrischen Poesie, das lebendige und begeisternde Gefühl, das warm und innig sich ausspricht, und zur Andacht hinreißt. Dieses Gefühl in geistlichen Liedern nicht einer trockenen Moral aufzuopfern, aber es nach aufgeklärteren Begriffen zu läutern, und ihm durch einfache, eindringliche, und wahrhaft religiöse Gedanken in einer prunklosen, aber gebildeten und wohl lautenden Sprache eine schöne Form zu geben, sollten die neueren geistlichen Dichter sich angelegen seyn lassen. Aber nicht sowohl individuelle, als solche Empfindungen, sagt der Verfasser, die alle religiös gestimmten Gemüther unter einander theilen können, muß das geistliche Lied aussprechen, wenn es als Kirchengesang wirken soll. Wir setzen hinzu, daß die eigentliche Bestimmung des Kirchengesanges überhaupt keine poetische, im strengeren Sinne, ist; daß man also auch lyrische Neuheit der Gedanken bey weitem nicht in dem Grade von dem Kirchenliede, wie von einem andern lyrischen Gedichte, fordern muß. — Ueber die geistlichen Cantaten und

Oratorien äußert sich der Verfasser nur kurz. Ueber das Verhältniß des eigentlich Dramatischen zum Lyrischen in Gedichten dieser Art läßt sich auch kein bestimmtes Urtheil fällen, wenn man nicht von einer umständlicheren Analyse des wahren Begriffes von dramatischer Poesie überhaupt ausgeht. Nach des Recensenten Gutachten, das er hier nicht weiter ausführen kann, sollte aber auch aus Gedichten dieser Art das religiöse Märtyrverthum verwiesen werden, das sich auf unerschütterliche Anhänglichkeit an einem wahren oder für wahr gehaltenen Glauben gründet. Denn nur das eigentlich Menschliche gehört der Poesie an. Daß aber der Mensch leide und sterbe für ein Dogma, oder für eine bestimmte Vorstellung, die er von Gott und göttlichen Dingen hat, verträgt sich nicht wohl mit dem poetischen Interesse, das die Polemik der Meinungen ausschließt. Deswegen kann der Rec. auch die *Chirza* unter des Verf. Oratorien weniger als die übrigen loben, nämlich in der poetischen Hinsicht, von der hier die Rede ist.

Copenhagen.

Von Gerh. Bonnier: Biographische Skizze des Königl. Dänischen Historiographus P. J. Suhm, nebst dem Verzeichniß seiner Schriften von R. Nyesrup. Neue unveränderte Aufl. 1814. 80 S. in Octav. Ursprünglich in Dänischer Sprache geschrieben und von Hrn. Eckard übersetzt 1799. Biographische Kunst hat der Verf. für seinen Helden nicht aufgeboten, sondern nur die Hauptveränderungen seines Lebens kurz angegeben und sich darauf auf eine vollständige Aufzählung seiner Schriften eingeschränkt, und statt einer Zeichnung seines litterarischen Characters bloß einzelne allgemeine Urtheile über ihn und seine Werke aus berühmten Zeitschriften beigelegt. Ueber einen so berühmten Namen nimmt die Litterärgeschichte auch diese Notizen mit Dank an.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 27. May 1815.

Wien.

Bei J. B. Zveck: *Institutiones Grammaticae Arabicae*. Auctore Antonio Aryda, Tripolis Syriae Archipresbytero, atque in Vindobonensi Studiorum Universitate Linguarum orientalium Professore P. O. 1813. 168 S. in Quart.

Wir besitzen zwar gegenwärtig schon eine vollständige Arabische Grammatik von vorzüglichem Werth, die in ihrer Anordnung der Methode der Arabischen Grammatiker folgt; aber neben diesem ausführlichen System bedurften wir auch noch ein kürzeres Lehrbuch, aus welchem sich der angehende Gelehrte eine Uebersicht der Sprachgesetze nach jener Methode verschaffen kann, ehe er sich in alle von den Arabischen Grammatikern ausgegrübelte Feinheiten ihrer Sprache vertieft. Und in dieser Hinsicht ist diese nach derselben Methode eingerichtete Arabische Sprachlehre ein angenehmes Geschenk, da die frühern Anweisungen dieser Art theils nicht mehr im allgemeinen Umlauf, theils zu diesem Zwecke größtentheils zu kurz sind. Auch von der Seite ist sie noch merkwürdig, daß sie (so viel wir uns erinnern) die erste arabische Gram-

W (4)

matik ist, die in Deutschland von einem gebornen Morgenländer verfaßt worden. Wäre sie nur zehn Jahre früher ausgegeben worden, ehe ihr das ausführliche System des Hrn. Silvestre de Sach mit manchem Eigenthümlichen zuvorgekommen wäre, so würde ihre Erscheinung noch weit mehr gefeyert worden seyn.

Voraus geht eine Einleitung über die Consonanten, Vocal- und übrige Leszeichen; darauf folgt die Sprachlehre selbst in drey Theilen: 1) Zeitwort, 2) Nenn- und Fürwort, und 3) Syntax. In ihrer Ausführung findet sich sehr viel Gutes, welches das Buch empfehlungswürdig macht: worüber sich etwa mit dem Verf. rechten ließe, das ist größtentheils Folge der von ihm beygehaltenen Methode der Arabischen Grammatiker, der man nicht nachrühmen kann, daß sie die Uebersicht der Regeln erleichtere. Die von ihnen befolgte Ordnung setzt keinen allgemeinen Theil voraus, der im Folgenden immer seine Anwendung findet: daher haben auch in dieser Grammatik die so genannten goldnen Regeln, die doch Zeit- und Nennwort zugleich angehen, ihren Platz bey den Zeitwörtern erhalten, in denen ع als Stammbuchstaben vorkommen. Nach dem Vorgang arabischer Grammatiker ist كس zum regulären Paradigma beygehalten, zu dem es doch wegen des ع nicht ganz geschickt ist; nach ihnen ist die von dem gebrauchten كس ausgehende Terminologie durchgeführt, so schwerfällig sie auch den Vortrag macht; nach ihnen ist der Infinitiv im Accusativ dargestellt, ob er gleich als Nennwort (wofür er auch von dem Verf. richtig erklärt ist) besser im Nominativ bengebracht wäre. Der von den Arabern eingeführten und hier beygehaltenen Ordnung zufolge mußte, ehe noch von Motion und Numerus des Nennworts, und von

dem Fürwort die Rede war, schon bey dem Zeitwort das *adjectivum assimilatum* in dem dreysfachen Nume-
 rus (S. 37) formirt und (S. 49) mußten schon Para-
 digmen des Präteritums und Futurums, und (S. 109)
 Nennwörter mit Suffiren versehen werden, u. s. f.
 Die ganze Kunstsprache der Arabischen Grammati-
 ker ist beybehalten, und mit den nöthigen Erklärun-
 gen begleitet. Und da mit dieser sich jeder bekannt
 machen muß, der Scholias ten lesen und Arabisch ge-
 schriebene Wörterbücher gebrauchen will, so kann der
 Verf. bey allen denen, die nach Grammatiken, welche
 der Europäischen Technik folgen, unterrichtet sind,
 auf Dank dafür rechnen, daß er diese Terminologie
 vollständig mitgenommen hat. Wenn die Erklä-
 rungen der Kunstwörter hier und da mangelhaft oder
 dunkel gefaßt sind, so ist dieses Folge theils der
 Schwierigkeiten, die man bey der Uebertragung aller
 Terminologien aus einer Sprache in die andere zu
 überwinden hat, theils einer Neigung, auch in der
 Uebersetzung etwas Antikes hervorstecken zu lassen.
 Wie räthselhaft klingt der Ausdruck *verba causaria*
 von *dey verbis* اوي! Erst wenn man den Arabi-

schen Kunstausdruck حرف العلة (*litterae mor-*

bidae) einseht, entdeckt sich, daß der Verf. cau-
 sarius in seiner seltenen Bedeutung für Kränklich
 genommen hat, weßhalb denn im Fortgang der
 Ausführung mit fortgesetztem Bilde *de curatione*
verborum causariorum gesprochen wird. Es würde
 auch dem Anfänger den Gebrauch dieser Grammatik
 erleichtert haben, wenn der Verf. bloß im Anfang
 oder am Ende einer Materie den von ihr bey den
 Arabischen Grammatikern gewöhnlichen Kunstnamen
 erklärt, in der Ausführung aber sich der in Abend-
 ländischen Sprachlehren üblichen Ausdrücke bedient
 hätte. So hat es zwar seinen sehr guten Grund

warum die Arabischen das so genannte futurum mit dem Nahmen Modareu, المذارع, bezeichnet haben: aber was konnte es für Vortheil bringen, daß derselbe überall, wo vom so genannten Futurum die Rede ist, beygehalten worden? der lateinische Vortrag bekam dadurch nur ein fremdes, buntes und schwerfälliges Ansehen; durch Aoristus wäre die Sache bestimmt und jedermann verständlich ausgedrückt gewesen; und die Frage, die man billig aufwirft, vermieden worden, warum der Verf. nicht auch von dem zweyten Aoristus, dem so genannten Präteritum, den Arabischen Kunstnahmen gebraucht habe? Uebrigens ist der Vortrag der Regeln so leicht, wie man ihn unter dem Umstande, daß die Arabischen Grammatiker das Muster bleiben sollten, irgend erwarten konnte. Er setzt (wie diese) voraus, daß der, welcher Unterricht sucht, noch keine der Semitischen Sprachen verstehe, und mit der Arabischen den Anfang mache. Der Regel nach haben die, welche auf Universitäten Unterricht im Arabischen nehmen, schon einige Kenntniß der Hebräischen Sprache, denen sich durch die Anknüpfung des Unbekannten an das Bekannte und die beständige Vergleichung des Hebräischen mit dem Arabischen alles leichter und deutlicher machen läßt. Wenn die an einen solchen Unterricht Gewöhnten die Methode des Verf. schwer finden sollten, so ist dieß bloß eine Folge davon, daß er die Regeln der Arabischen Sprache ganz unabhängig von jedem andern Dialect für sich allein darzustellen hatte.

Da der Verfasser in Syrien gebohren und erzogen ist, so befolgt er unstreitig die in Syrien gewöhnliche Aussprache des Arabischen. Und wir finden sie auch für den Unterricht in Europa, wo man das Arabische wie eine ausgestorbene Sprache lehrt und erlernt, am bequemsten. Er drückt z. B. die Worte

لَكِن نَجَّيْنَا مِنَ الشَّرِّ أُمَّيْنِ mit lateinischen Buchstaben (S. 15) aus: läken naggenä mena's serriri. Amina. So hat man doch bey Phatha, Kesre und Damma feste Regeln, nach denen man diese Vocalzeichen ausspricht: Kesre vor Je wie i, sonst immer (außer bey'm Casus) wie e; Damma vor Bau wie u, sonst immer (a. b. C.) wie o. Da Provinzenweis die Vocalen eine verschieden nuancirte Aussprache haben, die sich nur aus dem Umgang erlernen läßt, welcher der Regel nach dem Europäischen Lehrer nie zu Theil geworden, so kann ihr doch bey'm Unterricht mittelst der Syrischen Aussprache zum Vortheil der Lernenden das Schwankende genommen werden.

Ein Lehrbuch, das auf einer stark besuchten Universität bey'm Unterricht zum Grunde gelegt wird, läßt bald eine neue Auflage erwarten; und — um uns ganz auszusprechen — bey dieser wünschten wir dann die bereits mitgetheilten Materialien in eine bequemere Ordnung gestellt und diese mit manchen neuen vermehrt zu sehen. Wer sucht doch die Vertauschung des characteristischen ت der achten so genannten Conjugation (oder, wie der Verf. sie richtiger nennt, der achten Form des Wurzelwortes) hinter طظض und hinter ردد; mit gewissen andern Consonanten hinter den Regeln von verbum surdum مد (andrer oben schon erwähnter Gegenstände nicht zu gedenken)? wer möchte nicht die Grammatik, welche er zu seinem Gebrauch wählt, mit einer Uebersicht der gewöhnlichsten Formen des pluralis fractus? oder einer Nachricht der abwechselnden Orthographie auf Steinschriften und Münzen? oder einer vollständigen Anzeige der allgemeinen Bedeutungen, welche die verschiedenen Formen (oder so genannten

Conjugationen) der Wurzelwörter haben, bereichert wünschen? Bey letztern ist zwar von dem Verfasser schon mehr geschehen, als in den meisten frühern Grammatiken: aber es fehlt doch noch manches zu der nöthigen Vollständigkeit. Von der vierten z. B. sagt zwar der Verf. unter andern "carentiam et defectum denotat;" wohl aber auch copiam wie البين "viel Milch geben." Von der sechsten fehlt die Bedeutung einer successiven Handlung, wie تراجع "nach und nach fertig werden," "sich langsam zurückziehen" u. s. w.

Hannover.

Bey den Brüdern Hahn: Der Kampf gegen den Geist der Zeit, in Predigten, von Philipp Heinrich Friedrich Sievers, Pastor an der Kreuzkirche in Hannover. 1315. VIII und 256 S. in groß Octav.

In diesen Predigten, 12 an der Zahl, spricht sich Kraft und Eifer für Religion, für Menschenveredlung und für Vaterland aus, daß sie unter den Kanzelvorträgen, welche die Bedrängnisse der neuern Zeiten hervorgebracht haben, eine ehrenvolle Stelle einnehmen. In jeder Predigt zeigt der Verf. mit andringender Wärme, was der Christ unter den damaligen Zeitumständen (diese Vorträge wurden in den Jahren 1808 bis 1813 gehalten) zu glauben, zu hoffen, und gegen den verderblichen Zeitgeist zum Wohl der Welt und des Vaterlandes auszuführen habe. Weniger dürfte wohl die Abfassung der meisten Hauptsätze Beyfall finden, z. B. Pred. I. "daß wir in den gegenwärtigen Tagen des allgemeinen Elends nur dann mit Ruhe und mit einer fest begründeten Hoffnung in eine bessere Zukunft blicken können, wenn wir die heiligen Grundsätze der Gerechtigkeit in uns und in Andern zur uner-

schütterlichen Kraft zu erheben suchen." Als Probe des Styls, der dann und wann mit zu vielern Schmucke der Diction ausgestattet wird, kann folgende Stelle aus der neunten Predigt S. 179. 180 dienen. Es wird der Satz ausgeführt, daß wir nie an der Weisheit und Güte der allwaltenden Vorsehung zweifeln dürfen, wenn sie uns auf dunkle Wege führt. — "Dunkle Wege, m. Z. — das erfährt wohl jeder in der Spanne Zeit, die ihm hier im Staube zugemessen wird — dunkle Wege sind es oft, welche die Vorsehung uns führt. In den Schatten der Nacht hüllen sich oft unfre irdischen Pfade, und kein dämmerndes Licht entreißt uns der Ungewißheit, zu welchem Ziel sie uns leiten. Fragt sie, die Wandernden, die mit euch die Pilgerreise durchs Leben machen, fragt sie, ob sie immer, von den heitern Strahlen des Sonnenlichts begleitet, ihre Wallfahrt verfolgten. Ach, selbst die Glücklichen werden euch die Antwort geben: plötzlich und unerwartet verbarg sich oft des Lebens freundliche Begleiterinn vor unsern Blicken; ein schauerliches Dunkel lagerte sich rings um uns her; brausende Stürme erhoben sich mit ängstender Gewalt; furchtbare Ungewitter tobten über unsern Häuptern; unter unsern Tritten wankte der Boden; und immer rauher, immer dornigter, immer ermüdender, immer gefahrvoller wurde der Pfad, den wir wandelten; wir mußten einen Weg gehen, den wir nicht gehen wollten. So, Freunde, ist es unser Loos in diesem Lande des wechselnden Lichtes und der Finsterniß."

Wernigerode.

Mit Structischen Schriften hat hier Hr. Gottfr. Christ. Haberland, Subrect. und Mitglied der Lateinischen Gesellschaft zu Jena, zur Feyer der Wiederherstellung der Territorialrechte und der glück-

lichen Rückkehr des Hrn. Grafen, als Einleitung zum Schulactus am 3. und 4. October 1814, ein Programm drucken lassen, überschrieben: *De liberatione Graeciae antiquissimae a gravissimo dominatu barbarorum.* 19 Seiten in Quart.

Es hat uns sehr vieles Vergnügen gemacht, diese Schrift des um die Oberschule in Wernigerode verdienten, und nun mit der Direction derselben beehrten Verf. zu sehen, da sie beweiset, daß derselbe die Schriften der Griechen und Römer auch als Geschichtsforscher lese. Die Rede ist hier von der allerfrühesten Periode der Griechischen Geschichte, welche dem mythischen Zeitalter angehört, folglich höchst dunkel ist. Nach des Verf. Meinung waren Griechen die beständigen Bewohner dieser nach ihnen benannten Gegend, aber sie wurden von Barbaren, den Dryopern, Caukonern, Belegern u. s. w. überwältigt: bis die Ureinwohner, die Griechen, sich ermanneten, und in einem Kampfe, der fünf Secula dauerte, ihre Unterdrücker entweder ganz vertrieben, oder in ihre Mitte aufnahmen: Athen machte den Anfang, Deukalion setzte die Sache fort, und seine Nachkommen vollendeten die Befreyung. Der Verf. weicht also von der gewöhnlichen viel wahrscheinlicheren Meinung ab, nach welcher, wenn man den Stamm der Hellenen unter den Griechen versteht, die Pelasger des Landes Ureinwohner waren, und von den Hellenen, entweder einem fremden Stamme oder einer aus ihrer Mitte entstandenen Eidgenossenschaft, überwältigt wurden. Einsicht und Gelehrsamkeit lassen sich gleichwohl dem Verfasser nicht absprechen. Wir wünschen, daß der Verfasser noch lange einer Anstalt nützlich werden möge, welche dem Staate schon manchen brauchbaren Mann und Gelehrten geliefert hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 27. May 1815.

Paris.

Ben Chanson und Firmin Didot: *Voyage historique et philosophique dans les principales villes de l'Italie*, en 1811 et 1812; par P. Petit-Radel, ancien chirurgien-major du Roi, breveté pour l'Inde et les Colonies orientales, Docteur-Régent, Professeur etc. Mit dem Motto aus Tasso: *Mi gioverà narrar altrui le novità Vedute e dir io fui*. I. Band XLVIII und 348 S. II. Band 576 S. III. B. 591 S. 1815. In Octav.

Nach großen und weitläufigen Reisen, die der auch unter uns nicht unbekante Verf. als Arzt und Wundarzt in Africa, Asien und America gemacht hatte, besuchte er auch im Jahre 1810 (vgl. B. I. S. 265) und in der Folge Italien, welche Reise er in diesem drey Bände starken Werke beschreibt. Der erste Band enthält die Beschreibung der Reise über Fernex, Genf, Mailand, Pavia, Padua, Venedig, Bologna, Imola, Ancona bis Ponte Molle; der zweyte beschäftigt sich fast allein mit Rom; der dritte mit Neapel und der Umgegend: im 20. Kapitel desselben beginnt die Abreise über Rom, Siena,

Florenz, Pisa, Genua, Turin, Nizza. Dem ersten Bande ist eine Karte beigelegt, welche Italien vorstellt, so weit sich die Reise erstreckt hat: den letzten Band schließt ein Register, und ein Verzeichniß aller Schriften des Verfassers, die ihn als Chirurgen, Arzt, Dichter und Uebersetzer der Hymnen des Kallimachus, der Pastoralien des Longus u. s. w. darstellen. Diese Reisebeschreibung hätte schon früher im Druck erscheinen sollen, wenn nicht die Härte des Censors der Erscheinung zuwider gewesen wäre: der Verf. wollte sich aber, wenigstens, sagt er es, nicht so viele Stellen wegstreichen lassen. Rec. ist gleichwohl auf keine einzige gestoßen, welche ein auch noch so strenger Französischer Censor hätte anstößig finden können, so daß er jene Aeußerung für eine Französische Tirade halten muß, wodurch man seinem Werke das Ansehen eines verfolgten Buches, das die Neugierde zu reizen verdiene, und sich die Miene der Anhänglichkeit an die alte Dynastie zu geben die Absicht hat. Napoleon heißt zwar durchweg General und Buonaparte, doch kommt auch, S. Maj. vor; getadelt wird er und sein Anhang nicht ein einzigemahl, ausgenommen III. S. 369, vielmehr wird er und die seinigen, so wie die hauts faits d'armes (die hohen Waffenthaten) der Braven, welche Italien eroberten, gerühmt, aber des unsäglichen Elends und Jammers, und der schrecklichen Verwüstung, wodurch dieß sonst so herrliche Land in aller Hinsicht zu Grunde gerichtet wurde, entweder gar nicht, oder so milde gedacht, daß nur die Allerwenigsten etwas Tadelhaftes darin finden werden, wie auch des Verf. Meinung gar nicht ist. Denn ihm ist alles Französische, und alles was ein Franzose sagt und thut, in der Regel gut und lobenswürdig. Die Vorrede enthält einiges über den Werth der Reisen, über den Zweck und über des Verf. eigene Person (denn wie könnte ein Franzose die Gelegenheit vorbe-

lassen, ohne von seinem Ich etwas Gutes anzuführen? Das ist nur den wenigen Glücklichen dieser Nation gegeben). Ein chronologisches Verzeichniß der Römischen Könige, Consuln und Kaiser nebst ihren vorzüglichsten Thaten von Romulus an bis auf Augustulus, der letzten 60 Päpste, welche sowohl in Rom als Italiens Geschichte sich auszeichnen, vom Papste Bonifacius VIII. bis Pius VII., und endlich der vornehmsten Mahler, die in diesem Bande genannt werden, mit dem Jahre ihrer Geburt und ihres Todes von Cimabue bis auf Raphael Mengs beschließet die Vorrede. Daß dieß Verzeichniß ganz unnütz sey und keinen Werth habe, wird der Verf., wenn er nicht für völlig ununterrichtete Leser schrieb, wahrscheinlich jetzt selbst anerkennen, auch vielleicht allmählich einsehen, er hätte diese drey Bände ganz füglich in einen Band bringen können und sollen.

Man sieht, der Verf. nahm und beschrieb eine stark besuchte, unendlich oft und gut beschriebene Straße, und man müßte also erwarten, theils daß er seine vielen Vorgänger die Französisch und Englisch geschrieben haben, kenne und studirt habe, um nicht das tausendmahl gesagte und oft gut gesagte, zu wiederhohlen, theils daß er die irrigen Ansichten derselben verbessere, das Neueste beybringe, und mit eigenen guten Beobachtungen bereichere. Die Deutschen so trefflichen Reisebeschreibungen von Italien kennt er nicht, und sieht auch, als ein echter Franzose, ziemlich vornehm auf alles, was Deutsch heißt und ist, herab: wiewohl sie ihm sehr nützlich und belehrend hätten seyn können. Aber auf seine Vorgänger nimmt er gar keine Rücksicht, und man muß, wenn gleich manches Neue vorkommt, schon zufrieden seyn, das Merkwürdige, wenn gleich oft schon von vielen gemeldet, hier beygebracht zu finden: daher können wir denjenigen unsrer Leser, welche Keyßlern, Valanden, Stolberg (bessen Reise-

Beschreibung bekanntlich auch in einer Englischen Uebersetzung existirt), Manern, Ramdohr, u. a. vergleichen oder damit bekannt sind, nicht die Versicherung geben, daß sie vor der Langenweile bey dem Durchlesen dieser drey Bände sicher seyn werden. Höchstens mag der Verf. unsern Büsching als allgemeinen Wegführer vor Augen gehabt haben: wiewohl die Beschreibung der Kirchen und Kunstwerke, woben er gern und lange verweilt, auch auf andere nicht unbekannte, von ihm aber nicht angeführte obwohl benutzte, Quellen hinweist. Wir wollen aus jedem Bande, eingedenk der Kürze unsers Raums, einiges was wenn nicht immer neu, doch merkwürdig, und den meisten unsrer Leser lieb seyn wird, auszeichnen. Uebrigens schreibt der Verfasser gut und nicht ohne gute Einsicht und Urtheil! auch drückt er seine Gefühle sehr wohl aus. Scheint er indess nicht selten zu redselig zu seyn, oder sich, was auch bisweilen vorkommt, zu widersprechen, so muß man dieß seinem ziemlich hohen Alter zuschreiben, da er wahrscheinlich jetzt 70 Jahre alt oder nicht weit davon ist. Nach B. II. S. 241 befand er sich als Arzt oder Wundarzt im Jahre 1775 zu Surate, nachdem er vorher schon an andern Orten im Auslande als solcher gelebt hatte.

Mit Ferney im Ländchen Gex nicht weit von Genf, also mit Voltaire's bekanntem Aufenthalte, beginnt die Beschreibung. Das Schlafzimmer des Dichters ist noch in demselben Zustande, in welchem er dasselbe verließ: unter dem Baldachin des Bettes ist noch des belorbeernten Lekains Bildniß, zur Seite die Bilder des großen Friedrichs und Voltaire's, dem Bette gegenüber die Bildnisse des Herzogs Choiseul, Abts Delille, Diderots, Newtons, Dalmbergs, Pet. Corneilles, Washingtons, Miltons, Racines, Leibnizens, der Familie Calas u. a. Auch fand er in diesem Zimmer Voltaire's Grabmahl,

Clemens XIV., Catharine II., seinen Schornsteinfeger, und eine kleine Capelle noch gut erhalten. Der jetzige Besitzer sorgt dafür, und gegen ein Trinkgeld an die Bedienten kann man alles mit Genauigkeit besehen. Wer noch keine See gesehen hat, dem kann Genf die Idee von einer Seestadt geben. Die großen prachtvollen Gebäude finden sich nicht in beträchtlicher Anzahl, aber sie haben eine schöne Einfachheit. In Savoyen fand er bey Evian zu Amphion, einem einsamen Lusthause mit Alleen, nicht weit vom See einen von dem Genfern fleißig besuchten Sauerbrunnen, dessen Bestandtheile er nach Dr. Lingry angibt. Die Kröpfe, denen vorzüglich die Weiber im untern Wallis ausgesetzt sind, fand er häufiger in den Ortschaften, die am nördlichen Abhange der Berge liegen. Der bekannte Weg über den Berg Simplon (bey Büsching Simplon) im Jahre 1801 angefangen, ward von dem Französischen Ingenieur Ceard zu Ende gebracht. Zwey und zwanzig Brücken sind hier geschlagen, eine Menge Mauern aufgeführt, so vieles abgetragen u. dergl., und der Weg geht nun so sanft, daß die Erhöhung für den Reisenden auf die Loise nur in der Regel 2 Zoll beträgt. Ein Priester und ein Laienbruder bilden hier ein Hospitium, dessen Einkünfte sich auf 1400 Pistolen belaufen: ein zweytes wurde auf der südlichen Seite von Schonhorn errichtet, das aus 15 Personen unter der Aufsicht des Hospitiums auf dem großen St. Bernhard bestehen sollte. Die Borromäischen Inseln sind gut geschildert. Um die Beschreibung auszuzeichnen, streut der Verf. wie hier, so an vielen andern Stellen gern eigne und fremde Verse aus Lateinischen, Französischen, Italiänischen und Englischen Dichtern ein: bisweilen parodirt auch ein Griechischer Vers. Des heil. Karl Borromäus Bildsäule von geschlagenem Kupfer um 1624 in Krona von Crepy errichtet, die

zu den größten bekannten gehört, hat einen so großen Kopf, daß vier Personen an einem Tische sitzend darin spielen können: und ein Mensch von gewöhnlicher Größe kann in seiner Nase Platz finden.

Mailand. Der Canal nach Pavia war damahls (1810) seiner Vollendung nahe. Das Klima ist feucht, und die Winde können wegen der nördlichen Alpen die Ausdünstungen nicht zerstreuen, daher im Herbst und mitten im Winter der Aufenthalt nicht angenehm ist. Die Kälte ist hier eben so stark als in der Mitte Frankreichs. Das Thermometer steht oft auf 12° unter dem Gefrierpuncte, steigt aber bald bis auf 7° , dann bis auf 4° , und bleibt länger auf Null. Die Weinstöcke und Maulbeerbäume leiden dann viel. Die Regenzeit tritt ein mit Donner und Blitz zu Ende des Herbstes, im December mit Schnee untermischt, der ziemlich hoch und wohl einen Monat liegen bleibt: in der Mitte des März regt sich schnell die Vegetation mit rasch steigender unerträglicher Hitze. Es regnet hier viel mehr als in Paris. Eine Festung ist Mailand nicht mehr. Bey den Kirchen, Gebäuden zc., die herrlich sind, hält sich der Verf. lange auf. Das Innere der Häuser entspricht dem Außern selten, weil die Mailänder viel aufs Essen, Trinken, Spielen zc. verwenden. Mit den medicinischen Grundsätzen, den Brownischen, und mit den Operationen die er im größten Hospitale bemerkte, ist er höchst unzufrieden. In der schönen nahe bey der Stadt liegenden Villa Buonaparte sah er eins von den drey Panharmonicons (das eine ist in Rußland) und die berühmte (Kempelsche) Schachmaschine, welche in den letzten Kriegen sich aus Oestreich hierher geflüchtet hat (geraubt ist?), und einen Schrank (Secretär) von wundervoller mechanischer Einrichtung. Hat nämlich der Besitzer den Schrank geöffnet, etwas Geld herausgenommen, und es auf dem Auszuge liegen lassen, so ist es da ganz sicher.

Will es jemand wegnehmen und greift darnach, so erhebt sich plötzlich eine Zange von beiden Seiten gegen seine Hände, und der Ton einer Trompete und Klarinette zeigt, daß der Fuchs gefangen sey. Daß die besten Manuscripte und Kunstwerke nach Paris versezt sind, führt der Verf. auch an, lobt Moscati's Sternwarte ic. Bey Monza erzählt er zwar von der eisernen Krone das Bekannte, aber nichts von den berühmten Hutfabriken: doch vergißt er der Fabriken Mailands nicht, die gleichwohl, wie er sagt, den Französischen nicht gleichkommen. Ueber die Sitten ic. das schon bekannte. Vinasco berühmt wegen seines Handels mit Parmesankäsen. Bey Pavia, dessen Geschichte er voranschickt, ohne jedoch hier noch sonst der von Buonaparte über diese Gegend gebrachten Leiden nur mit einer Sylbe zu gedenken, verbreitet er sich über die Universität, besonders in medicinischer Hinsicht: er meinte hier 400 Jünglinge (im J. 1810) zu finden, die Medicin studirten. Daß der Prof. Brera Brownianer war, gefällt ihm gar nicht, und er preiset bey dieser wie bey mancher andern Gelegenheit die Französischen Schulen, daß sie sich vor diesem Systeme gehütet hätten. Bey Padua erzählt er, daß der Französische General — er nennt ihn nicht — sich 20,000 Ducaten innerhalb 24 Stunden dafür habe auszahlen lassen, (als die Franzosen nämlich ansiengen Italien glücklich zu machen!) daß die Paduaner des heiligen Antons Zunge behielten. In kurzer Zeit ward diese Summe aufgebracht und bezahlt; doch ließ dieser General (wahrscheinlich Buonaparte selbst) die meisten andern Kostbarkeiten der Franciscaner-Kirche, die er besser gebrauchen zu können meinte, einpacken. Es ist bekannt, daß er es überall so machte: aber es fällt auf, daß der Verf. kein Wort der Mißbilligung sich entfallen zu lassen wagt. Die Universität will nicht viel sagen. Hr. Costa hatte

vor kurzem (im Jahre 1808. 4.) den Pinbar in der Druckerey des Seminarii erscheinen lassen, Griechisch mit einer Literalübersetzung und einer andern im Metrum des Originals (eigentlich im Alcäischen Maße): sogar der Koran war hier gedruckt worden. In vier Kapiteln handelt der Verf. von Venedig. Er sagt hier erstaunlich viel Bekanntes. Nach ihm herrscht hier die größte Industrie in Italien. Man druckt hier mehr Bücher als in irgend einer Italiänischen Stadt, und setzt dieselbe in Griechenland, in der Levante, in Spanien und Portugall wohlfeil ab. Man thut hier mehr für die Künste als für die Wissenschaften. Daß manches, als die vier berühmten Löwen, von den Franzosen geraubt sey, führt er an, setzt aber die Oestreicher mit jenen Räubern ganz irrig in eine Reihe. Im Anfange des Frühlings, wenn der Sirocco weht, ist Venedig gleichsam verlassen u. Ferrara, sonst aurea, liegt im tiefsten Verfall. Ueberall auf den Straßen wächst Gras, ringsherum Moräste, weil man die Dämme nicht unterhalten konnte: das litt die Französische Habsucht nicht! Bologna. Kirchen, Kunstwerke u. weitläufig beschrieben, wie überall. Das Universitätsgebäude *lo studio* ist schön: 300 Studenten. Die Sitten sind gut, und es herrscht hier viele Bildung. Daß die Franzosen verhaßt sind, kann der Verf. doch nicht ganz verhehlen, so sauer ihm diese Wahrheit auch ankömmt: aber er hilft sich damit, daß er die Schuld dieser seltsamen Abneigung auf die Douanen schiebt. Er lobt des Hrn. Tozzoli im Kloster S. Stefano herrliches Cabinet von seltenen Kunstwerken. Die *bons Allemands qui se laissent duper faute de connoissances* (oder weil sie zu aufrichtig und zu moralisch denken, als zu glauben, überall Spitzbuben vor sich zu haben, wenn sie ihr Vaterland südlich oder westlich verlassen) kommen bisweilen vor. Ueberhaupt finden sich hier

noch viele Gemählde von Raphael, den Carraccios u. a. Am ersten, den er sehr lobt, tadelt er gleichwohl die Vernachlässigung der Details der Natur, wo man immer das Wahre, wenn gleich durch das Idealische verschönerte, entdeckt. Das Colorit, sagt er, die allgemeine Harmonie, waren noch zu finden, als die Carraccios auftraten, die es mit ihren Schülern Guido, Domenichino, Guercino ic. zu erreichen wußten. (Vgl. II. Kap. 8. und S. 470 ff.) Auf dem hiesigen schönen Gottesacker ruhen selbst Protestanten. Ancona. Das Bekannte, aber sehr ausführlich, und gut wieder erzählt. Bey Lorenzo erzählt der Verf. die bekannte Legende weitläufig, doch ohne sie für einen Glaubensartikel auszugeben. Das Madonnenbild ist jetzt wieder da. Ueber die Reise, die es nach Paris machen mußte, hätte der Verf. wohl eine Bemerkung beybringen können. In der einzigen langen Straße, woraus die Stadt besteht, wohnen 7000 Seelen, welche alle von der Religiosität oder Neugier der Reisenden leben. Die *santa casa* ist ohne Fundament, weil dasselbe in Galliläa zurückgeblieben ist: sie steht in einem prächtigen Tempel. Die Bemerkung S. 312 ist nicht zu verachten, daß oft aus Einsiedelungen in Italien Städte entstanden sind, die man daher so oft auf Anhöhen antreffe. Ein Einsiedler, der durch seine Frömmigkeit die Erbauung von Hütten um sich her veranlaßt hatte, starb im Gerüche der Heiligkeit in den frühern Zeiten: aus seiner Hütte entstand ein Tempel, Kloster, wie es dann fiel, und aus jenen Hütten Häuser, kurz eine Stadt.

Im zweiten Bande beschäftigt sich der Verf. meistens mit Rom. Wie er es gern mit seiner Stadtbeschreibung hält, so schiebt er auch hier das Geschichtliche voraus. In Deutschland würden ihm nur einigormassen gut unterrichtete Quartaner ins Gesicht lachen, wenn er ihnen dergleichen bekannte

Dinge erzählen wollte. Doch in dem durch eine solche Revolution demoralisirten und schlecht unterrichteten Volke, für welches der Verf. schreibt, wird seine Erzählung unstreitig aufmerksamere Leser finden. Daß der Ursprung der Gegend vulcanisch sey, leidet wohl keinen Zweifel. Die nächtliche Erluchtung, woran es den meisten Städten Italiens fehlt, sang damals, als der Verf. hier war, an, von der *Policey* eingerichtet zu werden; aber die Drekwinkel mit der Ueberschrift *immondezzaio*, die herrschende Unreinlichkeit und dergleichen eingewurzelte Uebel waren noch nicht ganz von der *Policey* gehoben. Bis zum Ueberdruß ist der Verf. weitläufig bey der Beschreibung der Kirchen, Paläste, Kunstwerke ic. Daß die Franzosen so viel Herrliches geraubt haben, beschönigt er: er ist mit den die Stellen der geschnittenen Kunstwerke vertretenden Gipsabgüssen, worüber der patriotische Römer Thränen des Ingrimms vergießt, sehr wohl zufrieden. Aber ganz anders würde er sprechen, wenn die großmüthigen hohen Verbündeten nicht bloß alles ihnen und andern weggeraubte, sondern auch noch manches Andere hätten mitgehen heißen, und wenn Statt der *Torso*, *Apollo*, *Antinous*, *Laocoon*, die jetzt im Museum zu Paris sind, bloß Gipsabdrücke da ständen. Die Pracht der Stadt ist groß: der Verf. gibt über 120 Paläste im eigentlichen Sinne des Wortes an, deren Aeußeres aber mehr imponirt als das Innere, wo Schmutz, Dürftigkeit ic. mit Pracht oft seltsam contrastiren, wie in allen Häusern Roms. Nicht leicht wird übrigens der Leser irgend einen Gegenstand, der etwas Merkwürdiges hätte, hier vermissen, auch werden ihm die Abstecher gefallen, die der Verf. in die Umgegend nach *Tivoli*, *Frescati* ic. macht, und seine Bemerkungen über Theater, Musik, religiöse Vorurtheile, Sitten, Kunstfleiß, Handel, Klima, Jahrzeiten, Krankheiten u. dergl., woben

wir uns aus schon angeführten Gründen nicht aufhalten können. Der dritte Band enthält die Beschreibung Neapels und der umliegenden Gegend wohin Abstecher gemacht werden. Neapels Lage, 12 Quartiere, vorzügliche Kirchen, Paläste, Museum, Universität, Theater, Straßen 2c. werden wie die vorigen Städte geschildert; so ausführlich, als wäre der Verf. der erste Reisende, der dieß alles gesehen hätte. Bekanntes mit minder Bekannten ist also hier durch einander gemischt. Seit dem die Franzosen Herren von Neapel sind, fließt das Blut des heil. Januarius nicht mehr, weil man den Aberglauben hemmen will. Ueberall Kirchen: man kann fast keinen Schritt in der Straße thun, ohne auf eine zu stoßen. Bey Gelegenheit der Paläste wird der Französische Architect Lecomte, der das Vertrauen des jetzigen Königs hat, sehr gerühmt. Acton dagegen, dessen Palast beschrieben wird, kommt sehr übel weg, als ein undankbarer und feindlich gesinnter gegen alles was Französisch heißt. Jedes etwas massive Haus mit einem Thorwege heißt in Neapel Palazzo; dunkle, schmutzige Gebäude. Unreinlichkeit ist überhaupt in Neapel zu Hause. Einladungen zu Tische fallen nur bey denen vor, die auf Französischem Fuße leben, und doch kommt man nicht leicht ohne Trinkgeld weg. Vor der Französischen Besitznahme herrschte hier eine Feudalität mit allen ihren Schrecknissen, denen der Code ein Ende gemacht hat. Die Advocaten, Pagliatti, haben viel Einfluß. Was von den Herkulanischen Manuscripten berichtet wird, ist schon sonst bekannt. Der Verf. meint, es seyen 800 vorhanden: sie sind 10 Zoll lang und von verschiedener Dicke. Unter den wenigen hübschen Gärten lobt er besonders den des vor-maligen Dänischen Consuls Hrn. Heigelin, eines achtbaren Weisen, der in der Einsamkeit lebt. Die ansehnlichen Catacomben, Gottesacker, hält er mit

Patictia für uralte unterirdische Communicationen
 zwischen den Städten, ehe die Wege über die Berge
 da waren. Die gelehrte und literarische Welt endigt
 in Neapel, etwa Salerno ausgenommen. An neue
 Erwerbungen denken die Neapolitanischen Gelehrten
 gleichwohl nicht, wie der Verf. sagt. Jurisprudenz
 ist das Hauptstudium. Sehr viel verspricht er sich
 von der jetzigen Regierung, die er überall, vermuth-
 lich weil sie aus Franzosen besteht, oder solche an
 ihrer Spitze hat, sehr herausstreicht, und dagegen
 die vorige, wo er kann, tadelt und schlecht darstellt.
 Die Entdeckung von Pompeji und Herculanium war,
 nach seiner nicht ungegründeten Meinung, den Kün-
 sten und Wissenschaften im hohen Grade vortheilhaft:
 man entdeckte kostbare Sachen, man stellte Meinun-
 gen über die ausgegebenen Gegenstände auf, man
 ahmte sie nach, u. s. w. Unter den Gelehrten zeich-
 net er besonders aus den Marquis de Verio, Capa-
 celatro Erzbischof von Tarent, Caralli, Rosini den
 Bischof von Pozzuoli, Cocco und Andres. Laza-
 ronis gibt es nicht mehr: sie sind Soldaten, Last-
 träger oder Tagelöhner geworden. Der Aberglaub-
 ben ist hier zu Hause. Um die Kappe eines alten
 für heilig gehaltenen Mönches rissen sich die Damen,
 wenn sie ihre Niederkunft erleichtern wollten, selbst
 die Königin Marie Caroline nahm ihre Zuflucht
 dahin, und wenn der König Ferdinand IV. auf die
 Jagd oder aufs Fischen gieng, war er mit Reliquien
 behangen u. Die Neapolitanische Sprache ist ein
 Jargon, ein Mischmasch, das die Römer und andere
 Völker Italiens so wenig verstehen, als die Ultra-
 montaner. Die Beschreibung der Reise auf den
 Vesuv ist gut gerathen. Herculanium: ausführlich
 das Bekannte. Das Theater mehr als 100 Fuß
 unter der Erde, und einige andere Theile liegen zum
 Besehen offen: das übrige ist zugeschüttet: ce
 qu'on a teré du dessus d'un coté a servi pour

le rembli de l'autre. Pompeji vom Verf. Pompeja genannt: es ward 1750 entdeckt. Unter den neuerlich, im Jahre 1812, ausgegrabenen Medaillen finden sich einige aus der Regierung Domitians. Wir übergehen viele schätzbare Bemerkungen über Bajâ u. s. w. Auf der Rückreise ist die Beschreibung von Siena sehr ausführlich: Florenz hat der Verf. in sechs Kapiteln geschildert. Die Gegend ist von der Natur gut versorgt, aber der Südwest, Libeccio, und der Südost, Sirocco, sind sehr schädliche Winde: innerhalb sechs Meilen sind 60,000 Menschen eingeschlossen, zu wenig für einen solchen Raum. Die Stadt ist des Nachts erleuchtet, wird reinlich gehalten, und ist mit trefflichen Kirchen, Palästen ic. angefüllt, welche der Stadt das Ansehen der Majestät geben. Doch wir müssen schließen, weil die Kürze unsers Raums uns nicht vergönnet von dem mancherley merkwürdigen, wenn gleich nicht neuen, was der Verf. in diesen Kapiteln, wie in den folgenden über Pisa, Livorno, Genua ic. benbringt, einiges auszuzeichnen.

London.

In der *Literary History of the middle Ages* by the Rev. *Joseph Berington* ist (wie oben S. 497 bemerkt worden) das litterarische Mittelalter der Griechen von dem der Abendländer abgefondert; eine Scheidung, welche die Natur der Geschichte selbst vollkommen rechtfertiget. Zwar geht die mittlere Litteratur im Orient und Occident von demselben Fundament, dem des classischen Alterthums, aus; aber was darauf in beiden Gegenden gebaut worden, ist in Character, Geist und Umfang völlig verschieden. Dort erschlaffte der niedergesunkene Geist, hier ward er durch den Einfluß roher Völkerstämme barbarisch; und als er sich hier schon wieder im Zeitalter der Scholastik hob, ward er dort immer

matter und kraftloser, und sein bald darauf im Orient erfolgter Tod brachte dem Occident neues geistiges Leben.

Die Methode des Hauptwerks ist auch hier behalten; die Veränderungen des Geistes der Griechischen Litteratur werden in Schilderungen einflussreicher Männer und nach Jahrhunderten dargestellt: bey welcher Weise aber auch hier Zusammenhang und leichter Ueberblick erschwert scheinen. Uebrigens ist auch in diesem Abschnitt der historische Stoff gut erforscht; nur nicht ganz vollständig, wovon wohl bloß die gewählte Manier der Composition die Schuld zu tragen hat. Die Beurtheilung des gefundenen Stoffes ist treffend, obgleich nicht bey jedem Punct völlige Uebereinstimmung zu erwarten ist. So z. B. scheint uns der Verf. von dem Zustand der Griechischen Gelehrsamkeit zur Zeit des Untergangs des westromischen Reichs (S. 521) etwas zu günstig zu urtheilen, wenn er sagt: Towards the close of the fifth century we left the Greeks in the possession of the literary eminence which they had so long maintained; their language still pure; taste, elegance and judgment discernible in the works which they composed; and the arts, as far as they were encouraged, powerfully aided by their ingenuity. Wie ließe sich dieses behaupten? Gesundheit des Geistes war doch schon längst von dem entnervten Griechischen Geschlecht gewichen; es hatte jeder Art von Schwärmerey und Aberglauben schon seit Jahrhunderten Raum gegeben: wozu bloß Fleiß und Gebrauch der reichlich vorhandenen Hülfsmittel und Anstalten gehörte, das gelang; wozu aber mehr, wozu männliche Kraft des Geistes, Genie und Gefühl des Schönen erfordert wurde, das mißlang. — Die theologischen Controversen, welche seit Justinian eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Griechischen

Gelehrsamkeit spielten, sind nicht vernachlässiget, und der Verf. hat es sich nicht verdrießen lassen, ihren Einfluß auf die Litteratur zu zeigen; desto unerwarteter ist es, daß in der Geschichte des eilften Jahrhunderts nicht mehr von dem neuen Aufkommen des Aristoteles zum Besten der Streittheologie gesagt worden. Auch die von Zeit zu Zeit erneuerten Schulanstalten, die Vernichtung und Wiederherstellung mancher Bibliotheken hätten sich umständlicher berühren lassen, als der Verf. für nöthig befunden hat. Nur von dieser Seite ist z. B. das Leben Constantinus Porphirogenitus mangelhaft dargestellt, daß der Stiftung seiner vier besondern Schulen für Philosophie, Rhetorik, Geometrie und Astronomie, der Anlegung einer großen Bibliothek, seiner Ermunterungen für Studierende und Belohnungen an Gelehrte nicht besonders gedacht ist. Constantin Ducas ist doch wohl etwas zu tief herabgesetzt und seine gebildete Gemahlin Eudocia zu wenig hervorgehoben; Michael Psellus dagegen, sein Schüler Johann der Italier, und wie viel andere sind treffend und vollständig geschildert. Ueberhaupt hat man alle Ursache, mit der Richtigkeit des mitgetheilten historischen Stoffes zufrieden zu seyn; ergänzen läßt sich nun leicht, und dazu haben schon ein paar Deutsche Schriftsteller, die dem Verf. unbekannt geblieben sind, in den neuesten Zeiten vorgearbeitet.

Der Abschnitt von der Arabischen Gelehrsamkeit schiebt die Beschäftigung der Araber mit Poesie und ihrem Koran unter den Omajyaden und den Anfang wissenschaftlicher Gelehrsamkeit unter den Abbasiden die Ausbreitung gelehrter Studien im großen Arabischen Reich und ihre Blüthe zu Bagdad, Cairo, Fez und Cordova in summarischer Kürze voraus, und bleibt dann bey einzelnen, von den Arabern bearbeiteten Fächern stehen. Es wird gesammelt was über Grammatik, Beredsamkeit, Poesie,

Philologie, Wörterbücher, Philosophie, Moral, Medicin, Naturgeschichte, Mathematik, Geographie und Geschichte zusammenzubringen war. Die Hauptquelle des Verfassers war Casiri's Verzeichniß der Arabischen Handschriften in der Escorialbibliothek: daher er auch an Nachrichten über die Spanischen Araber am reichsten ist. Im Abschnitt von der Geschichte z. B. ist der Hauptinhalt der 177 historischen Handschriften im Escorial nach Perioden der Arabischen Geschichte und Gegenden angegeben, sogar eine Asterübersetzung von der bereits bekannten Probe der Geschichte des Königreichs Granada von Mohammed Ben Abdallah (S. 704) eingerückt, um einen Begriff von dem Geschmac der Araber in der Geschichte zu geben, und darauf noch besonders von drey Geschichtschreibern, dem Abulfaradsch, Abulfeda und Bohadin gehandelt. Nachtragen ließe sich daher Manches, was aber hier nicht an seinem rechten Platz stehen würde.

Lübeck.

Ben Rómild: Vaterländische Gesänge, nebst einer Sammlung anderer Gedichte, von Heinrich Kunhardt, Professor. VI und 104 S. in Octav.

Schon mehrere Mahl haben wir mit Vergnügen aufmerksam gemacht auf vaterländische Gedichte, die durch den Triumph, der guten Sache in den Jahren 1813 und 1814 veranlaßt sind. Zu den vorzüglicheren gehören diese von einem Gelehrten, der, so viel wir wissen, noch nicht als Dichter, aber als Kenner des classischen Alterthums und als Philosoph dem Publicum vortheilhaft bekannt ist. Was die höhere Critik an diesen Gedichten vermissen könnte, wird ersetzt durch die Wärme und den Adel des Gefühls, und durch die kräftige und gebildete Sprache. Auch die übrigen in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte verdienen Empfehlung.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 29. May 1815.

Heidelberg.

Ben Mohr und Zimmer: Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Von S. C. v. Savigny. Erster Band. 1815. XXXII und 415 Seiten in groß Octav.

So heißt denn nun endlich der Anfang eines Werks, auf welches Rec. länger und begieriger, als wohl je auf irgend eines, gewartet und auch seine Zuhörer schon längst, seine Leser aber wenigstens vor bald zehn Jahren in der dritten Encyclopädie und seitdem in der Zueignung der civilistischen Litterärsgeschichte zum Voraus aufmerksam gemacht hat. Die Anlage des Ganzen ist denn freylich in dieser Zeit gar sehr anders gestaltet worden; was nach der einen Form, die man, vielleicht ohne den Verf. ganz verstanden zu haben, erwartete, nur die Einleitung (der *Tomus prodromus*) seyn sollte, die Geschichte der Zeit vor der Wiederherstellung der alten Litteratur, das wird nun ein Werk für sich, von vier Bänden; die neuere Geschichte hingegen verspricht der Verf. gar nicht, ausgenommen die der Französischen Schule, aber auch diese nicht als Fortsetzung dessen, wovon wir jetzt den Anfang erhalten, und was in zwey Bänden

bis auf Irnerius; in zweyen aber von da bis ans Ende des Mittelalters gehen soll. Der gegenwärtige Band ist nun von dieser so sehr ausgebildeten Einleitung gewissermaßen auch wieder eine Einleitung, welche der Verf. ehemahls in diesem Umfange selbst nicht geahnet hatte, welche ganz andere Hülfsmittel und Vorkenntnisse voraussetzt, und welche nun auch beynahe einen andern Recensenten erforderte, denn stände dieser Band allein, so würde man ihn eine Schilderung der Germanischen, auf den Trümmern des West-Römischen Kaiserthums entstandenen, Königreiche, ihrer Verfassung nach, nennen können, und um diese bekümmerten sich die Civilisten bisher von Amtswegen eben nicht sehr. Der Verfasser ist denn aber doch derselbe geblieben, und die ihn kennen, würden ihm wohl auch gerne folgen, selbst wenn er das Chinesische Recht bearbeitete, sie würden auf jeden Fall mehr Gelehrsamkeit und mehr Geist bey ihm erwarten, also sich auch mehr Belehrung und mehr Vergnügen in der Beschäftigung mit ihm versprechen, als sonst leicht irgendwo; und dann sagt ja dieser Verfasser, die Kenntniß der Germanischen Reiche gehöre wesentlich mit dazu, um die Erhaltung des Römischen Rechts und seinen Einfluß auf uns zu erklären, so zu erklären, wie sich die Sache wirklich findet, wenn sie auch allenfalls noch anders möglich wäre; es wird also doch wohl nichts anderes zu thun seyn, als ihn zu begleiten, und wenn er uns auch noch so tief in das germanistische Feld führte.

Möglich wäre es, denn nun wohl allerdings, daß, wie man sonst glaubte, das Römische Recht Jahrhunderte lang im ganzen ehemahls Weströmischen Reiche vergessen und erst durch einen zufälligen zu Amalphi oder zu Bononien geschenehenen Fund wieder in Gang gekommen wäre. Ist ja doch auch die christliche Religion in Britannien einmahl ausgerottet gewesen, und dann durch fremde Missionarien wieder hingebacht worden. Allein wenn in der

ganzen Zeit in allen Germanischen Reichen des festen Landes immer eine Menge Menschen Römer hießen und nach Römischen Rechte lebten, so läßt sich doch wirklich die völlige Unbekanntschaft mit diesem Rechte so wenig denken, wie man jene Ausrottung der christlichen Religion annehmen könnte, wenn in der Zwischenzeit immer noch von Christen und christlichem Gottesdienste die Rede wäre. Romani oder Leute die lege Romana vivebant, oder qui professi erant lege romana vivere, wie es in Italien hieß, sind ja aber durch alle Jahrhunderte von der Völkerwanderung bis auf Irnerius und bis nach ihm. (die professiones findet der Vork. von 807 bis 1388) bekannt genug und die Verschiedenheit des Rechts nach der Landsmannschaft war eine ganz natürliche Folge dieser Kriege, wie es ja alle Tage geschieht, daß das einquartirte Heer nach andern Rechte gerichtet wird, als der Quartirtragende Einwohner, ja sogar, daß wenn, wie es am Meisten in Italien der Fall war, Heere verschiedener Völker, z. B. Engländer und Preußen zusammen einquartirt sind, jene unter den Englischen und diese unter den Preussischen Kriegsartikeln stehen, wenn gleich der Niederländische Bürger weder unter den einen noch unter den andern. Mit einer Einquartirung hat man das Beyammenleben von erobernden Germanen und eroberten; kann man eher sagen als überwundenen, Römer schon lange verglichen, auch war der Name hospes ordentlich das Kunstwort für den Römer, der einen Theil seines Grundstücks hatte hergeben müssen, gegen seinen Germanen, oder für diesen gegen jenen (S. 255); nur freylich lag ein großer Unterschied von einer gewöhnlichen, vorübergehenden, Einquartirung darin, den einquartirten Germanen sieh es nicht ein, je wieder nach Hause zu gehen, sie hatten Alles, was sie zu Hause gewohnt waren und behalten wollten, mitgebracht, die alten Landes-Einwohner waren ihre Unterthanen, bey

welchen es zwar möglich war, daß ein drittes Volk sie den jetzigen Herrn genommen hätte, keineswegs aber daß sie sich selbst dieser Herrschaft je entledigen würden. Dessen ungeachtet blieb die Absonderung beider Völker und beider Rechte, weil die Germanen gar nicht darauf ausgingen, eine neue Verfassung auch in den Stücken einzuführen, die ihnen völlig gleichgültig waren; sie kannten die Eitelkeit zu organisiren nicht, sie hatten keinen Moniteur, worin sie hätten rühmen können, alles sey nun auf ihren, versteht sich unendlich klügern, Fuß eingerichtet, und dann gehörten ja die Leute, die man allein zu auch nur etwas künstlichen Einrichtungen brauchen konnte, weil sie allein Lesen und Schreiben gelernt hatten, erst der Geburt und dann dem Stande nach zu den eroberten Einwohnern selbst, sie waren die Lehrer der Eroberer in Allem, was den Gottesdienst betraf, und mußten schon um deswillen eher geneigt seyn, die Germanen ganz in Römer verwandeln zu helfen, als umgekehrt die Römer in Germanen. Weil aber Jenes denn doch auch nicht gieng, da es immer eine schwere Aufgabe ist, rohen Menschen eine gewisse Bildung beizubringen, zumahl wenn sie die Stärkern sind, so blieb Römisches und Germanisches Wesen friedlich neben einander, und zwar natürlich mit dem Unterschiede: je weiter nach Oben, je mehr Beziehung auf den Krieg, desto mehr Germanisches; hingegen je mehr Zusammenhang mit den Ueberbleibseln von Bildung, also mit Kirche und Städten, desto mehr Römisches. Namentlich erhielt sich die städtische oder Municipal-Verfassung, selbst mit der Gerichtbarkeit, nur aber wie sie vorher unter einem Kaiserlichen Beamten gewesen war, so nun unter einem Königl. von der Völkerwanderung bis in die Zeit, in die man gewöhnlich die neue Entstehung der städtischen Verfassung um deswillen setzt, weil sich damahls freylich ein ganz neues Leben darin zeigte. Die Germanen hatten nichts dagegen, daß ihre

Römer sich von Römischen Schöffen, den Curialen, ihr Römisches Recht weisen ließen, wenn sie, die Germanen, es ihnen nur nicht zu weisen brauchten, und wenn diese Römer sich nur auch nicht herausnehmen wollten, es ihnen, den freyen Germanen, zu weisen.

Von der *professio*, nach welchem Rechte Jemand leben wolle, bekommt man hier, zum Theil nach *Lupi*, ganz andere Begriffe, als die bisher im Umlaufe waren. Das Recht ging, in der Regel, nach der angebohrnen Landsmannschaft (*natio*), nur die Geistlichen waren alle Römer, wie die Kirche selbst ja auch, und alle Ehefrauen folgten dem Rechte des Mannes, ausgenommen, in diesen beiden Fällen, wenn der Geistliche oder die Frau sich das Recht der *natio* vorbehielt. Die berühmte Verordnung Lothars I. von 824, aus welcher man eine allgemeine Wahl jedes Einzelnen, nach welchem Rechte er gerichtet seyn wolle, hergeleitet hat, schränkt der Verf., nach den deutlichen Worten, auf Rom, die Stadt und den Ducat, ein (S. 131), wo der besondere Umstand eintrat, daß die Einwohner, seit den Ostgothen, nie einen Germanischen Stamm unter sich oder vielmehr über sich gehabt hatten. Diese Wahl, von welcher der Verf. glaubt, daß sie von jedem Einzelnen, *Lupi* aber, daß sie vom Senat und Volk in Masse, getroffen worden sey, war nun ein für alle Mal, die Leute in Rom wählten damahls das Römische Recht und dabey blieb es. Nicht einmal bey den Lombarden, unter deren Gesetze diese Verordnung kam, weiß sie ihnen wegen der Nachbarschaft am wichtigsten war, noch weniger aber in andern Germanischen Reichen ist sonst je eine solche freye Wahl jedem Einzelnen vorgeschrieben oder auch nur erlaubt worden.

Dies sind die Grundzüge des Systems, wie die Franzosen den Ausdruck brauchen, auf welches ber

Verf. baut und zu dessen Bestätigung Rec. noch zweyerley im Allgemeinen anführen kann, erstens daß Berathschlagungen der Menschen, welche zusammen wohnen und eine Menge gemeinschaftlicher An-
 gelegenheiten haben, besonders aber eines Ausschusses, freylich etwas sehr Natürliches sind, und sich also leicht erhalten, wo man sie einmahl gewohnt ist, und zweitens daß ein Gelehrter, der das Mittelalter in anderer, in kirchlicher, Rücksicht genau kennt, auf das erste Wort sehr geneigt gewesen ist, der hier aufgestellten Ansicht beizutreten, so wie der Verfasser der Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte theils sich um das gegenwärtige Werk verdient gemacht hat, besonders S. 216 durch eine vortreffliche Erklärung des Uebergangs der Germanischen Schöffen in Englische Geschworne, theils denn auch in dem zweyten Abschnitte seiner Untersuchungen über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland hochst wahrscheinlich darauf fortbauen wird. Mit welchem Scharfsinne und welcher Fülle von Gelehrsamkeit, besonders von Kenntniß der Urkunden, das Einzelne hier ausgeführt ist, davon mag das Buch selbst Jeden überzeugen. Unter den Quellen und Bearbeitungen, die der Verf. hier, wie bey seinem Besitze, gleich vorn, dießmahl in der Vorrede, schildert, finden sich drey, aller Beschreibung nach, sehr wichtige, die, wohl wegen der Zeitumstände, selbst unserer Bibliothek und unsern Anzeigen fremd geblieben sind, ein Französisches mit dem etwas unhistorisch klingendem Titel: *Théorie des loix politiques de la monarchie françoise 1792*, von einer Dame (*Melle de Lezardiére*), aber 8 Octav-Bände mit einer Menge Urkunden; dann aus Italien 6 Quart-Bände *Monumenti Ravennati* vom Grafen Marco Sanuzzi (der in Bologna heißt Johann) von 1801 bis 1804, die gar nicht in den Buchhandel gekommen sind, und ein Foliant vom Abb. *Marini Papiri*

diplomatici 1805, den ein großer Diplomatiker in den Heidelberger Jahrbüchern von der Seite seiner Wissenschaft angezeigt hat, der aber für Geschichte und Rechtswissenschaft noch ungleich wichtiger seyn muß. Bey der Schilderung der Römischen Gerichtsverfassung unmittelbar vor der Zerstörung des Reichs im zweyten, der der Germanischen im vierten, und der der Germanisch-Römischen, nach den einzelnen Reichchen, im fünften Kapitel, tritt freylich, was das Einzelne betrifft, der bedenkliche Umstand ein, daß es dabey hauptsächlich auf Benennungen, auf Titel, und zwar nicht etwa von sehr hohen Stellen, sondern ganz alltägliche, ankommt, also auf Etwas, womit Eitelkeit und Schmeichelen, wenigstens Gefälligkeit, Höflichkeit, auf der einen Seite, der Zufall aber auf der andern so sehr ihr Spiel treiben, und wobey es am Ende noch gar weise klingt, Alles für eine Kleinigkeit zu erklären, die gar nicht verdiente, daß irgend ein dabey einreißender Mißbrauch gerüht, irgend einer darin aufkommenden Neuerung entgegen gearbeitet werde. Bourgoing bemerkt, daß Alcade im Spanischen so höchst verschiedene Dinge bezeichne, wie Bailli im Französischen, wir können den Amtmann, Ober-Amtmann, Ober-Vogt und ihre zahllosen Verwandten in Deutschland dazu setzen. Je größer der Schauplatz und je länger die Zeit ist, wovon man redet, desto eher können solche Verwechslungen vorgehen, wozu hier noch die Schwierigkeit für die Urkunden- und Chronikenschreiber kam, sich entweder in einer fremden Sprache auszudrücken, oder aber die ganz rohen Laute mit Buchstaben einer sauftern, durch Schrift bestimmten, Sprache zu bezeichnen. Zu dem was bey Gelegenheit des Wortes Rachinburgi über die zweyte Hälfte desselben S. 189 gesagt wird, daß sie nicht von Burg (Schloß, Castrum), sondern von Bürgen (in den Englischen Gesetzen friborg, friborgi, fidejussores) herkommen, setzt Rec. noch hinzu, daß ihm überhaupt jene Herleitung des Deutschen Wortes Bürger, wo-

nach es also ganz dasselbe wäre, wie Burgmänner, denen es doch entgegengesetzt ist, und wonach, da das Wort Stadt gewiß eben so häufig war, es eben so gut Städter heißen sollte, was erst die Neuern gemacht haben, verdächtig scheint, um so mehr da ja in manchen Gegenden auch unter Bauer-Gemeinden, die in keiner Burg wohnen, von Bürgern und dem Bürger-Rechte gesprochen wird, so gut wie in den Städten.

Von den Ueberschriften der sechs Kapitel, woraus dieser Band besteht, sind noch die der drey kürzesten anzugeben: 1. Rechtsquellen im 5ten Jahrhundert, auf den ersten 16 Seiten, eine meisterhafte Geschichte des Römischen Rechts seinen Quellen nach, bis auf die Compilationen, unter welchen die von Justinian, selbst was die spätern Verordnungen des Kaisers betrifft, gar sehr gelobt wird; 3. Rechtsquellen in den neu Germanischen Staaten von S. 90.. 155. Die Lehre von den nach der Person zu bestimmenden Rechten (das Wort: persönliche Rechte hat gegen Montesquieu's *loix personnelles* den Nachtheil, daß es nun schon die dritte Bedeutung ist, die man sich von diesem Worte zu merken hat), und endlich 6. Rechts-Unterricht im frühern Mittelalter, von S. 395 bis zu Ende, eigentlich nur verneinend, es gab fast keine Rechtsschulen als die zu Rom, von welcher Odofredus sagt, daß sie nach Ravenna gewandert sey, und so zuletzt auch nach Bononien. Man lernte aber auch lange vorher, auch in den Zeiten der Classiker, das Recht bey Weitem nicht so häufig durch absichtlichen, an Viele zugleich zu ertheilenden, mündlichen Unterricht, wie wir ihn jetzt, besonders in Deutschland, im Grunde gegen alle Erfahrung, für das einzige Mittel zu halten geneigt sind, wodurch Leute in den Stand gesetzt würden, Rechtsgeschäfte gehörig zu besorgen. Die vielen frühen *legis doctores*, *legislatores*, *legum magistri* sind Schöffen, die das Recht wiesen.

Hugo.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. u. 87. St.

Den 1. Junius 1815.

Paris.

Die zweite Abtheilung der *Description de l'Egypte* (1814. S. 1713) betrifft den *Etat moderne*. In der neuen (zweiten) Lieferung (mit der Jahrzahl 1812) werden zuerst die *Memoires* des T. I. geendiget, sie laufen von S. 545–1016 herab, und haben am Ende in besondern Bogen 15 Beschreibungen von Künsten und Handwerken beigelegt. Zugleich ist der Anfang der *Mémoires* T. II. ausgegeben worden, der aber schon wieder S. 40 in der Mitte des vierten *Mémoire* abbricht. Fünf Abhandlungen, jede von wenigen Bogen, betreffen vermischte Gegenstände; der größte Theil der Lieferung (T. I. S. 607–1016) die Musik. Sieht man von dem negativen Gewinn, der sich aus der letzten Abhandlung ziehen läßt, ab, so ist diesesmahl in dem *état moderne de l'Egypte* die Ausbeute für unser gelehrtes Wissen sehr dürftig ausgefallen.

XVI. Beobachtungen über die Araber in Mittelägypten, von E. Jomard (S. 545–576). Das Hauptverdienst dieser Abhandlung ist die genauere Unterscheidung der in Mittelägypten wohnenden Araber nach ihrer Lebensart, und der Gegend ihrer Einwanderung; das übrige ist schon aus frühern Reisebeschreibungen, und, wie es scheint, zum Theil richtiger bekannt.

Auf dem rechten Nilufer wohnen Araber, die aus Asten schon vor vielen Jahrhunderten eingewandert sind; auf dem linken Africaniſche, die ſich aus Nordafrica erſt in neuern Zeiten dahin gezogen haben. An beiden Orten theilen ſie ſich in Ackerbautreibende (die der Regierung Abgaben bezahlen) und in Beduinische Araber, die von allem Tribut frey ſind.

Die auf dem rechten Nilufer den Ackerbau treiben, haben ſich theils nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber im ſiebenten Jahrhundert, theils nach der Eroberung des Landes durch die Osmanen in Aegypten niedergelaſſen. Sie unterſcheiden ſich von den Felläh (den Bauern, die der Verf. nicht für Nachkommen eingewanderter Araber gelten läßt) durch ihre Arabiſche Phyſognomie; treiben den Ackerbau viel vollkommener als dieſe, und ſind durch ihre Raub- und Streitsucht eine wahre Plage ihrer Nachbarn, der Felläh, denen ſie durch allerley Ränke manches von ihren Ländereyen zu entziehen wiſſen. Durch ähnliche Mittel haben ſie ſich in den Beſitz der Inſeln des Nils, und mancher Striche auf dem linken Nilufer geſetzt, und werden ſich zuletzt des ganzen Landes am Nil herab, ſoſtlich des fruchtbarſten Theils von Aegypten bemächtigen, wenn ihnen nicht Einhalt geſchieht. Neben dem Ackerbau treiben ſie auch den Anbau des Zuckers und Indigos, und verüben, wo ſie nur können, Diebereyen und Raub. Gaſtfreyheit und andere Tugenden, die man den Arabern in der Wüſte nachrühmt, ſind bey ihnen ausgeſtorben.

Auf dem linken Nilufer haben Araber aus Nordafrica ſich erſt ſeit etwa einem Jahrhundert eingedrängt, die dort den Ackerbau entweder ſelbſt treiben, oder ihn von Felläh betreiben laſſen, während ſie auf Raub ausreiten, oder die Märkte mit ihrem Vieh beziehen, oder Carawanen geleiten. Es laſſen ſich vier ſolche aus Nordafrica eingewanderte Hauptſtämme unterſcheiden, von denen andere kleinere abhängig ſind, Ebn Quafy, Abu Koraym, Tahoui und Mahareb; die beiden erſten, ſammt den von ihnen

abhängigen, leben unter Zelten, die sie auf ihrem Grundeigenthum, von dem sie Abgaben bezahlen, aufgeschlagen haben; die beiden letzten wohnen in Dörfern, von den ersten beiden gering geachtet, weil sie sich den Felläh nähern, ob sie gleich auch, wenn es die Umstände wollen, beritten erscheinen. Die beiden Classen feldbauender Araber liefern einander oft blutige Treffen. In der Religion sind sie Freygeister: sie trinken Wein, sie kümmern weder die gesetzlichen Waschungen und Gebete, noch der Monath Ramadan, und wenn sie nach Mecca ziehen, so geschieht es ihrer Vortheile wegen. Gegen die Felläh, die sie verachten, verfahren sie sehr gewaltthätig; bald nehmen sie ihnen ihre Ländereyen ohne Ersatz weg, bald gegen einen von ihnen selbst bestimmten unbedeutenden Pacht. Sie sind wohlhabender als ihre Nachbarn in Aegypten; denn was sie an die letztern verkaufen, Vieh, Kameele, Pferde (denn die Felläh legen sich weniger auf Viehzucht) beträgt weniger als was sie für Waffen, Sättel, Kleidungsstücke an die Aegypter bezahlen. Für die glücklichsten Arabischen Landleute erklärt der Verf. den Stamm Tahoui, der sich erst vor einigen Generationen einem Dorf drey Stunden im Norden von Minneh niedergelassen hat. Sie leben unter der Regierung einer geliebten Familie in Freyheit und Ueberfluß, durch ihre Industrie, von der ihre reiche Viehzucht, ihre wohlgebauten Aecker, ihre gut unterhaltene Dämme zeugen. So oft die Nachricht von einer der Fruchtbarkeit günstigen Ueberschwemmung des Nils an die Africanischen Araber kommt, so zieht sie neue Stämme herben, um an den reichen Viehweiden Theil zu nehmen. Der Verf. ahnet, daß die Araber bey ihrem steigenden Wohlstand einst Herren von Aegypten werden möchten, wenn erst ihre Reuterey sich noch mehr wird vermehrt haben.

Die beduinischen Araber ziehen im Innern der Wüsten und an den Grenzen von Aegypten umher,

bald im Krieg, bald im Frieden mit der Regierung. Sie besitzen kein Grundeigenthum, bezahlen keine Abgaben, führen zahlreiche Heerden von Kameelen und Pferden, ihrem einzigen Reichthum, und sind zum Krieg beständig bewaffnet.

So wenig es sich nun ziemen mag, einem Augenzeugen, der seine Nachrichten an Ort und Stelle niedergeschrieben zu haben versichert, zu widersprechen, so kann sich der Rec. doch nicht enthalten, einen von seinen Zweifeln gegen die Beobachtungen des Verf. zur Sprache zu bringen. Herr Jomard unterscheidet

durchweg die Fellâh (Ackerbauer فلاّح) von den Arabern. Er nennt sie (S. 546) les naturels de l'Egypte; er unterscheidet sie von den Arabern, die zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch Amru und späterhin von Asien, und in neuern Zeiten aus Nordafrika eingewandert sind und Ackerbau treiben; er betrachtet sie also als Ackerleute nicht Arabischen Ursprungs. Wer könnten sie also anders seyn, als so genannte Copten, d. i. die durch die Vermischung der alten Aegyptier (der eigentlichen Copten) mit Persern, Griechen und Römern entsprungene Landeseinwohner von Aegypten, vermischt mit den wenigen eigentlichen Griechen, die sich daselbst noch finden mögen? Aber sollten sie nicht hauptsächlich Araber seyn, welche die Osmanen bey ihrer Eroberung von Aegypten als größten Theil der Landeseinwohner angetroffen haben, ohne daß davon einzelne Copten gerade zu ausgeschlossen werden? Alle frühere Reisende sahen die Fellâh (a priori) für Araber an: sollten alle, Maillet, Therenot, Pococke, Norden, Savary, Bolney u. s. w. sich geirrt haben? Sie können es nicht wohl, nach der Beschreibung, die sie von dem Characteristischen ihres Körperbaues geben. Sie stellen sie in ihren Schilderungen nicht als Nulatten (wie man der Kürze wegen die Copten bezeichnen kann), sondern wie Araber dar, nur etwas stär-

fer und muskulöser als die in den Arabischen Wüsten. Selbst die Geschichte von Aegypten nach der geschehenen Eroberung des Landes durch die Osmanen erklärt sie für die von ihnen unterjochten Landeseingebohrnen: und diese waren größtentheils Araber, hie und da mit Copten und Griechen vermischt. Der Großsultan als Eroberer war nach Morgenländischen Eroberungsrechten Eigenthümer des ganzen Landes geworden, und vertheilte seinen Grund und Boden Strichweise (wahrscheinlich an seine Gehälfen für die ihm geleisteten Dienste) an die Multezim (die Inhaber großer Ländereien) gegen eine jährliche Abgabe als Eigenthum. Diese ließen nun die Unterjochten (die Landeseingebohrnen) das Land, auf dem sie bisher gewohnt, und dessen Eigenthumsrecht sie nun verlohren hatten, ferner gegen einen Theil des Ertrags anbauen. So wurden die Landeseingebohrnen, folglich die Araber, Felläh.

Wir heben aus diesem Mémoire bloß noch eine Anmerkung über die Verschiedenheit der Aussprache des Arabischen in Aegypten und in Arabien aus (S. 552. 573). Guesr der Aegyptischen Araber und der Felläh des Verf., lautet bey den Beduinen in Arabien djesr; gãmà der Aegypter, bey den Beduinen djâma; telaté der Aegypter, bey den Beduinen thelathé (d. i. جـ مـ ر pons, جـ مـ ع turba, multitudo, ثَلَاث tres) u. s. w.

XVII. Ueber die Arabischen Stämme in den Aegyptischen Wüsten, von Du Bois-Aymé. (S. 577 – 606.) Eine Schilderung der Lebensweise der Beduinen, wie man sie in vielen Reisen durch Arabien findet. Der Rec. ist in dem ganzen Mémoire auf nichts gestoßen, was ihm nicht schon längst aus andern Büchern bekannt gewesen wäre.

XVIII. Ueber die Musik in Aegypten, die ausführlichste, und verhältnißweise wichtigste Abhand-

lung dieser Lieferung, von der wir weiter unten ausführlich reden wollen.

Etat moderne. Tome second (1812). I. Ueber die verschiedene physische Beschaffenheit der Einwohner von Aegypten (der Mamlucken, Türken, Araber und Copten), von dem Baron Larrey, S. 1–6. Da aber diese Notice schon vor eilf Jahren im Druck erschienen (in des Verf. Relation de l'Expedition en Egypte etc. und neuerlich wieder im zehnten Bande seiner Mémoires de Chirurgie militaire, welche beide Werke auch zu ihrer Zeit in unsern Blättern angezeigt worden), und der Verf. noch dazu sowohl in der Eintheilung als Characteristik der jetzt in Aegypten einheimischen Völkerschaften größtentheils dem bekannten Vogage en Egypte etc. seines Landsmanns Volney folgt, so beschränken wir uns hier bloß auf einiges wo er von diesem abweicht, als wohin namentlich die von V. behauptete und hingegen von Hrn. L. geläugnete Aehnlichkeit der Gesichtsbildung der Copten und Habessinier mit der Neger ihrer gehört. (— Es kommt aber hierbey alles auf den Begriff an, den man mit diesem Worte verbindet, und der sich im physiologischen Sinne bey weitem nicht bloß auf the Sable hue und the true Guinea face, wie es die Engländer nennen, so wenig als im geographischen auf eine allgemein bestimmbare Breite beschränken läßt. Daß aber die Habessinische Gesichtsbildung im Totalhabitus mit dem der Aethiopischen Rasse übereinkommt, welche freulich auch, und hauptsächlich, die Neger mitbegrift, das ergibt sich unter andern sehr sprechend aus dem trefflichen Porträt des echten Habessiniers, Abba Gregorius aus Amhara, das Heiß 1691 nach dem Gemählde des van Sand gestochen hat. Und der scharfsichtige Ledyard sagt von der Gesichtsforn der Copten: the nose and lip correspond with those of the Negro: the hair is curled, not close like the Negros, but like the

Mulattoes. Und wiederum reimt sich damit der physiognomische Charakter so mancher altägyptischen Idole, wie z. B. um nur Eins anzuführen, der Paspophore im Museum des Marchese Obizzi, die nach der Beschreibung des P. Paulin a S^{to} Bartholomaeo, distinguitur primo intuitu per suam frontem gibbam, per capillos crispas, per ossa jugalia prominentia, per nasum crassum et depressum, per sua labia tumentia etc. —)

Die Mumien, von welchen Hr. L. im allgemeinen handelt, theilt er nach der verschiedenen Bereitungsart derselben in drey Sorten; vermuthlich um sie der Nachricht die Herodot davon gibt, anzupassen; den er aber auch einiges sagen läßt, woran dieser ehrwürdige Alte nicht gedacht hat; z. B. qu' après avoir vidé les trois principales cavités du corps, on les remplissoit avec du bitume. (— Gerade das ist auffallend, daß Herodot dabey des Harzes gar nicht gedenkt, so wenig als der bemahlten Byffus-Maske. —) Manches andere ist wenigstens viel zu allgemein behauptet; z. B. was sich bey den Mumien der kostbarsten Bereitungsart "destinée aux principaux citoyens de l'Etat" finde: Chacune de ces momies porte les attributs de l'art ou de la profession que l'individu a exercé pendant sa vie, et ses ustensiles sont renfermés avec lui dans le cercueil.

Den Schluß macht, was man hier eben nicht erwartet hätte, des Verf. Methode wie er in Europa die Leichen einiger auf dem Bette der Ehren verstorbenen Krieger balsamirt habe.

II. Ueber den westlichen Theil der Provinz Bahyreh (des Mareotischen Nomos der Alten) von Gratien Lepère (S. 7—20). Jene noch in den ersten Jahrhunderten nach Christus so volkreiche und der Kirchengeschichte so merkwürdige Gegend, ist gegenwärtig eine Oede, die nur von Nomadischen Arabern in gewissen Jahrszeiten durchstreift wird,

aber noch voll Trümmer ehemaliger Blüthe. Die Franzosen haben bey Gelegenheit militärischer Untersuchungen, die hier mitgetheilt werden, viele solcher Denkmähler erloschener Herrlichkeit, und dabey auch die Stätten gefunden, wo wahrscheinlich die von Ptolemäus angeführten sieben Städte oder Flecken, beide Tapostris, Cobii, Antiphili, Hierax, Phomotis und Narea, gelegen haben. Es werden die dabey vom Ptolemäus begangene Fehler, oder vielleicht vielmehr die Versehen seiner Abschreiber, in der Bestimmung der Breite dieser Orter angemerkt.

III. Hr. Boudet gibt noch (von S. 21—28) Nachrichten von den verschiedenen Arten der Lohgerberey bey den Aegyptern, und vergleicht das dort hiebey übliche Verfahren mit dem unsrigen. Zum Lohgerben aller Arten von Häuten bedienen sich die Aegypter, nach dem Verfasser, durchgehends eines Gemengs von Kochsalz und pulverisirten Schoten der *mimosa nilotica*. Das Verfahren, diesel Saffianfelle grün zu färben, halten sie sehr geheim. Der Verf. vermuthet indessen, daß sie sich dazu vorzüglich einer Auflösung von Grünspan in einem durch Weinstein angesäuerten Wasser bedienen, dem sie vielleicht noch etwas Indigo zusehen.

Wir kehren nun zu der Abhandlung über die Orientalische Musik zurück: *De l'état actuel de l'art musical en Egypte, ou relation historique et descriptive des recherches et observations faites sur la Musique en ce pays. Par Mr. Villoteau. T. I. des état moderne der Description de l'Egypte, Seite 607—1016.*

Die wahre Beschaffenheit der Aegyptischen Musik ist für uns von den frühesten Jahrhunderten an stets in Dunkelheit gehüllt gewesen. Die ältern und neuern Geschichtschreiber dieses Volks haben uns nie etwas Rechtes davon gesagt, aber stets die Miene angenommen, als ob außer dem Wenigen, was sie berichten, noch gar Vieles im Hinterhalte verborgen sey. In

neuern Zeiten ist es klar geworden, daß sie nicht bloß in der Musik, sondern auch in andern Künsten und Wissenschaften bey weitem nicht so viel im Hinterhalte haben, als man lange Zeit geglaubt hat. Ihre so gerühmte alte, und vermuthete neue Weisheit halten Unterrichtete für verhüllte Einfalt, ihre Philosophie für gemeine Sentenzen, ihre Baukunst (nach Winkelmann) für aufgehäufte ungeheure Steinmassen ohne Zweck und Geschmack, und ihre Mathematik für wenig mehr als die ersten Sätze Euclids. Sollte es mit ihrer Musik besser bestellt gewesen, oder noch bestellt seyn? — Das Colossale, das Riesenmäßige in der Baukunst scheint ihr einziges Verdienst zu seyn, und man kann nicht läugnen, daß es ein imponirendes Verdienst ist, an dem in allen Zeiten und Ländern die Mänge hängt, nicht im mindesten ahnend, daß es nothwendig in den Künsten etwas geben müsse, gegen welches das grobe Materielle, wenn es nicht als Gewand jenes edlern Etwas erscheint, doch nichtig, ohne Bedeutung und ohne Werth ist. In der Musik ist es wenigstens ausgemacht, daß das Colossale immer ein Zeichen des Ungeschmacks ist. Ihr höchstes Ziel ist das Geistige, nicht das Materielle.

Hr. Villoteau hat seine Untersuchungen unter sehr günstigen Umständen anstellen können. Sein vierteljährlicher Aufenthalt in Aegypten mußte ihn schon allein auf die bequemste Weise zu mancherley Beobachtungen führen, kaum zu gedenken, daß er durch sein Verhältniß zur Buonapartistischen Armee ein gewisses Ansehen erhielt, wodurch er sich dem sonst so geheimnißvollen, unmittheilenden Volke viel näher andrängen konnte, als es vielleicht irgend jemand vor ihm gekonnt hat. Was er durch diese günstigen Umstände an Kenntniß der Aegyptischen Musik gewonnen hat, wollen wir nun seinem Bericht gemäß, zwar so kurz wie möglich, aber doch nicht ohne die zum richtigen Ueberblick der Sache erforderliche Ausführlichkeit, unsern Lesern vorlegen. Wir sind durch diesen

Bericht in den Stand gesetzt, über die Beschaffenheit der Aegyptischen Musik ein Endurtheil zu fällen, was wir bisher noch nicht gekonnt haben, und wozu uns die zerstreuten Nachrichten mehrerer Reisenden, die meistens der Sache viel zu unfundig waren, nicht in den Stand setzen konnten.

Das Werk besteht aus zwey Abtheilungen, die mehrere Kapitel, so wie die Kapitel wieder mehrere einzelne Artikel enthalten. Die erste Abtheilung enthält fünf und die zweyte ebenfalls fünf Kapitel. In der ersten Abtheilung wird überhaupt von den verschiedenen Arten der Musik in Africa gehandelt, die in Aegypten und hauptsächlich in Cairo im Gebrauch sind. Die Musik der Araber macht den Inhalt des ersten Kapitels in neun einzelnen Artikeln aus. Im ersten Artikel gibt der Verf. Nachricht von seinem Plan, nach welchem er die Aegyptische Musik untersuchen wollte, so wie von den Hülfsmitteln, die ihm zur Ausführung desselben zu Gebot standen, und endlich von den Bewegungsgründen, die ihn bestimmten, seinen früher entworfenen Plan zu befolgen. Der Verf. hat die viertelhalb Jahre seines Aufenthalts in Aegypten hauptsächlich in Cairo zugebracht, und nach seiner Versicherung in dieser ganzen Zeit keinen Tag hingehen lassen, ohne entweder Musik zu hören, oder sich mit den Musikern des Landes über die Beschaffenheit ihrer Kunst zu unterreden. Ob er daher gleich Nachrichten von der Aethiopischen, Coptischen, Syrischen, Armenischen, Neugriechischen und Aegyptisch-Jüdischen Musik gibt, so geschieht dieß doch nur in so weit, als er diese Musikarten in Cairo hat kennen lernen können. Rec. ist der Meinung, daß der Plan des Verf. viel einfacher hätte angelegt werden müssen. Da die Musikarten der genannten Völkerschaften einander im Wesentlichen so ähnlich sind, wie ein Ey dem andern, so hätte nur im Allgemeinen von den einzelnen Theilen der Theorie und Praxis der Aegyptischen Musik Nachricht gegeben werden sollen, ohne auf so viele unnötige

Nebendinge Rücksicht zu nehmen, die nur Verwirrung bringen, und genau genommen, doch nur dieselben Sachen in mehrern Sprachen sagen. Wozu hilft es, wenn ich weiß, wie ein Intervall in der Coptischen Sprache heißt, wenn es in nichts von einem Intervall der Aegyptischen Musik verschieden ist? Wozu dient die große Sorgfalt, die auf die Arabischen Lieder-Texte verwendet worden ist, die den Geschichtschreiber der Musik nur nebenher angehen können, aber eigentlich für den Geschichtschreiber der Poesie gehören? Im zweyten Artikel wird ein Begriff von dem Zustand der Wissenschaften, Künste und der Civilisation der neuern Aegyptier gegeben. Es soll kaum noch eine Spur von der alten Verfassung des Landes übrig seyn. Religion, Gesetze, Sprache, Musik ic. alles haben sie von den Arabern angenommen, aber nichts verbessert noch erhalten, sondern alles verfallen lassen, wie es sich von einem Volke, das mit Leib und Seele in der niedrigsten und drückendsten Slavery lebt, nicht anders erwarten läßt. — Von dem geringen Werth den die Aegyptier dem Studium der musicalischen Kunst belegen, und von ihrer daraus entstehenden Unwissenheit darin, handelt der dritte Artikel. Man sieht die Musik als eine Sache an, mit der sich kein guter Muselman mit Ehre beschäftigen kann. Daher gibt es in Aegypten keine andere Classe von Musikern, als gemeine Bierfiedler und Bänkelsänger, die in eben dem Range und Ansehen stehen, wie bey uns die herumziehenden Marktmusicanten, oder die varenden Lürer des Mittelalters. Art. 4. Vom Ursprung und von dem Wesen der Arabischen Musik. Der Verf. meint, wenn man die Grundsätze, Regeln und das System der Arabischen Musik kenne, so könne man durchaus nicht umhin sie von der Alt-Griechischen und Persischen Musik abzuleiten. In den musicalischen Manuscripten der Araber sollen Alt-Griechische Schriftsteller angeführt seyn. Ist sehr wohl möglich, ohne etwas für die Güte der Arabischen Musik, oder für die Richtigkeit ihrer

Theorie zu beweisen. Ueberhaupt ist jedem Volke die erste Anlage zur Kunst von der Natur mitgetheilt, und alle Fragen und Untersuchungen, von welchem Volke sie hergeleitet werden könne, sind unnützlich. Jedes Volk, so wie jeder einzelne Mensch hat diese Anlage in sich selbst. Sie ist genau genommen bey dem Menschen nichts mehr und nichts besser als das Zwitschern der Vögel, die ihrer verschiedenen Natur nach, auch nicht anders zwitschern können, als ihnen der Schnabel gewachsen ist. Nur dann, wenn diese ursprüngliche Anlage durch Einwirkung des menschlichen Verstandes in einen Zustand des Bewusstseyns übergeht, und so allmählich zur wirklichen Kunst wird, kann man fragen: welches Volk, oder welcher einzelne Mensch die Veranlassung zu einer solchen höhern Ausbildung gegeben habe? Uebrigens glaubt Hr. B. die Arabische Musik müsse zwar von der Alt-Griechischen und Persischen abgeleitet werden, sey aber in ihrer Ableitung ganz verdorben und verfälscht worden. Art. 5. Vom System und von der Theorie der Arabischen Musik. Die Araber sollen in ihrem mus. System nichts festes, nichts dauerndes, und ihre Musiker unter sich sehr verschiedene Ansichten und Meinungen haben. Dies wäre nun wohl auch der Fall in Europa, aber auf eine ganz andere Art als bey den Arabern. Bey ihnen berechnet eine mus. Secte die Octave nach ganzen, halben und Viertel-tönen, bekommt demnach 24 verschiedene Töne in der mus. Scala. Eine andere Secte theilt die Scala nach ganzen und Drittheil-Tönen, erhält also 18 Klänge darin. Eine dritte will nur Achttheil-Töne, woraus sogar 48 verschiedene Töne in der Scala entstehen. Endlich will eine vierte Secte den ganzen Umfang der in einer vollständigen Scala enthaltenen Tonstufen zu 40 annehmen. Man sieht hieraus, wie weit Willkühr geht, wenn kein sicherer Stützpunkt vorhanden ist, von welchem alles was natürlich und möglich ist, abgeleitet werden kann. Art. 6. Erklärung des mus. Systems der Araber. Diese Erlä-

rung hat der Verf. aus dem Mspt. eines Ungenannten
 genommen, welches in der Franzöf. Uebersetzung den
 Titel hat: *Arbre couvert des fleurs dopt les cali-*
ces renferment les principes de l'art musical. Es
 ist merkwürdig, daß man im menschlichen Leben über-
 haupt, insbesondere aber in der Kunst so häufig unter
 richtigen Worten unrichtige Sachen versteht. In Eu-
 ropa spricht mancher beym Dudelstück von Erhabenheit
 des Styls und Ausdrucks, und in Aegypten spricht ein
 Araber ganz natürlich von einer diatonischen Scala,
 und meint damit nichts anders, als eine Fortschreitung
 in Drittel-Tönen von einem gegebenen Ton bis zu
 seiner Octave, die aber selbst nicht rein ist, weil die
 unbestimmten, fast willkürlichen Größen der Inter-
 valle sie entweder nicht erreichen, oder darüber hinaus
 gehen. Wenn man die Irrthümer der Menschen und
 Völker nicht kannte, so könnte man so etwas kaum für
 wahr halten. Die Beschreibung des ungenannten Ara-
 bers ist den Worten nach so natürlich, daß wir auch in
 Europa keine Scala anders beschreiben und erklären
 können, und dennoch ist seine Scala ganz etwas an-
 deres als die unsrige. Um Weirläufigkeit zu vermei-
 den, wollen wir seine Erklärung nicht wörtlich anfüh-
 ren, aber nicht unbemerkt lassen, daß in ihr, so wie in
 ähnlichen Werken der Indier und Chinesen die Asiati-
 sche Bildersprache herrscht. Dieß sieht man auch schon
 aus dem Titel seines Werks. System heißt bey ihm
Arbre, die aus den Wurzeln abgeleiteten Töne heißen
branches de l'arbre, und unter den bloßen *branches*
 werden die Unter- und Ober-Terzen des Grundtons
 verstanden. Der Verf. fügt diesem Artikel noch einige
 besondere Abschnitte bey, weil sein Ungenanter außer
 dem bisherigen Unterricht von der Natur der Töne,
 von den Intervallen, von den ursprünglichen und ab-
 geleiteten Tönen, von den natürlichen und zufälligen
 halben Tönen &c. nun noch von vier Wurzel-tönen, von
 ihrem Vorhältnissen zu den zwölf Zeichen des Thier-
 kreises, zu den vier Elementen und zu den vier Tempe-

ramenten zu handeln hat. Die Wurzelöne werden zum Theil mit Nahmen von Städten und Ländern benannt. So könnten wir in Europa vier Wurzelöne mit Berlin, Wien, Paris und London benennen. Es ist damit eben so wie mit den Ionischen, Dorischen, Phrygischen, Lydischen 2c. Tonarten der alten Griechen. Alles läuft auf gewaltige Kleinigkeiten hinaus, und zeigt die Kunst nur noch in ihrem ersten Anfange. Was will es z. B. sagen, wenn wir ein kleines Lied, das in Berlin zuerst aufkommt, und sich von da aus weiter verbreitet, den Berliner Ton nennen? So war es im alten Griechenland, so ist es bey den Arabern und Aegyptiern, so ist es in Europa im Mittelalter bis zu den Zeiten unserer Meistersänger gewesen, so ist es noch bey unserm und jedem andern Volke bis auf den heutigen Tag, und so wird es auch bis ans Ende der Welt bleiben. Seitdem unsere Musik zur wirklichen Kunst geworden, sind diese Erbärmlichkeiten alle weggefallen; wir haben jetzt in ganz Europa vom Süden bis zum Norden, und von Osten bis zum Westen unsere 12 Dur- und 12 Moll-Tonarten, und bringen damit gewiß etwas besseres hervor, als Spahansche, Phrygische oder Lydische Ööne. — Art. 7. Von den Grundsätzen und Regeln der Melodie in der Arabischen Musik. Die Araber sollen ihre Melodie weit schwerer gemacht haben, als sie je bey irgend einem Volke gewesen sey. Die Regeln derselben sollen so verwickelt seyn, daß bisher noch kein Meister sich hat rühmen können, sie alle zu kennen und zu verstehen. Dieß könnte auch bey der Europäischen Melodie der Fall seyn, aber aus ganz andern Ursachen, als bey der Arabischen. Die Melodie in der Musik ist ungefähr das, was der Styl in der Rede ist, nur mit dem bedeutenden Unterschied, daß dort den einzeln aufeinander folgenden Öönen harmonische Ööne zur Seite gehen müssen, wodurch die einzelnen successiven Ööne erst ihre wahre bestimmte Bedeutung bekommen. In der Rede ist gewissermaßen alles Melodie. Das was in der musikalischen Melodie die beygefügte, ihr zur Seite gehende Harmonie ist, ist in

der Rede der unsichtbare, in den Worten oder Phrasen liegende Inhalt der Gedanken. Bey der musikalischen Melodie kann also die Richtigkeit und Wahrheit nur durch Harmonie begründet werden, und alle Regeln der Melodie müssen aus ihr entspringen. Wenn nun in einer Musik gar keine Harmonie ist, wie in der Arabischen, wo sollen denn Regeln der Melodie herkommen? Diese Regeln werden dann genau so beschaffen seyn, wie sie der Unge- nannte des Verf. gibt. Fange von o an (so wird unge- fähr gelehrt) gehe ins d, von da ins e, dann wieder zurück ins d und schließe im o, so hast du eine Melodie. Aber wir wollen mehrere Melodien haben. Dann tritt, ohne Kenntniß der Harmonie, die eigentlich eine musika- lische Logik ist, die Willkühr ein, die jeden einzelnen Ton in einer neuen Verbindung, in einem andern Verhältniß, auch für etwas neues hält, und so nach und nach tausend Regeln geben kann, wo vielleicht ein halbes Duzend hin- reichend gewesen wäre. Art. 8. Von den Tonzeichen oder Noten der Arabischen und Orientalischen Musik überhaupt, und von den Mitteln, deren sich der Verf. bedient hat, sie mit Europäischen Musiknoten auszudrücken. Kein Orientalisches Volk soll eine Musikschrift gekannt haben, bis sie am Ende des 17ten Jahrhunderts der bekannte Demetrius Kantemir erfand. Er bediente sich dazu des Arabischen Alphabets, eben so wie die alten Griechen sich des ibrigen bedient haben. So lanak die Rede bloß von einfachen Tonreihen oder von kleinen Lieder, Melodien ist, kann eine solche Bezeichnung wohl hinreichen; soll aber eine ausführliche Melodie damit bezeichnet werden, die nicht in einer einzigen Tonreihe bleiben kann, sondern, um ein ewiges Einerley zu vermeiden, nothwendig in an- dere verwandte Tonreihen eingreifen muß, so treten bey ihr die nämlichen Mängel ein, die wir an der Notens- schrift der alten Griechen kennen. Diese bedurften zur Bezeichnung ihrer Musik, da sie jedem einzelnen Ton, sobald er in ein verschiedenes Verhältniß mit andern Tönen trat, auch ein verschiedenes Zeichen gaben, genau nach dem Alypids gerechnet, 1620 verschiedene Tonzeichen. So weit haben es nun zwar die Araber nicht gebracht; ihre Notens- schrift ist dennoch ebenfalls viel zu weitläufig und viel zu wenig im Innern der Sache gegründet, so daß kein Tonstück von einigem Umfang bequem damit bezeichnet werden kann. Wer nach ihrer und der alten Griechen Art eine Europäische Partitur bezeichnen wollte, würde zu ihrer Entzifferung das ganze Leben eines Menschen in Anspruch nehmen müssen. Es

ist nämlich genau eine solche Notenschrift, wie unsere Sprachschrift werden würde, wenn wir den 24 Buchstaben unseres Alphabets bey jeder veränderten Versetzung neue Rahmen und Zeichen geben wollten. Art. 9. Von den Circulationen, oder Sammen und Moden der Arabischen Musik. Auch in dieser Lehre herrscht eine Unordnung, die über alle Begriffe geht. Die Einrichtung einer Tonart oder eines Modus hängt bey den Arabern nicht von bestimmten Größen der Intervalle ab, sondern bloß von der Ordnung, in welcher diese Intervalle aufeinander folgen, sie mögen übrigens mehr oder weniger groß oder klein seyn. Es folgt nothwendig, daß wenn die Intervalle nicht bestimmt sind, auch die Tonarten nicht bestimmt seyn können. Ferner folgt daraus, daß jede Tonreihe, wenn sie nur die gehörige Anzahl von Tönen in sich enthält, ein neuer Modus seyn kann. So ist es auch. Der Verf. sagt ausdrücklich, daß die Araber ihre Tonarten sehr vielfach verändern, und außer einer gewissen Anzahl der gebräuchlichsten, täglich viele neue machen können und machen, bloß durch die verschiedene Zusammenetzung der in der Scala enthaltenen Intervallen. Man sieht hieraus deutlich, daß die Araber durchaus nicht wissen, was ein Modus oder eine Tonart ist. Der V. gibt von den bey ihnen üblichen Tonarten mit Namen und Bezeichnung 84 an. Unsere 2 Grundtonarten, von welchen 22 andere nichts als Transpositionen sind, sehen dagegen wirklich wie musikalische Armuth aus, sind es aber doch nicht. Am Schluß dieses Artikels äußert Hr. V. die Behauptung, das musikalische System der Araber sey regelmässiger und zusammenhängender als das unsrige. Man kann daraus schließen, daß er weder das eine noch das andere recht kennt, daß er den Ueberfluß von beziehungslosen Tongrößen im Arabischen System für Reichthum, und die beziehungsvolle Einfachheit des unsrigen wirklich für Armuth hält. Wie könnte er sonst so manches sagen und noch zuletzt den merkwürdigen Wunsch äußern, "daß doch in unserm an Wundern so reichem Jahrhundert irgend ein muthiger Mann von Genie bewoan werden möchte, unsere Kunst von dem alten Koste falscher Grundsätze und Vorurtheile zu reinigen, die ihr noch aus den Jahrhunderten der Unwissenheit und Barbarey anhängen, in welchen sie entstand." Von Kost und Moder ist sie zwar längst gereinigt; aber — viele neue Kunststücker haben sie in der letzten Zeit auf eine andere Art verunreinigt, so, daß wenn es noch ferner so fortginge, sie der Arabischen bald ähnlich werden könnte, ohne daß erst lange dazu gepredigt zu werden braucht.

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stck.

Den 3. Junius 1815.

Paris.

Das zweyte Kapitel der Abhandlung über die Orientalische Musik in dem Egypte moderne handelt von der Praxis der Musik bey den neuern Aegyptiern, in 18 zum Theil weitläufigen Artikeln. Wir wollen nur die wichtigsten, die am nächsten zur Kenntniß der Sache führen, ausheben. Die neuern Aegyptier denken und raisonniren sehr wenig über die musikalische Kunst. Es hat daher dem Verf. viele Mühe gekostet, sich einen Begriff von ihren musikalischen Kenntnissen zu verschaffen. Mit ihrem wortreichen Geschwäg haben sie seinen Fragen über einerley Gegenstand Lage lang auszuweichen gewußt, ohne eine deutliche und bestimmte Antwort zu geben. Dieß kam aber daher, weil sie ihn theils nicht verstanden, theils auch über die Gegenstände seiner Fragen vorher nie nachgedacht hatten. Da es mit den wörtlichen Erklärungen nicht gehen wollte, so mußte er die Aegyptischen Musiker spielen und singen lassen, um dadurch nach und nach zu einigen Begriffen zu kommen. Aber diese Musik kam ihm, der (wie er sagt) von seiner frühesten Jugend an die

größten Meisterstücke der Französischen Musik gehört und kennen gelernt hatte, so widrig vor, daß er es kaum aushalten konnte. Gezwungen, harte und seltsame Modulationen, ausschweifende und barbarische Verzierungen, mit schlechten, unsichern Stimmen und Nasentönen gesungen und mit Instrumenten begleitet, deren Töne trocken, dünne, oder scharf und schreyend waren, zerrissen ihm fast die Ohren. Diese ersten Eindrücke der Aegyptischen Musik sind ihm zwar durch öfteres Hören erträglicher geworden, aber angenehm wollten sie ihm doch, so lange er in Aegypten geblieben, nie werden. Er meint aber doch, daß sie durch lange Gewohnheit angenehm werden können, und manchem Europäer schon angenehm geworden sind. Dieß kann aber offenbar nur der Fall bey solchen Personen seyn, die sich bloß den äußern Eindrücken der Töne überlassen, ohne irgend einige Kenntniß von der innern Natur der Kunst und vom Zusammenhang ihrer Theile zu haben. Was der Verf. hier sonst noch über die verschiedenen Urtheile sagt, die über National-Musiken gefällt werden, woraus hervorgeht, daß nach seiner Meinung die eine Nation so viel Recht haben könne als die andere, ist sehr schwach, und beweiset offenbar, daß er selbst in seinem Urtheile noch nicht auf festen Füßen steht. — Von den musikalischen Moden und Modulationen der neuen Aegyptier handelt der dritte Artikel. Von den Tonarten brauchen sie nur wenige, fast eben so, wie bey uns die gemeinen Musiker nur aus den so genannten Alltags-Tonarten, wie c, g, d ic. spielen können. Für die Uebergänge von einer Tonart zur andern haben sie ebenfalls Regeln, allein sie wenden sie nicht an, oder wissen sie nicht anzuwenden. Der vierte Artikel enthält eine große Anzahl Aegyptischer Lieder, wie sie von den Musikern von Profession gesungen werden, mit den Arabischen Texten, der Französischen Uebersetzung und vielen

bengefügten Erklärungen der Texte. Die Melodien sind durchaus so beschaffen, daß ein Europäisches Ohr sie größtentheils weder begreifen noch ertragen kann. Ihr Umfang ist gewöhnlich auf eine Terz, Quarte oder Quinte beschränkt, wie unsere gemeinsten Handwerksburschen-Lieder, oder wie die der Chinesen und Indier. Sie sind meistens, selbst bey dem so kleinen Umfang in einer andern Tonart angefangen als geendigt. Ihr Rhythmus ist in vielen äußerst unnatürlich, der doch bey Melodien von so kleinem Umfange so leicht natürlich seyn könnte. An Modulation ist gar nicht zu gedenken. Alles lehrt innerhalb einer Quinte, oft nur innerhalb einer Terz herum. Einige sind so mit Verzierungen überladen, daß man die wesentlichen Töne der Melodie kaum erkennen kann. Jede in Rücksicht auf die Melodie wesentliche oder unwesentliche Note hat ihre Manier. Dieß ist eben so, als wenn eine Person, die recht schön und höflich zu reden sucht, zu jeder Sylbe einen Knix machen wollte. Unter allen Europäischen Nationen kann wohl nur die Französische solchen Melodien Geschmack abgewinnen, weil sie durch ihre Vaudevilles (Gassenlieder) schon an etwas ähnliches gewöhnt ist. Einen sehr bedeutenden hieher gehörigen Umstand hat übrigens der Verf. ganz vergessen uns zu berichten, nämlich: auf welche Art die Aegyptischen Musiker diese Lieder mit ihren Instrumenten begleiten. Gehen ihre Instrumente mit der Singstimme im Einklange, oder geben sie einige Grundatcorde nach Art der Guitarrén-Begleitung an, oder klappern oder klimpern sie willkürlich dazu, was ihnen eben in die Finger fällt? Wir wissen wohl, daß in Aegypten eine kleine Trommel das Hauptinstrument ist, womit der Gesang gewöhnlich begleitet wird; da aber in einem vorhergehenden Kapitel über die trockenen, dünnen, scharfen und schreyenden Töne geklagt worden ist, die in ihrer

Bereinigung mit schlechten, unsichern und nasentönigen Stimmen dem Verf. anfänglich die Aegyptische Musik so widrig machten, so läßt sich doch schließen, daß noch eine andere Begleitung als mit kleinen Trommeln in Aegypten üblich seyn müsse. Dieser Umstand hätte daher weit genauer als mancher andere erörtert werden sollen, weil aus ihm einzig und allein geschlossen werden kann, ob der Aegyptier in der musikalischen Kunst noch ganz rohes Kind der Natur, oder schon wenigstens auf eine der ersten Stufen der mus. Cultur getreten ist. Es wird übrigens mit dieser Begleitung wohl eben so beschaffen seyn, wie mit der Begleitung der Africanischen Völker, von welcher uns der Verf. mehrere Proben gibt. Diese haben stets zu einer aus sehr wenigen Tönen bestehenden Melodie (wenn man ihr einen so schönen Nahmen geben kann) nur eine einzige melodische Figur zur Instrumental-Begleitung, die sie nicht bloß zum Gesang, sondern auch als Präludium vor, und bisweilen sogar als Postludium nach dem Gesange brauchen. Es ist der wahre Pohlische Vock oder Dudelsack. Eine kleine Probe davon verdient doch gegeben zu werden. Sie läßt sich aber aus Mangel an Noten hier nur mit Buchstaben andeuten, z. B. e d h d h. Die zweymahl

unterstrichenen sind Sechzehntheile, die einmahl unterstrichene ein Achttheil. Unter dieser Figur brummt ein seynsollender Bass im eingestrichenen g immerwährend mit, gerade wie es beym Pohlischen Vock ist. Dieselbe Figur geht nun mit dem Brummbass durchs ganze Lied. Wenn demnach das Lied etwa sechs oder mehrere Verse hat, und die Melodie etwa acht Tacte lang ist, so hat man das Vergnügen, dieselbe Figur 48 Mahl hintereinander zu hören, und das ist eine große musikalische Herrlichkeit, die wohl verdient hat, uns auf Velinpapier bekannt gemacht zu werden.

Was uns im fünften Artikel von öffentlichen Tänzerinnen, von verschiedenen Arten von Bänkefängern, Poffenreißern, Seiltänzern und Marktschreibern anderer Art gesagt wird, die sämmtlich bey ihren Künsten sich auch irgend eines Klimper- oder Klapperinstruments bedienen, gehört eigentlich nicht hierher. Aber eins verdient angemerkt zu werden, nämlich: daß es in Aegypten zwey Classen von öffentlichen Tänzerinnen (der Gesang ist damit verbunden, und sogar meistens die Hauptsache) gibt, deren eine in aller Rücksicht so schlecht wie möglich, die andere aber ungemein edel ist. So wie die Franzosen Cairo in Besitz genommen hatten, entfernte sich diese bessere Classe augenblicklich, und kehrte nicht eher wieder zurück, bis die meisten wieder abgezogen waren. Auch selbst bey dieser Rückkehr hielt sie sich noch lange verborgen. Diese Sängerrinnen singen nie öffentlich vor Männern, und am wenigsten wollten sie den Franzosen etwas vorsingen. Sie werden nur zu Familienfesten der Großen geladen, wo sie so unter dem Schutz des häuslichen Frauenzimmers sind, daß auch sogar der Hausherr sich ihnen unter keinem Vorwand nähern darf, sondern eben so, wie seine etwa zum Fest gebetene Freunde entweder in den Hof des Hauses oder sogar auf die Straße vor dem Hause gehen muß, um das Vergnügen zu haben, eine so edle Sängerrin zu hören. Diese Sängerrinnen mögen nun singen was sie wollen, sie mögen nach dem Aegyptischen oder Europäischen Musik-System singen, man sieht, daß sie den Adel der Kunst fühlen, daß es folglich auch in Aegypten außer der gemeinen Bänkefänger-Classe, wenigstens im weiblichen Geschlecht eine edlere gibt, obgleich wie überall, nicht die zahlreichste. — Der sechste Artikel handelt von der militärischen Musik. Die Aegypter haben eben so, wie wahrscheinlich alle Völker, die gewöhnlichen Rhythmen, die im Kriege

bey Märschen und bey Gefechten aller Art als Signale
 gebraucht werden. Trompeten, Pauken ic. sind die
 Werkzeuge dazu. Die Sache ist übrigens so mecha-
 nisch, so allgemein begreiflich, daß sie wohl nicht
 mit Fug und Recht ins Kunstgebiet gezogen werden
 kann, obgleich es auch darin immer einer besser macht
 als der andere. — Der religiöse Gesang der Aegypter
 macht den Inhalt des siebenten Artikels aus. Ma-
 homet hat seinen Anhängern alle Musik und allen
 Gebrauch musikalischer Instrumente verboten. Den-
 noch psalmodiren sie sogar zu Ehren ihres Propheten,
 und haben ihre Bittgesänge, Klag- und Danklieder
 eben so wie andere Religionsgenossen. Die Sache
 liegt in der Natur, und kein Verbot kann sie unter-
 drücken. Was darin nicht öffentlich geschehen darf,
 geschieht wenigstens heimlich. Die Aegyptier haben
 sogar religiöse Tänze, deren einige beschrieben wer-
 den, und im zehnten Artikel kommen auch Con-
 certs pieux vor, die gewöhnlich an Geburtstagen
 oder andern Feyerlichkeiten vornehmer Familien des
 Nachts gegeben werden. Was sonst noch in einigen
 Artikeln von den Gesängen, Ceremonien und Vor-
 urtheilen bey den Zeichenbegängnissen der Aegyptier
 gesagt wird, ist alles von der nemlichen Art, wie
 wir es schon von den alten Griechen und von den
 meisten andern alten Völkern kennen. Größtent-
 theils ist es auch bey uns, nur etwas im Aeußern
 verändert, noch eben so. — Nach dem 14ten, 15ten
 und 16ten Artikel sollen die neuern Aegyptier dreyer-
 ley Arten des Gesangs wieder gefunden haben, die
 bey den Alten üblich waren, nämlich den bloß
 musikalischen, den poetischen und den oratorischen.
 Wir unterscheiden diese drey Arten des Vortrags
 ebenfalls, aber auf andere Weise als die Aegyptier.
 Bey ihnen wird noch jede öffentliche Rede, sie sey
 geistlichen oder weltlichen Inhalts, ordentlich ge-
 sungen, bey uns ist der continuirliche Ton für jede

Gattung mehr oder weniger continuirlich gemacht. Bey ihnen hat schlechter Geschmack und Unwissenheit alles untereinander geworfen, bey uns ist es nicht sowohl aus Wissenschaft, als aus richtigem Gefühl besser unterschieden worden. Die Sache läßt sich nicht mit Worten darstellen, aber mit lebendiger Stimme ließe sie sich augenblicklich, jedermann begreiflich machen. Der Verf. macht übrigens hiebey einige feine Bemerkungen, die wenigstens in diesem Puncte schöne Kenntnisse und Ansichten beweisen. Aus dem 16ten Artikel sehen wir auch noch, daß die Aegyptier ihre Improvisatoren, Rhapsoden und Erzähler haben, wie in Europa, nur mit dem Unterschied, daß dort rohe, natürliche Anlage, hier mehr Ausbildung ist. Daß der Verf. den ganzen 17ten Artikel der Musik einer Art von Aegyptischen Nachtwächtern, mit sehr gelehrten Noten, hat gönnen können, ist kaum begreiflich, da sie nicht im mindesten besser ist als die der unstrigen. Daß sie bisweilen vor diesem oder jenem Hause ein anspielendes Lied singen, gehört auf keine Weise zur Geschichte der Aegyptischen Musik, oder zu ihrer nähern Kenntniß. Der Schluß dieses Kapitels handelt von der natürlichen Neigung der Aegyptier zur Musik, und von ihrer Anwendung derselben bey verschiedenen Handlungen des bürgerlichen Lebens, z. B. bey Hochzeiten, bey Nil-Farthen, bey dem Wasserschöpfen 1c. lauter Dinge, die für den Hauptzweck unfruchtbar, und da sie in der ganzen Welt dieselben, folglich jedermann bekant sind, nicht das mindeste nützen können. Die dazu gehörigen Lieder, mit welchen sechs Folienseiten gefüllt werden, sind äußerst erbärmlich, so daß man den Plaz bedauern muß, den sie einnehmen.

Das dritte Kapitel handelt in vier Artikeln von den Gesängen und Tänzen einiger Africanischen Völker. Sie sind in keiner musikalischen Hinsicht

merkwürdig. Rec. spart daher den Raum für etwas Besseres. Eben so wenig ist das vierte Kapitel über die Musik der Abyssinier und Aethiopier dem Hauptzwecke nach lehrreich. Was uns der Verf. von der Musik dieser Völker sagt, ist nicht mehr, als was uns mehrere Reisende schon oft gesagt haben; nur scheinen seine Nachrichten gründlicher seyn zu sollen. Er redet daher von dem Ursprung ihrer Musik, und von der Art und Weise, wie er zu ihrer Kenntniß gekommen ist, von der Verfälschung der Texte zu ihren Liedern, von den unrichtigen Begriffen, die man ihm in Cairo von dieser Musik gemacht, von dem religiösen Gesang der Aethiopier, von dem Abyssinischen Priestern. Zuletzt von den Gesangbüchern, von der musikalischen Scala und von den Noten der Aethiopier. Die sämtlichen Noten sind hier mit den Buchstaben der Sprache Amara angedeutet. Es ist eben so wie bei den alten Griechen. Die Melodien, die hier gegeben werden, sind — man kann sie nicht anders nennen, nicht bloß nach Europäischen, sondern überhaupt nach kunstmäßig ausgebildeten Begriffen — nur Dudelenen. Mit der Eoptischen Musik, die im fünften Kapitel abgehandelt wird, ist es gerade eben so beschaffen. Es ist nicht der Mühe werth noch ein Wort davon zu sagen.

Der zweite Theil des Werks enthält wieder fünf Kapitel, über deren Inhalt wir uns sehr kurz fassen wollen. Es wird darin von der Musik der Perfer, der Syrier und Armenier zum Theil kurz, zum Theil weitläufig gehandelt. Weder der kurze noch der weitläufige Unterricht führt weit. Die Africaniſche und Asiatische Musik ist über einerley Reisten geschlagen. Alles, was wir daher aus den Berichten des Verf. lernen könnten, wären die Nahmen, welche die verschiedenen Völker ihren Tönen und Tonleitern in ihren verschiedenen Sprachen geben.

Es gehört allerdings eine gewisse Art von Gelehrsamkeit dazu; solche Dinge in vielen Sprachen andeuten zu können; da aber die Musik eine Ursprache ist, die keiner einzelnen Völkersprachen bedarf und sich und ihr Wesen anzudeuten, so müßte auch jeder, der sich nicht bloß an Buchstaben, sondern an die Sache selbst zu halten weiß, sich dieser, freylich nur in Europa bekannten, Ursprache und Urschrift zu bedienen wissen, um uns auch die Kunst anderer Länder damit begreiflich zu machen. Unter den Liedern, die von diesen Völkern in Europäischen Noten gegeben werden, findet Rec. die Persischen am natürlichsten, zwar klein, aber so natürlich, daß sie auch von einem Europäer begriffen und gesungen werden können. Bey den Melodien der andern Asiatischen Völker ist dieß nicht der Fall. Sie lehern gewöhnlich auf drey, höchstens vier Tönen unregelmäßig, ohne bestimmten Grundton, und noch dazu oft in beziehungslosen Intervallen herum. — Das vierte Kapitel dieses Theils handelt in zehn Artikeln von der Musik der Neu-Griechen. Ueber diese Musik haben wir, wenigstens für Deutschland, ein Werk an Sulzer's Beschreibung des transalpinischen DACIENS, worin sie ausführlich und mit großer Sachkenntniß beschrieben ist. Sulzer hatte seine Nachrichten von den Neu-Griechen selbst, Hr. Villoteau hat aber die seinigen nur aus der zweyten Hand in Cairo erhalten. Alles, was daher hier von den verschiedenen Arten des sowohl weltlichen als religiösen Gesangs der Neu-Griechen gesagt wird, ist in dem Sulzerschen Werk meistens weit deutlicher erklärt. Das letzte Kapitel handelt von der Musik der Juden in Aegypten in drey Artikeln. Der Verf. meint, weil die Juden seit so vielen Jahrhunderten kein eigentliches Vaterland gehabt, so könnten sie auch keinen Nationalgesang mehr haben. Die wahre Juden-Classe hat ihn doch noch, so wie sie auch ihre

andern alten Gebräuche und Gewohnheiten noch hat. Aber dieser National-Gesang ist eben auch, von Seiten der Kunst betrachtet, nicht viel werth. Wie könnten sich die Juden in ihrer Lage (es ist hier vom größten Theil, von der Menge die Rede) etwas anderes, als ihre rohe Nationalität erhalten haben? Der Verf. gibt mehrere Proben von ihren so genannten Accenten oder Intonationen, die alle in Rücksicht auf Kunst weder bedeutend noch erbaulich sind. Sie haben das Wort Melodie, aber die Sache nicht, so wie sie, fast wie alle andere Africanische und Asiatische Völker sehr viele Ausdrücke haben, die zur Bezeichnung einer wahren Musik gehören, ohne im mindesten etwas von der wahren Musik zu wissen oder nur zu ahnen. Wir verlieren daher kein Wort mehr darüber.

Dem vorhergehenden Werke ist nun eine Description historique, technique et littéraire des Instruments de Musique des Orientaux beigelegt, ebenfalls von Hrn. Villoteau. Diese Beschreibung ist in vier Theile abgetheilt, und gibt Nachricht von den Instrumenten aller der Völker, von deren Musik vorher die Rede gewesen ist. Es ist dabei die gewöhnliche Ordnung von Saiten-Instrumenten, Blase-Instrumenten und Schlag-Instrumenten beobachtet. Von Saiten-Instrumenten werden dreizehn, von Blase-Instrumenten sieben, und von Schlag-Instrumenten verschiedene Arten von Trommeln und Crotalen beschrieben. Die Völker, denen diese Instrumente angehören, verbinden sammt und sonders gar sonderbare Begriffe damit. Den Tönen von einem ihrer Saiten-Instrumente schreiben sie verschiedene Temperamente, verschiedenes Alter, verschiedenes Geschlecht und verschiedenen Rang unter einander zu, machen folglich eine Ton-Gesellschaft, eine Art musikalischen Staats daraus. Die Sache kann allerdings einigen Grund haben, und es ist

nicht zu läugnen, daß gesellschaftliche Verhältnisse unter den Tönen überhaupt, so wie bey einzelnen Instrumenten statt finden. Die bekannte Nothwendigkeit unserer Temperaturen zum guten, geordneten Verein der Töne unter sich, ist ein sprechender Beweis davon. Auch Europäer haben sich dieses Bildes schon bedient. Wenn aber solche Bilder kommen, ehe gehörige Sachkenntniß vorhanden ist, wie dieß bey der lebhaften Imagination der Orientalischen Völker sehr leicht geschehen kann, so werden sie doch zu leeren Fabeln. Das Hauptinstrument, bey welchem im Orient solche Eigenschaften der Töne gefunden werden, heißt l' Eoud, und ist kein anderes, als das was bey uns unter dem Nahmen Laute bekannt ist. Unter den Blase-Instrumenten haben sie auch eine Art von Hoboc. Die übrigen Saiten- und Blase-Instrumente sind sämtlich untergeordnete Arten der beiden erwähnten. Die Schlag-Instrumente sind bloß zum Lärm, und es ergibt sich aus allem, daß die Asiaten und Africaner, ob es ihnen gleich nicht an einer hinlänglichen Anzahl fehlt, dennoch nur Klimper- Klapper- und Dudel-Instrumente haben. Selbst die Laute, die in den Kreuzzügen nach Europa gekommen, ist nur ein Klimper-Instrument und wahrscheinlich bloß deswegen schon lange abgekommen. Vermuthlich wird die Hoboe in den Händen der Asiaten und Africaner ebenfalls nur ein Dudel-Instrument seyn. Uebrigens gibt der Verf. vom Bau und von der Einrichtung, so wie vom musicalischen Gebrauch aller der Gattungen von Instrumenten eine sehr ausführliche Nachricht, viel ausführlicher als sie verdienen, denn sie nimmt allein 170 Folioseiten ein.

Aus einem so umständlichen, genau ins Einzelne gehenden Bericht, muß sich nun nothwendig schließen lassen, was denn eigentlich an der neuern Aegyptischen Musik ist. Die Kunst ist, wie alle große Werke

aus gar vielen einzelnen Theilen zusammengesetzt, und wird immer desto vollkommener seyn, je mehrere dieser einzelnen Theile richtig behandelt oder angewendet sind. Wenn wir wissen, was für Dinge wesentlich zu einem musikalischen Kunstwerk erfordert werden, wie viel dann bey irgend einem von diesen wesentlichen Erfordernissen vorhanden ist, oder wie viel mangelt, so kann auf ein Haar bestimmt werden, was es ist, und wohin es gehört. Dieses Maßstabs wollen wir uns auch bey der Schätzung der Aegyptischen Musik mit der größten Billigkeit und voller Gerechtigkeit bedienen.

Ihre Scalen sind nicht bloß deswegen unrichtig, weil sie nicht sind wie die unsrigen, sondern weil die darin enthaltenen einzelnen Stufen mit keinem Grundtone im Verhältniß stehen. Da sie keine Harmonie (gleichzeitigen Zusammenklang) kennen, sondern mit ihren Tönen nur immer vorwärts (so weit es nämlich bey ihren kleinen Stücken reicht) gehen, so verlieren sie alle Beziehung auf das Vorhergehende aus den Augen, und gehen in die weite musikalische Welt hinein, ohne vorher zu wissen, wohin sie kommen werden. Daher endigen auch ihre selbst so kleinen Melodien (meistens nur von sieben bis acht Tacten) in einem andern Schlußton, als aus dem Anfange zu erwarten war. Diese Unbestimmtheit hat sie auch verleitet, ihre Tonreihen bis zu 80 sogar zu vermehren, bloß weil sie keinen festen Grund hätten, von dem aus alles hätte abgeleitet werden müssen. Sie nahmen daher jede Seyffigur, oder jeden melodischen Satz schon als eine Tonart an, und hätten auf diesem Wege, wenn sie durch ihre einmahl angenommene Weise und durch den so kleinen Umfang ihrer Melodien nicht beschränkt worden wären, Millionen von Tonarten bekommen können.

An ein eigentliches Tonssystem ist bey ihnen, da die erste Grundlage dazu durch die mangelhaften Tonarten schon verdorben ist, gar nicht zu denken. Wenn in der einzelnen Tonart die Töne schon nicht gehörig zusammenhängen und sich nicht freundlich zu einander verhalten, die gewissermaßen nur eine Ton-Familie ausmachen, wie können mehrere Tonarten unter einander harmoniren, die sich nun zu einer ganzen aus vielen Ton-Familien bestehenden Ton-Gemeinde vereinigen sollen? Niemand kann sich ein System denken, ohne eine Uebersicht aller zur Kunst oder Wissenschaft gehörigen Theile zu haben. Ein System der Töne oder der Harmonie ist nichts anders, als eine Art von musikalisch-etymologischem Index, wodurch man den Ursprung, Zusammenhang und die Bildung aller Intervallen und Accorde erkennen kann. Wie wollten die Aegyptier, nach allem, was wir von ihnen wissen, zu einer solchen Kenntniß gekommen seyn? Was uns daher Herr Villoteau von dem Aegyptischen oder Arabischen Tonssystem sagt, hat er bloß aus alten Arabischen Manuscripten genommen, und kann vielleicht einmahl vorhanden gewesen seyn, ist aber seinem eigenen Berichten nach nicht mehr vorhanden.

Wenn in einer Kunst in den ersten Elementen schon so große Mängel vorhanden sind, wie kann es mit ihren höhern Theilen aussehen? Wo keine Grammatik ist, kann auch keine Rhetorik statt finden. Aus allem, was uns Herr V. berichtet hat, läßt sich auch nicht die mindeste Spur auffinden, daß die Aegyptier etwas von den Kunstmitteln gekannt haben, durch welche man eine aneinanderhängende, fortgehende musikalische Rede (*discours suivi*) hervorbringen kann. Von diesem höhern Theil der musikalischen Kunst scheint der Verf. selbst kaum eine Ahnung zu haben. Er hätte uns doch wenigstens sagen müssen, ob so etwas in Aegypten vorhanden sey oder nicht. Er sagt aber kein Wort

davon, und begnügt sich damit, uns bloß kleine Lieder zu geben; die meistens kaum diesen Namen verdienen. Man hat auch in Europa zweyerley Arten von Musik, die natürliche für das Volk, und die eigentliche oder so genannte künstliche (*artificiale*) für die gebildetere Classe. Sollte denn in Aegypten gar kein solcher Unterschied statt finden, oder sollte Herr B. nicht in diese gebildetere Classe habe kommen können? Rec. vermuthet aus guten Gründen, daß, wenn auch nichts sehr vollkommenes, doch wenigstens etwas von besserer Art in Aegypten unter den Vornehmern vorhanden seyn müsse. Die Sängerinnen, die sich beim Einmarsch der Buonapartistischen Armee aus Cairo zurückzogen, und ihre Kunst nicht vor die Franzosen werfen wollten, scheinen dieß zum Theil zu beweisen. Diese Classe hätte der Verf. kennen lernen müssen; wir hätten dann vielleicht ganz andere Dinge von der Aegyptischen Musik erfahren. So wie es nun ist, da er sich bloß an gemeine Musikanten gehalten hat, müssen wir freylich mit seinen Nachrichten von allen niedrigen Arten des Mißbrauchs der Musik, mit der Musik der Nachtwächter, Wasserschöpfer, Nil-Schiffer &c. verlieb nehmen, können aber doch nicht umhin, den Aufwand von Gelehrsamkeit, der allerdings im Werke enthalten ist, und die große Mühe und Arbeit, die diese Untersuchungen gewiß gekostet haben, für unnütz angewendet zu halten. Was kann es uns helfen, daß wir nun erfahren, was wir schon von vielen Reisenden wissen, daß die gesammte Musik der Aegypter nichts als Bänkelsängerey ist? Rec. würde an der Stelle des Hrn. B., sobald er gemerkt hätte, daß nichts besseres heraus käme, augenblicklich seine Hand von der ganzen Arbeit abgezogen haben. Aber man glaubt nicht, wie Mangel an Sachkenntniß irre führen kann. Amour, ein Französischer Missionär zu Peking, hat uns ein ähnliches Werk über die Musik der Chinesen gegeben,

das eben so prächtvoll gedruckt und mit einer Menge von Kupfern geziert, aber auch von eben so geringem Nutzen ist. Nicht im mindesten nützlicher ist das Werk über die Musik der Indier von *William Jones* in den *Asiatic researches*. Der Werth solcher Werke besteht bloß darin, daß uns dadurch die leichtgläubige Bewunderung benommen wird, die wir sonst vielleicht für die Künste so entfernter Völker haben würden.

Berlin.

Bei Maurer: *Curae criticae in Comicorum fragmenta ab Athenaeo servata*. Auctore *Augusto Meineke*. 1814. 76 S. in Octav.

Mit Vergnügen haben wir durch vorliegende kleine Schrift Bekanntschaft mit einem jungen Gelehrten gemacht, von welchen wir uns künftig für das Fach der Critik und alten Litteratur sehr viel versprechen dürfen. Der Verfasser, vorhin Lehrer am Conradinum in Jentau, jetzt Professor der Lateinischen und Griechischen Litteratur am Athenäum zu Danzig, zeigt sich schon jetzt als einen Kenner und Critiker der alten classischen Litteratur, und wendet besonders die Metrik, worin er sich nach Hrn. Prof. Hermann, dem dieß Werkchen gewidmet ist, gebildet hat, auf die im Athenäum vorkommenden Stellen der Griechischen Comiker an, die auch nach Schweighäusers, Jakobs und Erfurds Bemühungen noch neue Ansichten zulassen. Gelegentlich wirft er auch auf anderer Dichter und Profaisken dunkle Stellen ein wohlthätiges Licht. Man erfreut sich der Sprachkunde, Belesenheit, metrischen Einsicht und des richtigen Blickes, wovon er so viele Beweise im Buche gibt, und wenn man auch, wie natürlich ist, zumahl bey solchen Bruchstücken, gegen manche Vorschläge Einwendungen zu machen hat, und ein *Non liquet* dabey setzen muß, so wird man doch

zufrieden seyn, mit einem selbstdenkenden, oft scharfsinnigen, und wie unter andern die letzten Zeilen des Büchchens beweisen, mit einem bescheidenen Critiker — kein sehr gewöhnlicher Fall! — zu thun zu haben. Er führt selbst das Solonische Dictum an: *Ἰηραίσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διτασκόμενος*. In der Behauptung, daß die Transpositionen doch zulässig seyen, so wie in mancher aus der Metrik hergeleiteten Aenderung wird er Widerspruch finden, auch sich wohl, jedoch nicht oft, den Vorwurf der Willkühr zuziehen. Wenn unsrer Blätter Zweck es vergönnte, so könnten wir dagegen viele treffliche Verbesserungen und Bemerkungen anführen, welche uns sehr für des Verf. Talente eingenommen, und auf die neue Ausgabe der Fragmente des Menander und Philemon begierig gemacht haben, womit sich der Verf. nach S. 49 jetzt beschäftigt. Beide vorzügliche Comiker hätten schon längst verdient von einem Jakobs oder Meineke, so viel sich thun läßt, ins litterarische Leben zurückgeführt zu werden, welches Geschäft Veclerc so ungerufen vor hundert Jahren übernahm. Sehr willkommen waren uns auch viele Verbesserungen, welche nebenher die Griechische Anthologie, Archilochus (nach Liebels Ausgabe der Fragmente desselben) u. a. erhalten haben: wozu, um nur einiges zu berühren, die wohlgelungene Wiederherstellung des Anfangs der Ode von Alkman S. 29 f. gehört, wie auch Plutarch de terrest. et aquat. p. 966. a. (XIII. p. 155. Hutt.) in den Worten *καὶ σὺν μόνον καὶ ἑλαφόν*, wo, was Reiske und Wyttenbach übersehen, ohne Zweifel *καὶ σὺν μονιόν* zu lesen ist: de superst. p. 170. e. Steph. (VIII. p. 77. Hutt.) ist *καρὰ σείοντας* aus Handschriften und Sophocles Antig. 290. Erf. (291. Brunck.) statt *καρτὰ θύοντας* zu lesen, u. s. w. Hier und da hat auch die Litterargeschichte einige Erläuterung gewonnen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 5. Junius 1815.

Lund.

Von da ist uns zugekommen, und (so viel wir wissen) bey Stiller zu Rostock nun zu haben: *Stellae Nasaraeorum Aeones, ex sacro gentis Codice. Dissert. praeside Matth. Norberg pro gradu Philosophico p. p. Olof Swanander, Scanus, d. vi. Apr. clolcccxi.* 38 und wieder zweymahl 8 (zusammen 54) Seiten in Quart.

Der Titel paßt höchstens zu den letzten acht Seiten; der Inhalt umfaßt mehr. Nach der Vorrede sind es Abschnitte aus dem Buche Adams, einem der heiligen Bücher der Sabier oder Johannis Christen. Es sind fünf Abschnitte: 1. Von den abgefallenen Dämonen in den sieben Planeten, welche die Welt zum Bösen verführt haben. Es mangelt aber das vom Mond, Saturn und Jupiter gestiftete Böse, daß also entweder dieser Theil des Buchs Adams in der Handschrift defect ist, oder Herr Norberg (wie anderwärts) einiges weggelassen hat. 2. Vom Unheile, das die von bösen Dämonen bewohnten sieben Planeten durch Völker stiften. Von der Herrschaft der zwölf himmlischen Zeichen (der Widder regierte

R (4)

12,000, der Stier 11,000, die Zwillinge 10,000 Jahre u. s. w.). Die zwölf himmlischen Zeichen vereinigten sich über die Schöpfung der Thiere und Gewächse, woben jedes der schaffenden Gestirne die ihm zur Schöpfung überlassenen Dinge seinem Wesen gemäß einrichtete. Gabriel theilte darauf die Thiere nach der den Menschen zustehenden Benutzung ab. 3. Aus einem andern Kapitel nur ein Fragment, die Erschaffung Adams und der Eva betreffend, nebst dem Vorhaben der sieben Planeten und der zwölf himmlischen Zeichen, die ersten Menschen zu verführen. 4. Eine Lobpreisung Gottes, auf acht Seiten, und 5. die Aeonen, wenn wir anders mit dem Verfasser einen Nahmen brauchen wollen, der in der Zabischen Urschrift keinen Grund hat, auf acht Seiten.

Bekanntlich ist man bisher noch nicht genau unterrichtet gewesen, was eigentlich das Buch Adams enthalte: auch der Verf. gibt in der Vorrede seinen Inhalt nicht vollständig an; er nennt es bloß einen liber Adami, quippe qui, ut fides est, parenti generis humani ab Aeonum principe traditus. Sind alle die genannten Stücke wirklich aus dem Buche Adams, so ist man wenigstens über einiges seines Inhalts gewisser, obgleich noch immer der Ueberblick desselben fehlt.

Leider! aber ist es dem Verfasser nicht gefällig gewesen, uns mehr, als den rohen Abdruck der Fragmente mit einer dunkeln, oft räthselhaften Uebersetzung, ohne Berichtigung und Worterklärung des Textes, ohne Erläuterung seiner Sachen zu geben. Wer die Fragmente brauchen will, muß erst noch alle die Vorarbeiten thun, die man sonst vom Herausgeber erwartet. Die Worte sind nicht gehörig abgetheilt; die offenbarsten Schreibfehler noch nicht gebessert u. s. w. So steht S. 8 سورة ابراهيم statt سورة und سورة. Gleich darauf wie Ein

nomine her? doch nicht von לְאֹל ? steht denn לְאֹל ? und wäre es auch, so bedeutet dieses wohl post, aber deswegen nicht etwa postea für alio nomine. Wo mag die Bedeutung Lucifer für לְאֹל ? hergenommen seyn? und was soll bey Amamat die erste von den drey Noten, durch welche die ersten 38 Seiten erläutert sind, — die Frage, zu der Mosheims Lateinische Kirchengeschichte Anlaß gab, ob Amamat etwa Achamoth der Valentinianer, die Tochter der Sophia, der letzten unter der Aeonen sey? was soll diese in der Aufzählung der sieben Planeten, die von abgefallenen Dämonen bewohnt seyn sollen? Eben weil von Planeten die Rede ist, so fällt in die Augen, daß לְאֹל , wie לְאֹל bey den Juden und bey den Griechen $\alpha\tau\tau\eta\rho$, stella Veneris seyn müsse; und dadurch wird die Bedeutung aller übrigen Worte bestimmt. Sie heißen wahrscheinlich: nomen secundi (daemonis est) Spiritus scortationis, stella Veneris, quae Deliphat Ammat (vulva penis) dicitur. Der לְאֹל ? לְאֹל ? Spiritus scortationis erhält seine Erläuterung aus dem Chaldäischen לְאֹל ? scortum, prostibulum und dem Hebräischen לְאֹל ? cinaedi. Dunkler ist לְאֹל ? לְאֹל ?. Das erste Wort ist wohl $\delta\sigma\lambda\phi\upsilon\varsigma$, לְאֹל ? vulva, und daher entweder in לְאֹל ? zu verbessern oder doch damit zu vergleichen. So gefaßt wäre לְאֹל ? entbehrlich, und im Verfolge des Textes steht auch לְאֹל ? allein. Ist לְאֹל ? dazugesetzt, so läßt sich das Chaldäische und Talmudische לְאֹל ? zu Rathe ziehen, wie in der oben gegebenen Uebersetzung geschehen ist. Und diese Erklärung bestätigt auch die

Stelle, in welcher die Laster, zu denen das Gestirn, oder der Dämon des Gestirns der Venus verführt, angegeben werden: $\text{הַיּוֹצֵא לְהַטְוִי לְהַטְוִי לְהַטְוִי לְהַטְוִי}$

$\text{לְהַטְוִי לְהַטְוִי לְהַטְוִי לְהַטְוִי לְהַטְוִי}$

$\text{לְהַטְוִי לְהַטְוִי לְהַטְוִי}$, welche der Verfasser,

wenn gleich nicht genau, doch der Hauptsache nach (den Lucifer abgerechnet) richtig übersetzt: qui autem Luciferi vitae flagitiosae, incestae, lascivae, impudicae, mollis et effeminatae illecebris, velut incantamentis, genus humanum sollicitabunt.

Sprachkenner werden zugleich aus diesen Proben bemerken, daß der Zabische Dialect in dem Buche Adams sich in manchem mehr dem Syrischen nähert, als in den aus andern Zabischen Büchern bekannt gewordenen Bruchstücken. Sollten auch Herrn Norberg und seinen Schülern die Umstände nicht erlauben, solche Fragmente aus den heiligen Büchern der Zabier durch Berichtigungen und Erläuterungen, die bey einem Dialect, von dem noch Grammatik und Wörterbuch fehlen, allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden sind, allgemein les- und brauchbar herauszugeben, so wünschen wir doch, daß mit dem Abdruck der wichtigsten Abschnitte in solchen Gelegenheitschriften eifrig fortgefahen werde. So erhalten wir doch den Text: Sprachkenner, die nicht nach Oxford und Paris reisen können, um ihn aus den dasigen Zabischen Handschriften abzuschreiben, werden ihn schon gelegentlich für Sprachkunde und Geschichte verarbeiten. Und dazu geben die hier mitgetheilten Fragmente, so ungereimt auch zum Theil ihr Inhalt ist, mannichfaltige Veranlassung. Z. B. Schurel, der Nahe des Mondes in obiger Stelle, erinnert durch seine Zusammensetzung aus אור (אור taurus) und אור (אור deus) an das

taurinum caput Lunae nach Sanchuniathon beyhm Eusebius (praepar. evang. l. 10. pag. 38) ἢ δὲ Ἀστάρτη ἐπέθηκε τῇ ἰδίᾳ κεφαλῇ βασιλείας παράσημον κεφαλὴν Ταύρου u. s. w.

Mailand.

Typis Jo. Pirotae: *M. Tullii Ciceronis Trium orationum Pro Scauro, Pro Tullio, Pro Flacco partes ineditae*, cum antiquo scholiaste item inedito ad orationem Pro Scauro, invenit, recensuit, notis illustravit *Angelus Majus*, Bibliothecae Ambrosianae a linguis orientalibus. 1814. XIV und 35 S. in Octav.

Ganz unerwartet und desto angenehmer kommen uns drey neu entdeckte Fragmente aus Cicero's Reden in die Hände: wir verdanken sie dem gelehrten und thätigen Hrn. Majo, Bibliothekar der Ambrosischen Bibliothek in Mailand, der sie in einem alten Manuscripte entdeckte, welches jetzt des christlichen Dichters Sedulius Poesien enthält, also in einem Codice rescripto, von sehr hohem Alter, wahrscheinlich im zweyten oder dritten Jahrhundert nach Ehr. Geb. geschrieben; die Auskratzung und Wiederbeschreibung fällt nach Hrn. Majo ins zehnte Jahrhundert. Aus dem im J. 612 vom h. Columbanus bey Bobbio (Bobium) im Sardinischen Theile von Mailand gestifteten Benedictinerkloster (Gerbert, Papst Silvester II. war hier Abt) kam mit vielen andern Handschriften auch dieß Manuscript durch des Cardinal Friedrich Borromei's Mühe und Geld in die von ihm gestiftete Ambrosische Bibliothek zu Mailand. Wahrscheinlich ist dasselbe in dem von Muratori (Antiq. Ital. med. aevi T. III. Dissert. 43. p. 818) angeführten Cataloge der Bobbiensischen Bibliothek aus dem zehnten Jahrhundert genannt worden, und einer von den daselbst erwähnten vier Sedulii's. Man kann sich Hrn. Majo's Freude denken, als er diesen Fund machte, dieselbe, welche

Bruns und Giovenazzi im Jahre 1772 bey der Entdeckung des Fragments aus Livius 91 hatten, und welche viele andere, neulich noch der Minorite P. Seraphinus bey der Entdeckung des vierten Buchs von Cicero de natura deorum, gehabt haben wollten. Hier ist nun kein gelehrter Betrug, sondern wirkliche Wahrheit. Nur Schade, daß auch der Gewinn nicht eben sehr bedeutend ist, obgleich der Fund Achtung, ja Verehrung verdient, weil das Aufgefundene von Cicero, der unser aller Lehrer war, noch ist und seyn wird, herrühret. Es gehört zu dem großen Schätze des Alterthums, und das ist schon genug, es freundlich aufzunehmen, und dem Hrn. Majo für die Mittheilung zu danken. Am Rande zeigten sich die Titel der Werke, großer Theile der angeführten Reden. Sechs Blätter haben einen Theil der im Alterthum sehr hochgeschätzten Rede Pro Scauro, mit Scholien, viertelhalb enthalten ein Bruchstück der Rede Pro Tullio, eines Pro Flacco, auch einen Theil der edirten Rede Pro Coelio, woraus Varianten hergebracht sind. Angehängt ist, in Kupfer gestochen, specimen characteris Codicis Ambrosiani Pro Scauro. Vom Codex rescriptus hat man hier eine klare Probe, das Ausgefragte und darüber geschriebene, nebst der Probe von zwey Scholien. Jetzt sind die Blätter in Octav, vormahls waren sie in Quart, jede Seite in drey Columnen getheilt, mit großen schönen Buchstaben, die in den Scholien kleiner, zum Theil schlechter sind. Dieß theilen wir aus Hrn. Majo's Vorrede mit. Das unedirte Fragment der Rede Pro Flacco setzt der Herr Bibliothekar, wie es scheint, mit Recht vor das dritte Kapitel, wo die erste Lücke anhebt. — Sehr Schade ist es, daß der Abschreiber, der das Manuscript zum Sedulius brauchte, so willkürlich verfuhr, und bald hier bald da ein Quartblatt herausriß, um es zu seinem Vorhaben als Octavblätter zu benutzen! Daher eben kommt die

Verwirrung. Uebrigens verfährt Herr Majo sehr diplomatisch genau, zeigt die Lücken, die sich finden stets an, wie auch seine Ausfüllungen, bezeichnet, wie die alten Abschreiber auch wohl zu thun pflegten, das Unsichre mit Pünctchen, und beweiset in den Noten Belesenheit und Einsicht. Querella, apud, intellego u. dergl., was die Manuscripte darbieten, hat er große Lust wieder in Gang zu bringen: Neuerungen die oft unter uns von Fischer u. a. gemacht, aber mit Recht unbenutzt geblieben sind. Acht Scholien sind mitgetheilt, die einen nicht ungeschickten Verfasser anzeigen: ob sie aber, wie Herr Majo meint, von dem bekannten Alconius Padianus herrühren, ist zweifelhaft.

London.

Sir Edward Scott Waring's Reise nach Schiraz ist schon ehemals in diesen Blättern (1809. S. 1009) in Ermangelung des Originals nach der davon erschienenen Deutschen Uebersetzung von einem andern Recensenten beurtheilt worden. Gegenwärtig haben wir auch das Original vor uns: *A Tour to Sheeraz by the route of Kazroon and Feerözabad, with various Remarks on the Manners, Customs, Laws, Language and Literature of the Persians. To which is added a History of Persia, from the Death of Kureem Khan to the Subversion of the Zund Dynastie. By Edward Scott Waring, Esq., of the Bengal civil Establishment. 1807. 329 S. in Quart.* Das dort gefällte Urtheil, von Original und Uebersetzung müssen wir nach angestellter Prüfung völlig unterschreiben. Wir merken nur, Irrungen zu verhüten, an, daß die Londner Ausgabe eigentlich ein zweyter Abdruck der Reisebeschreibung nach einer früher in Indien erschienenen Ausgabe ist, durch den der Verf. der Fehlerhaftigkeit der ersten abhelfen wollte.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 8. Junius 1815.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 25. März, theilten die Professoren Stromeyer und Hausmann gemeinschaftlich Beyträge zur chemischen und mineralogischen Kenntniß des Arragonites mit. Zuerst trug der Prof. Hausmann einige allgemeine Bemerkungen folgenden Inhaltes vor. Die Entdeckung des Gehaltes von Kohlensaurem Strontian in dem Arragonite ist nicht allein an sich, in rein chemischer Hinsicht merkwürdig, indem sie eine bis dahin unbekante, eigenthümliche natürliche Verbindung des Kohlensauren Kalkes mit einer Substanz kennen lehrt, die sehr selten in der Natur vorkommt; sondern ganz besonders auch in mineralogischer Beziehung, indem sie einen lange ersehnten Aufschluß gibt, über die specifische äußere Differenz, von zwey übrigens dem Außern nach sehr nahe verwandten Fossilien; einen neuen, herrlichen Beleg darbietet, für die Lehre von der Wirkung der specifischen Krystallisationskraft und des charakterisirenden Bestandtheils der Mineralkörper; und indem sie endlich auch dem noch von

Manchem bestrittenem Werthe der genaueren, mathematischen Untersuchung der Krystallisation und Structur der Fossilien, eine neue kräftige Stütze gibt. Die Annahme, daß der geringe Gehalt an kohlensaurem Strontian im Arragonite nicht allein zu den wesentlichen Bestandtheilen dieses Fossils gehöre, sondern daß er sogar den charakterisirenden, Krystallisation und Structur bedingenden ausmache, muß in demselben Verhältnisse mehr gerechtfertigt werden, in welchem die Anzahl der an verschiedenen Orten vorkommenden Abänderungen vermehrt wird, in denen sich der genannte Gehalt findet.

Die Professoren Stromeyer und Hausmann legten darauf vier, von dem erstern in chemischer, von dem letztern in mineralogischer Hinsicht untersuchte Abänderungen vom Arragonit vor. Die merkwürdigste darunter war ein stänglicher Arragonit von der Blagodatskoi-Grube zu Nertschinsk in Sibirien, von welchem das academische Museum ausgezeichnete Exemplare unter den reichen Schätzen der Aschischen Schenkungen aufbewahrt, und dessen Untersuchung der Herr Hofrath Blumenbach die Güte hatte an einem der Exemplare des Museums zu gestatten. Dieser Arragonit ist dünn- und größtentheils etwas auseinander laufend stänglich abgesondert. Die Länge der einzelnen, zu dicken Massen verbundenen Stangen, beträgt an einigen Stücken beynah 4 Zoll. An den freyen Enden scheinen sie Krystallisationsflächen gehabt zu haben, die aber verbrochen sind. Der Bruch ist sehr characteristisch, unvollkommen kleinmuschlich, einer Seits in das Uebne, anderer Seits in das Splittrige sich verlaufend und wenig fettartig glänzend, von einem dem Perlmutterartigen sich etwas hinneigenden Glasglanze. Die einzelnen dünnen Stangen sind halbdurchsichtig, und bey durchfallendem Lichte beynah farblos, wogegen aber die ganze Masse eine unbe-

stimmte, blasse, grünlich- oder gelblichgraue Farbe zeigt. Die stänglichen Massen werden hin und wieder der Quer nach von ochergelben Bändern mit ocherbraunen Punkten durchsetzt, die bey genauerer Betrachtung von zersektem Schwefelkies herzurühren scheinen. — Eine zweite Arragonit-Abänderung wurde vorgelegt, die ebenfalls zur stänglichen Varietät dieses Fossils gehört, und von dem Herrn Braun, der sich mit rühmlichem Eifer den naturwissenschaftlichen und cameralistischen Studien widmet, in dem Basalte der merkwürdigen blauen Kuppe unweit Eschwege entdeckt worden war. Außerdem wurden noch zwey, von dem Hrn. Prof. Neumann in Prag dem Hrn. Prof. Stromeyer mitgetheilte Arragonite aus Böhmen vorgezeigt: ein dünnstänglicher vom Tschogauer Berge bey Aufig und ein anderer aus der Trappformation im Ellbogner Kreise bey Walfsch; welcher letztere so dünnstänglich abgefondert ist, daß man ihn auf den ersten Blick für fastrig halten sollte; wodurch denn auch der sonst gewöhnliche Glasglanz auf den Absonderungsflächen, bey diesem dem Seidenglanze etwas genähert ist; daher dieser Arragonit im Aeußeren große Aehnlichkeit zeigt mit manchem Cölestin und manchem Faserkalk.

Von dem Prof. Sausmann wurden darauf noch folgende Bemerkungen über die Verschiedenheit vortragen, welche im Aeußern zwischen dem Arragonite und dem Kalkspathe Statt findet. So sehr nahe auch beide verwandt sind, so lassen sie sich doch, wenn keine Krystallisation zu erkennen ist, dadurch unterscheiden, daß der Kalkspath, selbst wenn er stänglich ist, die ausgezeichnet späthige Textur nie ganz verliert; wogegen der Arragonit nur Spuren von Blätterdurchgängen, aber einen deutlichen, kleinemuschlichen, in das Uebne, seltener in das Splitttrige sich verlaufenden Bruch, von einem dem Glasglanze mehr oder weniger sich nähernden Fett-

glanze zeigt. Bey dem Kalkspathe gelingt es, wegen der ausgezeichnet späthigen Textur, höchst selten, einen wahren Bruch zu erhalten, der dann übrigens vollkommen muschlich und glasglänzend ist. Auch in der ganzen Bildung zeigen Arragonit und Kalk den merkwürdigen Unterschied, daß der Aggregatzustand des ersteren, so weit er wenigstens bis jetzt bekannt ist, sehr viel geringere Mannichfaltigkeit zeigt, als der des letzteren; indem bey jenem bey nahe nur ein Haupttypus, der der Prismenbildung sichtbar ist, welcher weder in den zuweilen vorkommenden, sehr langgezogenen Doppelpyramiden, noch in der stänglichen Absonderung ganz verloren gehet.

Hierauf wurde von dem Prof. Stromeyer die Analyse dieser vier neuen Abänderungen des Arragonits vorgelegt. Zufolge seiner Untersuchung sind in 100 Theilen derselben enthalten:

im Arragonite von Mertschinsk in Sibirien	von der blauen Kuppe bey Eichwege	vom Tschop, pauer Berge bey Wulfis	von Waltich im Elboge, ner Kreuze	
Kohlensaurer Kalk	98,635	97,216	98,618	99,149
Kohlensaurer Strontian . . .	1,104	2,263	1,023	0,509
Eisenoxydhydrat	0,000	0,221	0,145	0,142
Krystallisations- wasser	0,261	0,300	0,214	0,200
	100,000	100,000	100,000	100,000

Durch diese Analyse wird also aufs Neue das Vorkommen des kohlensauren Strontians in diesem Fossile bestätigt. Da sich nun dasselbe in allen bisher von dem Prof. Stromeyer untersuchten Abänderungen des Arragonits, deren Anzahl hierdurch bereits auf zwölf steigt, constant gezeigt hat, und unter den von ihm analysirten Arragoniten kaum

zwey in Rücksicht ihres Muttergesteins und der mit ihnen zugleich einbrechenden Fossilien mit einander übereinkommen, dagegen ihre Mischung durchgehends dieselbe ist, und, was diese anbelangt, die Arragonite von Auvergne und aus Spanien mit dem über 1500 Meilen davon entfernten Sibirischen von Nertschinsk völlig übereinstimmend gefunden werden; so ist es wohl kaum noch einem Zweifel unterworfen, daß dieser Mineralkörper als wesentlichen Bestandtheil neben dem kohlenfauren Kalk noch kohlenfauren Strontian enthalte, und daß in der chemischen Vereinigung der letztern Substanz mit der erstern höchst wahrscheinlich alle in der Grund seiner bisher so räthselhaften mineralogischen Verschiedenheit vom Kalkspathe liege.

Daß die Menge des kohlenfauren Strontians in verschiedenen Arragonitarten variirt, kann keinen Einwurf gegen diese Meinung abgeben, indem sie in einer und derselben Abänderung dieses Fossils unveränderlich ist, und überdem die in dieser Hinsicht Statt findenden Abweichungen zu einander in eben den Verhältnissen zu stehen scheinen, wie solchen ähnlichen Doppelverbindungen salziger Substanzen beobachtet worden sind. Vielmehr macht daher dieser Umstand es sehr wahrscheinlich, daß der kohlenfaure Kalk im Arragonite ebenfalls in verschiedenen constanten Verhältnismengen mit kohlenfaurem Strontian verbunden vorkomme, wie dieses im Bitterkalk mit der kohlenfauren Tonerde der Fall ist.

Die vier analysirten Arragonit-Abänderungen kommen ferner auch darin mit den früher zergliederten überein, daß sie neben dem kohlenfauren Strontian zugleich etwas chemisch gebundenes Wasser enthalten. Daher sie gleichfalls ein porzellanartiges Ansehen annehmen und mürbe werden, wenn man ihnen dieses Wasser durch schwaches Glühen entzieht. So sehr übrigens aber auch dieser Gehalt

an Krystallisationswasser den Arragonit vom Kalkspathe unterscheidet, und allerdings hierdurch auch eine anderweitige wesentliche Mischungsverschiedenheit zwischen diesen beiden Mineralkörpern begründet wird, welche zugleich als ein sicheres und leichtes Merkmal zur Erkennung des Arragonits benutzt werden kann, so scheint doch dasselbe keinesweges Antheil an der Structur-Verschiedenheit des Arragonits zu haben, sondern diese ausschließlich dem kohlenfauren Strontiane beizumessen seyn. Zwar bietet Gyps und Anhydrit ein merkwürdiges Beispiel von dem Einfluß des Krystallisationswassers auf die Structur von Mineralkörpern dar. Eine Thatsache, wodurch der Englische Chemiker Solme, welcher um dieselbe Zeit, als der Prof. Stromeyer den Arragonit einer neuen Untersuchung unterwarf, auch eine Analyse dieses Mineralkörpers unternahm, wovon er die Resultate der Linnéischen Gesellschaft zu London mitgetheilt hat, vermuthlich veranlaßt worden ist, eine solche Meinung auch in Hinsicht des Arragonits und Kalkspaths zu äußern, da er nicht so glücklich war, den Strontiangehalt im ersteren Fossile aufzufinden. Die große Uebereinstimmung, welche indessen offenbahr zwischen der Structur des Arragonits und Strontianits Statt findet, und welche sich durch die kürzlich im Salzburgerischen gemachte Entdeckung von Strontianiten mit vollkommener Arragonitkrystallisation völlig zu bestätigen scheint, spricht ganz dafür die auffallende Verschiedenheit der Structur, wodurch der Arragonit sich vom Kalkspathe unterscheidet, vom kohlenfauren Strontian abzuleiten. Das Wasser scheint demnach in dieser Mischung vielleicht nur ein notwendiges Verbindungsmittel zwischen dem kohlenfauren Kalke und dem kohlenfauren Strontian auszumachen.

Daß in dem Sibirischen Arragonite auch nicht eine Spur von Eisenoxyd enthalten ist, obgleich das-

selbe im Zustande von Hydrat sichtbar auf einigen Ablösungen der Krystalle eingemengt vorkommt, bestätigt die schon früher von dem Prof. Stromeyer in Betreff des Eisengehalts dieses Fossils geäußerte Vermuthung, daß dieses Metalloryd sich nicht als kohlensaures Eisen mit dem kohlen sauren Kalke wie der Strontian chemisch verbunden in demselben befinde, und also nicht wesentlich zur Mischung des Arragonits gehöre, sondern darin bloß mechanisch als Hydrat zwischen einzelnen Krystalllamellen eingeschlossen angetroffen werde.

Was die von dem Prof. Stromeyer bey der Analyse dieser Arragonitarten befolgte Methode anbelangt, so bemerkt derselbe, daß er auch dieses Mal von dem früherhin von ihm in Anwendung gebrachten Verfahren Gebrauch gemacht, und die Scheidung des Strontians vom Kalke aus der vollkommen gesättigten und bis zur völligen Trockne abgerauchten salpetersauren Arragonit-Auflösung mittelst absoluten Alkohols bewerkstelligt habe. Diese Methode gewährt seinen Versuchen zufolge noch immer die vollständigste Scheidung dieser beiden Salzbasen. Da indessen dieser Methode an Leichtigkeit der Ausführung und auch selbst an Schärfe, wenn man nicht mit aller erforderlichen Umsicht dabey verfährt, noch manches abgeht, so hat derselbe auch bey dieser Gelegenheit nicht versäumt, andere Methoden zu versuchen, und insbesondere gesucht durch schwefelsaure Salze den Strontian vom Kalke zu trennen. Der Erfolg hat indessen keineswegs seinen Erwartungen entsprochen. Der künstlich dargestellte schwefelsaure Strontian scheint nicht die Schwerauflöslichkeit des natürlichen zu besitzen, und daher nicht schwer auflöslich genug zu seyn, um ihn vermöge dieser Eigenschaft vom Gyps abzufondern. Ein Umstand, der ohne Zweifel wohl der geringern Verdichtung und der größern mecha-

nischen Zertheilung der künstlichen Mischung der Schwefelsäure mit dem Strontian zuzuschreiben ist, und gewiß nicht von einer wesentlichen Verschiedenheit zwischen beiden abhängt, welches um so wahrscheinlicher wird, da man bereits auch bey mehreren andern Substanzen ähnliche Erfahrungen über einen solchen Cohäsions-Einfluß gemacht hat.

Zum Schluß ertheilte der Prof. Stromeyer noch aus verschiedenen von den Herren Lamy, Schweigger, Gmelin, Vogel und Gay-Lussac kürzlich erhaltenen Briefen Nachricht von der Wiederholung seiner frühern Analyse des Arragonits durch die Herren Gehlen, Laugier und Vauquelin und der völligen Uebereinstimmung der von diesen Chemikern erhaltenen Resultate mit dem seinigen; wodurch also die ihm zuerst von Hrn. Buchholz (dessen Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1814. Seite 32), und nachgehends auch von mehreren andern Chemikern, denen die Auf- findung des Strontians im Arragonite nicht sogleich hat glücken wollen, über die Richtigkeit seiner Versuche gemachten Einwürffe vollends widerlegt werden, und die über die Natur der Arragonits vorgetragene Meinung eine neue kräftige Stütze erhält.

Zu G. 753. Z. 20.

Der in den Proceedings of the Association for Promoting the Discovery of Africa nicht genannte Deutsche Reisende ist, wie der Rec. von einem seiner Freunde und Collegen belehrt wird, Hr. Burckhardt. Nachdem er sich zwey Jahre lang auf Kosten der Africanischen Gesellschaft zu London aufgehalten und zu seiner Reise vorbereitet hatte, ist er im Februar 1809, und zwar zunächst nach Syrien, abgegangen. Herr Köntgen trat erst seine Reise im März 1811 nach Mogador an, und zwar ganz unabhängig von der African Association.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 10. Junius 1815.

Edinburgh und London.

Ben Eaing, Constable, Deas, Davies &c.: General View of the natural History of the Atmosphere, and of its Connection with the sciences of Medicine and Agriculture, including an Essay on the Causes of Epidemical Diseases, by *Henry Robertson*, M. D. 1808. Vol. I. 403 S. Vol. II. 406 S. in Octav.

Wenn wir gleich in dieser Schrift eben keine neuen und eigenthümlichen Ansichten über die darin behandelten Gegenstände bemerkt zu haben glauben, so empfiehlt sie sich doch durch eine gute Zusammenstellung des bereits bekannten, so weit es insbesondere dem Arzt, dem Deconomen und Liebhabern der Naturwissenschaft überhaupt interessant seyn kann, zu wissen, auf was für mancherley Art die Functionen des thierischen Körpers, der Pflanzen und überhaupt der organischen Natur, durch die Constitutionen der Atmosphäre modificirt und durch äußere Einwirkungen bald mehr bald weniger in abnorme Zustände versetzt werden können. Und hat es keine Richtigkeit, daß solche Zustände von ungewöhnlichen Einflüssen des Luftkreises abhängen, so muß eine nähere Kenntniß derselben selbst für die Ausübung

der Arzneykunst, der Oeconomie, Botanik, Forstwissenschaft u. dergl. von Wichtigkeit seyn. Daher wird dieses Buch, so unvollkommen auch noch mehrere hierher gehörige Untersuchungen sind, doch manchen Stoff zum Nachdenken, und zu weiterer Vervollkommnung der darin vorgetragenen Lehren darbieten, und so von jedem, dem obgedachte Wissenschaften am Herzen liegen, mit Nutzen gelesen werden können. Da außer den ponderablen, wesentlichen oder zufälligen Bestandtheilen unsers Luftkreises, die Imponderabilien in mehr oder minder freyem Zustande, eine höchst wichtige Rolle bey jenen Einwirkungen des Luftkreises spielen, so war es der Ordnung gemäß, daß der Verfasser zuerst das Allgemeine von Licht, Wärme und Electricität, als Einleitung zum bessern Verständnisse des folgenden, vorausschicken mußte, und dieß macht denn den Gegenstand des ersten Kapitels und zwar des ersten Theiles dieser Schrift aus, welcher sich bloß mit der Naturgeschichte unseres Luftkreises beschäftigt. Daß Licht und Wärme eigenthümliche Stoffe sind, kann man als die wahrscheinlichste Hypothese dem Verf. wohl zugeben, wenn man die mancherley chemischen Verhältnisse des Lichts und der Wärme in Betrachtung zieht. Daß aber nach Herschels Versuchen, von der Sonne unmittelbar auch Wärmestrahlen ausfahren sollen, ist bey weitem noch keine so ausgemachte Sache. Ueber die verschiedenen Begriffe von der Wärmeleitung, hat sich der Verf. auch nicht genau erklärt, und wenn er behauptet, daß ein dichterere Körper in der Regel ein besserer Wärmeleiter als der lockere sey, und daselbe auch der Fall sey bey Körpern, deren Volumen durch die Wärme leicht abgeändert werde, so hat dieß in jeder Bedeutung der Wärme-Leitungskraft sehr große Ausnahmen. Durch durchsichtige Körper bewege sich die Wärme strahlend wie das Licht. — Daß dieß nur von einem sehr unbedeutenden Theile der Wärme gesagt werden könne, ist bekannt, der

größte Theil der Wärme wird durch Anziehungsgesetze so modificirt, daß sie ihrer Strahlung nicht folgen kann, und sich daher nur atmosphärisch verbreitet. Von der Electricität hat der Verf. nur sehr wenig bengebracht, und, was er davon sagt, ist Fränklinisch und bey weitem nicht hinlänglich, die electricischen Phänomene des Luftkreises zu entwickeln, die jedoch in ihrer vollständigen Darstellung auch wohl nicht in den Plan des Verf. zu gehören scheinen. Im zweenen Kapitel betrachtet er die physischen Eigenschaften der Atmosphäre, Farbe, Flüssigkeit, Dichte, Elasticität, Druck derselben; von den Barometerveränderungen, von der Temperatur des Luftkreises, und dem Verhalten derselben in den verschiedenen Erdstrichen, von den Veränderungen des physischen Klima u. dergl. Daß die Lufttheilchen elastisch seyen vermöge einer eigenthümlichen Repulsivkraft derselben, und daß sie sich vermöge dieser Kraft in den unendlichen Raum zerstreuen würden, wenn sie nicht durch die Schwerkraft zur Erde gehalten würden, ist eine von Neuton erborgte Hypothese, welcher durch Rechnung gezeigt habe, daß wenn die Theilchen eines Körpers sich mit einer Kraft abstoßen, welche in dem umgekehrten Verhältniß des Abstandes dieser Theilchen vom Mittelpunct ihrer Entfernung stehe, ein solcher Körper als eine Flüssigkeit erscheinen müsse, deren Dichte und Elasticität in dem umgekehrten Verhältniß des Gewichts stehe, womit dieselbe zusammengedrückt werde, wie das bey unserer Luft der Fall sey. Weit einfacher ist die Erklärung der Elasticität der Luft, wenn man sie von dem Bestreben der Lufttheilchen; sich nach Verhältniß ihrer Wärme-Capacität beständig mit einer bestimmten Quantität von Wärmestoff zu sättigen, ableitet. Wird Luft zusammengedrückt, so setzt sie der Erfahrung zufolge einen Theil ihres specifischen Wärmestoffs ab, und läßt man mit dem Drucke nach, so bemächtigt sie sich wieder der vori-

gen Quantität von Wärme, wodurch sie sich denn wieder in den vorigen Raum ausbreitet. Der Wärmestoff selbst, welcher in die zusammengedrückte Luft einzudringen strebt, um die Lufttheilchen wieder zu sättigen, wäre dann die ausdehnende Kraft, welche sich der zusammendrückenden entgegenstellt. So wirkt der Wärmestoff wie Flüssigkeiten überhaupt, welche in die Zwischenräume von Körpern eindringen. Bey Erklärung der Barometerveränderungen hält sich der Verf. an die gewöhnlichen Vorstellungen, scheint aber den Hauptpunct nicht zu berücksichtigen, daß die Barometer-Veränderungen nur durch partielle Luftströme, d. i. solche, welche nicht durch die ganze Höhe der Atmosphäre sich erstrecken, genugsam erklärt werden können. (M. s. hierüber umständlich J. L. Mayer's Lehrbuch der Meteorologie S. 165 u. f.) Die verschiedenen Zustände des Luftkreises in Rücksicht der Temperatur behandelt der Verf. fast ganz nach Kirwan's hieher gehöriger bekannter Schrift. Es hätte hiebey noch manches näher bestimmt und erörtert werden können. Es sey wahrscheinlich, daß die merkwürdigen Änderungen des physischen Clima periodisch seyen, und mehr von der Einwirkung der Planeten auf unseren Erdkörper, als von der Cultur des Bodens abhien-gen. Das dritte Kapitel behandelt die Meteorologie. Zuerst über den Proceß der Verdunstung, dann vom Regen, von Schnee und andern wasserreichen Lufterscheinungen, im Ganzen eben nicht sehr befriedigend, indem auf die Wirkung der Luotelectricität, und der mit den Wasserdämpfen selbst verbundenen Electricität bey weitem nicht genug Rücksicht genommen wird. Die wahrscheinlichste Theorie der Aerolithen sey, daß sie von Stoffen herrühren, welche durch unsere Vulcane selbst ausgeworfen werden.

Der zwente Theil behandelt im ersten Kapitel die chemischen Eigenschaften der Luft. Von der Eudio-

metrie, vom Verbrennungsproceſſe, von den Subſtanzen, welche aus der Verbindung des Sauerſtoſſs und Stickſtoſſs entſtehen, vom Sauerſtoſſgas, vom Nitrogengas (Salpeterſtoſſgas, Stickgas), vom kohlenſauren Gas. Der Verf. beſchränkt ſich vorzüglich auf dieſe Gasarten, weil ſie die Hauptrolle in dem Luſtkreiſe ſpielen. Die beſte Art, die Quantität des Sauerſtoſſs in einem Volum atmosphäriſcher Luſt zu erfahren, beſtehe in der Anwendung des Phosphors, als Eudiometriſcher Subſtanz, worin wir auch nach unſern Erfahrungen dem Verf. beſtimmen, doch nur unter der Vorausſetzung einer langſamen Verbrennung des Phosphors (dem bloßen Leuchten deſſelben) in der zu prüfenden Luſt. Dem Voltaſchen Eudiometer iſt der Verf. nicht günſtig, aber den Gründen, warum er es nicht iſt, dürften ſich doch noch triftigere hinzufezen laſſen. Bey der Lehre von der Verbrennung gibt der Verf. mehrere Gründe an, woraus der Satz hervorgehen ſoll, daß die bey den Verbrennungs- (Oxidations-) Proceſſen erzeugte Quantität von Wärme und Licht nicht bloß aus dem Sauerſtoſſgase abgeſchieden werde. Er hält vielmehr dafür, daß auch der verbrennende Körper ſelbſt, indem er ſich mit dem Oxygen der Luſt verbindet, und dadurch eine Verminderung der Wärme-Capacität erfährt, einen Theil ſeines latenten Wärmestoffs abſeze, worin er vielleicht nicht unrecht hat, wenn man an manche Entzündungsproceſſe, woben die atmosphäriſche Luſt keinen Zutritt hat, z. B. des Schieſſpulvers unter Waſſer durch Hülfe eines electriſchen Funkens u. dergl. denkt. Daß die in der Atmosphäre vorkommenden Gasarten mechanisch gemiſcht ſeyen, wie Dalton will, iſt dem Verf. nicht wahrſcheinlich. Ob indeß die conſtituirenden Beſtandtheile der Atmosphäre, Sauerſtoſſ und Stickſtoſſ, ſich in einer wirklichen chemiſchen Verbindung befinden, die atmosphäriſche Luſt alſo gleichſam in einer Gasart von doppelter Baſis beſtehe,

ist eben so wenig zu behaupten. Das wahrscheinlichste bleibt, daß jeder der angeführten Bestandtheile für sich in Luftform existirt, die gleichförmige Verteilung in die untern und höhern Luftschichten aber durch Cohäsionsgesetze bewirkt wird, wodurch die schwerere Gasart verhindert wird sich nach den Gesetzen des specifischen Gewichtes von der leichtern zu trennen, so wie dieß der Fall bey mehreren gemischten Gasarten ist. Der dritte Theil dieser Schrift handelt von der Anwendung der bisherigen Lehren auf die Functionen des thierischen und Pflanzenkörpers. Erstes Kapitel. Von der Respiration, von der Temperatur des lebenden Körpers, vom Einflusse der Luft auf die Vegetation, von dem Einflusse derselben auf den todten organischen Körper, von der Fäulniß, der Gährung u. dergl. In der Lehre von der Respiration hat der Verf. alles ziemlich gut in einer Uebersicht dargestellt, was über diesen wichtigen Gegenstand, bis zur Zeit da dieß Buch die Presse verließ, geschrieben worden ist. Doch bleiben auch nach neuern Untersuchungen noch manche Schwierigkeiten zurück, worüber man in einer die thierische Chemie betreffenden Abhandlung von Berzelius in Schweiggers Journal der Chemie Band XII. Heft 5. das weitere nachsehen kann. Im zweyten Kapitel handelt der Verf. vom Einflusse des Klima auf Thiere und Pflanzen; Bemerkungen über die climatischen Krankheiten, ihre Abhängigkeit von den verschiedenen Zuständen der Temperatur, des Drucks, der mehr oder mindern Feuchtigkeit der Atmosphäre in diesem oder jenem Klima, und der electricischen Beschaffenheit desselben. Drittes Kapitel. Von der Natur und dem Einflusse fremdartiger Stoffe in der Atmosphäre auf Thiere und Pflanzen, von epidemischen Krankheiten, von der Ansteckung. Alles hieher gehörige, so weit wir es bis jetzt kennen, mit Auswahl und Beurtheilung zusammengetragen, und mit zweckmäßigen Beyspielen erläutert.

Palermo.

Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae ineunte saeculo XIX ex observationibus habitis in specula Panormitana ab anno 1792 ad annum 1813. Ex regia typographia militari. 1814. 187 S. in Folio. (Preis, in Florenz bey Molini, Landi und Co., 30 Lire.)

Seit der Erscheinung des berühmten Piazzi'schen Sternverzeichnisses von 1803, der Frucht einer ununterbrochenen zehnjährigen angestregten Arbeit, waren die Fixsternbeobachtungen auf der Palermer Sternwarte theils von Piazzi selbst, theils von seinem geschickten Gehülfen Nicolao Cacciatore, beständig fortgesetzt, erweitert und selbst neu begründet, indem die Fundamentalrectascensionen von α im Adler und α im kleinen Hund durch unmittelbare Vergleichung mit der Sonne fest gestellt wurden. Der vorliegende neue Catalog liefert nun die vollständige Ausbeute der ganzen zwanzigjährigen Arbeit, die Stellungen von 7646 Fixsternen mit aller der Schärfe bestimmt, welche der heutigen beobachtenden Astronomie erreichbar ist.

Eine besondere Sorgfalt hat Piazzi in diesem classischen Werke auch der eignen Bewegung der Sterne gewidmet. Er hat dabei vorzüglich die Beobachtungen von Mayer und Bradley zum Grunde gelegt, sehr häufig auch die Vergleichung seiner eignen Beobachtungen unter sich mit zu Rathe gezogen. Die Stellungen von 1041 Sternen für 1756, wie sie ein anderer Gehülfe Piazzi's Joseph Pilati zu diesem Behuf aus Bradleys Beobachtungen reducirt hat, sind am Schlusse des Werks beigefügt.

Die jährliche Präcession der Sterne wurde nach folgenden Formeln berechnet:
 in gerad. Aufsteigung $46''0395 + 20''0642 \sin \alpha \operatorname{tang} \delta$
 in Declination . . $20''0642 \cos \alpha$

welchen Zahlen die jährliche Unisolarpräcession in der Länge $50''388$, die jährliche Bewegung der Aequinoctialpuncte auf dem Aequator vermöge der Planetarischen Einwirkungen $0''1814$ und die mittlere Schiefe der Ekliptik für 1800, $23^{\circ}27'55''5$ zum Grunde liegen. Diese Bestimmungen kommen sehr nahe mit denen von Bessel überein. (M. s. das 19. Stück unsrer Blätter 1814.)

Das Aeußere des Werks ist zwar des innern Werthes nicht unwürdig, jedoch der Druck etwags öconomischer eingerichtet als bey dem Verzeichniß von 1803. Die scharfe Angabe der geraden Aufsteigungen ist bloß in Bogen angefügt, die in Zeit bloß auf Minuten. Alle Sterne sind nach ihren geraden Aufsteigungen geordnet, in 24 Stunden abgetheilt, und in jeder einzelnen Stunde mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet. Bey allen Sternen, die besondere Nahmen haben, sind diese vorzüglich aus Ulugh Beighs Verzeichniß beygefügt, dagegen aber bey solchen Sternen alle weitere Bezeichnung weggeblieben. Dieß letztere will uns nicht gefallen, und wir glauben, daß alle Astronomen es unbequem finden werden, statt der ihnen geläufigen Bayerischen Buchstaben und Flamsteadschen Zahlen nur die ihnen fast sämmtlich fremden Arabischen Nahmen anzutreffen.

Am Schluß jeder einzelnen Stunde finden sich immer reichhaltige Anmerkungen über eine Menge der darin vorkommenden Sterne.

Nachdem der Catalog schon ganz vollendet und selbst abgedruckt war, machte Piazzi noch die Vergleichung mit den Verzeichnissen der Zodiakalsterne von Zach und Barry's; die Uebereinstimmung mit dem erstern war fast durchgehends sehr groß; hingegen fanden sich bey den Mannheimer Declinationen häufigere und bedeutendere Unterschiede, wovon indessen nur die größten in ganze Minuten gehenden hier angeführt sind.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 10. Junius 1815.

Jena.

Von Fr. Frommann: Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums. Von Heinrich Luden, in Jena. Auch unter dem Titel: Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums. Bon ic. 1814. 16 und 588 Seiten in Octav.

Dieser erste Theil des vorliegenden Werks enthält nach einer Einleitung, oder allgemeinen Vorbemerkungen bis S. 36, in fünf Büchern die Geschichte der alten Welt bis zum Untergange des westlichen Reichs, 476 nach Chr. Geb. Die allgemeinen Vorbemerkungen enthalten viel Wahres über das Wesen und den Werth der Geschichte, über academische Vorträge der Geschichte, über die gewöhnlichen Meinungen vom Sinn und Zwecke des menschlichen Lebens: Ansicht vom Wesen und Gange des Lebens, die dieser Darstellung der Geschichte zum Grunde liegen wird ic. Indem der Verf. die drey Meinungen von der Bestimmung unsers Geschlechts in seinem irdischen Daseyn verwirft, stellt er eine andere auf,

U (4)

die ihre Vorzüge hat. Die erste Meinung setzt die Bestimmung unsers Geschlechts darin, daß es ein vollkommenes durchaus vernunftgemäßes Leben erreichen, ein Zeitalter allgemeiner und gleicher Bildung, des ewigen Friedens und vollendeter Einheit verwirklichen solle. Der Gang des Lebens im Großen und Ganzen ist demnach ein beständiges Fortschreiten nach diesem Ziele, und die Natur des Geistes die eine solche Fortentwicklung nothwendig macht, das uns zum Handeln treibende Gewissen, unser Streben nach dem Bessern, die in der ganzen Welt sich zeigende Weisheit, selbst der Glaube an Gott sprechen zusammen für dieß Fortschreiten der Menschheit. Hiegegen führt der Verf. an, daß diese Meinung in einen doppelten Widerspruch gerathe, indem sie das Leben in ein Zeitalter der Vollendung endigt, und zugleich die Bestimmung des menschlichen Geschlechts hinter das Leben desselben drängt, da doch ja überall diese Besserung erfüllt werden muß, wo Vernunft als das Wesen, zum Daseyn kommt, oder erscheint. Die Sehnsucht nach dem Bessern hebt diese Widersprüche nicht; der Historiker bemerkt ferner, daß die Vergangenheit einem solchen Fortschreiten widerspreche, und nichts als Geburt, Daseyn und Tod zeige, und der Geograph beweiset aus der Beschaffenheit mancher Gegenden der Erde, daß da keine andere Kultur als die einmahl vorhandene Statt finden könne. Ob diese Einwürfe allen befriedigend erscheinen werden, lassen wir auf sich beruhen, können aber nicht umhin für uns sie gut ausgedacht zu finden. Die zweite Meinung ist klarer Determinismus: wir müssen um Eins zu seyn mit der übrigen Welt, den Naturgesetzen folgen, und nur Wilde und Kinder sind glücklich; je mehr Kultur des Geistes, desto mehr Unglück. Mit Recht verwirft der Verf. diesen Wahn, als vernunftwidrig und widersprechend, und unreligiös, so wie die dritte,

nach welcher keine Einheit im Leben des menschlichen Geschlechts, und darum keine Bestimmung der Menschheit, folglich im Ganzen kein Fortschritt, kein Rückschritt Statt findet, sondern ein beständiger Kreislauf, Wirken, Daseyn, Verschwinden. Dagegen zeigt der Verf. sehr genügend, nur für ein Compendium viel zu analytisch, daß das Leben der Menschheit als auf der Entwicklung der Vernunft im Menschen beruhend, fortgehende unendliche Erkenntniß Gottes in der Natur und in ihrem der Menschheit eigenen Leben sey, wachsender Verstand Gottes. Einen andern Zweck hat das Leben nicht, das Leben ist sich selbst Zweck. Sobald sich Vernunft im Menschen zeigt, und außerdem ist er nicht Mensch, wird er nothwendig zu Gott gezogen, der die Einheit der Vernunft und der Sinnenwelt möglich macht. Natur und Menschen können ihm nie genügen: er sucht stets in der Schöpfung den Schöpfer. Der Mensch bildet sich durch Geselligkeit aus: Gedanken und Ideen theilen sich mit, erben fort, hier mehr, dort weniger, und in dem Sinne gibt es eine Fortschreitung der Menschheit, welches im Großen und Ganzen erkannt werden kann. Der Verfasser beschränkt sich zumeist (vorzüglich) auf die Geschichte der Staatsverhältnisse, und geht höchstens ein auf den Zusammenhang derselben mit den eigentlichen Culturzweigen, um das Eine durch das Andere verständlicher zu machen. Ganz richtig wird, nach der Natur der Sache, die alte Geschichte (im Ganzen) ethnographisch, die Geschichte seit den Germanen hingegen synchronistisch erzählt; bey den alten Völkern fehlt die Einheit in Sprache, Sitten, Verfassung u., die sich bey den Germanischen Völkern findet. Das erste Buch umfaßt die Asiatischen, das zweyte Buch die Africanischen Staaten, das dritte Buch Griechenland und Macedonien, das vierte Buch die Römische Republik, das fünfte Buch die Römischen Impera-

toren. Man sieht es dem Werke sehr wohl an, daß es theils zur Zeit des Druckes, der auf Deutschland lastete, theils nachher verfaßt wurde. Es kommen in allen fünf Büchern Anspielungen genug vor, welche die Inquisition sehr leicht auf die Zwingherrschaft beziehen konnte, welche aber den patriotischen Sinn des Verf. bewähren, und zu seiner Ehre gereichen. Daß der Verfasser stets den Gedanken fest gehalten habe, er schreibe einen Grundriß, ein Compendium, kann man wohl zugeben, und was er darüber vorbringt, wie es beschaffen seyn müsse, ist sehr richtig. Gleichwohl scheint es dem Rec., der übrigens kein academischer Lehrer ist, daß die allgemeinen Betrachtungen, Ansichten u. die hier dargestellt werden, viel kürzer und mit der Hinsicht, daß die Zuhörer über die Geschichte schon auf den Schulen Vorträge gehört, hätten dargelegt werden können: wiewohl freylich jeder Lehrer seinen Kreis am besten beurtheilt, und sich demnach über das Wieviel oder Wiewenig nicht aburtheilen läßt. Daß indeß die bestimmten Quellenangabe, mit Ausnahme dessen was in den Vortrag verwebt ist, ganz mangelt, möchte wohl nicht zu billigen seyn, und Rec. wünscht, daß dieser Mangel bey einer zwayten Auflage verschwinden möge. Alsdann möchte auch über manches, wovon hier nichts vorkommt, als über Geschichtschreibung, historische Kunst, Chronologie u. das Nöthige nachzuhohlen seyn. Manches ist uns aufgefallen, wovon wir einiges angeben wollen: Der Verf. findet es unwahrscheinlich, daß die Phönicier (S. 55 f.) die Handelspolitik beobachtet, und die Dertter verschwiegen hätten, woher sie Zinn und Bernstein gehohlet: dieß letztere mußten sie selbst nicht, und Nebenbuhler hatten sie auch nicht, meint der Verfasser. Aber läßt sich nicht einwenden, Griechen und Karthager waren doch wohl ihre Rivalen, und daß sie über Portugall regelmäßig hinausge-

Kommen, um Zinn und Bernstein zu hohlen, darauf führt ihr Handelsgeist und alte Traditionen, die bey Voehart und Gesner gesammelt und außer andern von unserm Hrn. Hofr. Zeeren benützt sind? Geschicht ist die Darstellung der Asiatischen ic. Geschichte. Belesenheit und trefflicher Gebrauch des Vorgefundenen zeigt sich überall. Neko's Umschiffung Africas bezweifelt er, schwerlich mit Recht. Was über die Mythologie gesagt wird S. 192 ff. hätte einfacher gesagt werden müssen, wenn es deutlich seyn sollte. Unklar ist z. B. der Satz: das Leben strebte sich selbst in ihnen (den Mythen) zu begreifen. Dergleichen, was an den Klingklang einer neuen Schule streift oder mahnt, wäre vortheilhafter vermieden worden. Sollten die Ausdrücke: anheimen, ausheimen, die Weisheit ausleben, der Geist lebt sich aus ic. wohl das Bürgerrecht verdienen, da wir schon dafür ansiedeln, auswandern ic. haben? Sollte es nicht sprachgemäßer seyn, Einmahl für erstlich zu vermeiden? Die Darstellung der Griechischen und Macedonischen Geschichte wird des verdienten Beyfalls nicht ermangeln. Mit fester Hand werden Encurgus, Solon, Pericles, Philipp, Alexander, Demosthenes u. a. geschildert: ruhiger Ernst, richtig angewandte Psychologie, unbestochne Wahrheitsliebe, warmes Gefühl für das Schöne und Gute zeichnen sich überall aus. Auch die Darstellung der Römischen Geschichte hat ihren vorzüglichen Werth. Doch um auch einiges hier zu erinnern: Daß die Tribunen durch den Vertrag auf dem heiligen Berge berechtigt worden, die ganze Plebejische Gemeinde sonder Gefahr zu versammeln (S. 349) lehrt der Vertrag (leges sacratae) nicht. S. 400 wird es in jeder Rücksicht verständig genannt, daß Philipp sich mit Hannibal verbündete; S. 176 heißt es eine unnatürliche Bestrebung, vermuthlich durch einen Druckfehler, deren es nicht viele im

Buche gibt. Sehr geschickt sind die Geschichten von Syrien zc. als Episoden eingewebt. Die Geschichte der Deutschen wird im zweiten Bande vorkommen.

Paris.

Ben Didot: *Monumens anciens et modernes de l'Indoustan en cinq cent - cinquante Planches, decrits avec des recherches sur l'epoque de leur fondation, une notice géographique et une notice historique de cette contrée par L. Langlès membre de l'Institut royal de France etc. Le Dessin et la Gravure par A. Boudoville. Siebente Lieferung. Klein Folio. 1814. (S. diese Anzeigen vom Jahre 1814. St. 144. 145. S. 1433 - 1445.)*

Der Text dieser neuesten Lieferung geht von S. 61 - 76, und die Zahl der Kupferstiche von Tab. XXXV - XL. Der Verf. nimmt den Faden der Erzählung, wo er ihn fallen ließ, wieder auf, und entwirft uns ein sehr anschauliches Gemälde der Stadt Madras und ihrer Umgebungen. Ein in der Nähe derselben liegendes Kloster für Römisch-katholische Geistliche bestimmt, in welchem aber gegenwärtig nur noch wenige Individuen der Römischen Kirche ein kümmerliches Leben führen, ist durch die Sage merkwürdig, daß es von dem Apostel der Indier, dem heil. Thomas errichtet seyn soll. Diese, von dem Vater auf den Sohn vererbte Sage, hat zu ganz sonderbaren Ideenverbindungen Anlaß gegeben, indem man in dem Rahmen Thomas eine Aehnlichkeit mit dem Beynahmen des Buddah-Gautama oder Gautamé, — der etwa drey bis vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung ebenfalls als der Stifter oder Verbreiter einer neuen Lehre in Indien und Tibet erschien, — hat finden wollen. Zwey Meilen gegen Abend von Madras dehnt sich eine Ebene aus, welche die Tchoultry-Ebene von

den Gebäuden genannt wird, welche man daselbst für die Bedürfnisse der Reisenden erbaut hat. Hier befindet sich auch ein Landhaus für den Gouverneur, und ein prachtvolles Gebäude, welches unter dem Namen Pantheon, den herrlichsten Versammlungs- und Tanz-Saal enthält, und selbst den Palast des Gouverneurs verdunkelt. Diese Assembly-rooms and Race ground, wie Daniell ihre Abbildung bezeichnet hat, können mehr als tausend Personen fassen, und sind im Jahre 1812 vom Lord Cornwallis zum Andenken seines Sieges über Tippou, und der Eroberung von Maifour erbaut worden. Im Innern dieses Pantheon bewundert man eine, auf 30 Fuß hohen Säulen ruhende Galerie; der ganze Saal, ja fast das ganze Gebäude ist mit Thouna, oder mit dem Kalk überzogen, der dem schönsten weißen Stuck ähnlich, das Auge noch mehr als der glänzendste Marmor ergötzt. Ueber dem Pantheon erhebt sich eine Terrasse mit einer Brustwehr. Man glaubt, daß der Baumeister den Thurm der Winde zu Athen, von dem man in Stuarts bekanntem Werke die genauesten Copieen findet, zum Vorbilde genommen habe. Außer dem Ballsaal enthält der Pantheon ein schönes Theater, Spielzimmer und Altane. In der kühlen Jahreszeit werden monatlich regelmäßig die glänzendsten Bälle gegeben. Unweit des Pantheon liegt die Rennbahn, — Mount-road, — zu welcher eine schöne Allee von gelb blühenden Tulpenbäumen führt, und wo man das Monument des Lord Cornwallis antrifft, das, obgleich in einem schlechten Geschmack vollendet, dennoch unermessliche Summen gekostet haben soll. Es gehört zum guten Ton der großen Welt, daß die Reichen zu Madras, beyderley Geschlechts, in kostbaren Equipagen oder auf Arabischen Pferden, von denen manche mehrere tausend Rupien kosten, diesen Mount besuchen, um in einem schim-

mernden Gepränge ihre Langeweile zu verbergen. Die so genannte schwarze Stadt liegt nördlich von Madras, und wird nur von Hindostanischen Kaufleuten und Mahomedanern bewohnt; doch haben sich auch Armenier, Mauren und selbst Engländer hier angesiedelt. Das bunte Gemisch von Häusern und Hütten wird seit dem Jahre 1768 durch eine Mauer ohne Graben gegen den unerwarteten Angriff eines streifenden Cavalleriecorps geschützt. Für die Armenier ist hier eine Kirche, und für die Mohomedaner eine Moschee mit stolz sich erhebenden Minarets von dem unglücklichen Mohamed Aly, ehemahligen Nabob von Karnate errichtet worden. Die schwarze Stadt ist ungefähr 3 - 400 Schritte von dem Fort George, oder der eigentlichen Stadt Madras entfernt, und dieser Zwischenraum bietet dem Auge eine große Ebene dar, wo der Tchina bazar, oder der Markt für alle Chinesische und Europäische Waaren, gehalten wird. Dieser Bazar nebst der schwarzen Stadt gaben wahrscheinlich der Stadt Madras ihr Daseyn, die, wie man weiß, ums Jahr 1636 errichtet wurde, anfänglich den Nahmen Tchina patnam (die Chinesische Stadt) führte, und endlich den Nahmen Fort George erhielt. Das Fort ist von einem vortrefflichen Englischen Ingenieur Robin erbaut worden. Pl. XXXIV. stellt den Eingang in das Fort gegen Abend dar. Außer dem Palast des Gouverneurs befinden sich in demselben die Wohnungen aller Bedienten der Compagnie, die Casernen, die öffentlichen Gebäude, 4 - 500 Magazine, und die kostbaren Waarenlager der reichen Britischen und Armenischen Kaufleute, die nur der wichtigsten Geschäfte wegen von 9 Uhr Morgens bis Nachmittags um 4 Uhr das Fort besuchen, und hierauf nach ihren Landhäusern auf der Tchoultryp-Ebene zurückkehren. Pl. XXX. und XXXI. stellen andere Ansichten von Madras dar, deren Beschrei-

bung uns zu weit führen würde, zumahl der folgende Abschnitt einen genauen Auszug erfordert. Dieser, mit der Ueberschrift *Temples souterrains d'Elora*, handelt von den staunenswürdigen Denkmählern der Indischen Baukunst zu Elora oder Flour. Diese Stadt liegt eine viertel Meile von den heiligen Grotten entfernt, denen sie wahrscheinlich ihren Ursprung zu verdanken hat, am Fuße des Gebirges, in welchem sie ausgehauen sind, sechs Meiles nördlich von Aurenghabad. Die in mehreren Stockwerken vertheilten Grotten nehmen einen Raum von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meiles ein, und die merkwürdigsten unter ihnen, welche mit dem Spizhammer aus den Felsen getrieben sind, ziehen sich von Nord nach West, und von Süd nach Ost. Der Felsen besteht aus einem sehr harten rothen Granit, in welchem man mit unsäglicher Mühe vermittelst des Meißels und Hammers zahllose Tempel, Capellen, Corridore von verschiedener Länge und in verschiedenen Stockwerken ausgehauen, und alles theils mit ganz runden theils mit erhabenen Figuren, die jedoch mit der ganzen Felsenmasse zusammenhängen, und deren Menge wirklich unzählbar ist, reichlich verziert hat. Obgleich viele von diesen Figuren durch die Länge der Zeit gelitten haben, so ist dennoch der größte Theil durch den Fanatismus der Muselmänner zerstört worden; denen man den Untergang des Herrlichsten, was Perser, Aegypter und Griechen hervorgebracht haben, zuschreiben muß. Die Decken der Grotten sind größtentheils mit Mahlerenen und Ornamenten versehen, von denen man aber wenig mehr erkennen kann, weil sie der Rauch von den Speisen, die die Indier aller ihrer Ehrfurcht gegen heilige Gebäude ungeachtet hier zubereiten pflegen, ganz schwarz gefärbt hat. Ueber den Ursprung der Grotten zu Elora gibt es zwey Ueberlieferungen, von einem Muselmanne und einem Braminen. Der letztere, aus

Kouzeh stammend, beruft sich auf ein im Sanskrit geschriebenes Werk, Sewaledje Mahet (d. i. die Größe des Siva), dessen Echtheit aber sehr in Zweifel gezogen wird, weil man beim Gebrauch der Indischen historischen Werke nicht vorsichtig genug seyn kann, und die Pundits und Desturs gleich bereitwillig sind, die Hypothesen der Europäischen Gelehrten in Indien mit ihrem Nachwerk zu unterstützen. Nach dem Zeugniß des Braminen, sind die Grotten nicht weniger als 7915 Jahre alt, und von dem Raja Ylou, einem Sohn des Pachpout von Elichpour — aus Dankbarkeit wegen wieder erlangter Gesundheit — erbaut worden, indem er mit dem Tempel Railmas auf dem Plage Bistourma den Anfang machte. Die Erzählung des Muselmans ist nicht so wunderbar, und verdient daher vielleicht mehr Glauben. “Die Stadt Elora, sagt er, wurde von Raja Yl, der auch die unterirdischen Tempel, welche man noch heut zu Tage bewundert, angelegt. Entzückt über die Schönheit seines Werks, gründete er auch die Festung Deoguyr (gegenwärtig Dault-Abad), welche ein sonderbar zusammengesetztes Bild von Grotten mit Sculpturen und Gebäuden vorstellt, die das Gebirge in eine Festung verwandeln, die, wie Einige behaupten, mit dem freystehenden Tempel auf dem Vorplatze der Indra Soubbha, Aehnlichkeit haben soll. Der Raja Yl war ein Zeitgenosse des Chah Noumyn Aref, der ungefähr vor 900 Jahren geblüht hat.” Der letzte Umstand ist merkwürdig, nicht allein weil er uns einen bekannten Namen ins Gedächtniß zurückruft, sondern auch weil er auf irgend eine bestimmte Zeitrechnung hindeutet. Denn da Deoguyr in der Nähe von Elora lange Zeit hindurch die größte und reichste Stadt in Dekhan gewesen ist, und den Mohamedanischen Eroberern von Dehly erst im Jahre 1393 in die Hände fiel, so kann man mit vieler Wahr-

scheinlichkeit annehmen, daß vor jener großen Revolution die Indischen Beherrscher von Deogunr und selbst von Dekhan in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung einen Theil ihrer unermesslichen Schätze zur Ausgrabung jener gigantischen Gebäude verwandten. Wirklich scheint auch uns die Zeitrechnung des Muselmannes vor der des Braminen (den Sir Charles Malet befragt hatte) den Vorzug zu verdienen.

Was im folgenden (S. 68) der Verf. über den ursprünglichen Character der Indischen Baukunst, so wie über ihre allmähliche Ausbildung durch fremde Einwirkung beybringt, verdient kaum näher geprüft zu werden, indem seine Unbekanntschaft mit der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts überall hervorleuchtet, und seine Hypothesen nicht einmahl von Seiten des Scharffinnes sich empfehlen. Die Ideen der Brittischen Gelehrten über die Indische Kunst ergözen uns auf einen Augenblick, wie eine glänzende Seifenblase im Sonnenstrahl, die der leiseste Anhauch verweht; die des Verf. aber langweilen uns um so mehr, da er Sachen zusammenstellt, über welche Geschichte und Chronologie erschrecken müssen. So sollen, um nur einige Mißgriffe anzuführen, die Indischen Felsentempel, die von Navalipouram an der Küste von Coromandel bis zu Salsette an der Malabarischen Küste auf einer 153 Lieuen langen Strecke zerstreuet sind, mit dem (weit spätern) Ausgrabungen zu Natschi Rustam in der Nähe von Schiras Aehnlichkeit haben, am meisten aber mit den Hypogäen bey Theben und den Etrurischen Catacomben in der Nähe von Tarquinia in Italien übereinkommen. Allein die Aehnlichkeit der letztgenannten, von denen Micali (*Italia avanti il dominio dei Romani* Tab. LI.) eine gute Abbildung geliefert, ist mit dem Tempel (Tab. XXXVI.) Parasoua-Râma nur scheinbar. Denn beide aus

dem Felsen gehauen, mußten durch Träger unterstützt werden, so wie dieß auch der Fall mit manchen Aegyptischen Grotten war. Noch auffallender aber ist die Behauptung des Verfassers (S. 69), daß die Cultur der Indier in Vergleich mit der der Aegypter neuern Ursprungs sey, daß die Indier auf keinen Fall das älteste cultivirte Volk in Asien gewesen seyen, daß die Keime ihrer Cultur in Aegypten entstanden, von dort zu ihnen durch die Abyssinier gebracht worden sind, und sich erst in Indien dem Local des Landes gemäß modificirt, und unter den Einwirkungen desselben von neuem zu einer andern Gestalt entwickelt haben. Unter den Abyssinischen Reisenden — von denen übrigens die Geschichte nichts weiß, — sollen sich Artisten, oder wenigstens des espèces d'Architectes befunden haben, welche die Indischen an Geschicklichkeit weit übertrafen, und sogar eine zwar etwas oberflächliche, dennoch immer schätzbare Kenntniß der Griechischen Baukunst mitbrachten, von der sie natürlicher Weise einen Gebrauch bey der Anlage jener Grotten machten. Denn in denen zu Elora will der Verf. Linien, Hierathen und selbst Statuen finden, welche unverkennbare Spuren des Griechischen Styls an sich tragen. So soll man an der Basis eines Indischen Pfeilers verkehrt gebogene und schlecht nachgeahmte Acanthusblätter wahrnehmen, die dieser Basis das Ansehen eines umgekehrten Corinthischen Capitals geben, — woraus gleich geschlossen wird, daß die Baumeister von Elora unwissende und slavische Copisten der innern Aegyptischen Moscheen in den Abyssinischen Kirchen, in welchen die abgeschmackteste Mischung Griechischer und Arabischer Baukunst herrschen soll, gewesen sind. Ja, um Alles zusammen zu fassen, so heißen die Indischen Architekten *timides et foibles écoliers de plusieurs aventuriers originaires d'Ethiopie, et peut-être même de Grèce, qui avoient*

apporté dans l'Inde quelque idée de l'architecture et de la Sculpture de leur patrie! Allerdings findet man an mehreren, sehr alten Indischen Monumenten Zierathen, welche mit den Griechischen eine auffallende Aehnlichkeit haben: ist aber darum ein Grund vorhanden, welcher uns mit Recht die Möglichkeit bezweifeln lehrt, daß nicht der Entwurf zu denselben auch in der Phantasie eines Indiers sich habe einfänden und entwickeln können? Wenn man an den Ruinen zu Mitla neben einander laufende Doppellinien in einer labyrinthischen Verschlingung, oder Griechische Mäander wahrnimmt: muß man darum die Peruaner für Schüler der Griechen halten? Bey aller Aehnlichkeit welche man unter den Denkmählern der Völker des Alterthums finden will, darf man nie vergessen, daß sie für sich eine isolirte Masse ausmachten, und in ihrer Empfindung und Denkungsweise, ganz vorzüglich aber in den zeichnenden Künsten einen durchaus eignen, lokalen Character hatten, dessen Erhaltung durch einen egoistischen, alles Fremde verachtenden Stolz, befördert wurde. Weit schätzbarer als die Hypothesen des Verfassers sind seine bis jetzt ganz unbekannt gebliebenen Nachrichten von den Ruinen zu Dhourisompunder, der Hauptstadt von Karnate, welche im Jahre 1310 von dem Mohamedanischen Herrscher zu Dehly Kafur erobert wurde, nachdem er den Indischen Raja Beladeo verjagt hatte. Der Major Mackenzie hat die daselbst befindlichen Reliefs treu copiert, und wird sie vielleicht ans Licht stellen.

Nachdem Herr L. noch manches über den Hang der Indier zur Einsamkeit und zu einem beschaulichen Leben angeführt hat, erzählt er die Geschichte der Original-Zeichnungen der großen Monumente zu Elora. Sir Charles Ware Malet, Resident

der Englisch-Ostindischen Compagnie an dem Marattischen Hofe zu Pounah, ließ sie zuerst von einem sehr geschickten Indischen Künstler Gongaräma abzeichnen; da dieser aber seiner schwachen Gesundheit wegen die Arbeit nicht vollenden konnte, so übernahm sie der vortreffliche M. Wales, welcher 24 meisterhafte Ansichten verfertigte, in welchen er die Asiatische Genauigkeit mit den dreiften Zügen eines Europäischen Malers schön zu verschmelzen wußte. Diese in den Jahren 1792 und 1793 vollendeten Blätter brachte Malet nach Wales's Tode an sich, und überließ sie den Herren Daniell, die ihr Prachtwerk über Indien damit bereicherten. Alle Details, welche auf die Maße sich beziehen, so wie der Grundriß des großen Tempels Käyläça (das Paradies, oder der Palast des Siva) sind von der Hand des Lieutenant Jacques Manley, auf dessen gewissenhafte Treue man sich verlassen darf. Die Beschreibung des Tempels Djagannätha, oder des Beherrschers des Weltalls (Tab. XXXV.), fängt S. 73 an. Die Ansicht desselben muß Jeden in Erstaunen setzen, mag man den großen Umfang, das Außerordentliche oder die ungeheure Arbeit betrachten, die das Eingraben in eine harte Masse von rothem Granit gekostet haben muß, der höchst sonderbar gestalteten Pilaster oder Säulen, und der ganz rund oder halb erhaben gearbeiteten Figuren, deren Menge unübersehbar ist, zu geschweigen. Und wie muß das Erstaunen wachsen, wenn man erfährt, daß der ganze Berg auf einem zwey kleinen umfassenden Raum auf gleiche Weise ausgehöhlet worden ist, daß die, diesem ähnliche Tempel in verschiedenen Stockwerken angebracht sind, und mehrere ihn an Umfang, Pracht und Schönheit übertreffen? Da der Eingang in den untern Tempel Djagannätha durch Erde ganz verschüttet ist, so rettet man gleich

in den obern (Tab. XXXVIII.), von dem man hier auch einen treuen Grundriß findet. Doch können wir noch keine genaue Beschreibung desselben mittheilen, weil sie im Text unvollständig ist, dessen Fortsetzung wir mit Sehnsucht erwarten, indem auch die übrigen Kupferstiche uns eine sehr anziehende Reihe von Schilderungen zu versprechen scheinen. Diese sind: Tab. XXXVI. Temple du Parasoua Râma. Tab. XXXVII. Entrée du Temple d'Indra. Tab. XXXVIII. XXXIX. Verschiedene Grundrisse, und Tab. XL. Basreliefs im Tempel des Indra. F.

Haarlem.

Von Bohn: *Nagelaten Gedichten van Jan Frederik Helmers*. Eerste Deel. 1814. 202 S. in Octav.

Die neuesten Merkwürdigkeiten des Niederländischen Parnasses werden, der Regel nach, so wenig, wie die älteren, in Deutschland einer Aufmerksamkeit gewürdigt, die sie doch gar wohl verdienen. Der Recensent ergreift deswegen die Gelegenheit, ungeachtet seiner mangelhaften Kenntniß der Holländischen Sprache, sein Interesse für die vor ihm liegende, durch einen glücklichen Zufall ihm bekannt gewordene Sammlung von Gedichten, wo möglich, einigen Lesern dieser Blätter mitzutheilen. Die Wärme des Gefühls, die Würde der Besinnung, und die kräftige und gebildete Sprache, durch die sich diese nachgelassenen Werke eines kürzlich verstorbenen Holländischen Dichters auszeichnen, sind nicht ihr einziges Verdienst. Sie haben eine besonders schöne Beziehung auf unser Zeitalter erhalten durch den herrlichen Patriotismus, der sich in ihnen ausspricht. Der Dichter war einer der Edeln seiner Nation, die die Unter-

jochung des Vaterlandes nicht verschmerzen konnten, aber auch unter dem härtesten Drucke der Französischen Tyrannen die Hoffnung nicht aufgaben, daß es wieder besser werden könne und müsse, wenn die Nation nur nicht aufhöre, sich selbst zu schätzen, und der Freiheit, die ihnen ihre Vorfahren errungen, würdig zu seyn. Da er diese Gesinnung nicht öffentlich äußern durfte, so drückte er sie desto kräftiger in den Versen aus, die nun erst, da Holland zugleich mit Deutschland wieder hergestellt ist, an das Licht treten durften. Am stärksten spricht sein edler Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes in den Schlachtgesängen (Strydzangen), die durch freye Nachahmung der Iyrischen Stellen der Bardiete unsers Klopstocks entstanden sind. Er verlegt die Scene in die Zeiten des Civilis und der Kriege der alten Bataver mit den Römern. Alles Unheil, das er nur irgend den Helfershelfern des verabscheuten Corsen wünschen konnte, wird hier auf die Römer, die Völkervertilger und Reiche Verschlingenden (volkenverdelgers und rykenverzwelgers) herzhaft übertragen. Auch die unseligen Douaniers sind unter der gehörigen Verkleidung nicht vergessen. Auf eine andere Art, aber weniger poetisch, läßt dieser Dichter dieselben Empfindungen von Karthaginensern ausdrücken, die die Zerstörung ihrer Vaterstadt in Heroïden beweinen. Auch in in den übrigen Gedichten die dieser Band enthält, und die beyläufig zeigen, wie die Holländische Poesie noch immer gewissen Französischen Formen huldigt, sind die herrschenden Gefühle patriotisch, oder religiös. Hätte doch der treffliche Mann, das wünschen wir mit den Herausgebern, das Jahr 1814 erlebt!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 12. Junius 1815.

Stockholm.

Samlingar i Bergsvettenskapen, af E. T. Svedenstjerna och U. F. Lidbeck. Hest 10—12, oder dritten Bandes zweytes Hest und vierter Band. 1811. In Octav. Mit Kupfern.

Die neun ersten Hefte dieser schätzbaren Schwedischen Zeitschrift haben wir bereits im Jahrgange 1812 dieser Blätter (St. 104. S. 1033—1040) angezeigt. Gegenwärtig sind wir im Stande auch von den übrigen Heften den Inhalt mitzutheilen, womit vor der Hand diese Sammlung Berg- und Hüttenmännischer Abhandlungen leider geschlossen ist. Ein neues Beispiel, wie ungünstig der literarische Boden in Schweden für das Fortkommen periodischer Schriften ist; welches um so auffallender seyn muß, da man glauben sollte, daß es dort für keinen Zweig der Litteratur ein größeres Lesepublicum geben könne, als für die Bergwerkswissenschaften, indem der größte Theil der Schwedischen gebildeten Welt das lebhafteste Interesse nehmen muß an dem Gedeihen des Berg- und Hüttenwesens.

II (4)

Zehntes Heft. S. 141 — 225. — Öfversigt af Jernmalmerna i det Södra Öfver Masmästar Distriktet, för år 1811. (Von Hrn. Lidbeck.) Der größte Theil dieses Aufsazes ist mehr von localem, als allgemein wissenschaftlichem Interesse. Doch finden sich darin manche gute Bemerkungen über die Eintheilung der Eisensteine in Hüttenmännischer Hinsicht, mit besonderer Beziehung auf Schweden; so wie über das Verhalten der verschiedenen Eisenminern im Hohofenproceffe. Verpflichten können wir übrigens nicht dem von dem Verfasser aufgestellten Satze: daß die Reduction des Eisens um so schwieriger sey, je mehr sich dasselbe in den Eisensteinen dem metallischen Zustande nähere; daß daher im Allgemeinen der Magneteisenstein schwerer zu reduciren sey als der Eisenglanz und der Rotheisenstein. Hiermit stehen Theorie und Erfahrung im Widerspruche. Wenn einzelne Fälle vorkommen, daß ein Magneteisenstein schwerer auszuschmelzen ist als eine Eisenoryd haltende Miner, so liegt der Grund davon entweder in dem dichteren Aggregatzustande, der bey Reduction und Schmelzung eine große, noch viel zu wenig beachtete Rolle spielt; oder in der Art der Mengung mit andern Fossilien, die unter gewissen Umständen die Reduction erschweren kann. Sonst wird man stets finden, daß unter ganz gleichen Verhältnissen des Aggregatzustandes und der Mengung, der Magneteisenstein leichter zu reduciren ist als der Eisenglanz und der Rotheisenstein. Benläufig äußert sich der Verfasser über die Färbung der Hohofenschlacken. Er hält es für wahrscheinlich, daß die verschiedene Farbe desselben von der verschiedenen Quantität des darin enthaltenen Eisenoryduls abhängig sey; daß die blauen Schlacken wenig, die grünen mehr, die schwarzen am meisten davon enthalten möchten. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß bey dem gahrenen

Gänge oder bey dem Schmelzen mit mehreren Kohlen, häufigst blau, bey dem roheren Gänge mehr grüne Schlacken zu fallen pflegen, worin aber gerade kein directer Beweis für die Meinung des Hrn. Lidbeck liegt. Wahrscheinlicher scheint es uns nach den neuesten Erfahrungen über die Oxydationszustände des Eisens zu seyn, daß die blauen Schlacken (— die von bewundernswürdiger Schönheit unter andern auf der Steinvenner Hütte am Harze bey dem Blasen eines sehr gahren Roheisens zur Seileisenfabrication zu fallen pflegen, und täuschend manchem antiken blauen Glase, dessen Färbung noch problematisch ist, ähneln —) ihre Farbe einem Gehalte von Eisen im niedrigsten Oxydationszustande verdanken, und daß in den mehrsten grünen und schwarzen Hohofenschlacken eine Verbindung von Eisenoxydul und Eisenoxyd sich findet; eine ähnliche als nach den neuesten Untersuchungen von Berzelius, der Magneteisenstein enthält; daß in den grünen Schlacken diese Verbindung in einem mehr vertheilten, in den schwarzen hingegen in einem concentrirteren Zustande vorhanden ist.

Några upplysningar om den Uralska Jernhandteringen. (Von Lidbeck.) Diese Nachrichten sind größtentheils aus dem bekannten Werke von Herrmann: "Versuch einer mineralogischen Beschreibung des Uralischen Erzgebirges," entlehnt. — Något om Bergverken och deraf beroende Manufaktur i Förenta Staterna. Ein Auszug aus einem in Bruce's Mineralogical Journal, New York 1811 enthaltenen Berichte des Hrn. Gallatin, Secretary of the Treasury, für das Jahr 1810. Es ist daraus zu ersehen, welche große Fortschritte die metallurgischen Gewerbe in Nordamerica machen; wie sehr man sich gegenwärtig dort angelegen seyn läßt, die reichen von der Natur in den dortigen Gebirgen niederge-

legten Schätze zu heben, zu veredeln, und dadurch die Kräfte des Staates zu vergrößern. In den vereinten Staaten von Nordamerica betrug in jenem Jahre die Fabrication von eisernem Gußwert 33,750 Schiffpfund; die Stabeisenproduction ungefähr 300,000 Schiffpfund. Eingeführt wurden dazu noch von Rußland, England und Schweden ungefähr 75,000 Schiffpfund. Außerdem werden dort bedeutende Quantitäten von Zaineisen, Schneideisen, Blech, Nägeln u. s. w. fabricirt. Der beste Eisenstein wird in Pensylvanien, Maryland und Virginien gewonnen. Reiche Kupferanbrüche hat man in New-Jersey, in Virginien, nahe dem Lake superior entdeckt, aber noch nicht bearbeitet. Zink ist in Pensylvanien gefunden und bereits sind mehrere Messingfabriken angelegt worden. Die reichsten Bleygruben liegen in Louisiana; auch hat man sehr viel Bley in Virginien und anderen Provinzen gefunden. Löffel- und Glaswaaren werden in großer Menge verfertigt. Vitriol wird in ansehnlicher Menge aus Schwefelkies in Vermont und New-Jersey bereitet. Schwefelsäure wird zu Philadelphia verfertigt. Salz wird aus Salzquellen gefotten, die unter andern in New-York sich befinden. Es werden jährlich über 430,000 Bushels (107,500 Schwedische Tonnen) erzeugt, und doch noch außerdem mehr denn drey Millionen Bushels Salz aus dem Auslande eingeführt.

Anteckningar om Franconia Jernverk i Norra Amerika; af Öfverste Gibbs. Aus dem American Mineralogical Journal, Nr. 1. New-York 1810. Franconia liegt in New-Hampshire, acht Englische Meilen westlich vom Flusse Connecticut. Das Werk bestehet aus einem Hohofen, vier Frischfeuern und zwey andern Werkstellen. Das Eisenslager, welches das Material liefert, liegt im Sæus, der mit Granit und Urgrünstein wechselt.

Das Streichen dieser Gebirgsart ist wie das aller Urgebirgsmassen in New-England, von NNO nach SW. — Anteckningar som visa det relativa förhållandet emellan priserna på Spannmål, Stångjern, Tackjern, Svenska Daler Kopparmynt, Svenska Riksd:r Riksgälds- och Bankomynt, samt Riksdaler Hamburger Banks, ifrån början af förra århundradet till och med år 1811. Behrreich in Beziehung auf den allgemeinen Haushalt der Schwedischen Eisenwerke.

Die beiden letzten Hefte der vorliegenden Zeitschrift sind zusammengefaßt und bilden den vierten Theil derselben von 231 Seiten, mit dem besondern Titel: Berättelse om en Proffblåsning vid Björnhyttan i Grangjället, och några i sammanhang dermed gjorda Smidesförsök vid Uhrfors Bruk i Gestrikland; af Carl David af Uhr. Dieser Bericht wurde von dem Herrn Directeur von Uhr an die Bevollmächtigten des Eisencomptoirs zu Stockholm erstattet. Das Probeblasen geschah im Jahre 1809 auf Veranlassung und Kosten der Schwedischen Eisenhütten-Societät. Das Probe-frischen mit dem bei diesem Versuche gewonnenen Roheisen wurde im darauf folgenden Jahre vorgenommen. Dieser große Eisenhüttenmännische Versuch, welcher denen, die ihn anstellen ließen, nicht minder zur Ehre gereicht als dem, der ihn leitete, wurde hauptsächlich durch den Wunsch veranlaßt, das Verhalten mehrerer im Bezirke von Grangjärde vorkommender Eisensteine im Hohofenproceß und in Hinsicht des daraus darzustellenden Eisens näher kennen zu lernen. Nicht allein ist dieser Zweck auf das Vollkommenste erreicht worden, sondern es haben sich zugleich aus den mit größter Sorgfalt angestellten Versuchen und den mit vielem Scharfsinne und umfassender gründlicher Sachkenntniß daraus gezogenen Resultaten, manche für die Eisen-

hüttenproceffe im Allgemeinen, in theoretischer und praktischer Hinsicht wichtige Erfahrungen ergeben. Der Bericht hat folgende Hauptabtheilungen: 1. Beschreibung der Eisensteinslager in Grangjard des Socken und der darauf vorkommenden Eisensteine. 2. Probirung derselben im Tiegel, und zwar a) Proben mit den Eisensteinen für sich; b) Beschießungsproben. 3. Bericht von dem Roheisenblasen zu Björnhytta. 4. Bericht von der Verfrischung des Roheisens zu Uhrfors. 5. Probirung der Schlacken im Tiegel. 6. Allgemeine Betrachtungen. Einen weiteren Auszug gestattet diese Abhandlung nicht. Aber sehr zu wünschen ist es, daß sie auch dem Deutschen Eisenhüttenmännischen Publicum in einer Uebersetzung mitgetheilt werden möge.

Paris.

Ben Didot: Mémoires de la Classe des Sciences mathématiques et physiques de l'Institut de France Année 1812. Première partie. 1814. 371 Quartseiten.

Dieser Band enthält nur ein einziges Memoire von Biot unter dem Titel: Recherches sur la Polarisation de la Lumière, dessen einzelne Abschnitte aus den verschiedenen Vorlesungen bestehen, welche der Verf. über diesen Gegenstand bey dem Institute gehalten hat. Die Vorlesung vom 30. Nov. 1812 handelt: Sur un nouveau genre d'Oscillation, que les molécules de la lumière éprouvent en traversant certains Cristaux, und vier andere im Dec. 1812, im Januar, April und May 1813 beschäftigen sich mit den damit in Verbindung stehenden Farbe-Erscheinungen dünner Blättchen von Glimmer, Kalkspath und andern Körpern, welche mit bestimmten Krystallisationsaren begabt sind, und mit einer großen Menge von Versuchen, um die Gesetze jener Erscheinungen zu entwickeln, und in Formeln

einzufließen, aus denen nach Erfordern jeder einzelne Fall auch unter abgeänderten Umständen entwickelt werden kann. Man sieht daß diese Untersuchungen eine Fortsetzung derjenigen sind, wovon wir bereits bey der Anzeige dieser Mémoires von den Jahren 1810 und 1811 (S. 309 unserer gel. Anz. 1814) gesprochen haben. Der Verf. glaubt bey der Entwicklung dieser Erscheinungen annehmen zu dürfen, daß polarisirte Lichttheilchen, wenn sie bis auf eine gewisse Tiefe in ein Blättchen von Glimmer oder Kalkspath hereintreten, in eine Art von Oscillation versetzt werden, wodurch die Polarisationsaxen dieser Lichttheilchen selbst eine pendelartige Bewegung in Bezug auf die Ebene ihres Einfallswinkels annehmen. Der Winkel um welchen sich hiedurch jene Polarisationsaxen pendelartig verrücken, sey zwar für jede Gattung gefärbten Lichtes von gleicher Größe, aber die Schwingungszeiten seyen verschieden, am kleinsten bey den rothen Lichttheilchen, und am größten bey den violetten. Die Ursache dieser Schwingungen liege in einer gewissen Einwirkung der Krystallisationsaxen des Blättchens auf die Pole der Lichttheilchen. Aber wie man sich nun auch diese Einwirkung als eine attractive oder repulsive Kraft denken möge, so könnte man doch annehmen, daß sie eine Function des Azimuthwinkels sey, deren eine der beiden Axen des Blättchens mit der Verticalebene macht, in der sich die Polarisationsaxe des Lichttheilchens befindet, vorausgesetzt daß sich dasselbe nach einer verticalen Richtung gegen das Blättchen bewege. Andere Fälle lassen sich leicht auf diese zurückführen. Der Verf. bemühet sich nun die Form dieser Function aufzufuchen, und die in ihr vorkommenden constanten Größen für jede Gattung von Licht durch Versuche auszumitteln. Die Schwingungszeit der Polarisationsaxe eines solchen Lichttheilchens werde durch die Dicke des Glimmerblättchens bestimmt, und je nachdem diese größer oder geringer ist,

afficirt das von dem Blättchen zurückgeworfene oder durchgehende Licht das Auge unter einer andern Farbe, woben es jedoch auf die Lage der Krystallisationsaxe des Blättchens gegen die Richtung des einfallenden Lichtes ankommt, welches hier alles durch Formeln und Figuren erläutert wird. Ueber eine gewisse Dicke des Blättchens hinaus hören jene Oscillationen und mit ihnen die Farben-Erscheinungen auf, das Blättchen zeigt nur weißes Licht, sowohl bey der Zurückwerfung als Brechung, vielleicht weil ein dickes Blättchen anzusehen ist, als bestehe es aus mehreren übereinander gelegten dünnern, deren Krystallisationsaxen sich mannichfaltig durchkreuzen, und daher in ihrer gemeinschaftlichen Wirkung auf die Lufttheilchen, die oben angeführten Oscillationen, folglich auch die damit in Verbindung stehenden Farben-Erscheinungen vernichten, so daß die Polarisationsaxen unverändert bleiben, und also das zurückgeworfene und durchgehende Licht das Auge nur auf die gewöhnliche Art afficirt. Dieß mag hier hinreichen, einigen Begriff von den Untersuchungen des Verf. zu geben, aber es ist unmöglich hier in ein deutlicheres und bestimmteres Detail von allem einzugehen, so wie auch der Zusammenhang, in welchen der Verf. seine Ansichten mit Newtons Beobachtungen über die farbigen Ringe, und mit dessen bekannter Hypothese der Anwandlungen des leichtern Zurückgehens oder des leichtern Durchgehens der Lichttheilchen (Fits of easy reflexion or transmission) in Uebereinstimmung zu bringen weiß, hier auch nur im allgemeinen anzudeuten. Ob übrigens die Erscheinungen uns gerade zu einer solchen künstlichen Hypothese nöthigen, als von welcher der Verf. bey seinen Untersuchungen ausgegangen ist, davon werden wir vielleicht einmahl bey einer andern Gelegenheit sprechen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 15. Junius 1815.

Göttingen.

Von Dieterich ist von des Hrn. Hofr. Blumensbach Handbuch der vergleichenden Anatomie eine zweite Ausgabe mit zahlreichen Zusätzen und Berichtigungen, auf 556 Seiten in groß Octav mit acht Kupfertafeln erschienen.

London.

An Epitome of the natural History of Insects of *New Holland, New Zealand, New Guinea, Otaheite*, and other Islands in the Indian, Southern, and Pacific Oceans: including the Figures and Descriptions of 153 Species of the more splendid, beautiful, and interesting Insects of those countries etc. arranged according to the Linnaean System etc. By E. DONOVAN F. L. S. 1805. 41 meisterhaft gezeichnete und sorgfältigst ausgemahlte Kupfertafeln mit 13 $\frac{1}{2}$ Bogen Text.

Es begreift sich wohl von selbst, was sonst auch schon eine noch so allgemeine Uebersicht der Geschichte der Naturgeschichte lehrt, wie genau

immer der Umfang dieser Wissenschaft und ihr Zuwachs womit sie in gewissen Perioden so zum Wunder schnell und mächtig bereichert worden, in Verhältniß zu dem gleichzeitigen Umfang und der Erweiterung der Erdkunde stehen muß.

Ben allen hohen Verdiensten der classischen Naturforscher des Alterthums als Väter der Wissenschaft und edelste Muster in derselben, ergibt sich doch die Beschränktheit ihrer Naturgeschichte schon aus der Beschränktheit ihrer Erdkunde, des so genannten orbis vetus, — so wie hingegen anderseits in den Annalen der Naturhistorie keine größern Epochenmachenden Ereignisse genannt werden können als daß Isabella von Castilien den vierten, und Georg III. von Großbritannien den fünften Welttheil entdecken lassen. Die beiden neuen Erdtheile lieferten der Naturgeschichte zwey neue Schöpfungen, wovon zumahl die auf Neu-Holland — als dem Continent des fünften Welttheils — so ergiebig an wunderbaren, gleichsam abenteuerlich gebildeten Thieren und Gewächsen ist, daß manche kühne Naturforscher wie Darwin (selbst schon vor Entdeckung des paradoxen Schnabelthiers) sie aus wilder Bastardmischung der fremdartigsten Geschöpfe ableiteten — ungefähr wie sich die Alten ihr semper aliquid novi Africam alterre erklärten; andere aber wie der kürzlich verstorbene genialische Lacquet gar auf den Einfall geriethen, ob nicht das ganze Neu-Holland weiland ein eigener kleiner Planete gewesen seyn könnte, der, wer weiß durch welche Perturbation, aus seiner Bahn nach unster Erde hergeschlendert worden, und so mit sammt seiner wunderfam geformten Schöpfung, die einmahl nicht von dieser Welt zu seyn scheint, hienieden auf der Südsee sitzen geblieben!

Ueber die übrigen Classen der Zoologie von Neu-Holland und den Südsee-Inseln war nach und nach

schon mancherley bekannt gemacht. Die Entomologische Ernte aber blieb Hrn. Donovan vorbehalten, der sich schon durch ähnliche treffliche Arbeiten dazu legitimirt hatte; daher denn auch das vor uns liegende Werk ganz in der gleichen Manier und Form wie die beiden frühern desselben Verfassers, über die Chinesischen und Indischen Insecten, gearbeitet ist. Herr D. ist Mahler, und es scheint anmerkwürth, daß gerade die Insectenkunde seit ihrer ersten wissenschaftlichen Gründung, das heißt seit Erfindung der Microscope — als ohne deren Hülfe dieses Feld der Naturgeschichte schwerlich bearbeitet werden konnte, — mehr als irgend ein anderer Theil dieses Studiums von Malern aufs fruchtbarste bearbeitet worden, von welchen es kaum nöthig ist, die verdienten Nahmen Goedart, Admiral, Kösel, Alesmann, Sepp, Schellenberg und Sturm anzuführen.

Die hier gelieferten 153 Gattungen von Australischen Insecten waren größtentheils noch völlig *nondescript* oder wenigstens bisher *unfigured*. Da sie sämmtlich nach Originalen in Englischen Sammlungen abgebildet sind, so ist freylich nichts über ihre Lebensweise oder wahre Naturgeschichte im engern Sinne des Worts hier zu erwarten, sondern bloße Naturbeschreibung. Doch gibt auch diese zu mancherley fruchtbaren Bemerkungen Anlaß, namentlich zur Bestätigung der gedachten anomalischen Eigenthümlichkeiten der Neu-Holländischen Geschöpfe, wie z. B. um nur Eins anzuführen, ein Nachtschmetterling (*Ph. occultaria*) dessen Flügel — wie sonst bey so vielen Tagsschmetterlingen — auf der Oberseite unansehnlich, unten hingegen Prachtvoll gezeichnet sind, ganz gegen die Weise andrer Phalänen, die bekanntlich ihre schönste Zeichnung auf der Oberseite der Flügel tragen.

Altona.

Bei dem Verfasser und in Commission bey Hammerich: **Seerecht des Friedens und des Krieges in Bezug auf die Rauffartheschiffahrt.** Von Friedrich Johann Jacobsen, Obergerichts-Advocaten in Altona. 1815. Nebst einem Register über die in dem Werke angeführten gerichtlichen Entscheidungen. LXIV und 848 S. in groß Octav.

Wäre auch der allgemein geachtete Name des berühmten Verfassers nicht schon eine hinlängliche Bürgschaft für die Trefflichkeit des vorliegenden Werks, durch welches von neuem eine wesentliche Lücke unserer Litteratur auf eine Art ausgefüllt wird, die nichts zu wünschen übrig läßt, so wird sich jeder dennoch leicht durch einen Blick in das Buch selbst überzeugen, daß dasselbe durch seine Gründlichkeit, die Masse der darin enthaltenen, trefflichen practischen Ansichten und Bemerkungen und die Zweckmäßigkeit der gethanen Vorschläge einen ehrenvollen Platz neben den früheren gehaltvollen Werken desselben Verfassers einnimmt. Daß nur ein Mann, der in gleich ausgebreiteten practischen Geschäften steht, ein Werk dieser Art, welches die genaueste Kunde der Gerichtspraxis und der See- und Handelsgesetze der verschiedenen Europäischen Länder und zugleich die gründlichsten und anschaulichsten Kenntnisse vom Handel und Handelsgeschäften voraussetzt, schreiben konnte, ist einleuchtend und um desto verdienstlicher ist die Arbeit des Verfassers, daß er Lust und Muße fand, die Resultate einer langen mühevollen Thätigkeit zum allgemeinen Nutzen bekannt zu machen. Die Grenzen dieser Blätter erlauben uns nicht, etwas mehr als eine Anzeige des reichhaltigen Inhalts dieses ausgezeichneten Werks geben zu können; seine Vorzüge durch einzelne Belege hervorzuheben, müssen wir andern

überlassen, allein auch schon eine kurze Anzeige wird hinreichen, um aufmerksam auf ein Werk zu machen, welches das allgemeinste Interesse zu erregen verdient. Außer einer Einleitung, welche eine allgemeine Uebersicht der hierher einschlagenden Litteratur enthält, — die besondern Hauptwerke sind bey jedem einzelnen Kapitel angegeben, — zerfällt das gesammte Werk in vier Hauptabschnitte, von denen der erste: über den Ursprung und das Eigenthum der Schiffe und über die Eigenthums-Documentirung, in fünf Kapiteln, von der Erbauung der Schiffe und den desfallsigen Contracten und Papieren, von der wahren und simulirten Eigenthums-Erwerbung und deren Documentirung, hauptsächlich in Hinsicht der Alleinbederen, von der Zusammenbederen und deren Documentirung, von den zu dem Schiffe gehörigen Papieren, ohne Rücksicht auf eine vorhabende Reise, und endlich von den Papieren für die Reise des Schiffes handelt. Der zweyte Abschnitt: von den Personen, welche bey der Führung des Schiffes angestellt sind und von den darauf Bezug habenden Contracten und Papieren, enthält drey Kapitel: von dem Capitán, von den außer dem Capitán am Borde eines Schiffes befindlichen Personen, und von den Reisepapieren in Rücksicht der Mannschaft. Der dritte Abschnitt: von den Contracten bey dem Gebrauche der Schiffe und von Ladungspapieren, spricht in vier Kapiteln, von der Stückgüterfracht, über die Befrachtung der Schiffe durch Certepartien und im Allgemeinen, über Frachtbezahlung, über die Schiffspapiere, die Ladung betreffend, und über die Schiffspapiere im Allgemeinen. Der vierte Abschnitt endlich, über die Schiffsunfälle und über die dabey vorkommenden Verbindlichkeiten und Papiere, ist der weiträufigste von allen, und enthält in vier Kapiteln die Bestimmungen über das Zusammenstoßen der Schiffe, über andere Unfälle durch die Elemente und über die

dabey vorkommenden rechtlichen Verhältnisse und Papiere, über die rechtlichen Verhältnisse und Papiere bey Anhaltungen, und endlich von der Hülfleistung in Seenoth, wo wiederum in zwey Abtheilungen von der Civilbergung und von der Ranzionirung und Militärbergung gesprochen wird.

Leipzig

Von Gerh. Fleischer d. j.: **Wilhelm Traugott Krugs**, Prof. der Philosophie auf der Universität zu Leipzig, **Geschichte der Philosophie alter Zeit, vornehmlich unter Griechen und Römern. 1815. XVI und 462 S. nebst einer Zeittafel der Geschichte der Philosophie alter Zeit auf 6 S., und einem alphabetischen Verzeichnisse auf 9 S. In Octav.**

Wenn es den mit der Philosophie und ihrer Geschichte nicht hinreichend bekannten Leser bekremdet, nach Bruckers, Gurliitts, Meiners, Tiedemanns, Tennemanns, Buhlens u. A. schätzbaren Arbeiten in diesem Fache ein neues Werk dieser Art vor sich zu sehen, und wenn er deßhalb das Urtheil der Entbehrlichkeit über dasselbe auszusprechen versucht wird, so vergift er, theils die Mannigfaltigkeit der Ansichten, Methoden und Lehrgebäudes zu erwägen, welche sich von der Philosophie sowohl als von ihrer Geschichte dem Forscher aufdringen, theils die Fortschritte, welche wir den Forschungen der neuern Zeit verdanken, zu berücksichtigen, theils die Verpflichtung des Lehrers in diesen Wissenschaften gehörig zu würdigen, zunächst seinen Schülern und Zeitgenossen das, was ihm seine gewissenhaften Untersuchungen als wahr oder der Forschung noch bedürftig darbieten, klarer, vollständiger und bestimmter mitzutheilen. Es bedurfte demnach keiner ausführlichen Entschuldigung von Seiten des eben so kenntnißvollen als geistreichen Verf. dieses Werks, da er mit Recht erwarten konnte, daß es seine Erscheinung schon durch sich selbst hinreichend rechtfertigen müsse und werde. Der als

critischer Philosoph berühmte Verf. hat dieß Werk zwar nur als Grundlage seiner historisch-philosophischen Vorlesungen angekündigt, aber es ist auch für jeden Leser, der nicht ganz Anfänger ist, so sorgfältig ausgearbeitet, und mit pflichtmäßiger Benutzung seiner Vorgänger, so gewissenhaft und unparteiisch aus den Quellen geschöpft, und so reich in litterärischer Hinsicht ausgestattet, daß wir kein Bedenken tragen, es für das beste Handbuch der Geschichte der Philosophie, das wir kennen, zu erklären. Die Einleitung betrifft die Geschichte der Philosophie überhaupt, und die Geschichte der Philosophie alter Zeit insbesondere. Die Geschichte zerfällt in sechs Abtheilungen, denen drey Anhänge bengefüg't sind: 1. Zusätze und Verbesserungen; 2. Zeittafeln; 3. Register. Die erste Abtheilung umfaßt die Geschichte der Philosophie während des ersten Zeitraums von Orpheus bis Solon (Jahr 1250 – 600 vor Ehr.); die zweite Abtheilung die Geschichte der Philosophie während des zweiten Zeitraums von Thales bis Sokrates (Jahr 600 – 400 vor Ehr.); die dritte Abtheilung die Geschichte der Philosophie während des dritten Zeitraums von Plato bis Zeno (Jahr 400 – 260 vor Ehr.); die vierte Abtheilung die Geschichte der Philosophie während des vierten Zeitraums von Arkesilas bis Antiochus (Jahr 260 – 40 vor Ehr.); die fünfte Abtheilung die Geschichte der Philosophie während des fünften Zeitraums von Aenesidemus bis Sextus (Jahr 40 vor Ehr. bis 200 nach Ehr.); die sechste Abtheilung die Geschichte der Philosophie während des sechsten Zeitraums von Ammonius bis Simplicius (Jahr 200 – 550 nach Ehr.). In der trefflichen Einleitung erklärt der V. sich unter andern sehr bestimmt über die Pflicht des Geschichtschreibers der Philosophie, daß dem Entwurfe einer solchen Geschichte zwar eine gewisse Idee von der Philosophie zum Grunde liegen müsse, daß sie aber nicht nach irgend

einer individualen philosophischen Einsicht und Ueberzeugung beschränkt, sondern den Einsichten und Ueberzeugungen aller philosophirenden Individuen möglichst angemessen, mithin ein bloßer Ausdruck des gemeinschaftlichen Zieles aller philosophischen Bestrebungen seyn dürfe. So viel wir sehen, hat sich der Verf. sorgfältig nach dieser Regel, die er sich mit Recht vorgeschrieben, gerichtet, und überall die Ansichten darzustellen gesucht, welche die wahren und eigenthümlichen zu seyn schienen, (denn weiter läßt es sich in vielen Puncten der alten Philosophie nicht bringen: weßhalb über sie immer Verschiedenheit der Vorstellungen unter den Forschern bleiben wird). Dazu kommt noch, daß die Darstellung ganz chronologisch, möglichst vollständig und bündig eingerichtet ist, so vielerley auch die Schwierigkeiten sind, welche sich in den Weg stellten, da der Geschichtschreiber der Philosophie sich ganz in den Geist der Philosophen hinein studiren, Critik und Hermeneutik streng anwenden muß 2c. Dafür ist auch der Nutzen dieser Geschichte der Philosophie, außer dem, den sie mit aller Geschichte gemein hat, unbestreitbar groß und wichtig, wie für die Anregung des philosophischen Geistes, für die Verhütung von vielen Fehlritten, und für die Erhaltung einer unbefangenen philosophischen Denkart, so auch für jeden Freund der Menschheit, für den Litterator, Theologen 2c. Da sich die Geschichte der Philosophie nicht in die alte, mittlere und neue vertheilen läßt, sondern nur in zwey große Hälften, weil mit dem Verfall der Staaten, Sitten, Wissenschaften und Künste während der ersten sechs Jahrhunderte, auch die Philosophie und ihr Studium gänzlich in Verfall gerieth; so hat der Verf. die Geschichte der Philosophie alter Zeit mit Recht bey Simplicius endigen lassen, da nach Simplicius eine völlige Lücke eintrat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 17. Junius 1815.

Paris.

Fragmens relatifs à l'histoire ecclésiastique des premieres années du dix neuviems Siècle. 1814. 362 S. in Octav.

Die Sammlung, deren Anfang man unter diesem Titel erhält, dürfte wahrscheinlich für den künftigen Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts noch brauchbarer als jene werden, welche wir vor einiger Zeit unter dem Titel: Correspondance authentique angezeigt haben. Sie enthält ebenfalls lauter Urkunden und Actenstücke, die zu der Geschichte der wichtigsten kirchlichen Verhandlungen dieses Zeitraums, also der Verhandlungen zwischen dem Pabst und der Französischen Regierung gehören. Unter dem bescheidenen Nahmen von Fragmenten werden sie hier nur deswegen gegeben, weil manche dazwischen heraus fehlen und auch ein Paar der gegebenen nicht ganz vollständig mitgetheilt werden konnten; dafür ist aber von dem frenlich ebenfalls ungenannten Sammler eine eigene Sorgfalt auf die Beglaubigung und Authentisirung von allem, was er aufnahm, verwandt worden, so wie er auch selbst die

gesammelten Documente schon in eine für die Convenienz des künftigen Historikers sehr bedachtsam berechnete Ordnung gebracht hat. Unstreitig war es bloß dieß was ihn dazu bestimmte, als erstes Hauptdocument jene Anrede voranzustellen, worin der Pabst in dem geheimen Consistorio vom 24. May 1802 den Cardinälen von dem mit der Französischen Regierung geschlossenen Concordat, von den darüber geführten Unterhandlungen und von seiner Publication in Frankreich die officielle Nachricht ertheilte. Diese Anrede war sogleich unter öffentlicher Autorität zu Rom in Druck erschienen; sie ist aber auch in der Geschichte der folgenden Handel des Römischen Stuhles mit dem Französischen Gewalthaber ein wichtiges Actenstück, denn sie enthält schon mit einer Erklärung des Papstes gegen die so genannten organischen Artikel, welche man in Frankreich zugleich mit dem Concordat publicirt hatte, eine zwar sehr gemäßigte aber höchst gerechte Beschwerde über das treulose und unwürdige Verfahren, das man sich dabei gegen ihn erlaubt hatte. — Eine zweite Reihe von Urkunden machen nun S. 58 — 95 die Briefe aus, welche in dem Zeitraum vom J. 1808 — 1814, also in der Periode des schon erklärten Bruches zwischen dem Papst und der Regierung von einigen Französischen Bischöfen an den ersten erlassen wurden. Sie verlangten darin einerseits von ihm eine weitere und unbeschränktere Vollmacht zu der Ertheilung von Dispensationen in Matrimonial-Sachen, brauchten aber auch andererseits die Gelegenheit, um ihm sehr dringende Vorstellungen wegen der den neuernannten Bischöfen von ihm verweigerten Institutionen-Bullen zu machen. Wegen des ersten schrieb ihm zuerst der Bischof von Tours im December des J. 1808. Eben dieser preßte ihn auch schon im J. 1809 wegen der verweigerten Bullen. Beides zusammen machten 19 Bischöfe zum Gegenstand eines

collegialischen Briefes, den sie im May 1810 an ihn richteten, und noch stärker setzte ihm noch im May 1811 der Bischof von Metz in einem besondern Schreiben wegen der Bullen zu, weil er als neu-ernannter Erzbischof von Aix selbst dabei interessirt war. Es versteht sich von selbst, daß die meisten dieser Briefe, und besonders der collegialische, dessen Conciipient der Bischof von Troyes war, auf Veranlassung, oder doch mit der Genehmigung der Regierung geschrieben waren. Kein Französischer Bischof durfte ja — was jedoch auch schon unter Ludwig XIV. feste Ordnung gewesen war — anders als durch den Minister und mit Vorwissen von diesem in irgend einer Sache mit dem Papste communiciren. Es läßt sich daher leicht glauben, daß er jetzt der ähnlichen Briefe noch weit mehrere erhielt, weil sich auch noch andere Bischöfe, denen man keinen Wink deshalb gegeben hatte, dem Minister oder der Regierung dadurch empfehlen wollten; unter den Papieren, die in dem Cabinette des Papsts bey seiner Abführung aus Savona zurückgeblieben waren, fanden sich jedoch nur die Originale der hier abgedruckten, bey denen man die verlohrnen nicht vermiffen wird. Uebrigens stößt man darin besonders in den Briefen des Erzbischofs von Tours auch auf mehrere specielle Notizen über den religiösen und kirchlichen Zustand des Reichs, die mehrfach merkwürdig sind. Noch mehr ist es aber eine dritte Reihe hier mitgetheilter Actenstücke, welche die Verhandlungen des im November des J. 1809 von der Französischen Regierung niedergesetzten Conseil ecclésiastique in sich faßt. S. 96 — 180. Das Conseil bestand aus den Cardinälen Fesch und Maury, dem Erzbischof von Tours, den Bischöfen von Nantes, Trier, Evreux und Verceil, denen noch Herr Emery, und der Barnabiten-General, P. Fontana, zugegeben war; sein Hauptgeschäft aber bestand in der Ausstellung eines

rechtlich - statistisch - theologischen Gutachtens über mehrere Fragen, die ihm die Regierung vorlegen ließ. Einige dieser hier S. 99 - 103 mitgetheilten Fragen mögen ja wohl Erstaunen erregen. Sie sind in drey Classen abgetheilt, von denen sich die erste auf die ganze Christenheit, die zweyte auf den besondern kirchlichen Zustand von Frankreich, und die dritte auf die damahlige Lage der Umstände — *sur la position actuelle* — bezieht. In der ersten Classe steht die Frage voran: ob die Regierungsform der Kirche willkürlich despotisch sey? und dann folgen die Fragen: ob der Papst um einer weltlichen Sache willen seine amtliche Dazwischenkunft in einer geistlichen Angelegenheit verweigern könne? ob es nicht rätlich seyn dürfte, ein Concilium zu versammeln, da jetzt bey der bekannten Verfassung des Römischen Hofes alle Geschäfte nur durch die Hände einiger wenigen Prälaten und Theologen gehen, welche — *pris dans de petites localités des environs, ne sont pas à portée de bien voir les grands intérêts de l'Eglise universelle, ni d'en bien juger.* Ob nicht wenigstens das besondere Conseil des Papstes — das Collegium der Cardinäle — aus Prälaten von allen Nationen zusammengesetzt seyn sollte — *pour éclairer sa Sainteté?* und ob nicht auf den Kaiser alle jene Rechte übergegangen seyen, welche ehemahls die Könige von Frankreich, die Herzoge von Brabant, die Könige von Sardinien und die Großherzoge von Toscana bey der Nomination von Cardinälen hatten? — Auf den besondern Zustand von Frankreich bezogen sich die folgenden Fragen: Hat der Kaiser oder haben seine Minister das Concordat verlezt? Hat sich der Zustand des Französischen Clerus im Allgemeinen seit der Einführung des Concordats verbessert oder verschlimmert? Wenn die Regierung das Concordat nicht gebrochen hat, kann der Papst

willkürlich den von ihr ernannten Erzbischöfen und Bischöfen die Institutions-Bullen verweigern — *et perdre la religion en France, comme il l'a perdue en Allemagne, qui depuis dix ans est sans Evêques?* Wenn aber der Kaiser bey der fortdauernden Weigerung des Papsts das Concordat von seiner Seite zu erfüllen, es für aufgehoben erklären will, was wird zum Besten der Religion in Frankreich geschehen müssen? — In Beziehung auf die Position actuelle verlangte endlich der Kaiser noch ein eigenes Gutachten der Commission über die Maßregeln, die man zu ergreifen habe, um die gegen ihn erlassene und in ganz Europa heimlich verbreitete Päpstliche Bann-Bulle unschädlich zu machen, aber er verlangte zugleich ein anderes über die kirchlichen Angelegenheiten von Deutschland, und verlangte dieß in Ausdrücken über die man doch in Deutschland selbst im Jahre 1809 erstaunt seyn würde, wenn der Fürst Primas, der wahrscheinlich Notiz davon erhielt, für gut gefunden hätte, sie auch seinen Mitständen im Rheinischen Bunde mitzutheilen. Das Gewissen des Kaisers — heißt es darin — würde sich allzusehr beunruhigt fühlen, wenn er die durch den Fürst Primas an ihn gebrachten Klagen und Vorstellungen der Deutschen Kirchen über den jämmerlichen und verlassenen Zustand, worin sie sich seit zehn Jahren befänden, länger unbeachtet ließe; also — *desire Sa Majesté, comme Suzerain de l'Allemagne, comme héritier de Charlemagne, comme véritable Empereur de l'Occident — savoir, quelle conduite Elle doit tenir, pour rétablir le bienfait de la religion chez les peuples d'Allemagne.* — Aus der Antwort der Commission auf die ihr vorgelegten Fragen S. 104—180 dürfen wir nur auszeichnen, daß sie sich für incompetent erklärte, die Maßregeln vorzuschlagen,

welche die längere Weigerung des Papsts, den Französischen Bischöfen die Institutions-Bullen zu ertheilen, nöthig machen möchte, und deswegen auf die Berufung der National-Synode antrug, die im Jahre 1811 wirklich zu Stande kam. Auf die An-
 gelegenheiten der Deutschen Kirchen ließ sie sich ausführlich genug ein, um den Kaiser aufzufordern, daß er doch nicht länger zögern möchte, das katholische Kirchen-Wesen wenigstens in den zu dem Rheinbunde gehörigen Staaten auf den nämlichen Fuß und in die nämliche Ordnung wie in Frankreich zu bringen. Hingegen bey ihrer Erklärung auf die delicate Frage wegen der gegen den Kaiser erlassenen Bann-Bulle wird man in seiner Erwartung etwas getäuscht, weil der Herausgeber gerade hier das Original-Document, das in seine Hände gefallen war, defect fand, denn er fand darin nur den Eingang und den Schluß der Erklärung, und sah sich gezwungen das fehlende aus einer andern Handschrift zu suppliren, für deren Echtheit und Treue er weniger bürgen zu können glaubte. Das Wesentliche des Inhalts davon mag jedoch gewiß echt seyn, denn Französische Bischöfe konnten wohl dabey auf nichts andres antragen, als auf die Ausstellung einer Declaration, daß die Bulle — *contraire a la discipline de l'Eglise gallicane, à l'autorité du Souverain, et capable de troubler la tranquillité publique* — mithin null und nichtig sey. Der unbestreitbarste Character von Authentie kommt hingegen jenen Urkunden zu, welche S. 181 — 362 über die Verhandlungen des neuen im Jahre 1811 niedergelegten conseil ecclésiastique, über die im May dieses Jahrs an den Papst nach Savona geschickte Deputation, über ihre Unterhandlungen mit dem Papst, und über den Erfolg von jenen mitgetheilt sind, in welche sich das nach seiner unanständ-

digen Auflösung in der Stille wieder zusammengehohlte National-Concilium mit ihm einlassen mußte. Einige dieser Urkunden haben auch manches anziehende, wie z. B. die Instruction und die Vollmacht der an den Papst deputirten Bischöfe S. 229, die tägliche Correspondenz, welche sie von Savona aus mit dem Cult-Minister unterhielten, und besonders die Depesche, worin sie dieser instruirte, ihm gewisse Notizen durch den schnelleren Weg des Telegraphen von Turin aus zukommen zu lassen, S. 262—278, wie auch das letzte Schreiben, das sie von Savona aus an ihn erließen, S. 305—313. Man hat also gewiß Ursache zu wünschen, daß der zweite Band dieser Sammlung bald erscheinen möchte, in welchem der Herausgeber S. 314 dem Publico noch eben so viel mitzutheilen versprochen hat.

Berlin.

Die bey Mylius 1815 auf XII und 624 Seiten des vorigen Formats erschienene, größtentheils schon vorigen Sommer gedruckte, fünfte Ausgabe des Lehrbuchs der Geschichte des Römischen Rechts, unterscheidet sich von der vierten dadurch, daß Vieles, was zur Litterär-geschichte des Römischen Rechts, d. h. zu seinen Schicksalen im Mittelalter, nur das Griechische Reich ausgenommen, gehört, hier weggelassen ist, wie davon der damalige S. 293, einer der längsten, als Beispiel genannt werden kann. Ein Theil der um mehr als neunzig größern Seitenzahl dieser Ausgabe könnte aber doch daher rühren, daß die Paragraphen oft in mehrere zerstückt sind, um den Zuhörern das Aufsuchen der einzelnen Stellen beim Vortrage zu erleichtern, auch daß nun jeder Paragraph seine Ueberschrift hat; bey weitem das Meiste sind aber

Zusätze, z. B. beim Anfange der Uebersicht des Rechts, wie es am Ende jedes Zeitraums war, steht nun auch die den ersten Stellen von Ulpian und dem zwoelten Titel der Institutionen entsprechende Lehre von den Quellen des Rechts, die bisher wegen der vorhergehenden Geschichte der Quellen fehlte, da doch beides ganz verschiedene Rücksichten sind. Bey dem Rechte zur Zeit der zwölf Tafeln sind die Beweisstellen, für die Ueberbleibsel der Urkunde selbst, genauer angegeben und dann freylich auch mehr geprüft, als man es bisher gewohnt war. Die natürlichen Erwerbungsarten (sonst §. 74.) sind nun vor den streng Römischen abgehandelt. Die Lehre von den Exceptionen und die von den Interdicten stehen nun, auch nach dem Muster des Institutionen-Systems, bey dem Privat-Rechte, wo denn aber der §. 231. einige der bekannten Eintheilungen der Interdicte aus Versehen nicht nennt, welche vorher im alten §. 276, also freylich nicht an rechten Orte standen. Ueber Justinian's Gesetzbuch sind zum Nutz und Frommen der jetzt so oft als dringendes Bedürfnis zur Sprache kommenden neuen Gesetzbücher einige Bemerkungen im §. 364. vorgetragen. Das sehr vollständige von Hrn. Actuar Kiedel neu ausgearbeitete Register geht denn auch auf die Institutiones historico dogmaticae von Hrn. O. H. N. Haubold, nur ist freylich das Vorsetzen der Seitenzahl dieses Buchs hier bey weitem nicht so bequem, als in der Litterär-geschichte das Vorsetzen der Nummer, unter welcher in den Institutiones historico literariae ein Gelehrter aufgeführt ist. Das Buch soll aber in Zukunft nicht bloß hierin noch besser werden.

H u g o.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1815.

München.

Ideen zur Geschichte der Entwicklung des religiösen Glaubens, von Cajetan Weiller. Erster Theil. Bey Fleischmann. 1808. XVI und 224 S. Zweyter Theil. Bey Giel. 1812. 150 S. Dritter Theil. 1814. 212 S. in Octav.

Nur durch Zufall hat sich die Anzeige des ersten Theils dieses merkwürdigen Werks in unsern Blättern verspätet. Jetzt, da das Ganze vor uns liegt, ist es um so mehr unsere Pflicht, es mit einiger Ausführlichkeit anzuzeigen, da unter allen in den letzten beiden Decennien erschienenen Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion, nach dem Urtheile des Recensenten, keiner ist, der mehr, als dieser, die Aufmerksamkeit unbesangener Forscher verdiente. Wenn denn auch viele Leser eben so wenig, als der Recensent, mit dem Verfasser ganz übereinstimmend denken sollten, so wird doch, wie wir glauben, jeder, der das Buch mit dem religiösen Interesse liest, mit dem der Verfasser es schrieb, angezogen werden durch die Klarheit der Ideen, den festen Schritt der Untersuchung, und auch durch die geistvolle und

lebendige Darstellung, die an mehreren Stellen so hinreichend ist, daß man sich fast ungern entschließt, die Schlüsse des Verfassers einer kalten Critik zu unterwerfen. An Popularität hat die Untersuchung dadurch sehr gewonnen, daß der Verfasser beim Auslaufe in das Gebiet der Geschichte sich auf keine metaphysischen Verhandlungen einläßt, also auch den bekannten Schellingianismus, gegen den er sich bey andern Gelegenheiten nachdrücklich erklärt hat, dieses Mahl nur beiläufig berührt. Von der Analyse der Gefühle, der höheren nämlich, deren der Mensch als denkendes Wesen fähig ist, und durch die er sich mehr noch, als durch seinen Verstand, von den Thieren unterscheidet, geht die Einleitung aus. Man könne, sagt der Verfasser, die wahre Geschichte der Menschheit, wie gewöhnlich geschieht, nur mißverstehen, wenn man auf die Entwicklung jener Gefühle nicht vorzüglich achte. Weder in den natürlichen Aeußerungen der sinnlichen Empfindung, der Einbildungskraft, und der Begierde, noch in denjenigen Aeußerungen des Verstandes, die sich nur auf die Sinnlichkeit beziehen, sey der unterscheidende Charakter der Menschheit, und folglich auch nicht der Anfang der wahren Cultur zu suchen. Es sey also auch widersinnig, den Ursprung der Religion, die so alt unter den Menschen ist, wie die Cultur, aus natürlichen Regungen der Triebe und Leidenschaften abzuleiten. Da nun auch der Verstand den Stoff des Denkens nicht erschaffen kann, so sey es gleichfalls widersinnig, aus Betrachtungen, die der Mensch, seinen irdischen Trieben folgend, über die Natur angestellt, die Entstehung der Religion abzuleiten zu wollen. Es sey nicht einzusehen, wie der Verstand unter dieser Voraussetzung in der Natur jemahls etwas anderes erblicken könne, als eben sie selbst. Auf den Begriff von Gott könne der Verstand auf diesem Wege eben so wenig gerathen, wie der

Blindgeborne auf den Begriff von einer Farbe. Ohne eine höhere Anlage, die im Menschen unmittelbar und ursprünglich das Ueberirdische mit dem Irdischen verknüpft, wäre der Mensch gar keiner religiösen Vorstellung fähig. Wo diese Anlage sich auch nicht zum Glauben entwickelt habe, sey sie doch unbezweifelbar vorhanden. Ohne sie hätte auch kein Unglaube entstehen können. Aber was der Verf. weiter hierüber in der Einleitung sagt, soll nur den Standpunct sichern, von welchem aus er die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen betrachtet. Was sagt die Geschichte selbst dazu? fragt er; und seine Beantwortung dieser Frage ist der eigentliche Inhalt des Buchs. Was der Mensch zu ebener Erde, wie der Verf. sich ausdrückt, für ein Geschöpf ist, sehe man deutlich genug an den Wilden, die auf der untersten Stufe des menschlichen Daseyns rein irdisch gestimmt sind. Die Gleichgültigkeit, ja sogar Abneigung, welche diese Geschöpfe gegen alle Cultur zeigen, beweisen klar, daß sie sich selbst überlassen, in Ewigkeit da stehen bleiben würden, wohin die Natur sie gestellt hat, von den Thieren fast nur durch die Gestalt unterschieden. An solchen Menschen also lehre uns die Geschichte erkennen, wie weit es die Natur, als bloße Natur, im Menschen zu bringen vermöge. Wenn solche Wilde auch ein wenig sprechen und räsonniren, so bewege sich ihr Verstand doch nur im Gebiete ihrer thierischen Triebe. Es sey also unmöglich, daß der Mensch als reiner Sohn der Natur jemahls etwas mehr, als ein räsonnirendes Thier, geworden wäre. Die höhere Anlage in ihm müsse, um sich zu entwickeln, durch das Höhere selbst, das also unbezweifelbar vorhanden sey, aufgeregt worden seyn, gerade so, wie die natürlichen Triebe und Kräfte, um zu wirken, aufgeregt werden müssen durch Eindrücke, welche die Natur von außen auf die Sinne macht.

Bergebens suche man die Noth, die den Menschen dringt, seinen Verstand zu gebrauchen, zur Lehrerin des Höheren zu machen. Kaum in den gemeinsten irdischen Dingen mache die Noth den halbtierischen Wilden sinnreich und erfinderisch. Auch die Geschichte der Kunst, sofern Kunst den Menschen über das Thier erhebt, deute, wie die Cultur und Wissenschaft, auf einen höheren und überirdischen Ursprung hin. Und am Ende müsse auch das Wenige, was sich von eigentlicher Kunst unter den Wilden findet, nicht als Keim der bloßen Natur, sondern als Keim einer chomahligen Cultur, die dann wieder nicht von der bloßen Natur habe ausgegangen seyn können, erklärt werden. Wie das Auge nur durch den Lichtstrahl sehen, das Ohr nur durch den Schall hören lernt, so erwache die Vernunft im Menschen, nur durch unmittelbare Einwirkung einer andern Vernunft. Dieß lehre jede vorurtheilfreye Beobachtung der menschlichen Natur; und die Geschichte bestätige es. Nach allem, was sich von der ältesten Tradition erhalten habe, werde die erste Cultur der Nationen einem oder mehreren aus fernen und cultivirteren Gegenden gekommenen Fremdsingen zugeschrieben. Auf gleiche Art erzähle das Alterthum die Geschichte der Einführung religiöser Ideen und Gebräuche; denn ohne die Anregung der höheren, also auch der religiösen Bildung sey überhaupt nirgends wahre Bildung aufgekeimt. Alle diese Data nun beweisen, nach dem Verfasser, daß Cultur und Religion unter den Menschen immer unbekannt geblieben seyn würden, wenn nicht der Himmel selbst den Menschen zuerst das Himmlische eröffnet und offenbart hätte. Offenbarung aber, folglich auch das ursprüngliche Erwachen der Menschheit, sey geheimnißvoll; denn es widerspreche sich selbst, dasjenige begreifen zu wollen, was immer als wirklich vorausgesetzt werden muß, ehe man darüber

vernünfteln kann. In einem Zeitalter, wo es zum Ton gehört, alles Geheimnißvolle zu verlachen, und nichts Unbegreifliches gelten zu lassen, werde also auch diese Ableitung unsrer Bildung aus einer ersten überirdischen Quelle viele Ungläubige finden. Gleichwohl sey nun einmahl alles Erste in unserm Wissen *Sactum*, und nicht Begriff. So viel wir, sagt der Verfasser, auf diese Weise von unserm Erwachen für die Erde und durch die Erde, d. h. von der Entstehung der sinnlichen Eindrücke, begreifen, so viel begreifen wir auch von unserm Erwachen für und durch den Himmel, d. h. von der Offenbarung des Ueberirdischen und Uebernatürlichen. Diese Offenbarung sey die erste, unmittelbar von oben herab geschehene Erregung des Menschen in seinen höheren Anlagen. Nur dadurch sey ihm möglich geworden, seinen Trieb und seinen Blick über das Irdische zu erheben. Die Offenbarung in diesem Sinne sey der Anfang der Erziehung des Menschengeschlechts. Es sey also nicht poetische Erfindung, sondern ganz der historischen Wahrheit gemäß, daß alle alten Traditionen und Mythen den Ursprung der Cultur und Religion unmittelbar von Gott selbst, oder von Göttern ableiten. Durch Vernunft, als Anlage betrachtet, sey der Mensch fähig, die Offenbarung zu vernehmen; aber ohne eine übermenschliche, von einer höhern Vernunft ausgegangene Anregung des höheren Triebes im Menschen, würde die menschliche Vernunft sich nie so entwickelt haben. Darum sey das erste Erwachen der Vernunft zur höheren und eigentlich menschlichen Bestimmung weder philosophisch, noch historisch, zu trennen von dem religiösen Glauben. Die Schwäche der menschlichen Natur habe mit sich gebracht, daß der erste religiöse Glaube bald in Aberglauben ausgeartet sey; aber entstanden sey die Religion gewiß nicht in der Form des Aberglaubens.

Täuschung sey überhaupt nirgends das Allererste im Erkennen. Auch das unrichtige Sehen sey noch immer ein Sehen. Mit dieser philosophischen Erklärung der Entstehung des religiösen Glaubens müsse indessen die historische immer verbunden bleiben; denn es sey ja von einem ersten Factum die Rede. Der religiöse Glaube vermandele sich nicht etwa zufällig in einen historischen, sondern er sey an sich selbst schon historischer Glaube, Glaube an eine Begebenheit, an die Begebenheit der Offenbarung selbst, durch die der Mensch zum höhern Daseyn geweckt wurde, und die erste Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen erhielt. Auf diesem Satze, den der Verfasser seinem Lesern nicht ohne Grund einzuschärfen sucht, ruhet alles, was die folgenden Theile des Buchs von Behauptungen enthalten, durch die der Verfasser historisch die wahre Religion schlechthin mit dem Christenthume identificiren will. Ueber diesen Punct möchte er auch wohl den meisten Widerspruch finden. Doch wir wollen ihn selbst erst weiter hören. Die Offenbarung, sagt er, ist eine Begebenheit; und nur als solche kann sie geglaubt werden. Durch diese Begebenheit ist dem Menschen eine positive Erkenntniß geworden, die er sonst nicht haben würde. Der religiöse Glaube, schließt der Verfasser, ist also ursprünglich positiver Glaube an eine bestimmte der Menschheit zu Theil gewordene Offenbarung; und auch diesen Charakter des religiösen Glaubens bestätige durchgängig die Geschichte. Wenn denn auch die erste oder Urreligion noch so bald ausartete, so müsse sie doch alle Elemente der wahren Religion überhaupt, also die Hauptbegriffe von Vorsehung, Sittlichkeit und Unsterblichkeit, schon enthalten haben. Daher fände sich auch in allen Religionen, selbst in den ausgeartesten, eine Spur von diesen Begriffen. Daher liege auch das große Grunddogma von einem ein-

zigen Gotte allen Religionen, wenn auch einigen noch so versteckt, zum Grunde. Historisch gehe die älteste Urkunde die wir kennen, die ebräische, gerade von diesem Dogma aus. In den übrigen Religionen des Alterthums erscheine es mehr oder weniger entstellt und dunkel, aber doch unverkennbar, als Grundlage des Polytheismus, der seine gezeugten und gebornen Götter immer aus einem unerzeugten Urwesen oder Urstoffe hervorgehen läßt. Die Urreligion sey auch eine Religion des Herzens, nicht des Kopfes allein. Daher finde sich auch keine Religion der Vorwelt ohne Achtung der Tugend und eines frommen Lebens. Jede habe eben deswegen ihre Sagen von patriarchalischer Rechtlichkeit und von einem goldenen Zeitalter. Daß aber der älteste Sitz der Urreligion und der zu ihr gehörenden Cultur in Asien zu suchen sey, lasse sich nach allen Nachrichten gar nicht bezweifeln. Mit diesen Bemerkungen schließt der erste Theil. — Der zweyte Theil, dessen Inhalt wir nur summarisch anzeigen können, beschäftigt sich mit den ersten Schicksalen des erwachten menschlichen Geistes, und mit dem Heidenthum. In dem Mangelhaften und Seltenen der ältesten Nachrichten von der Entstehung und Verbreitung der Religionen findet der Verfasser einen Beweis der Echtheit dieser Nachrichten. Durch sie kündige sich Religion überhaupt als die Wurzel alles menschlichen Daseyns an. Da das Licht der Begriffe in jenen Zeiten nur schwach war, so herrschte dafür in den alten Religionen desto mehr Wärme des Gefühls. Der kindlich empfindende Mensch habe sich, dem Geiste der Urreligion gemäß, den Gott, den sein Kopf nicht begreifen konnte, als einen überirdischen Vater, und folglich als ein persönliches Wesen gedacht. Zwischen Moral und Dogmatik zeige sich in dieser Periode nirgends ein Unterschied. Man könne diese Religion auch die

natürliche nennen, nämlich als das erste Resultat der Offenbarung, so wie es in einer unverdorbenen menschlichen Natur erscheinen mußte. Im Geiste dieser Religion, sagt der Verfasser, bildeten sich auch die ältesten Begriffe von bürgerlicher Tugend und Ordnung, Regenten- und Unterthanenpflichten. Religiös wurde auch der Charakter der ältesten Kunst. Weniger unterrichtet sind wir über die ersten Verirrungen der Menschen von dem Wege der wahren Religion. Der Verfasser hält sich an die Mosaische Erzählung vom Sündenfalle und die damit zusammenhängenden Sagen. Er vertheidigt bey dieser Gelegenheit nach seinen Principien auch das Dogma der Erbsünde, weil nun, seitdem der niedrige Trieb über den höheren gesiegt, die Sünde in der menschlichen Natur immer einen Schritt voraus gehabt habe. Eine allgemeine Verschlimmerung sey darauf gefolgt; und an diese schloße sich das Heidenthum an. Ausführlich sucht nun der Verfasser das Heidenthum überhaupt als ausgeartete Urreligion darzustellen. Der Mensch wollte das Ueberirdische, das er bis dahin in frommem Herzen getragen hatte, begreifen. Zu roh und zu sinnlich für die Abstraction, suchte er statt der Begriffe Bilder. Die Einbildungskraft spielte die Rolle des Verstandes. Das Symbol wurde unvermerkt in der Vorstellung gleichbedeutend mit der Sache. So entstand der Bilderdienst zugleich mit dem Polytheismus durch das Streben des verirrten Kopfes, das Niedrige nicht mehr dem Höheren unterzuordnen, sondern es selbst zum Heiligen hinauf zu rücken, und in das Höhere zu verwandeln. Im südwestlichen Asien habe sich auch dieses älteste Heidenthum zuerst verbreitet. Erst in seiner äußersten Ausartung sey es zum Fetischismus herabgesunken, nachdem das Heilige aus dem Herzen verschwunden, und an dessen Stelle nur das Gefühl von einem unbekanntem Ge-

waltigen übrig geblieben, das man in der äußern Natur gesucht habe. Von der Verkörperung des Göttlichen sey man übergegangen zur Vergöttlichung des Körperlichen. Doch müsse man auch im Fetischismus wieder Abstufungen unterscheiden. Zu den untergeordneten Erscheinungen des Fetischismus zählt der Verfasser den Glauben an Zauberer und Zauberer. Aus den Betrügereyen dieser Zauberer leitet er das Pfaffenthum ab, das er deswegen von jedem eigentlichen Priesterthum unterscheidet. In dem dumpfen Gefühle, mit welchem der herabgesunkene Mensch seine Hand nach dem Höheren ausstreckt, um nur irgend Etwas zu haben, woran er sich halte, findet der Verfasser den Ursprung des Märchenglaubens. Den Beschluß des zweiten Theils machen Bemerkungen über die rohen Aeußerungen der einzelnen religiösen Triebe; über die Gedankenlosigkeit des rohen Aberglaubens; über einzelne schöne Regungen in dieser Gedankenlosigkeit; und über die Mythologien. Der letzte dieser Abschnitte ist einer der mangelhaftesten. — Mit dem dritten Theile erreicht der Verfasser das Ziel seiner Religionsgeschichte. Alle vorhergegangene Untersuchungen sollen das Resultat geben, daß das Christenthum nichts anders, als vollendete Urreligion, und daß eben deswegen der echte religiöse Glaube kein anderer sey, als der christliche Offenbarungsglaube. Wenn dieser Gedanke auch nicht ganz neu ist, so ist er doch schwerlich von einem andern Schriftsteller mit einer geistvolleren und anziehenderen Darstellungskraft ausgeführt. Dem Recensenten wenigstens ist kein Buch bekannt, in welchem mit mehr Beredsamkeit das wahrhaft Göttliche bezeichnet wird, das dem Christenthum zugesprochen werden muß, auch wenn man es nur von einem weltlichen, nämlich nicht theologischen, Standpunkte aus betrachtet. Noch ein Mahl erläutert der

Verfasser in einer besondern Einleitung zu diesem Theile die wichtigsten religiösen Ideen zuerst im Allgemeinen. Dann wendet er sich zur Charakteristik des Judenthums, das zu dem Christenthum den Weg bahnen mußte. Der Gott des Heidenthums, sagt der Verfasser, war vielköpfig; der Gott des Judenthums hat zwar Einen Kopf, aber kein Herz, nämlich nicht im echt religiösen Sinne; der Gott des Christenthums ist allein der wahre, der dem Verstande und dem Herzen genügt. Aber hier mögen die Theologen den Faden aufnehmen, den der Recensent fallen lassen muß, weil er das ganze Werk nur von der philosophischen und historischen Seite anzuzeigen übernehmen konnte. Den Theologen kommt es zu, die Gründe zu prüfen, durch die der Verf. den Glauben an die Geheimnisse des Christenthums, meistens nach dem Catholischen Lehrbegriffe, rechtfertigen will. Die Philosophie führt wohl hin zur Anerkennung eines Geheimen, das allem Wissen und Glauben zum Grunde liegt; aber Geheimnisse kennt sie nicht. Der Recensent möchte hier die Anzeige des ganzen Werks schließen, da doch zu einer Beurtheilung, die das große Thema einigermaßen erschöpfte, in diesen Blättern kein Raum ist. Aber von einem so gedankenreichen Buche Abschied zu nehmen, ohne wenigstens mit ein Paar Worten auszudrücken, was man selbst von der Sache denkt, wäre doch auch nicht dem Zweck einer Anzeige angemessen, die auf die Mängel eines Buchs eben sowohl, als auf seinen Werth, aufmerksam machen soll. Mit wenigen Worten also will der Recensent, nicht dogmatisch nach dem Systeme seiner Ueberzeugung, sondern nur skeptisch, als ob er gar kein System hätte, einige Fragen aufwerfen, mit deren Beantwortung des Verfassers Schlüsse stehen, oder fallen. Auf ein Gemälde der menschlichen Natur gründet der Verfasser seine Lehre.

Sie ist also psychologisch begründet. Aber ist dieses Gemählde ein treues Portrait? Ist der Mensch zu ebener Erde, wie der Verfasser ihn nennt, der Mensch ohne alles Interesse für das Höhere und Göttliche, anderswo zu finden, als in einem Zustande der Brutalität, die bekanntlich gar mancherley Ursachen haben kann? Jene erbärmlichen Wilden, die, wie die Feuerländer und die Neuholländer, sich selbst überlassen, nicht die entferntesten Anstalten zu treffen scheinen, sich zur höheren Menschlichkeit zu erheben, sind sie nicht, nach des Verfassers eigener Meinung, ausgeartete Geschöpfe, die man gar nicht vor Augen haben muß, wenn man anthropologisch den Menschen im Allgemeinen vor Augen haben will? Vollends von den noch verwahrloseteren Geschöpfen, die sich aus der menschlichen Gesellschaft verloren hatten, z. B. von dem wilden Mädchen in Frankreich, hätte doch der Verf. für seinen Zweck eben so wenig Notiz nehmen sollen, als von dem wilden Peter, der als blödsinniger Knabe sich in Wälder verlaufen hatte, und, als er wieder eingefangen wurde, den wahren und reinen Sohn der Natur repräsentiren sollte. Wenn es gewiß ist, daß der Mensch, unter ungünstigen Umständen zur Brutalität herabgesunken, und dann sich selbst überlassen, sich in Ewigkeit durch eigne Kraft allein nicht heben wird; folgt daraus, daß unter allen Umständen die Menschen mit Sinnen und Gedanken an die Erde gekettet geblieben seyn würden, wenn nicht eine überirdische Macht durch eine besondere, von der Schöpfung der menschlichen Natur ganz verschiedene wunderbare Einwirkung oder Offenbarung dem Blinden die Augen aufgerissen hätte? Woher weiß denn der Verfasser, daß die schaffende Macht nicht dem ersten Menschen mit seinen Sinnen und Trieben zugleich den Trieb nach dem Höheren und die Ahndung des Göttlichen anerschuf, die nur der

Entwicklung bedurften? Die biblische Schöpfungsgeschichte zeigt uns den ersten Menschen erschaffen nach dem Bilde Gottes. Hätte sich nun die schaffende Macht diesem Menschen auch nicht positiv offenbart; würden nicht seine Nachkommen unter günstigen Umständen, früher oder später, ebenfalls ohne positive Offenbarung, indem die ihnen anerschaffene Natur sich gehörig entwickelte, auch zum klareren Bewußtseyn des Göttlichen gelangen können, dessen Ahnung zum Wesen des Menschen gehört? Von der Vernunft, als Anlage, bis zum Erkennen des Ur-Wahren ist der Weg allerdings lang. Aber ist denn die ursprüngliche Ahnung des Göttlichen nicht mit der Wirklichkeit des Denkens dem Menschen gegeben? Wäre also der Mensch als vernünftiges Geschöpf geboren, wenn die ihm angeborenen Anlagen zur eigentlichen Vernünftigkeit sich nicht in religiöser Hinsicht, wie in jeder andern, ganz und gar durch sich selbst hätten entwickeln können und müssen? Wer den Funken nicht läugnet, soll die Möglichkeit läugnen, daß der Funke, ohne durch ein Feuer von außen zum zweyten Mahle entzündet zu werden, jemahls zur Flamme werden könne? Aber hier treffen wir auf den zweyten Punct, wo eine neue Reihe von Einwendungen gegen des Verfassers Lehre in Betracht kommt. Der Verfasser identificirt, wie wir gesehen haben, den psychologischen Offenbarungsglauben mit dem historischen. Aber kann denn nicht jener ohne diesen bestehen? Wir wollen zugeben, daß die Vernunft nur durch Vernunft aufgeregt werden könne, und daß der Mensch nur durch unmittelbare Einwirkung des Wesens, das die ewige Vernunft selbst ist, von der göttlichen Wirklichkeit dieser Vernunft die erste Kunde erhalte. Folgt daraus, daß die Wirklichkeit des Göttlichen sich nicht jedem denkenden Menschen, abgesehen von allem historischen Glauben, offenbaren

könne unmittelbar durch das Denken selbst, wenn das Herz rein gestimmt, und der Verstand gegen die Meinungen hinlänglich gerüstet ist, die uns gegen eine solche innere Offenbarung misstrauisch machen? Nur von dem, was seyn könnte, ist hier die Rede, nicht von der Behauptung dieses Satzes nach diesem oder jenem Systeme der Philosophie. Wißt der Verfasser nicht die Begriffe durch einander, indem er selbst, nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit einer solchen innern Offenbarung anzuerkennen scheint (besonders Theil III. Seite 29) und doch den religiösen Glauben an historische Berichte knüpfen will, die ein Mensch dem andern glauben muß? Oder muß nicht der Verfasser selbst die Kriterien der Wahrheit dieser oder jener religiösen Tradition in seinem eignen Inneren aufsuchen, wo sie denn doch wohl nicht wieder durch Tradition hineingeklebt seyn können, weil Tradition, als solche, wohl eine historische Ueberzeugung geben kann, aber keine philosophische und keine religiöse? — Aber wenn es denn auch um den demonstrativen Theil dieses schätzbaren Werks sehr mißlich steht, so bleibt dem Verfasser doch das Verdienst, den großen Gegenstand, den das Werk betrifft, auf eine neue Art beleuchtet, eine Menge wichtiger Wahrheiten für die allgemeine Geschichte der Religion nachdrücklich hervorgehoben, besonders aber die noch lange nicht unbefangenen und nicht tief genug verfolgte Frage wieder in Anregung gebracht zu haben, ob nicht der Gang, den die Verbreitung des religiösen Glaubens von den ältesten Zeiten an genommen hat, historisch auf eine Offenbarung hindeutet, die außer dem Gesichtskreise der Philosophie liegt, aber von dem philosophirenden Geschichtsforscher vorausgesetzt werden zu müssen scheint, um zu erklären, warum nicht dumpfer Fetischismus, sondern eigentliche Religion unter den Menschen so alt ist, wie die Ge-

schichte, und warum Urkunden und Sagen, denen doch die wahre Geschichte folgen muß, in dieser Hinsicht ein ganz anderes Resultat geben, als die in neueren Zeiten, mit besonderer Vorliebe, der allgemeinen Religionsgeschichte zum Grunde gelegten Nachrichten von der Denkart und den Sitten der Wilden.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn: Ueber den Umgang mit Kindern. Erfahrungen, Maximen und Winke für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde in der gebildeten Welt. Von Carl Fr. Pockels, Hofrath zu Braunschweig. 1811. XVI und 271 S. in Octav.

Wenn gleich der sel. Pockels nicht zu den ausgezeichneten Köpfen gehörte, so hatte er doch das Talent gut zu beobachten, und die aus der Lectüre und eignen Beobachtung geschöpften Bemerkungen gut vorzutragen. Er hatte mittelst seiner Lage, als Erzieher der Braunschweigischen Prinzen, viele Gelegenheit dieses Talent zu üben, und als Vater einer zahlreichen Familie in Verbindung mit einer vortrefflichen Gattin, seine Erfahrungen und aus einer ziemlich weitläufigen und gut geordneten Lectüre geschöpften Bemerkungen in Ausübung zu bringen. Es war daher ein sehr richtiger Gedanke, was er über einen so wichtigen Punct als die Erziehung ist, gelesen, gedacht und erfahren hatte, dem Publicum in einer kleinen gut geordneten und verfaßten Schrift mitzutheilen. Der vielbelesene und mit der Pädagogik bekannte wird freylich in diesem Buche des Neuen nicht viel oder gar nichts finden, aber die Anordnung und der Vortrag werden auch ihn anziehen. - Dagegen wird diejenige Menge von Lesern sehr vieles aus dieser Schrift lernen, die sich mit Schriften über diesen Gegenstand wenig beschäftigt haben, und denen Erfahrungen und Gedanken eines denkenden Mannes, der

die Bemerkungen der Alten sowohl als der Neuern kannte und prüfte, nützlich seyn werden. Recht sehr empfehlen wir also dieß Werkchen, in welchem wir nichts gefunden haben, was wir unbedingt tadeln könnten, und gern alle darin vorgetragenen Erfahrungen, Maximen und Winke als richtig und sehr nützlich anerkennen.

Gumbinnen in Ostpreußen.

Mit Vergnügen und herzlichster Theilnahme an dem Guten, was selbst in so drangsalsvoller Zeit für das Schulwesen in den Königl. Preussischen Staaten geschehen ist, haben wir dreien aus Gumbinnen uns zugekommene Schulprogramme gelesen. Sie verdienen eine Anzeige in unsern Blättern. Das erste ist die Nachricht von dem Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Gumbinnen, als Einladungsschrift von Dr. Joh. Wilh. Reinhold Element, Königl. Regierungsrathe und Director des Gymnasiums. 1813. 20 S. in Octav. Der einsichtsvolle Verf. erzählt mit großer Klarheit, wie eifrig und geistreich sich das Königl. Cultus- und Unterrichts-Departement des Schulwesens zunächst in der Provinz Lithauen angenommen, und nicht bloß der Verbesserung der Elementar-Schulanstalten die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet, und die Stiftung einer höchst nöthigen Bildungsanstalt künftiger Elementar-Lehrer befördert, sondern auch für die bisher so ganz vergessenen höhern Bildungsanstalten durch Ausmittelung der zur bessern Einrichtung derselben erforderlichen Fonds mit edler Liberalität gesorgt habe. Man griff die Sache hier bey dem rechten Ende an. Treffliche Zuschüsse aus der Königl. Staatscasse und aus dem Provinzialschulfonds machten die Organisation möglich. Schon im Jahre 1810 sonderte man die Mädchen-Classe ab, und im Jahre 1812 die Elementar-Knaben-Classe. Im nämlichen Jahre

wurden drey Königl. Landes-Gymnasten zu Gumbinnen, Tilsse und Lyf gut eingerichtet. Welch eine erleuchtete Einsicht, Welch eine achtungswerthe Kraft, dieß im Gedränge der kriegerischen Zeiten zu vollziehen! Wie beschämend für so manche Gegenden, die nicht so litten als Litthauen! Außer dem Director arbeiten geschätzte Männer an der Anstalt zu Gumbinnen, die Herren G. D. Prang, Chr. Fr. Wagner, Herm. Schopis, diese haben das Prädicat Oberlehrer, J. W. Petrenz, Dr. Chr. Lünemann, unser ehemahliger gelehrter Mitbürger, und J. S. Wagner, und genießen ein hinlängliches Gehalt, welches bey guter Deconomie sie vor Nahrungsorgen sichert, unabhängig von der Frequenz, Accidenzien ic. Daß hundert Schüler damahls die Anstalt besuchten, war den kriegerischen Umständen nach schon viel. Wir wünschen, daß die Beneficien, die Bibliothek und der Schulapparat viele Unterstützung finden. Zu den Eigenthümlichkeiten der neuen Organisation dieser drey Landesgymnasten gehört die sehr zweckmäßige Einrichtung, daß mit der Erlernung der Griechischen Sprache vor der Lateinischen in Quinta der Anfang gemacht wird, und daß die Tertianer die Odyssce lesen können. Dieß und einige andere gute Einrichtungen enthält das zweyte Programm von demselben Verfasser, überschrieben: Ueber die Unterrichts-Organisation im Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Gumbinnen. Als Einladungsschrift ic. 1814. 16 S. in Octav. Wird der wohlangelegte Plan gut ausgeführt, so bleibt nicht viel zu wünschen übrig. Im dritten Programme, vom Prorector G. D. Prang, 1814. 24 S. in Octav, werden die Vorzüge und Mängel des häuslichen und öffentlichen Unterrichts sehr ruhig und verständlg gegen einander abgewogen. Mit Recht behält der öffentliche Unterricht den Vorzug.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 19. Junius 1815.

Göttingen.

Der 9. Junius d. J. wurde durch die Ankunft Sr. Königlichen Hoheit, des Herzogs von Cumberland, der hiesigen Universität unvergeßlich. Höchst-dieselben trafen ganz unvermuthet des Nachmittags hier ein, und obgleich die Umstände Höchstihrer Reise uns nur den kurzen Aufenthalt eines Tags vergönneten, so hätte doch auch ein weit längerer nicht reicher an Aeußerungen seltener Huld und Beurtheiligkeit, und der innigsten Theilnahme an dem fortdauernden Wohlstand der Stadt und Universität seyn können. Höchstdieselben geruheten, Sich die Lehrer der Universität auf der Bibliothek vorstellen zu lassen, und diese, nebst den übrigen Instituten, mit einer für ihre Vorsteher höchst ermunternden Aufmerksamkeit in Augenschein zu nehmen, woben Höchstihnen keine der Veränderungen entgieng, welche seit dem Ablauf von vier und zwanzig Jahren bey ihnen eingetreten sind. Die Erinnerung an die, wenn gleich wenigen, aber in allgemeiner Begeisterung über die Anwesenheit eines allgeliebten Prinzen unfres Königlichen Hauses hingeflossenen Stunden wird für Stadt und Universität immer herzerhebend bleiben.

B (5)

Palermo.

In der Königl. Drucker. : Saggio sul Tempio e la Statua di Giove in Olimpia e sul tempio dello stesso Dio Olimpio recentemente dissotterato in Agrigento. 1814. 86 S. in Quart mit einem Kupferstich.

Der Verfasser dieser gelehrten und scharfsinnigen Schrift ist der Herr Marchese Saus, Instructor des Kronprinzen beider Sizilien, der unsern Lesern durch ein anderes im Jahre 1813 erschienenenes Buch de tragoediae officio (s. diese Anzeigen vom J. 1814. St. 101. S. 1001) rühmlich bekannt seyn wird. Den Stoff zu derselben gaben die bewundernswürdigen Trümmer des Tempels des Olympischen Jupiters in der Nähe von Agrigent, von denen wir bis jetzt, wenn man die wenigen Nachrichten in Wilkins Antiquitäten von Großgriechenland ausnimmt, nur dürftige Beschreibungen haben. Um so willkommener muß uns eine Schilderung derselben seyn, zumahl sie der Verf. mit dem Tempel des Olympischen Jupiters in Griechenland verglichen hat, in welchem die Statue des Jupiters von der Hand des Phidias als ein Wunder der alten Welt aufbewahrt wurde. Von dem Sicilischen Tempel findet man einige Notizen im Diodor, von dem Griechischen aber eine Beschreibung bey Pausanias. Beide Tempel waren in der Dorischen Ordnung, der Griechische ganz genau, der Sicilische in größern Dimensionen und einem eigenthümlichen Character. Der Verf. entschuldigt sich (S. 4), daß er es gewagt habe, ohne Architect von Profession zu seyn, über eine so schwierige Materie zu schreiben, und daß man ihn nur für einen gewöhnlichen Beobachter halten möchte; dessen ungeachtet verräth er gründliche Kenntnisse und ein tiefes Studium des Vitruvs, welchen er an einigen dunkeln Stellen verbessert und erklärt. Und wenn auch das Itallänische seine Muttersprache nicht ist, so schreibt

er es dennoch fließend und rein. Die Schrift zerfällt in drey Abschnitte, in eine Beschreibung des Tempels des Jupiters zu Olympia, in eine Schilderung der Statue des Jupiters, der Ornamente ic. und in eine Nachricht von den Trümmern des Tempels zu Agrigent, der derselben Gottheit gewidmet war. Was den Ursprung des Tempels zu Olympia betrifft, so verdankt er sein Daseyn der Feyerlichkeit der Olympischen Spiele, die alle vier Jahre gehalten wurden. Als Pausanias' Griechenland durchreisete, war es bereits erniedrigt, unterdrückt und geplündert; und dennoch kann er die Pracht der Olympischen Spiele nicht lebhaft genug schildern. Die Ebene, auf welcher sie gefeyert wurden, lag etwa sechs Stadien von der Stadt Pisa; daß es aber jemahls eine Stadt Olympia gegeben habe, bezweifelt der Verfasser. Die Beschreibung des Tempels ist nach dem Pausanias entworfen worden, und da er nicht mit Thonziegeln, sondern mit Pentelischen Marmortafeln gedeckt war, so gibt dieß dem Verf. Gelegenheit einige scharfsinnige Bemerkungen, vorzüglich über eine Stelle des Livius (42. 3.), herzubringen. S. 16 folgen Untersuchungen über die Dorische Ordnung, wo der Verf. die Meinung äußert, daß man irrig einen Unterschied zwischen der ältern und neuern Dorischen Ordnung machen will (man vergleiche damit Hrn. Völkel's Schrift über den Tempel des Jupiters zu Olympia S. 18. 26. 29), daß Vitruv, der im Zeitalter des August blühte, die Gebäude, von denen er seine Regeln nahm, nicht angegeben hat, daß aber dennoch die Säulen, obgleich nach seiner Messung zierlicher und schwächer, niemahls mit Vasen versehen gewesen sind. Was der Verf. S. 23 über die Art und Weise sagt, wie die Alten bey ihren Bauten zu Werke gingen, verdient Aufmerksamkeit, zumahl seine durch Anschauung entstandenen Bemerkungen mit dem Vitruv überein-

stimmen. Wenn die Alten die Fundamente zu einem heiligen Gebäude gelegt hatten, so errichteten sie zuerst nicht den Tempel, sondern den Peristyl, wie man sich durch eine Ansicht der Tempel zu Segesta und Selinus überzeugen kann. Der erstere ist nie vollendet worden, beide aber haben einen Peristyl, ohne die geringste Spur einer Telle. S. 28 ff. Beschreibung des Tempels des Jupiters zu Olympia nach dem Pausanias. Daß man auf Griechischen gemahlten Vasen Copieen berühmter Gemählde und Reliefs, welche die ältesten Sagen-Ueberlieferungen und mythologischen Gegenstände Griechenlands enthielten, wahrnimmt, sucht der Verf. S. 74. not. D. zu beweisen, indem er eine prächtige gemahlte Vase in der Sammlung des Königs beider Sizilien beschreibt, welche die Geschichte des Denomans und Pelops mit geringen Abweichungen so darstellt, wie sie Pausanias am innern Frontispiz des Olympischen Tempels bewunderte. Die Vase hat Inschriften, wodurch ihre Werth erhöht wird. Sehr ausführlich ist die Beschreibung der Statue des Jupiters aus Elfenbein mit ihrem goldenen Gewande, an welchem Figuren und Blumen in Schmelzfarben prangten. Auf ihrer rechten Hand stand eine Victorie aus Elfenbein und Gold; in der linken hielt sie einen Scepter mit dem Adler auf der Spitze. Auf einigen Münzen der Eleer will man Copieen des Olympischen Jupiters finden, und auf einer in Sicilien entdeckten Münze des Pyrrhus erblickt man einen Kopf des Jupiters mit einem Eichenkranz geschmückt. Sie wird in dem Cabinet des Hrn. Francesco Carelli aufbewahrt, und ist noch nicht edirt. S. 44. Ueber den Thron, auf welchem die Statue saß, mit Rücksicht auf eine dunkle Stelle des Pausanias V. II. Mit dem, was der Verf. von der Construction der Statue sagt, kann Dec. nicht übereinstimmen; so wenig ihn auch die Vermuthungen

des sel. Keyne in seinen antiquarischen Aufsätzen, was die Bekleidung des hölzernen Kerns mit Elfenbeinstücken betrifft, befriedigen, zumahl wir aus dem Plinius (XV. 7.) wissen, daß die elfenbeinerne Statue des Saturns zu Rom mit Oehl angefüllt gewesen ist. Am anziehendsten für uns bleibt die Beschreibung des Tempels des Olympischen Jupiters zu Agrigent von S. 54 an. Der Verf. befand sich daselbst im Jahre 1801, und weil er einen großen Platz mit colossalen Ruinen eines prachtvollen Gebäudes wahrnahm, so theilte er seinen Wunsch, sie näher zu untersuchen, dem gelehrten Prälaten Monsignore Alfonso Airoldi, ersten Kaplan Sr. Majestät und Aufseher der Sicilischen Antiquitäten in Val di Mazzara, mit, der auch von dem Könige die Erlaubniß erhielt, die Trümmer wegzuräumen und alles genau zu erforschen. Man fing die Arbeit unter der Leitung eines Sirgentinischen Edelmanns Don Giuseppe Copresti im Jahre 1802 an, und entdeckte unter einem Haufen Ruinen die ganzen Fundamente des Tempels, von welchen keine Copie mitgetheilt ist, ohne deren Ansicht aber jede Beschreibung mangelhaft seyn wird. Man muß damit die Nachrichten beim Diodor (XIII. 81.) und eine Stelle des Vitruv (IV. 7.) vergleichen, der von dieser Tempelart redet. Die Säulen, die den Tempel zu Agrigent umgaben, standen in den Mauern, jedoch so, daß ihre andere Hälfte nach Innen, die Form von Pilastern hatte, wodurch der Raum vergrößert wurde. Einen solchen Tempel nennt Vitruv Pseudoperipterum. Die Höhe und Breite des Tempels und die Masse der Säulen setzt uns in Erstaunen. Er hatte an jeder Seite 14 Säulen, 6 an der Façade und 7 (?) an der Rückseite, wo kein Eingang war. Der Verf. beruft sich, um dieß zu beweisen, auf eine Stelle des Vitruv (IV. 8.), die aber nach unserm Urtheil nichts entscheidet. Der innere Raum des Tempels wurde durch zwey Reihen Pilaster getheilt, die durch kleine

Mauern an beiden Seiten mit einander verbunden waren, und auf diese Weise die Cella bildeten. Es scheint, daß der Tempel unbedeckt, also ein Hypäthros gewesen ist. In den Anmerkungen n. o. S. 79. 80. schließt sich der Verf. an die zahlreichen Commentatoren des Vitruvs an, welche das Wort Replum (IV. 6.), das sonst bey keinem andern alten Schriftsteller vorkommt, und die so viel besprochenen Scamilli impares (III. 3.) zu erklären gesucht haben: Aber Recensent findet keinen Verursacher dasjenige zu wiederholen, was er vor einigen Jahren bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern über jene Stelle geäußert hat. Er schließt seine Anzeige mit dem lebhaften Wunsch, daß der gelehrte Verfasser, dem er hier öffentlich für die Mittheilung seiner Schrift den gebührenden Dank abstattet, uns fernerhin mit seinen Untersuchungen Sicilischer Alterthümer beschenken möge.

Nürnberg.

Dr. Mart. Lutheri Epistolae, studio atque opera b. G. Theod. Strobelii, Pastoris olim Wochtersburgensis collectae, quas non sine brevi praefatione edidit Godofr. Christoph. Rannerus. 1814. 356 S. in Octav.

Nach der Angabe des Hrn. Herausgebers in der Vorrede hatte der sel. Strobel diese Sammlung von Briefen Luthers schon zum Abdrucke fertig hinterlassen; doch möchte man wünschen, von dem Zustande, in welchem er sie hinterließ, eine noch etwas genauere Kenntniß zu erhalten. Die 236 Briefe, welche die Sammlung enthält, mußten in einem eigentlichen Sinne erst gesammelt werden. Sie finden sich in keiner von den älteren und neueren Collectionen der Briefe Luthers; doch waren die meisten darunter schon gedruckt, aber nur in einer Menge größerer und kleinerer Werke zerstreut, in denen man sie zum Theil nur durch einen glücklichen

Zufall geleitet finden konnte. Nun wäre es möglich, daß sich der sel. Strobel bloß das Verdienst hätte machen wollen, die zerstreuten Briefe zusammen zu bringen, und nach ihrer Zeitfolge geordnet herauszugeben, wofür er schon auf einen freundlichen Dank aller Freunde der Lutherischen Schriften rechnen konnte; vielleicht war es ihm aber geglückt, die Original-Briefe selbst von Luthers eigener Hand zusammen zu bekommen, wodurch er sich um so mehr bewegen ließ, eine critisch-genaue zum Abdruck bestimmte Abschrift davon zu nehmen, die man unter seinem litterarischen Nachlaß fand. Dieß mag selbst das wahrscheinlichere seyn, denn man weiß ja, daß unter seinen gelehrten Schätzen, auf deren Sammlung er sein ganzes Leben verwandt hatte, eine beträchtliche Anzahl handschriftlicher Briefe sowohl von Luther als von Melancthon das Haupt-Kleinod ausmachte. Unter den hier gegebenen finden sich auch mehrere in der Lateinischen Original-Sprache, welche von den Sammlern der großen Hallischen Ausgabe von Luthers Werken bloß in einer Deutschen Uebersetzung der Welt mitgetheilt worden waren. Es finden sich andere darunter, welche ihr schon von Strobel selbst, aber zuerst und allein von ihm in seinen Miscellaneen mitgetheilt worden waren, und es finden sich endlich auch einige darunter, welche bisher noch nie in das Publicum gekommen waren; von allen diesen aber muß man fast annehmen, daß die Originale davon irgend einmahl in Strobels Hände gekommen waren. Wäre nun dieß mit den sämtlichen Briefen der Fall, welche in der Sammlung enthalten sind, so würde dadurch ihr Werth sehr beträchtlich erhöht werden; hätte man aber auch weiter nichts damit gewonnen, als daß man jetzt das bisher zerstreute beisammen hat, so würde man, wie schon gesagt, dem Sammler bereits dafür einen sehr freundlichen und für das zugegebene Neue

oder bisher noch nicht Bekannte immer noch einen besondern Dank schuldig seyn. Einige dieser Aufgaben haben auch einen besondern Werth, oder wenigstens etwas höchst anziehendes, denn es sind einige Briefe darunter, in denen sich jetzt der redliche und gerade, jetzt der freymüthige und furchtlose, jetzt aber auch der gutmüthige und zartfühlende Luther mit der ihm eigenen Lebendigkeit ausspricht. Als solche dürfen wir hier bloß vier Briefe an Melancthon, welche in der Sammlung voranstehen, und in die Zeit seiner frühesten Verbindung mit ihm gehören, ein Paar Briefe an Nicol. Hauffmann S. 200. 201. Vorzüglich aber einen an Staupitz vom J. 1523. S. 92, und einen späteren vom J. 1538 an den Anspachischen Canzler, Sebastian Heller S. 266—268, auszeichnen.

Oldenburg.

Ben Schulze: Ueber Bürgergarden, ihre Bestimmung, Einrichtung und ihren Nutzen. 1814. 61 S. in Octav.

Der B. meint es mit Deutschland gewiß recht gut, und sein Antrag ist sehr zweckmäßig, den Landsturm beizubehalten und zur Vertheidigung der Städte die Bürgergarde so zu organisiren, daß sie zu zwey Hauptzwecken verwendet werden könne, erstlich zur Vertheidigung gegen den äußern Feind und zwar nie im Felde, und zweitens zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung im Innern der Stadt. Beides geschehe mit und neben dem regulären Militär da, wo dessen Mitwirkung wesentlich erforderlich ist. Es ist ein einsichtsvoller Patriot, der hier spricht, und seine Stimme verdient gehört, und was er vorträgt wohl erwogen und ausgeführt zu werden, damit Friede und Ruhe in Deutschland nie gefährdet werden mögen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 22. Junius 1815.

Paris und London.

Bei Bossange und Masson: *Description des Catacombes de Paris, précédée d'un précis historique sur les catacombes de tous les peuples de l'ancien et du nouveau continent; par L. Héricart de Thury, Maître des Requêtes, Ingénieur en Chef au corps royal des mines, Inspecteur général des travaux souterrains du département de la Seine. Memoriae majorum. 1815. Mit acht Kupfern. XXXVI und 368 S. in Octav.*

Erst seit dem Jahre 1810, in welchem des Hrn. D'Artauds Reise in die Catacomben Roms erschien (vergl. Götting. gel. Anz. 1810. St. 76. S. 746 ff.), erhielten die Catacomben in Paris ein großes Ansehen, und Neugierige aller Art drängten sich herzu, sie zu besuchen und kennen zu lernen. Dieß veranlaßte diese Schrift. Der Verf. beginnt mit der Ableitung des Wortes nach Du Cange u. a., wahrscheinlich aus *κατά* und *τύμβος*, ein Grab, *catatumba*, woraus die schlechte Aussprache *catacumba* machte; nach dem Dictionnaire de l'Académie versteht man darunter des *grottes souterraines ou carrières*,

d'où l'on tirait la pierre ou le sable (Puzzolanerde), et dans lesquelles on enterrait les corps, oder nach dem Verf. l'ossuaire général de Paris, in welches nach Aufhebung der einzelnen Weinhäuser der Kirchen die Leichen gebracht wurden. Die Gegend ist in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Bodens merkwürdig. Daher geht ein Verzeichniß der Stollen und Schächte der Steinbrüche von Paris voraus. Die Aussichten, die Herr Eloquet von den Catacomben herausgegeben hat, werden empfohlen. Das Werk besteht in drey Abschnitten. Der erste handelt auf 68 Seiten von den Catacomben der Alten, von Kanaan, Aegypten, Phönicien etc. Daß bey den Catacomben Roms der schönen Reise des Hrn. v. Arfaud mit Beyfalle gedacht worden, und Delille's schöne Episode im Gedichte über die Einbildungskraft, von dem Französischen Maler Robert, der sich in diesen unterirdischen Gängen verirrt, aber durch Hülfe seines wiedergefundenen Leitseiles glücklich rettete, ganz eingerückt sey, wird man leicht erwarten. Es finden sich sehr magre Abschnitte, z. B. von den Deutschen, wobey er aus Westphalen, Ostfriesland und Niedersachsen der Hünenbedden und Neusenbedden aus Arend. V. Schlich = Lenhorst. Geschie Denisse (sic) S. 78 gedenkt. Im zweyten Theile des Werks, der die physische Einrichtung des Bodens der Catacomben umfaßt, ist der Verf. besser zu Hause. Auf seine Veranlassung haben die Herren Inspecteurs Gambier = Lapierre, Loudouze, Guérinet, Gambier, Thuillier, Jubin u. a. Sammlungen von Mineralien, die aus den Steinbrüchen gezogen sind, in den unterirdischen Gängen angelegt, auch sind für einen mäßigen Preis ausgesuchte und systematisch eingerichtete Sammlungen zu kaufen. Die Naturforscher hatten lange die Untersuchung des Bodens der Umgegend von Paris versäumt, bis vor wenigen Jahren zwey sehr geschätzte Gelehrte

die Resultate ihrer Forschungen ans Licht treten ließen, die Herren Cuvier und Brongniart, deren *Essai sur la Geographie minéralogique des environs de Paris* wenig mehr zu wünschen übrig ließ. Dieses Werkchen erschien im J. 1811, und ward im J. 1812 in unsern gel. Anz. St. 81. angezeigt. Andre Naturforscher, welche vor ihnen hierüber gute Bemerkungen bekannt gemacht hatten, werden von dem Verf. angeführt. Er gibt einen mit eigenen Ansichten und Beobachtungen begleiteten Auszug aus dem Cuvierschen Werke: wir verweisen auf die vorhin angeführte Anzeige in unsern Blättern, da jene einzelnen Zugaben nicht auch einen Auszug verstaten, wiewohl sie dem Verf. und seinen Freunden Ehre machen. Sehr schätzbar ist die coupe oryctognostique du sol de la plaine du midi de Paris, prise aux Catacombes de la tombe Isoire, sous le Mont-souris. Die Steinbrüche sind sehr alt: schon im zwölften Jahrhunderte waren die Palläste, Kirchen, und die andern öffentlichen Denkmähler in Paris aus Steinen dieser Gegend erbauet. Aus dem Protocoll über die alten Gebäude, aufgenommen auf Colberts Befehl vom 12. Jul. 1678 bis den 10. April 1679 lernt man die verschiedenen Steinarten kennen: gegen das Jahr 500. waren die Steinbrüche schon im Gange, woraus sich die große Menge und Ausdehnung der Aushöhlungen ergibt, welche unter einem großen Theile von Paris sich befanden. Große Unfälle welche im J. 1774 in dieser Hinsicht sich zutrugen, zogen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, und Hr. Guillaumot als Französischer Schriftsteller im Fache der Baukunst nicht unbekannt, hat als Generalinspector vom Jahre 1777 bis zum 7. October 1807, wo er im 78ten Jahre seines Lebens starb, sich um diesen Gegenstand sehr verdient gemacht. Ihm ist der Verf. im Jahre 1809 im Amte nachgefolgt. Nach langwierigen und oft

wiederholten Bitten, Vorstellungen und Untersuchungen wurde endlich der in der Mitte von Paris belegene fast einzige Kirchhof der Kirche der Unschuldigen mit ihr im Jahre 1785 unterdrückt: die Leichen von zwanzig verschiedenen Gemeinen waren hier seit undenklichen Zeiten begraben worden: König Philipp August hatte den Gottesacker im Jahre 1186 mit einer Mauer umgeben. Der letzte Todengräber Franz Poutrain hatte in nicht vollen 30 Jahren mehr als 90,000 Leichen hier begraben: das macht seit 1186, ganz geringe gerechnet weit über 1200,000 Leichen. Die Ausleerung und der Transport der vorhandenen Reste der Leichen geschah von 1785 bis 1788 mit großer Vorsicht, Schonung der Kunstdenkmähler, Sorgfalt und Thätigkeit von diesem nun zum öffentlichen Gebrauche geschmackvoll eingerichteten Plage, wie nächher von allen übrigen Gottesäckern dieser Stadt, in die Catacomben, oder die unterirdischen Höhlen, Steinbrüche der Ebne des Montefouris, wo ein Haus genannt Tombe Isoire oder Isouard auf der alten Straße nach Orleans belegen, angekauft wurde, um nach gemachter Vorrichtung in die Aushöhlungen hinabzusteigen, wo man die Pfeiler herstellte u. c., und dieselben zum Gottesacker feyerlich einweihete. Die Revolution änderte manches. Die tombe isoire ward verkauft, alle Denkmähler zerstört, und Kneipen und Tanzsäle hier wie auf den übrigen Kirchhöfen errichtet: vor einer steht eine Sanduhr mit der Inschrift eines Grabsteines: *has ultra metas requiescunt beatam spem expectantes!* Die schrecklichen Opfer der Revolution die zu verschiedenen Zeiten in Paris fielen, liegen hier eingescharrt. Seit dem Jahre 1810 ist der jezige Zustand eingerichtet, die alten Gallerien sind hergestellt, neue gebildet, der frische Luftzug bereitet, Pfeiler, Sarcophage, Obelisten und andere Verschönerungen sind angebracht. Die

Inschriften füllen das sechste Kapitel, welche der Verfasser für dieß ungeheure Ossuarium aus der h. Schrift, und aus den Dichtern und Philosophen aller Zeiten mit Einsicht und Gefühle gesammelt hat. Sie sind sehr anziehend. Wegweiser durch die Catacomben. Meinungen der Zeit über die Catacomben. Litteratur. Erklärung der Kupfertafeln.

Paris.

Ben Galland, Desenne und Petit: *Dernières années du règne et de la vie de Louis XVI.*, par *François Hue*, l'un des officiers de la chambre du roi, appelé par ce prince, après la journée du 10 Août, à l'honneur de rester auprès de lui et de la famille royale. Mit dem Motto: Je meurs innocent et je pardonne, den letzten Worten des unglücklichen Monarchen. 1814. XIV und 584 S. in groß Octav.

Wir können mit voller Ueberzeugung das vorliegende Werk als ein höchst interessantes Buch empfehlen, dessen Lesung gewiß keinen fühlenden Menschen ohne innige Rührung lassen wird. Mit tiefem Gefühle und in der ungeschmückten Sprache der Wahrheit und ohne Leidenschaftlichkeit erzählte ein treuer Unglücksgefährter Ludwigs XVI. die unverschuldeten Leiden der letzten Jahre seines geliebten Königs, erzählt größtentheils nur was er selbst sah und hörte, oder was glaubwürdige Männer — nur selten hat der Verf. seine Gewährsmänner nicht genannt — ihm berichteten. Schon dadurch allein mußte dieses Werk, welches zuerst im Jahre 1806 in England erschien und in dieser zwenten Auflage nach der Erklärung des Verfassers nur einige wenige unbedeutende Abänderungen erfuhr, ein lebhaftes Interesse erhalten, welches aber dadurch noch um vieles erhöht wird, daß hier manche neue oder doch in Vergessenheit gerathene Züge und Anekdoten mitgetheilt

werden, die sämmtlich das Urtheil bestätigen, welches die unparthenische Mitwelt längst über Ludwig XVI. gefällt hat, daß er einer der besten Könige gewesen, die je auf dem Französischen Throne gesessen, ein König, der bis zu der letzten Stunde seines Lebens nur das Beste seines Volks gewollt, und dem allein Schwäche und Unentschlossenheit in entscheidenden Augenblicken, eine Folge übertriebener Bescheidenheit und eines außerordentlichen Misstrauens in eigene Einsicht, vorgeworfen werden kann. Auch aus dieser Geschichte geht von neuem die große so oft verkannte Lehre, daß halbe Maßregeln von allen die verderblichsten sind, überzeugend hervor. Der Verfasser hat jedoch keinesweges, wie er selbst erklärt, eine Geschichte der Revolution liefern wollen; er begnügt sich, nur das zu erzählen, was unmittelbar den König und die königliche Familie angeht, und man wird es ihm Dank wissen, daß er auch die Schicksale der letzteren nach dem Tode des Königs bis zur Verheirathung von Madame Royale mit dem Herzoge von Angouleme in gedrängter Kürze hinzugefügt hat. Das Werk selbst beginnt mit den Versammlungen der Notabeln von 1787 und 1788. Ueber Necke wird ein strenges Urtheil gefällt; daß er die Ursache vieles Bösen gewesen, ist nicht zu leugnen, doch wohl mehr aus Unfähigkeit und Eitelkeit, als aus wahrhaft bösem Willen, dessen unser Verfasser ihn nicht undeutlich beschuldigen möchte. Allerdings begünstigte Necke die Constituirung des dritten Standes als Nationalversammlung, und brachte dadurch, bey der Schwäche des Hofes, der statt mit Gewalt die Ruhestörer auseinander zu treiben, was selbst nach Mirabeau's Aeußerung sehr leicht gewesen seyn würde, sich abtrozen ließ, was doch der König anfänglich ausdrücklich verweigert, die heillose Revolution zum Ausbruche. Die Entfernung Necke's vom Ministerium führte die ersten

blutigen Auftritte herbey. Wir übergehen die Erzählung jener empörenden Scenen aller Art, die von jetzt an beynah jeden Tag wiederkehrten und ein schauderhaftes Gewebe der Bosheit darboten, welcher die gutmüthige Schwäche bald ohne Rettung unterlag. Der Verf. blieb bey Ludwig, selbst nach seiner Gefangensezung in dem Tempel, bis zum 2. September 1791, dann ward er von ihm getrennt und wiederholt ins Gefängniß geworfen; bis er endlich seine Freyheit und bald darauf die Erlaubniß erhielt, mit Madame Royale Frankreich zu verlassen. — Es mögen diese wenigen Zeilen hinreichen, um ein Werk zu empfehlen, das durch die Menge der interessanten Erzählungen, die es enthält, jeden Leser gewiß lebhaft interessiren wird; das Testament Ludwig's XVI., die schönste Lobrede auf den unglücklichen Monarchen, ist als eine gewiß allgemein willkommene Zugabe, demselben beygefügt.

Kiel.

Printed for Aug. Hesse, 1815: Modern English Poems. Volume the first. Containing *Gertrude of Wyoming* by Campbell. *The pleasures of hope* by the same. *The corsair* by Lord Byron. *The best ballads* by W. Scott, etc. etc. — Collected by C. R. W. Wiedemann, M. D. VIII n. 436 S. in groß Octav.

Der Gedanke, die vorzüglichern Erzeugnisse der neueren Englischen Dichtkunst den Deutschen Freunden der Britischen Muse in einer mit Urtheil und Geschmack unternommenen und zugleich wohlfeilen Sammlung mitzutheilen, verdient ohne Zweifel den aufrichtigsten Beyfall. Das Vortreffliche der früheren Zeiten ist theils durch vollständige Ausgaben einzelner Dichter, theils durch verschiedene, bald minder bald mehr zweckmäßige Sammlungen ziemlich allgemein in Deutschland verbreitet. Weit weniger bekannt aber sind die Dichterwerke, die nicht nur in

dem gegenwärtigen Jahrhundert, sondern auch schon in dem letzten Viertel des vorigen in England sowohl als in Schottland erschienen sind. Und doch hat manches dieser späteren Werke nicht nur bedeutenden innern Werth, sondern sie sind fast insgesammt weit mehr Deutsch, als die der vorhergehenden Französischen Periode angehörigen Kunstwerke. Auch läßt sich durchaus kein eigenes gründliches Urtheil über den gegenwärtigen Zustand der Englischen Poesie fällen, wenn man die neuesten Dichter nicht eben so gut wie die früheren aus eigener Ansicht kennt. Einer allgemeinem Verbreitung in England gedruckter Bücher stand aber, wie auch in der gut geschriebenen Vorrede des Herausgebers dieser Sammlung bemerkt wird, nicht nur die unselige Sperre des festen Landes entgegen, sondern diese Verbreitung wird auch ferner hin durch den allzuhohen Preis der zum Theil mit verschwenderischer Pracht gedruckten Werke leider gar sehr erschwert werden. Dank also verdient ein Unternehmen, das diese Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, und um so größern Dank, wenn man so sehr Ursache hat, mit der Ausführung dieses Unternehmens zufrieden zu seyn. Die Auswahl der in diesem ersten Bande gelieferten Gedichte ist gut getroffen; der Abdruck ist, obgleich nicht ganz fehlerfrey, doch sorgfältiger als gewöhnlich Deutsche Pressen ihn liefern; die kurzen am Ende des Bandes angehängten Noten sind zweckmäßig; und Druck und Papier sind so, daß sie den an Englische Nettigkeit und Bequemlichkeit gewöhnten Leser nicht nur nicht, wie dieß bey so manchen ähnlichen Sammlungen der Fall ist, zurückscheuchen, sondern vielmehr freundlich sein Auge einladen. Wir zweifeln daher ganz und gar nicht, daß diese Sammlung die günstige Aufnahme finden wird, die sie in jeder Hinsicht verdient, und daß wir auf die baldige Fortsetzung derselben zuversichtlich rechnen dürfen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stüd.

Den 24. Junius 1815.

Zürch.

Ben Orell, Fueslin und Sohn: *Ἰσοκράτους λόγος περὶ τῆς ἀντιθέσεως. Isocratis Oratio de permutatione ex codd. msstis suppleta ab Andrea Mustoxyde. Recensuit et varietatem lectionis adjecit Jo. Casp. Orellius, Societati Ital. Literar. et art. adscriptus. Isaai oratio de Meneclis hereditate accuratius edidit addita brevi annotatione Jo. Conrad. Orellius, parochus ad templum Spiritus Sancti et Collegii Carol. turic. Canonicus. 1814. XV und 230 S. in Octav.*

Der Herausgeber der Isocratischen Rede hat die Ergänzungen derselben, die Andreas Mustoxydes aus Corcyra (Corfu) vor einiger Zeit aus dem trefflichen Ambrosianischen Manuscripte zuerst ans Licht stellte, gehörigen Orts eingerückt, und S. 141 – 204 Varianten aus dem Ambrosischen und Laurentinischen Manuscripte u. s. w. beygefügt. Da er eine größere mit einem Commentare zu begleitende Ausgabe bereitet, so wünscht er, daß seine Beurtheiler bis zur Erscheinung derselben ihr Urtheil verschieben mögen. In dem übrigen Theile der Vorrede zeigt er, nach Mustoxydes Vorgange, daß diese Red: von Isocra-

tes wirklich herrühre. Sehr passend ist bey dieser Gelegenheit die Verbesserung der Stelle in dieser Rede des Isocrates S. 63, wo bey Mustopydes ὁ ῥήτωρ Ἀντικλής steht, und mit Harpocration übereinstimmender Ὀνήτωρ, Ἀντικλής zu lesen vorgeschlagen wird. Der Herausgeber lebt in Bergamo und ist unsern Lesern als der Verfasser des von uns 1813. St. 4. in diesen Blättern angezeigten Werks: Bittorino von Feltré bekannt. Die Rede des Isäus ist schon aus der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst Th. 3. bekannt, wo sie aus der Tyrwhittischen Ausgabe etwas verbessert abgedruckt erschien. Der Herausgeber, dem des Nicolaus Damascenus Ueberbleibsel im Jahre 1804 und 1811, so wie des Theodori metochitae capp. II. de politia cyrenaeor. et carthagin. eod. a. Leipzig, Weidmann, eine neue mit Fleiß gearbeitete Ausgabe verdanken, hat denselben Plan auch hier beobachtet, dem sein Vetter beym Isocrates gefolgt ist. Wir haben also die größere Ausgabe zu erwarten. Angehängt sind Variæ lectiones aus der Florentinischen Abschrift, der Tyrwhittischen Göttingischen Ausgabe, und emendationes von dem Hrn. Prof. Bremi und Drelli. Der Druck ist gut und correct, und da alles, was seit der Erscheinung der Reiskischen oratores graeci als dahin gehörig ans Licht gezogen ist, sich in diesem Bändchen findet, so wird jeder Besitzer dieses Werks sich freuen, im Stande zu seyn, dasselbe durch den Ankauf dieser Drellischen Arbeit zu ergänzen und, mit Zuziehung des Isocrates, den Reiske bekanntlich in seine Sammlung nicht aufgenommen, alle Griechischen classischen Redner zu besitzen.

Oedenburg in Ungarn.

Hier hat der Herr Prof. Dr. Ge. Karl Rumi bey der Uebernahme des Lehramts am Georgicon des Herrn Grafen Georg Festetics de Tolna zu

Keszthely am 5. Nov. 1813 seine Antrittsrede gehalten, und auf 22 Seiten in Quart drucken lassen, unter der Aufschrift: *Agricolae experimentatores prudentes et circumspecti.*

Der wohlbekannte Verfasser, zu dessen Acquisition wir dem Georgicon Glück wünschen, hat ein sehr gutes, und diesem öconomischen theoretisch-practischen Institute sehr angemessenes Thema gewählt, und so gut als es Zeit und Zweck erlaubten ausgeführt. Es ist durch den Verf. der Satz sehr gut erläutert worden, daß der Deconom ohne Versuche, Experimente u. s. f. keine Verbesserungen auf seinem Grundstücke oder in seiner Deconomie anbringen könne; nur müssen diese Versuche Anfangs in geringem Maße und ohne großen Aufwand gemacht und recht geprüft werden im Kleinen, ehe sie im Großen und in der ganzen Wirthschaft ihre Anwendung finden: sonst leidet man großen Schaden. Die Düngersalze, der Anilindigo, mit dessen Anpflanzung unter Joseph II. in Ungarn unglückliche Versuche angestellt wurden u. dergl., sind in dieser Hinsicht lehrreich. Dagegen hat der verständige Hauswirth auf die Localität, Elima u. s. w. Rücksicht zu nehmen, auch jedesmahl genommen, wie die verschiedenen Wirthschaftsarten beweisen, als das Dreifelder-system, Ackerumsatz oder Koppelwirthschaft und Fruchtwechselwirthschaft, woben Herr Thaer und von Fellenberg gerühmt werden. Am ausführlichsten ist der Verf. im Lobe der Klugheit und Vorsicht der Ungarischen Deconomien. Die Ungarn brachten den Hafensflug aus Asien auf. Der unsterblichen Maria Theresia verdankt Ungarn die Wiedergeburt der Deconomie. Nun folgen Beweise vom Ungarischen Kunstfleiß in diesem Fache, meist auf Schwartzners Statistik Ungarns und andere Nachrichten, zum Theil auch auf eigne Beobachtungen gestuzt, woraus erhellet, daß Ungarn schon große Fortschritte in der

gesammten Deconomie gemacht habe, und um so größere noch erwarten lasse, da mehr als ein theoretisch-practisches Institut der Deconomie, besonders aber das vortreffliche Georgicon sich eifrigst angelegen seyn lassen, dieses Fach anzubauen.

Edinburgh.

Travels in the Island of Iceland, during the Summer of the Year 1810. By Sir George Steuart Mackenzie, Baronet, President of the physical class of the Royal Society etc. Second Edition. 1812. XV und 491 Seiten in Quart. Mit vielen schwarzen und colorirten Kupfern und zwey Karten.

Schon lange harreten die Geologen sehnsuchtsvoll auf genauere, befriedigendere Aufschlüsse über Island, als die älteren Nachrichten dem mit den neueren Riesenschritten der Wissenschaft vertrauten Forscher darzubieten vermögen. Mit besonderer Freude mußte von ihnen daher das vorliegende Werk aufgenommen werden. Der Name des Verfassers bürgte für gediegene Untersuchungen; so wie die außerordentlichen Naturmerkwürdigkeiten der in mancher Hinsicht einzigen Insel, eine reiche Aernthe neuer und wichtiger Beobachtungen zusicherten. Daß die gespannten Erwartungen nicht getäuscht worden sind, ist schon dadurch bewiesen, daß der Kostbarkeit des Werkes ungeachtet nach sechs Monathen die erste Auflage bereits vergriffen war. Lange hat uns die Continental-Sperre auch dieses reichhaltige und prächtige Werk vorenthalten. Erst jetzt sind wir im Stande, mit unseren Lesern den hohen Genuß zu theilen, den wir demselben verdanken. Der anziehende Inhalt wird uns rechtfertigen, wenn wir bey der Anzeige etwas ausführlicher sind, als wir sonst bey dem beschränkten Raume dieser Blätter zu seyn pflegen. Doch werden wir nur bey den Ab-

theilungen länger verweilen, in denen die Hauptgegenstände der Forschungen unseres Verfassers enthalten sind. Geologische Untersuchungen waren Hauptzweck der Reise. Aber der umfassend gebildete Verfasser wollte sich in seinen Mittheilungen eben so wenig als in seinen Beobachtungen auf sie allein beschränken; sondern hat auch viel Lehrreiches und Anziehendes für andere specielle Zweige der Naturkunde, zur Geographie, Statistik, Geschichte u. s. w. der merkwürdigen Insel geliefert. Das Werk ist dadurch noch umfassender geworden, daß zwey junge Schottische Gelehrte, welche Sir G. S. Mackenzie auf der Reise begleiteten, die Herren Henry Holland und Richard Bright, einzelne Abtheilungen bearbeitet haben.

Der Reisebeschreibung gehet voran: Preliminary Dissertation on the History and Literature of Iceland, by Henry Holland, M. D. S. 1—70 eine Abhandlung, welche denen besonders willkommen seyn muß, die aus der Isländischen Geschichte und Litteratur kein tiefes Studium machen wollen; welche hier übrigens keinen Auszug gestattet. Das Hauptwerk ist in neun Kapitel getheilt, von denen die drey ersten das Reisejournal enthalten.

Chap. I. S. 73—130. Die Reisenden seegelten am 18. April 1810 von Leith ab, nach Stromness, wo sie am 25. anlangten. Am 28. April setzten sie die Fahrt nach Island fort. Am Morgen des 4. Mays hatten sie den ersten Anblick der Insel. Sie liefen am 7. May in den Faxe Fiord ein, und landeten am Abend desselben Tages bey Reikiavik, der Hauptstadt der Insel, die an der Südwestküste gelegen ist. Die Häuser sind beynahе sämtlich klein, ganz aus Holz, und mit einem rothen Anstriche. Die Reisenden nahmen in dem gerade nicht bewohnten Hause des Grafen Trampe, vormahligen Gouverneurs der Insel, ihr Quartier. Zuerst stat-

teten sie dann einen Besuch ab bey dem Geheimen Etatsrath Olaf Stephenson, der in früherer Zeit Gouverneur von Island war, und auf Vidöe, einer kleinen Insel drey Englische Meilen von der Stadt wohnt. In dem Hause dieses alten biederen Mannes, der die Reisenden mit der größten Gastfreundschaft aufnahm, sammelten sie die ersten Erfahrungen über das Hauswesen, die Sitten, Speisen und Trachten der Isländer, worin so viel Eigenthümliches und Auffallendes ist; obgleich derjenige, welcher mit Norwegen genauer bekannt ist, in diesen Dingen auf jener Insel gar Manches von dem erkennt, was die Colonisten von ihrem Mutterlande dorthin mitbrachten. Die Trachten sind dem rauhen Klima angemessen; aber eben nicht geeignet, die gewöhnlich an sich nicht schönen Gestalten zu verschönern. Der Verfasser theilt genaue Abbildungen der Haupttrachten mit, unter denen besonders der Thurm-ähnliche Kopfschmuck der Frauenzimmer das an geschmackvollere Trachten gewöhnte Auge beleidigt. — Der nächste Besuch galt dem Geistlichen der Stadt, Herrn Sigurdson, den die Reisenden in einer kläglichen Wohnung und höchst ärmlichen Lage fanden. Darauf giengen sie zu dem Doctor Klog, einem der fünf Aerzte, die auf Island besoldet werden. Am 15. May wurde eine Excursion zu einer heißen Quelle in der Nähe der Stadt unternommen, deren die Einwohner sich zum Waschen der Kleidungsstücke bedienen. — Nachdem die Reisenden mit der feinen Welt von Reikiavik bekannt geworden und von mehreren Personen große Beweise von Gastfreundschaft genossen hatten, gaben sie einen Ball, bey welchem nach den traurigen Tönen einer Violine munter getantz wurde. — Der Schnee fieng nun an allmählich zu schwinden, so daß man an die Vorbereitungen zu den Bereisungen der Insel denken konnte. Auf den 20. May wurde die Abreise in einige merk-

würdige Gegenden von Guldringesyssel angefezt. Da nur Packpferde, aber keine Reitpferde um die Zeit zu erhalten waren, so entschloß sich die Gesellschaft zu wandern, wodurch die Eingebornen in großes Staunen versetzt wurden, die eben so wenig wie Norweger und Schweden gewohnt sind, Fußreisen zu machen. Die Isländer welche zur Bedienung und als Wegweiser angenommen waren, benahmen sich bey dem Verpacken der Pferde und den übrigen Vorbereitungen zur Reise sehr langsam, unentschlossen und unbehülflich; eine Erfahrung, die sich späterhin durchgehends bestätigte, die Schwierigkeiten der Reisen sehr vergrößerte, übrigens aber mit der Wahrnehmung streitet, die man in dieser Hinsicht in Norwegen macht, wo man auch unter den Landleuten überall ein rasches, entschlossenes, gewandtes Benehmen findet. — Die Reise gieng zunächst nach Savnefiord, welche Niederlassung aus ein Paar Kaufmannshäusern bestehet. In einem derselben, welches sehr gut eingerichtet war, kehrten die Reisenden ein. In der Gegend umher ist ein mächtiger Lavaström verbreitet, wodurch sie ein sehr ödes Ansehen erhalten hat. — Am 21. May wurde die Schule zu Bessestad besucht, gegenwärtig die einzige in Island. Vormahls war dieser Ort der Siz des Gouverneurs. Die Schule war im Ganzen in einem traurigen Zustande. Der dabey angestellte Lector Theologiae, Steingrim Jonson, besitzt eine gute Büchersammlung. Die Reisenden machten auch einen Besuch bey Hrn. Emerson, einem Mitgliede des Gerichtshofes, der ihnen merkwürdig wurde, da sie in ihm den einzigen Isländer mit schwarzem Haar sahen. — Zwey mühselige Tagereisen nach Brisuvik, wo eine erbärmliche Kirche nebst einem Hofe sich befindet. Der Weg dahin führt durch eine überaus rauhe Gegend, über Lava fort. Höchst angreifend ist es, lange Wege auf den rauhen Schlacken zu machen; und sehr schwer ist es die Wege in den

durch sie gebildeten Oeden zu finden. Die Nacht mußte zu Krusvik unter einem Zelte zugebracht werden. Darauf gieng die Reise zu den drey Meilen (— es sind stets Englische Meilen gemeint —) entlegenen Schwefelbergen. In dieser sehr merkwürdigen, aber furchtbaren Gegend sind große, mächtige Lager von Thon, der von Schwefel durchdrungen und mit einer gelben Schwefelkruste überzogen ist. Schwefeldämpfe dringen überall durch diese Lager und erhizen den Thon. Auch suchen sich hie und da Wasserdämpfe mit großer Gewalt Durchgang zu verschaffen. Das Gehen auf diesen Lagern ist mit vieler Gefahr verknüpft. — Am 27. May nach Grundevik, 15 Meilen weit durch eine Wüste von Lava und Sand. Die Küste war mit Fischern bevölkert, die sich hier versammelt hatten, um ihre Wintervorräthe zu fangen. Die Bewohner des Inneren von Island pflegen schon im Februar auszugehen, und wohl an 200 Meilen zurückzulegen, um zum Fischfange an der Küste zu gelangen. Im May kehren sie dann mit ihrem Fischsegel beladen zurück. In der Mitte des Junius treten sie die zweenste Reise an, theils um noch Fische zu fangen, theils aber auch, um manche andere Lebensbedürfnisse anzuschaffen. — Nach Kieblivik. Die ganze Gegend ist vulcanischer Bildung. Eine sehr gastfreie Aufnahme fanden die Reisenden bey einem Kaufmann, Namens Jacobäus. Am 3. Juni kehrten sie nach Reikjavik zurück. Es war gerade die Brütezeit des für Island so wichtigen Eidervogels eingetreten, zu welcher er in ganz unglaublicher Menge an den Küsten sich aufhält. — Während des zweensten Aufenthaltes waren die Reisenden oft in der Gesellschaft des Bischofs von Island, eines Mannes von vieler Bildung und besonders auch guten naturhistorischen Kenntnissen seines Vaterlandes. Auch wohnten sie unter andern der Confirmation der Kinder bey.

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 24. Junius 1815.

Edinburgh.

Das zweite Kapitel der *Travels in the Island of Iceland* by G. St. Mackenzie (s. oben S. 980) beschreibt (S. 131 – 204) dessen zweite Reise, welche den Zweck hatte, die Halbinsel an der westlichen Seite von Island zu untersuchen, auf deren Spitze der merkwürdige Berg, Snaefell Jokul, liegt. — Eine kurze Fahrt über den Meerbusen; Landung am Fuße des Esian, eines etwa 1500 Fuß hohen Berges. Hier eine durchaus andere Gegend: keine sichtbare vulcanische Wirkungen. Die Reisenden übernachteten in der Kirche von Brautarholt. Oesters mußten sie auf ihren weiteren Reisen in Island diese Art von Nachtquartier wählen in Ermangelung von anderen. Den Geistlichen und übrigen Anwohnern der Kirchen war solches nicht anstößig; diese haben gar oft Hausvorräthe mancherley Art in den Kirchen, so daß unseren Reisenden in den kleinen, elenden Gebäuden oft nur der Altar zum Tische und Nachtlager fren stand. — Der Sval Jiord wurde bis zum Hofe Souls verfolgt; hier setzten sie über nach Saurbar, dem Wohnort eines Geistlichen

Nahmens Zialalin, eines unterrichteten Mannes, bey welchem die Reisenden eine gute Bücherammlung fanden. Die Ausdehnung seines Kirchspiels ist 16 Meilen in die Länge und 10 in die Breite, und hat eine Bevölkerung von $1\frac{1}{4}$ auf 1 Quadratmeile. Unsere Reisenden bewunderten bey diesem Geistlichen, so wie bey mehreren Andern in Island, die außerordentliche Fürsorge für das Wohl seiner Pfarrkinder in physischer und moralischer Hinsicht. Sie fanden bey ihm die genauesten, tabellarisch geordneten Nachrichten über die wichtigsten Punkte des Zustandes jedes Einzelnen. — Die Reise gieng weiter um den Akrefell nach Indreholm, dem Wohnsitz des jüngeren Stephenson, des ersten Justizbeamten auf Island, dessen liebenswürdiger Familienkreis die gastfreundschaftlichste Aufnahme darbot. Hier, wie durchgehends in Island, war den Reisenden die alte Sitte sehr auffallend, nach welcher die Frauenzimmer eine sehr untergeordnete Rolle im Hause spielen, sich noch in vielen Stücken als dienende Personen verhalten. Frau und Töchter besorgen z. B. die Aufwartung, und nehmen an dem Gastmahle nicht mit Theil. Stephenson's Tochter spielte meisterhaft das Langspiel, ein für Island eigenthümliches Saiteninstrument. Stephenson ist einer der fruchtbarsten Isländischen Schriftsteller, nahmentlich in den Fächern der Politik, Geschichte und Moral. Er ist Besitzer einer ansehnlichen Bibliothek. Die Reisenden besahen eine Wassermühle, die eben so einfach construirt war wie die Wassermühlen in Norwegen. Indreholm hat eine angenehme Lage; aber kärglich ist doch die Vegetation wie überall auf der Insel. Gute Wiesen sind in der Gegend; reich besetzt mit *Statice armeria*. Stephenson, der auch ein guter, speculirender Landwirth ist, hatte Spanische Schafe nach Island gebracht, die hier gut fortkamen. — Am 20. Junius

wurde die Reise nach Leira fortgesetzt, wo Herr Scheving, Synselman von Borgarfjord eine gute Aufnahme darbot. In der Nähe dieses Ortes ist die einzige Druckerey in Island. Sie beschäftigt nur zwey Personen. Zu den neuesten hier gedruckten Werken gehört eine Isländische Uebersetzung von Pope's Essay on Man. — Die weitere Reise gieng über den hohen und rauhen Paß von dem östlichen Skards-Heide, einem ungefähr 1000 Fuß hohen Gebirge, welches Borgarfjord-Syssel in zwey Theile sondert. Die Reisenden sahen seitwärts einen merkwürdig geformten Berg, Nahmens Sonn, der die Gestalt einer vierseitigen Pyramide hat, und aus regelmäßig über einander gelagerten Felsenbänken besteht. Heiße Quellen in der Nähe. — Zu Guaneyre besuchten unsere Reisenden den Amtmann Stephenson, Gouverneur der westlichen Provinz. Der Viehstand ist in dieser Gegend bedeutend, aber die Wiesen sumpfig. Der Haushalt des Amtmanns soll der beste in Island seyn. Es wurden darauf 30 bis 40 Pferde, 50 Råhe und 200 bis 300 Schaafe gehalten. Die Gegend ist reich an Schwänen. — Die Reise wurde über den weißen Fluß fortgesetzt, dessen Breite über 200 Ellen beträgt. Der ganze District ist sehr sumpfig. Nun weiter über einen Gebirgspaß, den westlichen Skards-Heide und dann wieder in eine ganz vulcanische Gegend. Auf dem Wege nach Kolbeinstadr wurde *Ranunculus glacialis* gefunden, welche Pflanze sich nachher nicht wieder zeigte. — Nach Mickiabolt, wo die Reisenden bey dem Geistlichen einkehrten. Gelegentliche Bemerkung über das starke Tabaks-Schnupfen der Isländer. Ihre eleganten Tabaksdosen sind aus Wallroßzähnen gemacht und mit Silber verziert. Sie haben ungefähr die Form unserer Pulverhörner und sind mit einem Stöpsel versehen. — Die Reise gieng nun durch Snappa-

dals = Syffel; dann in den Snaefells = Syffel. Zu Stadarstad herrlicher Anblick vom Snaefell = Jokul. Der Weg lief längs der Küste fort, gegen Buzderstad. Bey Lysiehouls, seitwärts im Gebirge, heiße Quellen. Ein Lavaström wurde überschritten. Buderstad ist ein Handelsort an der Küste. Die Reisenden kehrten bey dem hier wohnenden Kaufmanne ein. An diesem Orte befindet sich ein Magazin für inländische Waaren, die von hieraus verschifft werden. — Reise nach Stappen. Auf dem Wege wurde eine Basis gemessen, zur Bestimmung der Höhe vom Snaefell = Jokul, die 4558 Fuß über der Meeresfläche gefunden wurde. In der romantischen Gegend von Stappen sind merkwürdige säulenförmige Felsen und in diesen Höhlen, der berühmten Säulenfelsengrotte auf Staffa ähnlich, wie davon mitgetheilte Abbildungen zeigen. — Von dem Handelsplatze Stappen wurde die Reise über das Gebirge nach Olafsvik, an der nördlichen Küste von Snaefells = Syffel fortgesetzt. Am Wege stürzt sich Wasser über 60 Fuß hohe Säulenmassen herab. — Von Olafsvik aus wurde am 3. Jul. von Mackenzie's Begleitern der Snaefell = Jokul erstiegen. Eine von dem Herrn Bright darüber aufgesetzte Nachricht ist eingerückt. Nach zweystündigem Ansteigen wurde der erste Schnee getroffen. Die nächste Stunde des Steigens war nicht sehr beschwerlich. Darauf folgte aber ein mühseliges und wegen großer Spalten in der Schneemasse gefährliches Erklimmen. In der Nähe des höchsten Gipfels ist eine weite Kluft, welche die Erstiegung der äußersten Spitze verhinderte. Ungefähr 100 Fuß unter derselben wurde die Magnetnadel beobachtet, welche aber, gegen die Angabe von Olafson, hier keine unruhige Abweichung von der gewöhnlichen Richtung zeigte. In der Nähe des Gipfels wurden Dimstein und vulcanische Schlacken bemerkt. Noch

am Abend desselben Tages geschah die Rückkehr nach Olafsvik. Hier vaccinirten die Reisenden viele Kinder, die dazu versammelt waren, wie solches auch zuvor schon von ihnen an mehreren Orten auf Island geschehen. (— Isländische Landleute nahmen für ihre Kinder willig und freudig die Vaccine auf; und in unserer Nähe gibt es noch Personen, die sich dagegen sträuben! —) In der Nacht vom 5. auf den 6. Jul. weilte zu Olafsvik ($64^{\circ} 58' N. B.$) die Sonne nur 2 Stunden 35 Min. unter dem Horizonte. In der Gegend an der Küste zeigte sich eine große Menge Seekälber. — Die Rückreise wurde längs der Nordküste angetreten. Zuerst nach Grunnefjord. Felsige Gegenden; häufige Wasserfälle. In der Nähe von Grunnefjord ein auffallend konisch geformter Berg, der daher auch wohl den Nahmen **Sukker-Doppen** (Zuckerhut) erhalten. Durch eine vulcanische Gegend nach dem Handelsplazze **Strickesholm**, wo eine der ersten Norwegischen Niederlassungen war. Zu **Narsfeyre** sahen unsere Reisenden die Isländische Art zu weben, welche sehr unvollkommen und umständlich ist. Der Aufzug ist senkrecht und wird durch Steine angezogen. Das Schiffchen ist nicht bekannt, sondern es wird jeder Einschlagfaden langsam durchgezogen. — Von **Snoksdale** an wandte sich der Weg wieder südlich. Er lief über einen Bergpaß und dann in das Thal des **Norderaa**, eines bedeutenden Flusses. Nachher über den **Suitaa** nach **Keikholt**. Die heißen Quellen von **Keikholt** oder **Keikiadal** gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art auf Island. Bei dem Eintritte in das Thal zeigte sich eine Menge von Dampfsäulen. Viele heiße Quellen und darunter eine, welche mitten in einem Flusse, einige Fuß in die Höhe springt. In der Nähe der Kirche von **Keikholt** ist ein Bad, welches vor etwa 600 Jahren von **Snorro Sturleson** angelegt worden. — Der Verf. bezeugt wohl mit Recht seine Verwunderung darüber, daß die

Einwohner, der großen Seltenheit des Brennmaterials ungeachtet, nirgends versucht haben, die Dämpfe der heißen Quellen, die in so außerordentlicher Menge benahe über die ganze Insel verbreitet sind, zur Erwärmung ihrer Wohnungen zu benutzen. — Etwa eine Meile weiter ist das merkwürdige *Tunga-Zver*, eine große Versammlung von heißen Quellen. Längs einer hohen Felsenwand sprudeln 16 hervor, zum Theil mit großer Gewalt. Zwey davon zeigen das Auffallende, daß sie alternirend intermittiren, so daß die eine eine Zeit lang springt, während die andere ruhet und umgekehrt. — Auf der Rückreise nach *Reikiavik* wurde der östliche *Skards-Zeide* wieder überstiegen; der hier sehr jähe Abstürze hat. Die Reisenden trafen zu *Reikiavik* noch in der für diesen Ort lebhaftesten Zeit ein, welche vom 25. Jun. bis Ende Jul. dauert. Alles findet sich dann zum Handel und zum Austausch dort ein. Es wurde in dieser Zeit ein großer Salmfang vorgenommen, welcher 900 Stück lieferte.

Chap. III. S. 205 — 269. Am 25. Julius wurde *Reikiavik* abermahls verlassen, um die *Geysir* und den *Zeckla* zu besuchen. Ehe *Thingvalla*, 26 Meilen von *Reikiavik*, erreicht wurde, mußte ein gefährlicher Weg durch Felsenspalten zurückgelegt werden, die vormals durch schreckliche Erderschütterungen bewirkt worden. Ein großer See, umgeben von mahlerischen Bergen, an deren Fuß heiße Quellen dampfen. *Thingvalla* war in früheren Zeiten der Sitz eines Gerichtshofes, welches auch der Name andeutet. Nördlich liegt der *Skalbreide*, ein vulcanischer Berg. — Nach dem 24 Meilen entfernten *Skalholt*. Auf dem Wege dahin hatten die Reisenden zuerst die Ansicht vom *Zeckla*. Die Lage von *Skalholt*, dem Sitze des Bischofs, ist schön. Am 27. Jul. wurde von da die Reise zu den 26 Meilen nördlich entlegenen *Geysern* unternommen. Ob wir gleich aus früheren Beschreibungen

mit dieser Gegend und ihren höchst merkwürdigen heißen Springquellen — deren Anblick allein im Stande ist eine Reise nach Island zu belohnen — bekannt sind, so müssen uns doch die von unserem Verfasser darüber mitgetheilten Bemerkungen sehr willkommen seyn, indem sie uns eine ungleich genauere Kunde jener erstaunlich großen und seltenen Naturerscheinungen verschaffen, als alle Nachrichten, die wir bisher davon besaßen. Unsere Reisenden hatten das Glück, mehrere große Eruptionen des alten und neuen Geysers zu beobachten. Jenen sahen sie etwa 90 Fuß (— über welche Höhe er sich nach Mackenzie's Angabe nie erheben soll —), diesen ungefähr 70 Fuß hoch springen. Auch wurden andere, in der Nähe befindliche, kleinere Springquellen untersucht. Auf die genauesten Beobachtungen über alle dabei vorkommenden Phänomene und die Beschaffenheiten der Umgebungen, gründet der Verf. eine nicht unwahrscheinliche Theorie der Geysir, deren Mittheilung uns hier zu weit führen würde. Am 29. Jul. kehrten die Reisenden nach Skalholt zurück. — Es folgen nun einige vom Amtmann Thoranson mitgetheilte Nachrichten vom nördlichen Theile von Island, der nicht besucht werden konnte. Der beste Weg dahin, der durch sehr unwirthliche Gegenden führt, gehet über Skalholt. — Reise nach Reikum, wo seit 1789 einige heiße Quellen zu Tage kommen. Hier ist die ganze Gegend vulcanischer Natur; und so auch weiter bis zum Fuße des Hecla. Das Bette des Westerskangaa, der längs seines Fußes strömt, ist ganz in Lava vertieft. Nach Reifurholt, von wo ab eine Wanderung an der Nordseite des Hecla, gegen den Torfa-Toful unternommen wurde. Der Weg gieng durch eine große Wüste; dann in ein Thal, in welchem die ersten Obsidianfelsen beobachtet wurden. Von hier gelangten die Reisenden in die rauheste, wildeste, mit Cratern und Lavaströmen erfüllte Gegend, aus welcher

sie nach Naifurholt zurückkehrten und von hier aus die Ersteigung des Hecla unternahmen. Der Pfad führte bis zum drentöpfigen Gipfel über Lava. Gegen das Ende wurde die Erklommung mühsam. Der ganze Gipfel ist ein schmaler Schlackenrücken, zu beiden Seiten mit Vertiefungen, aus denen zu verschiedenen Zeiten die Lavaströme hervorgebrochen zu seyn scheinen. Der Crater von welchem der höchste Peak einen Theil ausmacht, ist nicht viel über 100 Fuß tief. Der Grund war mit Schnee erfüllt. Die Lava auf dem Gipfel war warm. Das Thermometer stieg zwischen derselben auf 144° Fahrenh. Auch erschienen hin und wieder Wasserdämpfe. Die letzte Eruption des Hecla war 1796. Vielleicht war also jene Erscheinung ein Zeichen einer erneuerten Thätigkeit des schlummernden Vulkans. Die Reisenden konnten nur vier Hauptlavaströme unterscheiden. An der östlichen Seite ist aber eine größere Menge sichtbar, die von ihnen nicht untersucht werden konnten. Der Verf. hält die Stanley'sche Messung für richtig, nach welcher der Gipfel des Hecla 4,300 Fuß über dem Meere erhaben seyn soll. Er theilt eine Uebersicht der Eruptionen des Hecla und der übrigen vornehmsten Vulcane Islands mit, die hier keinen Auszug gestattet; aber mancher Ergänzungen fähig zu seyn scheint. (— Mit Vergnügen sehen wir der Bekanntmachung einer vollständigeren Eruptionsgeschichte des Hecla und der übrigen Vulcane Islands entgegen, die einer unserer vormahligen gelehrten Mitbürger, Hr. Garlieb zu Kopenhagen, mit großem Fleiße nach einem seltenen Schatze, theils gedruckter, theils handschriftlicher Nachrichten bearbeitet hat und in Verbindung mit einer schätzbaren Uebersicht der natürlichen Beschaffenheiten von Island, bald herauszugeben Willens ist. —) Es gibt keine Gegend in der bekannten Welt, wo die vulcanischen Eruptionen so häufig waren und über eine so große Fläche sich verbreitet haben, wie auf Island.

Kein Theil der Insel ist ganz frey geblieben von den verändernden und verheerenden Wirkungen des unterirdischen Feuers, und selbst bis auf eine weite Strecke in das umgebende Meer hat es seine Producte verbreitet. — Am 4. August verließen unsere Reisenden den *Gebla* u. giengen südlich nach *Slidreide*. Sie sahen den *Eyafialla*: *Jökul*, der nach Messungen Dänischer Officiere 5500 Fuß hoch seyn soll. Bis $\frac{2}{3}$ seiner Höhe ist er in ewigen Schnee gehüllt. An seinen Gehängen sind Glätscher. — Rückreise nach *Reikiavik*, über *Öðre*, *Erarbak*. Hier wurde an der Mündung des Flusses *Elvas Fucus palmatus* in Menge gesammelt, getrocknet, in Tonnen gepackt und, nachdem sich ein zuckerartiges Pulver darauf gebildet, roh, oder mit Butter, oder mit gekochter Milch verzehrt. — Ueber eine wüste, 25 Meilen lange Lavaerstreckung langten die Reisenden am 7. August zu *Reikiavik* an. Am 19. August seegelten sie wieder nach England ab.

Chap. IV. Rural affairs. S. 270 — 281. Ueber die Beschaffenheit der Güter und Pachtungen der Isländer. Von den Abgaben. Von der Bauart ihrer landwirthschaftlichen Häuser. Von den Mitgliedern des Hauswesens und den verschiedenen Arbeiten derselben. — Die Isländer theilen Tag und Nacht in neun Zeitabschnitte. Nur sehr wenig gute Uhren gibt es; an vielen Orten gar keine. — Blau und schwarz sind die gewöhnlichen Farben ihrer Zeuge. Zur Bereitung dieser Farben benutzen sie *Arbutus uva ursi*, *Lycopodium alpinum*, *Lichen Islandicus*. — Von der Heugewinnung. Die Entwässerung der Wiesen ist auf Island unbekannt; doch würde diese in vielen Gegenden mit großem Vortheile verknüpft seyn. Das Rindvieh gleicht dem im Schottischen Hochlande, pflegt aber hörnerlos zu seyn, wie ein großer Theil des Norwegischen (— eine Raze die schon den Alten bekannt war, indem nach *Strabo's* Bericht die *Mäotier* hörnerloses Rindvieh hatten —). Die Kühe geben reichlich Milch. Butter ist das Hauptproduct der

Landwirthschaft. Sie wird in außerordentlicher Menge consumirt. Die Isländischen Schafe, scheinen mit der alten Schottisch-Hochländischen Race, die jetzt beinahe ganz verlügt ist, übereinzukommen. Die Wolle ist lang, aber nicht fein. Sie wird nie geschoren, sondern ausgerupft. Eine bedeutende Menge davon wird ausgeführt. Den Sommer über werden die Schafe auf den Bergen gehalten. — In einigen Gegenden von Island hat man angefangen Gerste, Kartoffeln und Rüben zu bauen. Bisher wurde gar kein Getreide auf Island cultivirt. — Am Schlusse dieses Kapitels ein Paar Tafeln über die Bevölkerung.

Chap. V. State of Commerce. S. 282 — 287.

Vom Anfange des 17ten Jahrhunderts bis zum Jahre war der Isländische Handel in den Händen einer Handelsgesellschaft; nachher wurde er frey gegeben. Die Jahre 1797 bis 1799 waren besonders günstig wegen bedeutender Geschäfte mit Fischen nach Spanien und dem Mitländischen Meere. Vor dem letzten Kriege zwischen England und Dänemark, welcher auf den Isländischen Handel sehr nachtheilig wirkte, wurden ungefähr 50 Kauffarthenschiffe für denselben gehalten. Zur Erläuterung der Natur des Isländischen Handels sind einige Tabellen aus Stephenson's Geschichte von Island während des 18ten Jahrhunderts mitgetheilt. Fische und Fischthran sind unter den wenigen Ausfuhr-Artikeln die bedeutendsten.

Chap. VI. On the Government, Laws and Religion. S. 288 — 308. Die Art der Landesregierung ist im Allgemeinen noch so, wie sie vor sechs Jahrhunderten eingerichtet wurde. Die Gesetze gründen sich noch hauptsächlich auf den alten Codex, *Jonsboek* genannt, welcher im Jahre 1280 eingeführt wurde. Wenige Modificationen haben sie durch Dänische oder Norwegische Könige erhalten. Die Landesverwaltung und Justizpflege haben viel ähnliches von der Norwegischen. — Die Isländer studieren mit großer Vorliebe, eifrig und sehr allgemein ihre Landesgesetze,

welches eine höchst pünctliche Execution derselben zur Folge hat. Island hat nur ein Gefängniß zu Keiðjavík. Es ist bequemer eingerichtet als die mehrsten Privathäuser. Schwere Criminalverbrechen, die mit dem Tode bestraft werden, sind so selten, daß als vor einigen Jahren ein Mörder hingerichtet werden sollte, sich keine Person fand, die den Dienst des Scharfrichters versehen wollte, und deßhalb der Verbrecher nach Norwegen zur Hinrichtung gesandt werden mußte. Allgemeine öffentliche Armenanstalten gibt es nicht. Die Wohlhabenderen sind verbunden die ganz Hülflosen zu unterhalten. — Die Insel ist in 184 Kirchspiele getheilt, jedes im Durchschnitt von 260 Seelen. Die Anzahl der Kirchen beläuft sich auf 300. In vorigen Zeiten waren zwey Bisthümer, von Skalholt und Hóolum, die aber seit 1797 vereinigt sind. Der jezige Bischof ist der sehr gelehrte Geir Vidalin. Die baare Besoldung der Geistlichen ist sehr gering, denn die höchste ist von 180 Thalern, und bey vielen beträgt sie nur 30 Thaler. Außerdem haben sie einige Naturaleinkünfte von den der Kirche gehörenden Ländereyen. — Zwey Isländische Bibelübersetzungen sind vorhanden: die eine vom Bischof Gudbrand Thorlakson nach der Lutherischen und herausgegeben im J. 1584; die andere vom Bischof Skalasson nach der Dänischen von Resenius, die 60 Jahre später erschien und besser als jene seyn soll.

Chap. VII. Present State of Education and Literature. S. 309 — 335. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurden zwey Schulen in Island gestiftet, die aber gegen das Ende des verfloßnen Jahrhunderts auf eine reducirt und bald nachher von Keiðjavík nach Bessfestad verlegt wurden. Bey dieser sind drey Lehrer und im Durchschnitt beläuft sich die Anzahl der Schüler auf 24. Der erste Lehrer hat den theologischen Unterricht mit Inbegriff des Hebräischen; der zweyte lehrt Lateinisch, Geschichte, Geographie, Arithmetik; der dritte Griechisch, Dänisch

und Isländisch. Die Bibliothek zählt 1200 — 1400 Bände. — Im Allgemeinen ist unter den Isländern mehr Bildung verbreitet als man glauben sollte, welches hauptsächlich durch die Fürsorge der Geistlichen bewirkt wird. Man findet sehr selten einen Isländer, der nicht lesen und schreiben kann. Erziehung und Unterrichtung ihrer Kinder ist ihnen ein sehr wichtiges Geschäft, welches sie der kümmerlichsten äußern Lage ungeachtet unverdrossen betreiben. Es ist in Island ein kirchliches Gesetz, daß der Geistliche eine Heirath untersagen kann, wenn der weibliche Theil nicht das Lesen versteht. In Island gedruckte Bücher sind durch das Land sehr verbreitet, und manche Kirche hat eine kleine Büchersammlung. Das Studium der alten Sprachen ist sehr allgemein. Unter den Männern die zu Wegweisern dienten, fanden unsere Reisenden gar Manche, die fließend Latein redeten. Obgleich gegenwärtig kaum noch ein Schatten von dem früheren Flor der Litteratur in Island ist, so gibt es hier doch eine größere Anzahl guter Schriftsteller, als man nach der höchst traurigen Beschaffenheit des Landes und der kümmerlichen Lage seiner Bewohner vermuthen sollte. Unter den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens ist in Island bisher Naturkunde mit am wenigsten cultivirt worden; worüber man sich um so mehr wundern muß, da die Insel so reich an auffallenden Naturmerkwürdigkeiten ist; welchem man übrigens wohl besonders mit den großen Aberglauben in physischen Dingen zuzuschreiben hat, der sehr allgemein unter den Isländern verbreitet ist.

Chap. VIII. Zoology and Botany. S. 336—352. Auf abgerissenen Eismassen treiben jährlich Eisbären an die Nordküste von Island. Man kann deren des Jahres im Durchschnitt 12 rechnen. — Das Rehn ist im J. 1770 von Norwegen nach Island verpflanzt. Von einer zahlreichen Colonie erreichten nur drey die Insel, die sich aber unglaublich vermehrt haben und gegenwärtig in den Bergen haufen. — An Insecten

ist Island sehr arm; weder einen Papilio noch eine Sphinx hat man dort gefunden. — In den so sehr pflanzenarmen Gegenden erfreuen das Auge ganz besonders die üppigen Fluren von *Silene acaulis*. In der Seennähe blühet *Statice armeria* gedrängt auf den Wiesen. Der traurige Anblick der Lavawüsten erhält nur einige Abwechslung durch Moose die darauf vegetiren, unter diesen besonders *Trichostomum canescens*. Uebrigens kommen am häufigsten Gräser, besonders *Carices* vor. Wälder sind große Seltenheiten, und die beiden Birtenarten (*Betula alba* und *nana*) die sie bilden, erreichen nur höchstens eine Höhe von 10 Fuß. — Schwerlich wird man in gleicher geographischer Breite mit Island ein Land finden, welches so arm an Species von Thieren und Pflanzen ist. — Am Schlusse dieses Abschnittes eine interessante, kurze, allgemeine Uebersicht der Isländischen Flora von Hrn. Hooker, der früher Island besucht und viele Bemerkungen unserm Verfasser mitgetheilt hatte.

Chap. IX. Mineralogy. S. 353 — 394. In Island gehören die Wirkungen der Hitze nicht allein, wie in einigen andern Theilen der Erde, zu den vornehmsten geologischen Factoren, sondern sie scheinen sogar, wie unser Verf. sich ausdrückt, die ganze Mineralmasse des Landes zu umfassen. Es zeigt sich jedoch ein allgemeiner Unterschied unter den Gebirgsarten Islands. Einige derselben haben unverkennbare Spuren, unter dem Zutritte der Luft im geschmolzenen und fließenden Zustande gewesen zu seyn, wie die mehrsten Laven anderer vulcanischen Gegenden; wogegen manche andere den Character von unter der Meeresdecke gebildeter Feuerproducte haben, indem sie Fossilien einschließen, die bey dem Zutritte der Atmosphäre eine Zerstörung erlitten haben würden. Die Lava des Hecla läßt sich von manchen Abänderungen des Basaltes nicht unterscheiden; und die vom Snaefels Tokul hat dasselbe Ansehen. Viele Laven auf Island

enthalten Olivin und Feldspath, und einige besitzen außerdem eine Menge Augit. Ueber die vulcanische Bildung des Obsidians erhielten unsere Reisenden den bestimmtesten Aufschluß. Sie sahen am nördlichen Fuße des Hecla einen großen, in mehrere Zweige getheilten Lavaström, der aus Obsidian, Bimstein und Schlacken bestehet. Der Obsidian liegt zu unterst und Bimstein bedeckt denselben. Zahlreiche Kegelerge gibt es in Island, die ganz aus lockeren vulcanischen Substanzen bestehen. Hügel von vulcanischen Luff sind in beständiger Begleitung der Lava. Dieser Körper bildet ganze Bergketten in Guldbringe = Syssel, und die Hügel rings um dem Hecla enthalten ihn. Der Isländische Luff gleicht dem von Italien und Sicilien. — Die Gebirgsarten welche keine äußerlichen Zeichen der Feuerwirkung zeigen, gehören sämmtlich zu der Classe, welche man mit dem Nahmen Trapp zu bezeichnen pflegt. Sie sind besonders mandelsteinförmig, und enthalten verschiedene Arten von Zeolith, Chalcedon, Balthspath u. s. w. Grünstein (— ob es wahrer Grünstein oder so genannter basaltischer ist, läßt sich nach unseres Verfassers Beschreibungen nicht mit Sicherheit entscheiden; doch ist es vermuthlich letzterer —) und Basalt kommen auf Vidde und an der gegenüberliegenden Küste vor, bald in Gebirgsmassen, die oft säulenförmig sind, bald in Lagern, oder auch in Gängen. Auch Pechstein und Perlstein finden sich in Island. Unsere Reisenden sahen Gänge von Pechstein die in Grünstein aufsetzen, an der Westseite des Berges Baula. Unter den Massen die nach der Ansicht des Verfassers zu den submarinischen Laven gehören, fanden sich häufig Lager, die nach oben vollkommen dicht, nach unten hingegen blasig und schlackig sind. Er gibt von dieser Erscheinung eine Erklärung, bey welcher er, so wie in seinen übrigen geologischen Ansichten, der Suttonischen Theorie folgt. Mit dieser übereinstimmend wurden auch die Gangmassen

vulcanischer Gesteine an den Seiten glasig, im innern hingegen von mehr krystallischem Korne beobachtet, Die Gänge von Basalt und Grünstein die submarinisch = vulcanische Gebirgsarten durchsetzen, zeigten sich oft der Querr nach prismatisch abgesondert; auf ähnliche Weise wie solches Breislak an den Lavagängen des Somma beobachtete, und wie Rec. es auch oft an Kluftausfüllungsmassen nicht vulcanischer Gebirgsarten wahrgenommen hat. — Der Luff findet sich auf Island theils in ganzen Gebirgsmassen, theils lagertweis abwechselnd mit Mandelstein, so z. B. an dem untern Theile des Akrefell. — Der Verf. unterscheidet unter den Isländischen Laven zwey Hauptformationen. Die eine von diesen, welche er mit dem Nahmen der cavernösen Lava bezeichnet, zeigt sich nicht in eigentlichen Strömen, sondern ist über sehr große Flächen verbreitet. Sie ist mit vielen und großen Blasen erfüllt; erscheint an der Oberfläche aufgeblähet und ist durchgehends tief aufgeborsten und zerspalten. Nach unten erscheint sie dichter und pflegt reich an Feldspath zu seyn. Die eigentlichen Lavaströme haben sich oft über die cavernöse Lava ergossen und oftmahls ist eine scharfe Grenze zwischen beiden schwer zu ziehen. Außerdem wird die letztere zuweilen von aufgeschwemmtem Sand, am häufigsten von Dammerde gedeckt. Sie kömmt in außerordentlicher Verbreitung vor. Die große Ebne um dem Hekla bestehet daraus. Im Guldbringe = Syssel hat sie die größte Ausdehnung, indem sie sich hier vom Cap Reikjanes gegen Thingvalla in nordöstlicher Richtung und ostwärts gegen Markarflot erstreckt. Dem Verf. scheint es nicht unwahrscheinlich zu seyn, daß die cavernöse Lava eine durch Einwirkung unterirdischer Hitze veränderte Gebirgsmasse ist. Doch will er nicht entscheiden, ob sie nicht vielleicht mit mehreren Rechte zu den submarinischen Laven zu zählen sey? — Der Verf. hält es nach den auf Island gesammelten Beobachtungen in Verbindung mit

denen bey anderen Vulcanen angestellten, für wahrscheinlich: daß die jetzt thätigen Vulcane zuerst in der Tiefe des Oceans hervorbrachen, indem sie Lager und Gänge der Trappgesteine bildeten; daß darauf von ihnen die Massen producirt wurden, welche zu den submarinischen Laven gehören, bis endlich die festen Massen die Meeresfläche durchbrachen und trocknes Land bildeten. Die nun folgenden Eruptionen brachten nach seiner Ansicht Massen zu Tage, welche von den zuvor erwähnten Substanzen nur in ihrer Structur, nicht aber in ihren Bestandtheilen abwichen; die aber ein verschiedenes Ansehen erhalten mußten, da sie nicht dem bedeutenden Einflusse des Druckes des darüber stehenden Wassers unterworfen waren. — Nach allen Beobachtungen die der Verf. anstellen und nach den besten Nachrichten, die er sich verschaffen konnte, scheint ganz Island aus denselben Formationen zu bestehen: aus Trapp- und eigentlich vulcanischen Gebirgsarten. An der Ostküste, besonders in der Nähe von Beruford, haben sich die schönen Kalkspathe gefunden, welche die Sammlungen der Mineralogen zieren. Zeolitharten und Chalybedone kommen nicht allein da, sondern auch in mehreren anderen Gegenden der Insel vor. — Am Ende dieses Abschnittes sind noch einige Bemerkungen über die auf Island quellenden Mineralwasser mitgetheilt.

Ein Anhang enthält S. 397 — 481 einige Aufsätze über verschiedene specielle, Island betreffende Gegenstände, so wie Listen von Pflanzen und Mineralien u. s. w. Wir müssen uns hier mit der Angabe der Titel der einzelnen Abschnitte begnügen: I. On the Diseases of the Icelanders. By Dr. *Holland*. p. 397. II. Icelandic Flora. p. 409. III. Catalogue of Minerals. p. 427. IV. Miscellaneous Articles connected with History and Literature. By Dr. *Holland*. p. 449. V. Music. p. 461. VI. Register of the Weather. p. 462. VII. Icelandic Revolution, 1809. p. 474.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 26. Junius 1815.

Paris.

Mémoires d'agriculture, d'Economie rurale et domestique, publiés par la Société d'Agriculture du Département de la Seine, imprimés par Arrêté de Mr. le Cons. d'Etat, Comte de l'Empire, Préfet du Département. Tome XV. 528 S. 1812. Tome XVI. 504 S. 1813. de l'Imprimerie et dans la Librairie de Mad. Huzard.

Die Landwirthschafts-Gesellschaft des Seine-Departements wird von sehr wohl unterrichteten, wirklich patriotisch gesinnten, und ihren Zweck mit unermüdlichem Eifer verfolgenden Männern geleitet, die selbst in der unglücklichen Zeit vor dem 1. April 1814, wenn gleich der Eitelkeit des Despoten bisweilen nachgebend, doch das wahre Beste des Vaterlandes nie aus den Augen verlohren, sondern es immer auf das aufrichtigste und ernsthafteste zu befördern gesucht haben. Der Werth ihrer Druckschriften wird daher auch in Deutschland, das selbst gegen seine Feinde nie ungerecht gewesen ist, gewiß nicht verkannt werden.

Von diesen Schriften kömmt jährlich nur ein Band heraus, der immer zuerst eine kurze Uebersicht von Allem, was in dem vergangenen Jahre bey der Ge-

fellschaft Wichtiges vorgekommen ist; dann die Berichte der Commissionen über die Preisschriften; darauf die Programme, in denen neue Preisfragen aufgegeben werden; hiernächst allerley geschichtliche Nachrichten; und zuletzt endlich Original-Aufsätze über besondere Gegenstände enthält. Die Uebersichten sind vorzüglich für den Ausländer interessant: indem sie ihm den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft in dem Departement, und die Maßregeln, die man zur Vervollkommnung derselben nimmt, gleichsam auf einen Blick vor das Auge bringen. Die Berichte von den Preisschriften zeichnen sich durch Vollständigkeit und völlig motivirte Urtheile aus. Die Programme geben immer erst von dem gegenwärtigen Zustande der Sache, worüber gefragt wird, Nachricht, und dann weisen sie auf die Gesichtspuncte hin, auf die man die Antwort gerichtet zu sehen wünscht; und in so fern leiten sie nicht nur die Antwortenden sicher, sondern sie sind auch für das Publicum überhaupt lehrreich. Die geschichtlichen Nachrichten betreffen die zuerkannten Preise, und die von der Gesellschaft, ihren Mitgliedern und Correspondenten ausgegebene, so wie auch die von Andern an die Gesellschaft eingesandte Schriften; auch werden hier Lebensbeschreibungen verstorbener Glieder der Gesellschaft mitgetheilt, und dergl. mehr. Die Original-Aufsätze sind lauter ausgesuchte, die die Gesellschaft der Bekanntmachung vor andern werth achtet.

Band 15. 1. Aus der Uebersicht sehen wir, daß die Regierung in 1811 ihr Augenmerk noch immer ausschließlich auf die Beförderung der Pferdezucht, die Einführung des edlen Schafviehes, die Verbesserung der Wälder, die Anlegung von Baumschulen (besonders zu Bepflanzung der Wege) und auf die Gewinnung inländischen Zuckers gerichtet gehabt hat. Behuf der Pferdezucht sind 46 Landgestüte unterhalten, Preise ausgetheilt, Wettrennen ange stellt, und die schönsten im Lande gezogenen Füllen zur Aufmunterung

der Züchter von der Regierung selbst gekauft worden. In Betreff der Schäferereyen wird angeführt, daß ob man gleich bey der Veredlung des Viehes eine Verminderung der Zahl desselben hätte erwarten sollen, doch wirklich das Gegentheil erfolgt sey: indem man in dem Departement in 1801 nur 156,112; in 1810 hingegen 369,783; und in 1811 sogar 491,844 Stück gezählt habe. (Da eine solche Vermehrung der Natur der Sache nicht gemäß ist, so glauben wir vielmehr, daß man zuerst oder zuletzt nicht richtig gezählt hat.) Mit der Verbesserung der Wälder ist man, so wie wir nach den hier gegebenen Nachrichten urtheilen müssen, so sehr glücklich nicht gewesen: indessen hat man eine andere — vielleicht nicht ganz unzweckmäßige Maßregel genommen: indem man nämlich die Bienenzucht den Forstbedienten als ein Nebengeschäft in den Wäldern mit übertragen hat. In Betreff der Anlegung der Baumschulen hat man bis jetzt mehr die Einrichtung zu bestimmen und auszubilden gesucht, als in der Sache selbst große Fortschritte gemacht. An Runkelrüben-Zucker sollen in 1811, 400,000 Kilogrammen gewonnen seyn; auch will man schon Fabriken von Kastanien-Zucker angelegt, und zu Vereitung des Stärke-Zuckers Vorbereitungen im Großen getroffen haben. Von dem, was sonst noch bey der Gesellschaft vorgekommen ist, erwähnen wir nur des folgenden. Da die Sezung der Reiskelder unter Wasser ihre Unbequemlichkeiten hat, so sucht man durch die Bewässerung den nämlichen Zweck zu erreichen. Da es noch immer ungewiß ist, welche Arten oder Spielarten der Kartoffeln der Erbauung vorzüglich werth sind, so hat man Anstalten getroffen, diese Arten und Spielarten besser, nämlich wissenschaftlich kennen zu lernen. Da die Landwirthschaft ohne ein eigenes Gesetzbuch zu der möglichen Vollkommenheit nicht gelangen kann, so sind sehr sachkundige Männer mit der Ausarbeitung eines solches beschäftigt. Das Studium der Vieharzneykunst wird

auf das lebhafteste und mit den größten Aufopferungen befördert; und was uns besonders nützlich dünkt, man hat angefangen, es mit dem wissenschaftlichen Betriebe der Landwirthschaft in Verbindung zu bringen. Bei dieser Gelegenheit nimmt die Gesellschaft die Meinung eines Hrn. Walz, daß die Schafräude, so wie es von der Kräge der Menschon geglaubt worden ist, von Insecten herrühre, in den Schutz. 2. 3. und 4. Die Berichte über die Preisschriften, die Programme über die neuen Preisaufgaben und die historischen Nachrichten übergehen wir hier, weil die Schriften selbst dereinst besonders werden angezeigt werden. Nur das eine können wir, da es von Franzosen unerwartet ist, nicht unbemerkt lassen, daß auf die Uebersetzung der besten auswärtigen landwirthschaftlichen Schriften ein besonderer Preis gesetzt ist. 5. Der Original-Aufsätze werden dieses Mal sieben geliefert: nämlich 1. Wetterbeobachtungen mit daraus gezogenen Folgerungen; 2. des Hrn. Decandolle Beschreibung seiner botanischen und öconomischen Reise in verschiedene Departements im Innern des Reichs; 3. und 5. der Hrn. Enjalric und Pichon Beschreibungen der in den Bezirken von Narbonne und Boulogne sur Mer seit den letzten 50 Jahren eingeführten Wirthschafts-Verbesserungen; 4. des Hrn. Paris Denkschrift über den Anbau verschiedener Arten der Baumwollenstaude zu Tarascon; 6. eines Hrn. Louis Ordinaire Nachricht von der Wirthschaftsführung der Mennoniten; und 7. noch Erfahrungen vom Anbaue der Baumwollenstaude, gleichfalls von Hrn. Paris. Nr. 1. 4. u. 7. haben für uns kein Interesse; 3 und 5 sind hier eines Auszugs nicht fähig. Wir bemerken davon nur, daß damit das beabsichtigt zu werden scheint, was in den vereinigten Reichen Großbritannien und Irland durch die General Views geleistet ist, daß die Copie aber hinter dem Originale unendlich weit zurückbleibt. 6. Die Nachricht von den Mennoniten ist theils unrichtig,

theils unvollständig. 7. Die Reisebeschreibung des Hrn. Decandolle haben wir aber eben so lehrreich als unterhaltend gefunden. Wir zeichnen daraus folgendes aus: Aus Perigueur werden jährlich für 80 bis 100,000 Franken Trüffeln ausgeführt, das Pfund zu 3 Franken gerechnet. Im Perigord gibt es Trüffeln, die inwendig ganz weiß sind; sie sind aber schlechter als die schwarzen. In den Gebirgen der Ober-Loire bedient man sich des trocknen Buchenlaubes zu Füllung der Bettsäcke lieber als des Strohes, weil es elastisch ist. Der zahme Kastanienbaum wächst nicht in Kalkboden. In Perigord sind die Striche, die Sandsteine und Grand haben, damit bedeckt; die kalkigen um und daneben aber ganz davon entblößt. Der Kastanienbaum gibt kein dauerhaftes Bauholz. Die Diehlen davon sind aber zum Beschleßen der Fußböden sehr nützlich zu brauchen. Selbst wenn sie unmittelbar über die Erde gelegt werden, sind sie doch noch dauerhafter als die von Eichenholze: indem sich die Feuchtigkeit bey dieser Lage derselben nicht nach der Länge durch sie hinziehen kann. Nach einer Bemerkung des Hrn. Chaptal wird der Krebs, wenn er die Kastanienbäume angreift, mit Erfolge ausgebrannt. In dem Departement der Ober-Loire bewirthschaftet man die Kiefer (pin sauvage, pinus silvestr.) als Schlagholz — eine Bewirthschaftungsart, an die wir nicht würden glauben können, wenn sie nicht ein Botaniker, wie Decandolle, folgendermaßen im Detail beschriebe: man köpft den Baum über dem ersten oder zweiten Säge seiner Aeste in einer Höhe von 4 — 5 Fuß. Der Baum stirbt davon nicht ab, wie man zu glauben geneigt seyn könnte, sondern die Seitenäste wachsen wieder und machen eine Krone, die man alle 3 bis 5 Jahre, je nachdem der Wuchs stark oder schwach ist, wiederum köpft; jedoch mit der Rücksicht, daß man auch an ihnen neue Seitenzweige stehen läßt, damit sie wieder eine Krone bilden können. Die von

Zeit zu Zeit geschehenden Hauungen machen die Bäume frenlich krumm und schief, und geben den Kiefern eine ganz andere Ansicht als die ungehauenen haben; aber man sieht daran doch, daß die Nadelhölzer das Hauen vertragen. Bey Chinon wird schon der Kaspernbaum in den Felsenrißen gezogen, Coix lacrima, wovon die Knöpfe zu den Rosenkränzen gebraucht werden, wird um Saumur gebauet. Allenthalben in dieser Gegend pfpropft man die Nuffstämme auf sich selbst, um die Vegetation später in das Frühjahr hin zu verzögern. Beym Weinbauc rechnet man gewöhnlich 100 Toisen senkrechte Höhe gegen einen Grad der Breite; und diesen Grundsatz beståtigt hier die Erfahrung sichtbar. In Perigord sået man den Mais mit Bohnen mit eßbaren Schoten aus freyer Hand auch in ganz schlechten Boden; aber nicht um die Körner reif werden zu lassen, sondern um das Kraut zu Viehfutter zu brauchen. Eben so s�et man in Limousin Buchweizen mit Erbsen, um das Gewåchs gegen Ende der Blåtzeit zu Futter zu måhen. Nirgends meint Hr. Decandolle hõher gewachsenen Hanf gesehen zu haben als in der Limagne; aber er steht da auch auf vulcanischem Boden.

Band 16. Dieser Band fångt sich mit einem Protocolle von den Verhandlungen in der öffentlichen Sitzung am 25. April 1813 an, das von den Zuerkennungen der Preise Nachricht gibt. Der Hr. Graf Francois de Neuschateau erschõpft sich bey dieser Gelegenheit ganz, einem jeden der mit einem Preise beehrten in seiner Art etwas recht schõnes zu sagen. Die Uebersicht der in dem abgelaufenen Jahre bey der Gesellschaft vorgekommenen Gegenstände von Wichtigkeit scheint schon nicht ohne Einfluß der Regierung geschrieben zu seyn, welche die Nation für den Verlust der Armee mit einer prunkhaften Darstellung ihrer großen Thaten in der Landesverwaltung ausfõhnen wollte. Der Secretair, Herr Sylvester, erõffnet

daher seinen Vortrag mit Beziehung auf das bekannte exposé de la situation de l'Empire vom 25. Februar 1813, und geht dann erst zu den Gegenständen über, womit sich die Gesellschaft in diesem Jahre besonders beschäftigt hat. Diese sind 1. die Art und Weise, wie die Kartoffeln am besten zu erhalten; und die Auswahl der nützlichsten Spielarten; 2. die Verbesserung der größern Landgüter überhaupt, als welche durch die Selbstverwaltung der Eigenthümer vorzüglich bewirkt werden können; 3. die Unnötigkeit der Versuchs-Wirthschaften für Frankreich; da die von wegen des Staats geschehende Verwaltung der Güter zu Rambouillet, Mas-Anglade und Ober-Emel dergleichen Wirthschaften schon seyen; 4. die Bemühungen der Franzosen in der Thierarzenykunst, wohin des Herrn Morel de Vindé bereits bekannte Beobachtungen über die Fortpflanzung der Schafe mit gerechnet werden; 5. das Vorhaben, einen recht zweckmäßigen Wirthschafts-Calender für Frankreich zu verfertigen; 6. die Veranstaltung öconomischer Reisen durch Frankreich; 7. die Einführung des Baumwollenbaues; 8. die Erforschung der besten Weise die Pflirschenbäume zu schneiden; 9. die Verbesserung des Obstbaues; 10. des Hrn. Grafen Francois de Neufchateau Bemühungen, die zweckmäßigste Art der Aufbewahrung des Obstes ausfindig zu machen; 11. eine bessere Gewinnung des Baumöhl's; 12. das Studium der Insecten, die den Getreidepflanzen schaden, und der besten Vertilgungsweise derselben; 13. zwey Ackergeräthe von Hrn. Sayot, nämlich eine zum Säen mir dienende Egge und eine Pferdehacke. Der Uebersicht folgen hier wieder die Berichte von den zu krönenden Preischriften, wie gewöhnlich. Unter den historischen Nachrichten finden wir die Lebensbeschreibungen der verstorbenen Mitglieder Hubert-Pascal Ameilhon, Edme-Hilaire-Garnier Dechesnes, Etienne de Vitry und Michel Beljambe. Die

übrigen Nachrichten, so wie die Programme von den neuen Preis-Aufgaben, sind in der bereits bekannten Weise aufgestellt. Die besondern Abhandlungen sind dieses Mal nur zwey Wirthschaftsbeschreibungen; der Bericht der Commission, die des Hrn. Sieulle Weise, die Pfirschenstämme zu schneiden, hat untersuchen sollen; mehrere Aufsätze über die Gewinnung von Baumwolle in Frankreich; die Beobachtungen des Hrn. Morel de Vinde über das Lammern; des Hrn. Henri Gabiou Muster einer Wirthschafts-Rechnung, und des Hrn. G. A. Olivier erste Denkschrift über die Insecten, die dem Getreide schaden. Wir können uns nicht enthalten, bey diesen meistens interessanten Abhandlungen wenigstens folgende wenige Bemerkungen unsern Lesern mitzutheilen. Des Hrn. Sieulle Weise, die Geländer-Bäume zu schneiden, unterscheidet sich von der zu Montreil gewöhnlichen in mehrerem Betrachte. Das Resultat ist aber, daß Herr S. den Bäumen zwar eine weitere Ausbreitung und einen reichlichen Ertrag von Früchten (bis an 400 Stück) verschafft; zu Montreil aber tragen die Bäume bey einer mindern Ausbreitung eben so viel und bessere Früchte. Die Theorie des Schneidens klärt indessen der Commissions-Bericht sehr auf, und verdient daher nachgelesen zu werden. Das Muster einer Wirthschafts-Rechnung, das die Gesellschaft lobpreisend vorlegt, empfiehlt sich nach unserm Urtheile weder durch Kürze, noch durch Deutlichkeit und gründliche leichte Uebersicht der Wirthschaftsführung selbst. Des Hrn. Olivier Denkschrift liefert einen sehr nützlichen Beitrag zur Kenntniß der das Getreide verderbenden Insecten; besonders verdient daraus aber die unsers Erinnerns neue Bemerkung Aufmerksamkeit, daß die Abwechslung der Saaten auch als ein Mittel zur Vertilgung der Insecten zu beachten sey.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 29. Junius 1815.

Göttingen.

Das im Nahmen der Universität erschienene Programm von dem Hrn. Hofr. Mitscherlich gibt Nachricht von der am 4. Jun., als dem Tage der Geburtsfeier unsers Königes, erfolgten dießjährigen Preisvertheilung an die Studirenden. Die für die dießmahligen Preise ausgesetzten Aufgaben sind in den Gött. Anz. vorigen Jahres S. 1025 gehörig angezeigt worden.

Ueber die Preisfrage der theologischen Facultät, die Taufe, die Entstehung dieses Ritus und dessen Beybehaltung sammt der Taufformel betreffend, waren zwey Abhandlungen eingelaufen; eine dritte konnte bey aller ihrer Vortrefflichkeit nicht berücksichtigt werden, da nur die eine Hälfte eingereicht, und die andere durch einen widrigen Zufall, wie es sich nachher auswies, verloren gegangen war. Den Preis erhielt Herr Johann Friedrich Theodor Zimmermann aus Osterode, und eine rühmliche Erwähnung der Verfasser der unvollendeten Abhandlung Herr Johann Georg Reiche aus Nienburg.

Den Prediger-Preis über die Pflicht der Freundschaft an und für sich und als christliche Tugend

G (5)

erhielt unter zwey Bewerbern Herr Johann Georg Conrad Oberdieck, aus Wittenburg im Hannöverschen, Mitglied des homiletischen und philologischen Seminarium.

Ueber die Preisfrage der juristischen Facultät, die Ordnung in den Institutionen betreffend, waren vier Abhandlungen eingegangen. Der Preis wurde Hrn. Gustav Theodor Ludwig Marezoll, aus Jena, zuerkannt.

Die Bearbeitung der medicinischen Preisfrage: Ob die Wirkung der Heilmittel bloß durch Erfahrung, oder auch durch chemische Analyse auszumitteln sey? war nur von Einem versucht, und dieser Versuch unbefriedigend ausgefallen.

Der ordentliche Preis der philosophischen Facultät über die Probabilitäts-Theorie der alten und neuern Philosophen ward Hrn. Franz Dororotheus Gerlach, aus Wolfsberingen im Gothaischen, zuerkannt; der außerordentliche aber über Law's Finanzsystem, welcher zwey Bewerber hatte, Herrn Wilhelm Rosgarten aus Alten Gamme im Hamburger Gebiete. Eine außerordentliche Belohnung von 25 Thaler wurde von Königl. Regierung der zweyten Abhandlung zu Theil, deren Verfasser Herr Friedrich Ludwig Christian Jugler aus Lüneburg ist.

Für den 4. Junius 1816 sind folgende Aufgaben bekannt gemacht worden:

Von der theologischen Facultät: Ut inquiretur in fontes, quibus Eusebius in scribenda historia sacra usus est, adjuncta eorum epicrisi. Die Preispredigt über Röm. 14, 12. 13. soll handeln: Von der rechten Maasse, welche uns das Christenthum bey der Beurtheilung fremder Handlungen vorschreibt.

Von der juristischen Facultät wird verlangt: Ut exponatur utilitas et necessitas juris non

scripti, tum apud omnes populos, qui legibus et moribus reguntur, tum apud Romanos.

Von der medicinischen Facultät: Pathologia lienis, observationibus per anatomicen sollerter institutis indagatam, ad illustrandam physiologiam aenigmatici hujus visceris.

Die ordentliche Aufgabe der philosophischen Facultät ist folgende: Concinnetur Emirorum al Omrah, qui sub Chaliphis Abbasidis rerum potiti sunt, historia ex Abulfedae Annalibus Moslemicis, ita, ut res ab iis gestae simul ex aliis scriptoribus illustrentur.

Die außerordentliche: Describantur veteris Mediae et Persiae monumenta, quorum aut apud veteres scriptores mentio occurrit, aut adhuc reliquiae supersunt, et ad quam aetatem, quos auctores illa referenda sint, disquiratur. Persepolitana tamen, de quibus satis multa disputata sunt nostra aetate, breviter tantum recenseantur, numi plane excludantur.

Die Abhandlungen müssen vor dem 1. April bey dem Decan einer jeden Facultät eingereicht werden, mit gleichem Motto auf der Schrift und dem dabey befindlichen versiegelten Zettel, der den Nahmen des Verfassers enthält.

Halle.

Bev Gebauer: N. J. Testa, Prof. in Bologna, über die Krankheiten des Herzens. Ein Auszug aus dem Italiänischen, mit Anmerkungen von B. Sprengel, Prof. in Halle. Erster Theil. 1813. 404 Seiten in Octav.

Von dem Original sind bis jetzt drey Bände erschienen. Der Uebersetzer dieses gehaltvollen Werks hat wegen der Weiterschweifigkeit der Schreibart alle

dren Bände in einen zusammengezogen, neue Anmerkungen hinzugefügt, und den ersten oder historischen Abschnitt gänzlich umgearbeitet, der, wie es vom Uebersetzer zu erwarten war, lehrreich ausgefallen ist. Der zweite Band soll den vierten oder practischen Theil des Originals enthalten. Der erste Abschnitt umfaßt eine historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten von den Krankheiten des Herzens, was von den Griechen, den Römern, Arabern und im 16ten und 17ten Jahrhundert über diesen Gegenstand gedacht worden ist, mit treuem Hinweisen auf die Quellen. Der zweyte Abschnitt handelt von den Ursachen der Herzkrankheiten. Der Verfasser rechnet hieher: die Gewalt der Leidenschaften, und sagt, daß durch sie zuerst Fehler in den Berrichtungen der Eingeweide des Unterleibes entstünden, welche nun auf das Herz zurückwirkten. Sollte nicht vielmehr diese Einwirkung auf beide Reihen von Organen gleichzeitig seyn? — erbliche Anlage, so daß eine gewisse Krankheit des Herzens, z. B. Aneurisma, Verknocherung u. s. w. sich vom Vater auf den Sohn fortpflanze — übler Bau des Brustkastens, als Folge der Englischen Krankheit, wodurch eine fehlerhafte Lage des Herzens und fehlerhafte Bewegung desselben erzeugt werden. Unter diese Rubrik bringt der Verfasser auch das Offensenn des ovalen Lochs, und die Entstehung der blauen Krankheit, welche aber wohl nicht als Folge der Rhachitis, sondern vielmehr als Folge einer unvollkommenen Entwicklung des Herzens überhaupt angesehen werden kann — vorhergegangene Krankheiten in der Brusthöhle, wo nach Entzündung benachbarter Organe (vom Herzbeutel ist hier nicht die Rede), Verhärtungen, Geschwüre und Verwachsungen zurückbleiben, wodurch die Bewegung des Herzens gestört wird. — Besondere Anlagen in der

ungepaarten Vene, worüber der Verfasser eigenthümliche Ideen äußert. Die große Erweiterung dieses Gefäßes, welche man in Leichen antrifft, ist wohl mehr Folge als Ursache des gestörten Blutumschlages im Herzen. Auf die Anastomosen zwischen den Nierenvenen und dieser Blutader scheint er einen bedeutenden Werth zu setzen. Er behauptet, daß in dem Seitenstich der Abgang eines fast blutigen Harns von diesen Zusammenmündungen herrühre. Allein die Venen können ja nie etwas absondern, und überdem ist diese Anastomose nicht beständig und nur geringe, auch ist der Harn wohl nur blutähnlich nicht blutig. Krankheiten des Herzens können aus unterdrücktem Hämorrhoidal- und Monatsfluß allerdings entstehen, aber wohl schwerlich aus der Affection der ungepaarten Vene, vielmehr aus einem starken Blutandrang nach dem Herzen überhaupt. Da wo das Verwachsen der Lungen mit der Brusthaut sehr stark ist, habe er nach dem Tode diese Vene bedeutend ausgedehnt gefunden, so daß sie mit der aufsteigenden Hohlader verglichen werden könne; den Grund dieser Erscheinung gibt er nicht an. — Vorhergegangene Krankheiten des Unterleibes, Geschwülste der Eingeweide desselben, wodurch das Zwerchfell aufwärts getrieben wird, zu großer Absatz von Fett, die Schwangerschaft, Fehler des ganzen Pfortadersystems. Der Verfasser fand fast in allen Leichen die an Herzfehlern gestorben waren, eine große Leber, deren Farbe bleicher, und die Textur härlicher war, die Gallenblase entweder völlig leer, und ihre Häute verdickt, oder es war etwas zähe Leimartige Galle vorhanden. Er widerspricht in diesem Punkte Corvisart, welcher den Leberzustand bloß als Folge des Herzfehlers ansieht; denn, sagt er, dieser Zustand zeige sich bloß bey Herzfehlern, die weder angebohren noch langwierig waren, da hingegen die

Herzfehler, welche aus andern Ursachen hervorgehen, auf die Leber gar keinen Einfluß äußern — Anlage zu Aneurysmen und Blutaderknoten, zurückgetretene chronische Hautausschläge, Scorbut und Lustseuche, Gewohnheiten, Lebensart, Handthierung und Gewerbe, Gewaltthätigkeiten und Erschütterungen des Körpers als Causalmomente. Im dritten Abschnitt folgen die Arten und Kennzeichen der Herzkrankheiten. Zuerst redet der Verfasser von den Mißverhältnissen überhaupt; von einer zu großen Dichtigkeit des Gewebes in den verschiedenen Theilen des Herzens; vom Mangel des Verhältnisses der Kranzgefäße zu der Maße des Herzens; von den Abweichungen in den großen Gefäßen theils in Ansehung ihrer Mündungen, der Dicke und Düntheit der Häute, theils in Ansehung des Verhältnisses der Arterien zu den Venen. Nun folgt eine Untersuchung über das Klopfen und Zittern des Herzens. Nicht die Dauer oder die Heftigkeit des Herzklopfens können berechtigen, gleich auf organische Fehler zu schließen. Allerdings kann aber durch die Dauer eine Anlage zu letzteren hervorgebracht werden. Bey Herzfehlern finde man häufig hypochondrische und hysterische, auch Magenbeschwerden, Ohnmachten, Fallsucht, (der Uebersetzer schiebt hier die Leichenöffnung des verstorbenen Professors Klügel ein, der bey einem Fehler der Aorta an Ohnmachten und Fallsucht gelitten hatte,) Schlagfluß und plötzlichen Tod. Bey vielen Kranken veranlassen sie Ueberdruß des Lebens und Selbstmord. Zuletzt wird noch von dem Vorfalle des Herzens oder richtiger von der fehlerhaften Lage desselben gesprochen, veranlaßt durch Ursachen, welche in den Umgebungen befindlich sind. Der vierte Abschnitt enthält die Entzündung des Herzens und der benachbarten Gefäße mit ihren verschiedenen Ausgängen. Zuerst von der

Entzündung der Aorta. Es fragt sich, ob in den Fällen, welche der Verfasser sowohl aus seiner eignen Erfahrung, als aus guten Schriftstellern anführt, eine wahre Entzündung statt gehabt habe, oder ob diese vermeintliche entzündliche Ansicht nicht vielmehr Folge des Todes war. Er redet nun von der hitzigen und schleichenden Entzündung des Herzens, woben aber die Diagnostik nichts gewonnen hat — von der Wasseransammlung im Herzbeutel. Nie, sagt er, hätte er eine fluctuirende Geschwulst zwischen der dritten und fünften Rippe deutlich bemerken können. Allein man finde als diagnostisches Zeichen, daß der Herzschlag gleichsam an mehreren Orten vor sich gehe; es scheine als wenn das Herz seinen Platz verändert habe, und sich in einem größern Raume bewege. Bisweilen kann nach einer vorangegangenen heftigen Entzündung Blut in den Herzbeutel ausschwißen, ohne daß man noch dem Tode den geringsten Riß in der Muskelsubstanz oder an den Gefäßen finde. — Von den echten Polypen. Sie sind Folge einer Entzündung der innern Membran des Herzens und nicht bloßer geronnener Faserstoff, wie man ihn fast in allen Reichen in den Herzhöhlen findet. Dieses zeigen ihre Aehnlichkeit mit den widernatürlichen Häuten, die feste Verbindung mit den Fleischfasern des Herzens, die gelbe Farbe, und das zellige Ansehen. — Von den Auswüchsen, Verknocherungen und Steinen im Herzen, von der Fettansammlung, und Zerreißung dieses Organs. Alles bekannt. — Zuletzt vom Pulse als einem unsichern Zeichen, um auf Herzkrankheiten zu schließen. Nicht die Krankheiten dieses Organs allein können ihn abändern, sondern es sind gemeiniglich noch Fehler der Respirationsorgane vorhanden, wodurch vorzüglich die bedeutenden Abweichungen hervorgebracht werden.

Ohne Druckort

hat ein siebenzigjähriger Philologe, wie er sich nennt, ein Werkchen: *Ueber Homer oder das Knabenalter des Menschengeschlechts* herausgegeben; auch mit der Inschrift: ΛΑΘΕ ΒΙΩΣΑΣ Qui bene latuit bene vixit. 53 S. in Octav.

Lange hatten den angeblichen Philologen die Fragen beunruhigt: Wie erklären wir doch einmahl all das Ungereimte in den Gesprächen und Handlungen der Götter bey Homer? Geziemet es dem Helden eines Heldengedichts, seinem Feinde so nachzulaufen, so wie Achilleus thut? Erst im 62. Jahre verschwand der Nebel vor seinen Augen, da er den Homer für sich allein ohne Commentatoren ic. las, und er fand, daß die Natürlichkeit, das Kindliche, der frohe jugendliche Knabensinn nur Freundschaft noch nicht Liebe im Homer herrsche, und daß der Leser sich daran zu halten, dieß alles in seinem Gemüthe vorherrschen zu lassen habe, wenn er auf jene Fragen Bescheid geben, und recht mit Freuden den alten Mäoniden lesen und genießen wolle. Diese Entdeckung, dessen, was man Studium und Lectüre in Homers Geiste nennet, schien ihm nun so neu, daß sein Freund E. sie ins Publicum fördern zu müssen glaubte, und noch mehr aus des alten Philologen Schriften — der, man denke, jetzt erst als Schriftsteller auftritt — nachzuliefern verspricht. Wir rathen nicht dazu, wenn der Rest nicht besser als dieser Erstling ist, der mit andern Worten wiederhohlet, was seit undenklichen Zeiten bekannt genug ist, und dessen eine Hälfte lange Stellen Homers, nach der Vossischen Uebersetzung eingerückt enthält.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 1. Julius 1815.

Lüneburg.

Von Herold und Wahlstab, 1815: Glossar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage. Zunächst zum Gebrauch für Schulen bearbeitet. Nebst einem kurzen Abriss einer altdeutschen Grammatik. Von Carl Friedrich Ludwig Arndt, Conrector der Domschule zu Haseburg. VIII und 91 Seiten in groß Octav.

Von allem, was seit Bodmers Tode von so manchen Seiten und auf so mancherley Weise für unsere Altdeutschen Dichter gethan wurde, hatte man beynahе einzig und allein die Kenner dieses Faches oder höchstens diejenigen Liebhaber im Auge, die sich bereits im Besitze der Quellen und Hülfsmittel dieser Litteratur befinden. Für den Anfänger, für denjenigen, der, gereizt durch die Anpreisung dieser alten einheimischen Schätze, mit eigenen Augen sie kennen zu lernen wünschte, geschah durchaus nichts. Weder die Werke der vorzüglichsten Dichter selbst, noch die Hülfsbücher zum Verständnisse derselben sind in unsern Buchläden zu haben. — Wer die alten Classiker lesen will, oder von den Schönheiten der

neueren ausländischen Litteratur sich angezogen fühlt, findet mit leichter Mühe alles was er, für den ersten Anfang wenigstens, bedarf. Wer hingegen unsere Altdeutschen Dichter zu lesen wünscht, kann Jahre lang in Versteigerungen Jagd auf sie machen, und was er am Ende erhält, ist zum größten Theil so fehlerhaft, so unbehülflich gedruckt, daß es tief selbst unter den schlechtesten Abdrücken eines Homers oder Virgils steht. Das einzige Wörterbuch, das wir haben, und bey dem doch noch immer so viel zu wünschen übrig bleibt, ist vergriffen — was Bodmer in der Schweiz und durch Müllers Vermittlung in Berlin drucken ließ, ist vergriffen — selbst der neueste Abdruck des Nibelungenliedes ist (in diesem Augenblicke wenigstens) vergriffen. Kurz, der Widerspruch zwischen dem lauten Eifer für die allgemeine Verbreitung unserer Altdeutschen Litteratur und zwischen dem, was bisher für diese allgemeine Verbreitung wirklich geschehen ist, übersteigt jede Vorstellung. Und doch beruht auf dieser allgemeinen Verbreitung auch selbst die innere Ausbildung dieses Zweiges der Gelehrsamkeit. Je vielfältiger der Anbau ist, desto reicher wird die Ernte seyn; je Mehrere suchen, desto mehr wird gefunden werden. Was auch immer die kleinlich eifersüchtige Begierde Mitbewerber auszuschließen wünschen mag, so ist es doch einleuchtend, daß die Bemühungen Mehrerer für die Sache selbst nicht anders als vortheilhaft seyn können. Die Ausbeute, welche theils die Untersuchung bisher noch unbeachteter Bibliotheken und Archive, theils die lebendige Kenntniß der Mundarten, der Volksagen, der Ueberreste alter Sitten und Gebräuche gewähren kann, läßt sich erst dann erwarten, wenn das Studium unserer Altdeutschen Litteratur an allen Enden und Orten unseres Vaterlandes kenntnißvolle und thätige Theilnehmer findet. Und gerade dieser erweiterte

Kreis von Theilnehmern allein ist es, der auch unsere Buchhändler geneigt machen kann, brauchbare Werke aus diesem Fache in Verlag zu nehmen. Mag es also immerhin verdienstlich seyn, gelehrte, (oft auch nur durch ihre Schwerfälligkeit gelehrt scheinende) historische, litterarische, critische Untersuchungen anzustellen, die Quellen der alten Sagen aufzuspüren, ihre mannigfachen Gestaltungen mit einander zu vergleichen, und dergleichen mehr: Alles dieß ist nur für die kleine Zahl der Eingeweihten, nicht für die weit größere Zahl derer, die erst einzuweihen sind. Diese verlangen verständig bearbeitete, allenthalben für einen mäßigen Preis zu habende Ausgaben des Schönsten und Besten das aus jener frühen Blüthenzeit sich erhalten hat; sie verlangen ein brauchbares Handwörterbuch, oder wenn (wie das allerdings wohl der Fall seyn möchte) für dieses die Stunde noch nicht geschlagen hat, einzelne kleinere Wörterbücher für die vorzüglichsten einzelnen Gedichte. Diese Forderungen sind so vernünftig und gerecht, daß jeder dem unsere Altdeutsche Litteratur wirklich am Herzen liegt, sich freuen muß, wenn die Bemühungen der Gelehrten endlich nach diesem Ziele hin sich wenden; und eben diese Rücksicht macht es auch zur Pflicht, in der öffentlichen Beurtheilung dieser Bemühungen eine billige Milde obwalten zu lassen.

Aus diesen vorausgeschickten Bemerkungen ergibt sich unser Urtheil über die kleine Schrift des Hrn. Conr. Arndt von selbst. Wir halten sie für zweckmäßig; wir empfehlen sie jedem angehenden Leser des Nibelungen Liedes. Dem Herausgeber gebührt das Lob zu einem unentbehrlichen Werke den ersten Grund gelegt zu haben; und wir zweifeln nicht, daß er selbst auf diesem Grunde fortbauen, und in folgenden Ausgaben ergänzen und berichtigen werde was er gut und einsichtsvoll begonnen hat. Dieß

wird um so sicherer geschehen, wenn er die Vorarbeiten Anderer mit eigenen Forschungen verbindet, und diese eigenen Forschungen auch auf die übrigen Altdutschen Dichter ausdehnt. In jedem Fache ist gerade für die ersten Anfangsgründe derjenige der beste Lehrer, der ganz in diesem Fache zu Hause ist, und der tausend Mal mehr hat als er gibt; vorzüglich nöthig aber ist eine solche umfassende Kenntniß da, wo der Vorarbeiten wenige sind, und wo selbst diesem Wenigen nicht blindlings getraut werden darf. — Eine vollständige Musterung eines Wörterbuches kann natürlicher Weise in einer Anzeige desselben nicht erwartet werden; aber einige Belege dessen, was wir eben im Allgemeinen bemerkt haben, halten wir uns für verpflichtet beizufügen. — Es bevilt mich kommt unzählige Mal in unsern alten Dichtern vor; aber nirgends bedeutet es: es beträgt. Der bong heißt nicht der Ring, sondern die Kette. Brüt Braut, muß brut heißen, so wie überhaupt die neue Ausgabe des Nibelungen Liedes in Hinsicht auf die Doppellaute sehr fehlerhaft ist. Birt, für send, gehört schwerlich in die Sprache des Nibel. u. und das Vereinigungswörtchen en kann nur vor einem Verbum stehen. Enblanden heißt weder in Gefahr bringen, noch in Gefahr sich begeben. Wie läßt sich erweisen, daß fürewise vergeblich heißt? Gebaren bedeutet nicht sich betragen, sondern äußerlich etwas zeigen, von bar bloß, und so ist auch gebere nichts weniger als unser Geberde. Gouch ist in der angeführten Stelle nicht Geck, sondern Gugguck, d. h. ein in ein fremdes Nest gelegtes Kind. Daß halpfwül einen Bastard von einem Wolfe und einer Hündinn bedeute, widerspricht den Buchstaben des Wortes eben so sehr als der Verbindung, in der das Wort vorkommt, und die Stelle aus Plinius kann hier durchaus nichts beweisen, oder aufklären. Die herte heißt nicht das Herz sondern das Kreuz, und

zum besten Beweise dieser Bedeutung dient eine Stelle aus dem merkwürdigen Glossar in Ech. Franc. Or. I, 851: *int. r. scabias* untar *hartinum*. Pfelle ist nicht Decke, sondern ein kostbarer Seidenstoff, und weder die Griechischen Wörter noch das Schwedische gehören hierher. Die süsse heißt nichts weniger als Pfeile, sondern die Süße, der Wohlgeruch, durch den das Pantherfell die Thiere, nach einem alten Glauben, anlockt; die etymologischen Vergleichen, (bey denen überhaupt der Verfasser in der Folge viel behutsamer zu Werke gehen wird,) fallen also von selbst weg. Die *valde* ist nicht der Schrank, sondern der Umschlag, wie außer mehreren Stellen im Nibel. L. eine Zeile im Trist. 12691 deutlich zeigt. *Wigant*, *heilant*, *viand* haben nichts mit *ant* Geist zu thun, sondern sind Wörter mit der Participial-Endung. — Mehrere Bemerkungen ähnlicher Art, zu denen auch die angehängte Sprachlehre Veranlassung gibt, würden hier um so weniger an ihrem Orte seyn, da unsere Hauptabsicht nur dahin geht, den Verfasser zu strengerer eigener Prüfung und Untersuchung aufzufordern. Doch können wir nicht umhin, zum Schlusse noch eine in der Vorrede enthaltene Aeußerung zu rügen, der zu Folge das Nibelungen-Lied der Ritter-Poesie gezählt wird, gegen die es doch den schneidendsten Gegensatz machte. Das Nibelungen-Lied ist Deutscher Abkunft, aus Volksliedern aufgewachsen und in seinem Innern und Außern Volkslied geblieben; die Rittergedichte sind fremden Ursprunges, und in ihrem innern Wesen so wohl als in ihrer äußern Form durchaus von dem Volksliede verschieden. Dieser Gegensatz wurde von jeher allgemein anerkannt, und äußert sich eben so deutlich in der vornehmen Miene, womit die Ritter-Poesie über das arme Volkslied hinweg sieht, als in den verächtlichen Seitenblicken, die sie bisweilen auf dasselbe wirft.

Prag.

Ben J. G. Calve: *Inbegriff der Geschichte Böhmens*, von Karl Ludwig von Woltmann. 1815. Erster Theil XVI und 306 S. Zweyter Theil 424 S. in Octav.

Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, daß der Verf. nebst seiner geistreichen Gattinn seit ihrem Aufenthalte in Böhmen sich, diese der schönen phantasie-reichen Darstellung der alten Sagen Böhmens, jener dem Studium und der Erzählung der Geschichte dieses Landes, die wir bis dahin noch nicht so gut hatten, gewidmet haben. Beiden ist es gelungen, sich um dieß treffliche Land und um die Freunde der Poesie und Geschichte verdient zu machen. Der Verfasser, dem wir bekanntlich schon mehrere sehr geschätzte Beweise seiner historischen Kunst verdanken, faßte bey der Abfassung dieses Werks die doppelte Classe von Lesern, denen er die Geschichte Böhmens erzählen wollte, ins Auge, die Laien und die Wohlunterrichteten, zwey Abtheilungen von Lesern, deren Zwecke und Forderungen dem Anscheine nach unvereinbar sind. Gleichwohl hat er mit sehr vielem Erfolge beide befriedigt, wosfern die erstern eine solche Bildung und Seele haben, daß sie Geist und Zusammenhang von den Schicksalen eines Landes und Volks eine Reihe von Jahrhunderten hindurch zu fassen vermögen, ohne des kleinflichen annalistischen Eindringens ins Einzelne zu bedürfen, indem ihnen die Zusammenstellung der Begebenheiten in characteristische Massen, der denkwürdigen Zeiten und Personen mit Interesse und Individualität geschildert, nicht ohne Benfügung der innern und chronologischen Verbindung hinreichend genüget. Dagegen wird auch dem Kenner des Stoffes keine Befriedigung nicht entstehen, indem er in der Darstellung, Behandlung und Grund-

angebung sich hinlänglich überzeugt, daß er einen mit dem Stoffe wohl bekannten Historiker vor sich hat, der von den Quellen der Geschichte so wohl als von den schätzbaren Untersuchungen eines Dobner, Pubitschka, Dobrowsky, Pelzel, Cornova einen critischen Gebrauch gemacht und selbst geprüft hat. Gründlich angenehm und lehrreich wird die Geschichte Böhmens hier erzählt, unnütze Rahmen halten nicht auf, unwichtige Dinge stören nicht: der Verf. ist immer den Regeln einer gesunden Historiographie eingedenk, wovon er in der Vorrede sehr genügend spricht. Der Leser wird ununterbrochen beschäftigt und ins Interesse gezogen, so verschiedenartig die Begebenheiten selbst, und die denselben angepaßte, soviel möglich parteylose Darstellung auch seyn mögen. Auch verdient diese Geschichte Böhmens Aufmerksamkeit, da sie einen so ansehnlichen Zweig eines so großen weitverbreiteten Volksstammes, des Slavischen, betrifft, der so lange als für sich bestehendes Reich eine wichtige Rolle gespielt, und oft die Neugierde und Spannung des übrigen Europa zu erregen gewußt hat, man mag nun auf ihre Könige, Karl IV., Wenzel u. a. hinblicken, oder die Wirkungen betrachten, welche die Religionsbewegungen erzeugten, die der so hochwohlthätigen Reformation vorhergingen, und die politischen Unruhen, welche den dreißigjährigen Krieg im Gefolge hatten u. s. w. Noch immer hat diese Geschichte ein vielseitiges hohes Interesse, wie auch der treffliche Verf. durch seine Darstellung gezeigt hat, wenn gleich seit Ferdinand II. die Geschichte Böhmens in die Staatengeschichte des Oestreichischen Hauses so sehr verflochten ist, daß sie sich in dieselbe verlieret, und der Historiker von der Zeit an nur noch von Veränderungen und Verbesserungen durch die Güte seiner Herrscher, von der Theilnahme des Landes an dem

Wohl und Weh der Monarchie, von der es ein Theil geworden, z. B. von den Leiden und Wunden, die ihm die Schlesiſchen Kriege, welche Friedrich II. mit Marie Theresia geführt, zu erzählen hat. Und wenn der Ausländer, er ſey Laie oder Kenner, das Werk mit lehrreichem Vergnügen auslieſet, um wie viel ſtärker wird ſich der Böhme, namentlich die aufgeklärten Stände des Königreichs, welchen der Verf. dasſelbe zugeeignet hat, davon angezogen fühlen, zumahl dem Leſer, wenn er billig und einſichtig urtheilt, in der Regel die Wahrnehmung erſpart wird, daß der Verf. in Böhmen und zunächſt für die Bewohner dieſes ſchönen Landes geſchrieben habe. Denn, wenn gleich der Verf. gern bey den freylich nur ſelten mit herzlicher und ungetrübter Freude uns erfüllenden Erſcheinungen und ſchönen Partien dieſer Geſchichte, und bey einzelnen Theilen der Staatsverfaſſung verweilet, wenn gleich er mit zarter Hand und löblicher Vorſicht, die neuere Zeiten, die bis auf die Revolution fortgeführt ſind, ſchildert, auch in der Darſtellung des ſiebenjährigen Krieges etwas weiter geht als der Zweck verſtattete; ſo verfehlt er doch nie, der Wahrheit getreu zu bleiben, und die ſchrecklichen Auftritte ſowohl als die empörenden Charactere, welche uns Wenzel, die Huſſitenkriege und Ferdinand II. darbieten, in ein eben ſo helles und wahres Licht zu ſtellen, als die wohlthätigen und menſchenfreundlichen Regierungen der folgenden Deſtreichischen Herrſcher zu ſchildern, welche das Glück des ſchönen Landes zum beſtändigen Zweck ihres Dichtens und Trachtens gehabt haben, unter welchen die erhabne Maria Theresia neßt ihrem genialischen Sohne Joſeph II, beſonders hervorglänzen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1815.

Göttingen.

Der Königl. Societät ist durch Hrn. Prof. Gauss eine handschriftliche Abhandlung des Hrn. Prof. Pfaff in Halle vorgelegt, überschrieben: *Methodus generalis, aequationes differentiarum partialium, nec non aequationes differentiales vulgares, utrasque primi ordinis, inter quotcunque variables, complete integrandi*. Die Lehre von den partiellen Differentialgleichungen des ersten Grades verdankt bekanntlich Lagrange zwey wichtige Erweiterungen, nämlich die allgemeine Integration derselben, wenn sie entweder, bey einer beliebigen Anzahl veränderlicher Größen, die partiellen Differentialquotienten bloß linearisch enthalten, oder ohne Einschränkung in Rücksicht der Form, wenn der veränderlichen Größen nur drey sind. Ueber diese beiden Fälle war man eigentlich bisher noch nicht hinausgegangen, und das von Lagrange bey den partiellen Differentialgleichungen dreier veränderlicher Größen angewandte Verfahren würde bey einer größern Anzahl besondere Schwierigkeiten haben. Wir haben es daher als eine merkwürdige Bereicherung der In-

J (5)

Integralrechnung anzusehen, daß es dem scharfsinnigen Verfasser der vorliegenden Abhandlung gelungen ist, die allgemeine Integration der partiellen Differentialgleichungen des ersten Grades für jede Anzahl von veränderlichen Größen zu finden. Er hat bey dieser Untersuchung einen eigenthümlichen Weg gewählt, und sie an einen andern nicht weniger interessanten Zweig der Integralrechnung angeknüpft, nämlich an die Lehre von den gewöhnlichen Differentialgleichungen (des ersten Grades) zwischen mehr als zwey veränderlichen Größen, deren wahre Natur bekanntlich erst Monge uns kennen gelehrt hat, obwohl die Integration derselben von diesem Geometer nur für die einfachsten Fälle vollendet ist. Von dieser Gattung von Differentialgleichungen gibt Herr Pf. die allgemeine Integration, und die der partiellen Differentialgleichungen erscheint dann nur als ein besonderer Fall von jener. Bey diesen Untersuchungen wird die allgemeine Integration der Differentialgleichungen von jedem Grade zwischen zwey veränderlichen Größen vorausgesetzt, welches ganz in der Ordnung ist, eben so wie man in den höhern Theilen der Mathematik die allgemeine Auflösung der algebraischen Gleichungen postulirt.

Wir glauben den Freunden der höhern Mathematik einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir sie durch gegenwärtige Anzeige in den Besitz dieser schönen Erweiterung der Integralrechnung setzen. Freylich würde ein Auszug aus der 144 Quartseiten starken Abhandlung, in welchem wir dem Verfasser Schritt für Schritt folgen und nichts Wesentliches übergehen wollten, die Grenzen des uns vergönnten Raumes weit überschreiten. Wir wollen daher versuchen, indem wir uns bloß an die Sache halten, in einer etwas veränderten Darstellung das Wesentliche so herauszuheben, daß Kenner sich dasselbe vollkommen aneignen können.

Als die Hauptoperation des ganzen Geschäfts muß angesehen werden die Reduction eines Differentialausdrucks

$$\Omega = p dx + p' dx' + p'' dx'' + \text{etc.} + p^{(n-1)} dx^{(n-1)}$$

wo jeder der Coefficienten p, p', p'' u. s. w. Function der veränderlichen Größen x, x', x'' u. s. w. ist auf die Form

$$\Omega = \lambda (q dy + q' dy' + q'' dy'' + \text{etc.} + q^{(n-2)} dy^{(n-2)})$$

so daß λ, y, y', y'' u. s. f. Functionen von x, x', x'' u. s. w. seyn, hingegen q, q', q'' u. s. f. Functionen von y, y', y'' u. s. w., und daß die Anzahl der letztern veränderlichen Größen um eine kleiner sey, als die Anzahl der veränderlichen Größen x, x', x'' u. s. f.

Diese Verwandlung, welche wir Kürze halber mit (I) bezeichnen wollen, beschränkt sich auf den Fall, wo n eine gerade Zahl ist; wir werden weiter unten entwickeln, wie sie ausgeführt werden müsse, und sie, um die Uebersicht nicht zu stören, hier einstweilen voraussetzen.

In dem Fall wo n eine ungerade Zahl ist, würde die Verwandlung I nur unter speciellen Bedingungen zwischen den Coefficienten $p, p', p'' \dots$ möglich seyn; allgemein aber läßt sich in diesem Falle Ω auf die Form

$$p^* dx + \lambda (q dy + q' dy' + q'' dy'' + \text{etc.} + q^{(n-3)} dy^{(n-3)})$$

bringen. Man sehe nämlich einstweilen x in Ω als constant an, und verwandle unter dieser Voraussetzung nach (I)

$$p' dx' + p'' dx'' + p''' dx''' + \text{etc.} + p^{(n-1)} dx^{(n-1)}$$

wo nunmehr die Anzahl der veränderlichen Größen $x', x'', x''' \dots$ gerade seyn wird, in

$$\lambda (q dy + q' dy' + q'' dy'' + \text{etc.} + q^{(n-3)} dy^{(n-3)}) = \lambda \Omega'$$

Hier werden also q, q', q'' u. s. w. Functionen von y, y', y'' u. s. w. seyn, diese hingegen, eben so wie λ

Functiōnen von $x, x', x'', x'''. \dots$, von welchen Gröſſen jedoch die erste x als constant behandelt werden muß, um aus der Entwicklung von $\lambda\Omega'$

$$p'dx' + p''dx'' + p'''dx''' + \text{etc.}$$

zu erhalten. Das Glied was noch hinzukommt, wenn bey jener Entwicklung auch x als veränderlich betrachtet wird, ist

$$= (q \cdot \frac{dy}{dx} + q' \cdot \frac{dy'}{dx} + q'' \cdot \frac{dy''}{dx} + \text{etc.}) \lambda dx$$

Man hat daher, um die obige Form zu erhalten, nur

$$p^* = p - \lambda (q \cdot \frac{dy}{dx} + q' \cdot \frac{dy'}{dx} + q'' \cdot \frac{dy''}{dx} + \text{etc.})$$

zu setzen. Diese Verwandlung von Ω in $p'dx + \lambda\Omega'$, welche auf ungerade Werthe von n beschränkt ist, wollen wir mit II bezeichnen. Offenbar kann dieselbe Reduction abermahls auf Ω' angewandt, und

$$\Omega' = q^*dy + \lambda' (r dz + r'dz' + r''dz'' + \text{etc.})$$

$$r^{(n-5)} dz^{(n-5)}$$

$$= q^*dy + \lambda'\Omega''$$

gesetzt werden, und so abermahls $\Omega'' = r'dz + \lambda''\Omega'''$ bis man zuletzt auf einen Ausdruck kommt, der bloß Eine veränderliche Gröſſe enthält. Dadurch ist also Ω auf die Form

$$p'dx + \lambda q^*dy + \lambda\lambda' r^*dz + \text{etc.}$$

gebracht, oder auf die Form

$$Pdx + Qdy + Rdz + \text{etc.}$$

wo die Anzahl der veränderlichen Gröſſen x, y, z u. s. w. $= \frac{1}{2}(n+1)$, und wo die sämtlichen n Gröſſen y, z u. s. w. P, Q, R u. s. w. Functionen von x, x', x'' u. s. w. seyn werden. Dieß Reductionsverfahren mag durch III bezeichnet werden.

Wendet man dieß Verfahren III in dem Fall wo ursprünglich eine gerade Anzahl veränderlicher

Größen vorgegeben war, auf den durch die Reduction I erhaltenen Ausdruck

$$q dy + q' dy' + q'' dy'' + \text{etc.}$$

an, so kommt dadurch

$$\Omega = p dx + p' dx' + p'' dx'' + \text{etc. } p^{(n-1)} dx^{(n-1)}$$

in die Form

$$Q dy + R dz + \text{etc.}$$

so daß die Anzahl der veränderlichen Größen y, z u. s. w. $= \frac{1}{2} n$ wird, und alle n Größen Q, R u. s. f. y, z u. s. f. Functionen von x, x', x'' u. s. w. werden. Diese Reduction werde mit IV bezeichnet.

Diese allgemeine Transformabilität der Differentialausdrücke nach III und IV ist ein eben so neuer als merkwürdiger Lehrsatz, der sich zwar in der Abhandlung des Hrn. Pf. nicht ausdrücklich ausgesprochen findet, aber sich leicht aus den dortigen Untersuchungen folgern läßt.

Es lassen sich nun daraus die Auflösungen der im Eingange dieser Anzeige erwähnten Aufgaben mit Leichtigkeit ableiten.

1) Um die Differentialgleichung

$$o = p dx + p' dx' + p'' dx'' + \text{etc.}$$

oder $o = \Omega$

zu integriren, wo p, p', p'' u. s. w. gegebne Functionen der n veränderlichen Größen x, x', x'' u. s. w. sind, wird man, wenn n gerade ist nach IV

$$\Omega = Q dy + R dz + S du + \text{etc.}$$

machen, wo Q, y, R, z, S, u u. s. w. zusammen n gegebne Functionen von x, x', x'' seyn werden. Die Differentialgleichung

$$o = Q dy + R dz + S du + \text{etc.}$$

wird also der vorgegebnen gleichgeltend, und ihre allgemeinste Integration in folgenden System von $\frac{1}{2} n$ Gleichungen enthalten seyn:

$$0 = \Phi(y, z, u \text{ etc.})$$

$$\frac{1}{Q} \cdot \frac{d\Phi(y, z, u \dots)}{dy} = \frac{1}{R} \cdot \frac{d\Phi(y, z, u \dots)}{dz} =$$

$$\frac{1}{S} \cdot \frac{d\Phi(y, z, u \dots)}{du} \text{ etc.}$$

wo Φ eine willkürliche Function vorstellt, und die Differentialquotienten, wie sich von selbst versteht, partielle sind. In so fern vermittelst der Gleichung $0 = \Phi(y, z, u \text{ etc.})$ die Größe y sich durch die übrigen bestimmen läßt, kann man die Auflösung auch durch folgende Gleichungen darstellen:

$$y = \psi(z, u \dots)$$

$$\frac{d\psi(z, u \dots)}{dz} = - \frac{R}{Q}$$

$$\frac{d\psi(z, u \dots)}{du} = - \frac{S}{Q}$$

u. s. f.

Genau genommen wäre indessen diese Auflösung weniger allgemein, da die willkürliche Function $\Phi(y, z, u \dots)$ auch solche unter sich begreift, in welchen y nicht mit vorkommt.

2) Zur Integration derselben Differentialgleichung in dem Falle, wo n ungerade ist, wird man Ω nach III in folgende Form setzen

$$\Omega = P dx + Q dy + R dz + \text{etc.}$$

wo P, Q, R, z u. s. w. zusammen n gegebne Functionen von x, x', x'' u. s. w. seyn werden. Die allgemeinste Integration der Differentialgleichung $\Omega = 0$ beruhet dann auf folgenden System von $\frac{1}{2}(n-1)$ Gleichungen:

$$0 = \varphi(x, y, z \dots)$$

$$\frac{1}{P} \cdot \frac{d\varphi(x, y, z \dots)}{dx} = \frac{1}{Q} \cdot \frac{d\varphi(x, y, z \dots)}{dy} =$$

$$\frac{1}{R} \cdot \frac{d\varphi(x, y, z \dots)}{dz} \text{ etc,}$$

3) Die allgemeine Integration einer gegebenen partiellen Differentialgleichung des ersten Grades, d. i. einer endlichen Gleichung zwischen den partiellen Differentialquotienten

$$\frac{dx}{dx'} = p', \quad \frac{dx}{dx''} = p'', \quad \frac{dx}{dx'''} = p''' \text{ u. s. f.}$$

und x, x', x'', x''' u. s. w. (wo x eine erst zu bestimmende Function der m veränderlichen Größen x', x'', x''' u. s. w. vorstellt) ist nichts anders, als die allgemeine Integration der gewöhnlichen Differentialgleichung

$$0 = -dx + p'dx' + p''dx'' + p'''dx''' + \text{etc.}$$

Da nämlich vermöge jener endlichen Gleichung eine der Größen p', p'', p''' u. s. w. z. B. p' als Function der übrigen p'', p''' u. s. w. und x, x', x'', x''' u. s. w. dargestellt werden kann, so ist die eben angegebne Differentialgleichung als eine zwischen den $2m$ veränderlichen Größen x, x', x'' u. s. w. p'', p''' u. s. w. zu betrachten, in welcher die Differentiale dp'', dp''' u. s. w. mit dem Coefficienten 0 behaftet sind. Um also die Integration auszuführen, wird man den Differentialausdruck

$$-dx + p'dx' + p''dx'' + p'''dx''' + \text{etc.}$$

auf die Form

$$Qdy + Rdz + Sdu + \text{etc.}$$

bringen, wo die $2m$ Größen Q, y, R, z, S, u u. s. w. bekannte Functionen von $x, x', x'', \dots, p'', p''', \dots$ sein werden. Die Integration ist sodann in dem-

selben System von Gleichungen wie oben (1) enthalten, und wenn man sich aus ihnen p'' , p''' u. s. w. eliminirt denkt, bleibt Eine endliche Gleichung zwischen x, x', x'', x''' zurück. Die wirkliche Elimination kann freilich nur ausgeführt werden, in so fern für φ bestimmte Functionen angenommen werden; allein dieser Umstand beruhet auf der Natur des Problems und nicht auf der Unvollkommenheit der Analyse, welche, so lange sie beym Allgemeinen stehen bleibt, die Auflösung nur in jener Form geben kann.

Uebrigens sieht man von selbst, daß auf ähnliche Art die Integration mehrerer neben einander bestehender partieller Differentialgleichungen in unsrer Gewalt ist.

Es bleibt uns jetzt nichts weiter übrig, als nur noch eine allgemeine Methode für die oben mit (1) bezeichnete Transformation anzugeben. Was für Functionen von x, x', x'' u. s. w. auch immer für y, y', y'' u. s. w. angenommen werden, so ist klar, daß, wenigstens allgemein zu reden, durch Elimination die Größen x, x'', x''' u. s. w. sich als Functionen von x, y, y', y'' u. s. w. werden darstellen lassen, deren Differentiation $n-1$ Gleichungen hervorbringen wird:

$$dx' = \xi' dx + \alpha' dy + \beta' dy' + \gamma' dy'' + \text{etc.}$$

$$dx'' = \xi'' dx + \alpha'' dy + \beta'' dy' + \gamma'' dy'' + \text{etc.}$$

$$dx''' = \xi''' dx + \alpha''' dy + \beta''' dy' + \gamma''' dy'' + \text{etc.}$$

u. s. w.

Hier sind also die Coefficienten ξ', ξ'', ξ''' u. s. w. $\alpha', \alpha'', \alpha'''$ u. s. w. Functionen von x, y, y', y'' u. s. w., und in dieser Beziehung werden wir ihre partiellen Differentialquotienten nach x durch Einschließung in Klammern unterscheiden; offenbar können jene Größen auch als Functionen von x, x', x'', x''' u. s. w. angesehen werden, in welcher Beziehung wir den partiellen Differentialquotienten nach x ohne Klammer

Schreiben wollen, so daß $(\frac{d\xi'}{dx})$ wohl von $\frac{d\xi'}{dx}$ unterschieden werden muß. Dasselbe gilt von $(\frac{dp}{dx})$ und $\frac{dp}{dx}$ u. s. w. Damit nun Ω nach Substitution jener Werthe von dx' , dx'' , dx''' u. s. w. die vorgeschriebene Form erhalte, muß offenbar erstlich dx herausfallen, also folgende Bedingungs-
gleichung [1] Statt finden:

$$0 = p + p'\xi' + p''\xi'' + p'''\xi''' + \text{etc.}$$

Ferner sollen die Coefficienten von dy , dy' , dy'' u. s. w. nämlich

$$p'\alpha' + p''\alpha'' + p'''\alpha''' + \text{etc.} = A$$

$$p'\beta' + p''\beta'' + p'''\beta''' + \text{etc.} = B$$

$$p'\gamma' + p''\gamma'' + p'''\gamma''' + \text{etc.} = C$$

u. s. w. die Form λq , $\lambda q'$, $\lambda q''$ u. s. w. erhalten, so daß q , q' , q'' u. s. w. bloß Functionen von y , y' , y'' u. s. w. werden; damit dieß geschehe, müssen wir zweytens haben [2]:

$$\frac{1}{A} \cdot \left(\frac{dA}{dx}\right) = \frac{1}{B} \cdot \left(\frac{dB}{dx}\right) = \frac{1}{C} \cdot \left(\frac{dC}{dx}\right) \text{ etc.} = \frac{1}{\lambda} \cdot \left(\frac{d\lambda}{dx}\right)$$

Nun ist aber

$$\left(\frac{dA}{dx}\right) = p' \left(\frac{dx'}{dx}\right) + p'' \left(\frac{dx''}{dx}\right) + p''' \left(\frac{dx'''}{dx}\right) + \text{etc.}$$

$$+ \alpha' \left(\frac{dp'}{dx}\right) + \alpha'' \left(\frac{dp''}{dx}\right) + \alpha''' \left(\frac{dp'''}{dx}\right) + \text{etc.}$$

Substituirt man hier

$$\left(\frac{dx'}{dx}\right) = \frac{d\xi'}{dy}, \left(\frac{dx''}{dx}\right) = \frac{d\xi''}{dy} \text{ etc.}$$

und subtrahirt

$$0 = \frac{dp}{dy} + \xi' \cdot \frac{dp'}{dy} + \xi'' \cdot \frac{dp''}{dy} + \text{etc.} \\ + p' \cdot \frac{d\xi'}{dy} + p'' \cdot \frac{d\xi''}{dy} + \text{etc.}$$

welche Gleichung entsteht, wenn man [I] nach y differentiirt, so wird

$$\left(\frac{dA}{dx}\right) = \left\{ \begin{array}{l} + \alpha' \cdot \left(\frac{dp'}{dx}\right) + \alpha'' \cdot \left(\frac{dp''}{dx}\right) + \text{etc.} \\ - \frac{dp}{dy} - \xi' \cdot \frac{dp'}{dy} - \xi'' \cdot \frac{dp''}{dy} - \text{etc.} \end{array} \right.$$

Da man nun ferner hat

$$\left(\frac{dp'}{dx}\right) = \frac{dp'}{dx} + \xi' \cdot \frac{dp'}{dx'} + \xi'' \cdot \frac{dp'}{dx''} + \text{etc.}$$

$$\left(\frac{dp''}{dx}\right) = \frac{dp''}{dx} + \xi' \cdot \frac{dp''}{dx'} + \xi'' \cdot \frac{dp''}{dx''} + \text{etc.}$$

u. s. w.

$$\frac{dp}{dy} = \alpha' \cdot \frac{dp}{dx'} + \alpha'' \cdot \frac{dp}{dx''} + \alpha''' \cdot \frac{dp}{dx'''} + \text{etc.}$$

$$\frac{dp'}{dy} = \alpha' \cdot \frac{dp'}{dx'} + \alpha'' \cdot \frac{dp'}{dx''} + \alpha''' \cdot \frac{dp'}{dx'''} + \text{etc.}$$

u. s. w.

so wird nach diesen Substitutionen

$$\left(\frac{dA}{dz}\right) = k'\alpha' + k''\alpha'' + k'''\alpha''' + \text{etc.}$$

werden, wo

$$k' = (1,0) \quad + (1,2)\xi'' + (1,3)\xi''' + \text{etc.}$$

$$k'' = (2,0) + (2,1)\xi' \quad + (2,3)\xi''' + \text{etc.}$$

$$k''' = (3,0) + (3,1)\xi' + (3,2)\xi'' \quad + \text{etc.}$$

u. s. w. wenn man Kürze halber allgemein

$$\frac{dp(\mu)}{dx(\nu)} = \frac{dp(\nu)}{dx(\mu)}$$

durch (μ, ν) bezeichnet, so daß allgemein $(\mu, \mu) = 0$,
und $(\nu, \mu) = -(\mu, \nu)$ wird. Ferner sieht man
leicht, daß auch

$$\left(\frac{dB}{dx}\right) = k'\beta' + k''\beta'' + k'''\beta''' + \text{etc.}$$

$$\left(\frac{dC}{dx}\right) = k'\gamma' + k''\gamma'' + k'''\gamma''' + \text{etc.}$$

u. s. w. wird, und daß folglich den Gleichungen [2]
werde Genüge geleistet werden, wenn k', k'', k''' u. s. w.
resp. den Größen p', p'', p''' u. s. w. proportional
werden. Setzt man übrigens noch

$$k = * + (0,1)\xi' + (0,2)\xi'' + (0,3)\xi''' + \text{etc.}$$

so hat man die identische Gleichung

$$0 = k\xi + k'\xi' + k''\xi'' + k'''\xi''' + \text{etc.}$$

aus welcher mit [1] verbunden leicht gefolgert wird,
daß auch k der Größe p proportional seyn muß;
diese letztere Proportionalität kann die Stelle der
Gleichung [1] vertreten. Mit Hülfe der $n - 1$
Gleichungen

$$\frac{k}{p} = \frac{k'}{p'} = \frac{k''}{p''} = \frac{k'''}{p'''} \text{ u. s. w.}$$

können nun die bisher unbekanntten Functionen
 ξ, ξ', ξ'' u. s. w. deren Anzahl gleichfalls $n - 1$ ist,
bestimmt werden; jedoch zeigt eine nähere Betrachtung,
daß diese Bestimmung nur für gerade Werthe
von n ausführbar ist; für ungerade n wird allemahl
sobald die Größen ξ', ξ'', ξ''' u. s. w. bis auf eine
eininirt sind, diese von selbst herausfallen und bloß
eine Bedingungsgleichung zwischen p, p', p'' u. s. w.
übrig bleiben. In diesem Umstande liegt der Grund,
warum die Verwandlung (1) auf gerade Werthe von
 n beschränkt werden muß.

Die Bedingungen der Verwandlung I sind also jetzt darauf zurückgeführt, daß die partiellen Differentialquotienten $(\frac{dx'}{dx})$, $(\frac{dx''}{dx})$, $(\frac{dx'''}{dx})$ u. s. w., in so fern x' , x'' , x''' u. s. w. als Functionen von x , y , y' , y'' u. s. w. betrachtet werden, die jetzt als bekannte Functionen von x , x' , x'' u. s. w. dargestellten Werthe ξ' , ξ'' , ξ''' u. s. w. erhalten. Dieß läßt sich auch so ausdrücken: In so fern y , y' , y'' u. s. w. als constant und also x' , x'' , x''' u. s. w. bloß als Functionen der veränderlichen Größe x betrachtet werden, muß folgenden $n - 1$ Differentialgleichungen Genüge geleistet werden

$$dx' = \xi' dx, \quad dx'' = \xi'' dx, \quad dx''' = \xi''' dx \text{ u. s. w.}$$

oder wenn man die ursprünglichen Gleichungen vorzieht, aus deren Combination diese eigentlich entstanden waren, folgenden:

$$\begin{aligned} & * + \frac{(0,1)}{p} \cdot dx' + \frac{(0,2)}{p} \cdot dx'' + \frac{(0,3)}{p} \cdot dx''' + \text{etc.} \\ & = \frac{(1,0)}{p'} dx \quad * + \frac{(1,2)}{p'} \cdot dx'' + \frac{(1,3)}{p'} \cdot dx''' + \text{etc.} \\ & = \frac{(2,0)}{p''} dx + \frac{(2,1)}{p''} \cdot dx' \quad * + \frac{(2,3)}{p''} dx''' + \text{etc.} \\ & = \text{u. s. w.} \end{aligned}$$

Die Integration dieser Gleichungen gehört aber in das Gebiet der gewöhnlichen Integralrechnung, und wird hier vorausgesetzt; sie wird allgemein zu reden $n - 1$ von einander unabhängige Constanten enthalten H , H' , H'' , H''' u. s. w., die als gegebne Functionen von x , x'' , x' u. s. w. erschienen, so daß man $n - 1$ endliche Gleichungen erhält

$$H = X, \quad H' = X', \quad H'' = X'' \text{ u. s. w.}$$

wenn X, X', X'' u. s. w. diese Functionen vorstellen. Es erhellet also aus dieser Analyse, daß den vorgeschriebenen Bedingungen Genüge geleistet seyn wird, wenn man eben diese Functionen für y, y', y'' u. s. w. wählt, oder

$y = X, y' = X', y'' = X''$ u. s. w.
setzt.

Eine Bemerkung wollen wir hier noch beifügen. Wir haben mit Vorbedacht gesetzt, daß die Integration allgemein zu reden $n - 1$ von einander unabhängige Constanten gebe. In speciellen Fällen nämlich, d. i. wenn die Coefficienten ν, ν', ν'' u. s. w. so beschaffen sind, daß obige $n - 1$ Differentialgleichungen nicht von einander unabhängig sind, sondern eine schon aus Combination der übrigen abgeleitet werden kann, gilt dieß nicht mehr: hier wird auch die Bestimmung von ξ, ξ', ξ'' u. s. w. durch Elimination nicht mehr ausführbar seyn. Dieser Fall müßte eigentlich als Ausnahme besonders behandelt werden; wir begnügen uns indessen hier um so mehr mit einer kurzen Andeutung, wie man sich dabey verhalten könne, da der Verf. ihn nicht berührt hat. Man braucht nämlich an die Stelle der einen von obigen Differentialgleichungen, die schon in den andern enthalten ist, nur irgend eine andere willkürliche in diesen noch nicht enthaltene linearische Gleichung zwischen dx, dx', dx'' u. s. w. zu setzen, um das vorige anzuwenden zu können. Am bequemsten wird es immer seyn, eines von diesen Differentialien $= 0$ zu setzen, oder eine von den veränderlichen Größen x, x', x'' u. s. w. als constant zu behandeln, z. B. x , wenn nicht zufällig $dx = 0$ schon aus den vorhandenen Gleichungen folgt. In diesem Fall wird eine von den Integralgleichungen seyn

$$H = x$$

und wenn man $y = \infty$ setzt, so läßt sich zeigen, daß in dem verwandelten Ausdrucke von Ω allemahl von selbst $q = 0$ wird.

Paris.

Ben Arthus - Bertrand: *Essai sur les richesses et la puissance temporelle des prêtres, chez les nations qui ont précédé ou qui méconnoissent le christianisme; et sur les moyens qu'ils ont employés pour les acquérir, et s'emparer de l'opinion.* Par Henry Verrut, employé à la Bibliothèque du Muséum d'Histoire naturelle de Paris. Mit dem Motto aus Horat. Sat. I, I, 70. Quid rides? mutato nomine de te Fabula narratur. 1813. 462 S. in Octav.

Der Verf. zeigt in der Einleitung, daß die Priester mit dem Mantel der Religion oder vielmehr des Aberglaubens bedeckt, bey allen Nationen, besonders bey den Alten, im steten Kampfe mit der weltlichen Macht begriffen und oft, Demuth und Verachtung der Reichthümer heuchelnd, die Obergewalt, Reichthümer und mehr Ansehen und Achtung sich verschaffet haben, als die Könige selbst besaßen. Daß dieß wirklich überall so gewesen sey, beweiset der Verfasser mit einer Wolke von Citaten, die oft überflüssig sind, aber wie dieß zugegangen, zeigt er nicht. Dann geht er mit einer Belesenheit, die ihm Ehre macht, und noch mehr machen würde, wenn er mehr darüber nachgedacht hätte, alle Völker der Erde, von welchen die Geschichte in dieser Hinsicht etwas berichtet, durch. Er fängt von den Aegyptischen Priestern, ihrem Aberglauben und ihrer Macht an, dann folgen die Chaldäische, Assyrischen, Kanandischen, Phönizischen, Jüdischen Priester (vor Ehr. Geburt), die Magier, Persischen Priester, die Druiden, die Griechischen, Römischen, Indischen,

Siamischen, Ceylanschen 2c. Der philosophische Blick und Geist, womit ein solcher Stoff betrachtet und behandelt seyn will, wenn er lehrreiche Resultate liefern soll, fehlt dem Verf. ganz, auch sind ihm die meisterhaften Abhandlungen von Henne u. a. über ähnliche Gegenstände ganz unbekannt oder doch ganz unbenutzt geblieben. Die historischen Ansichten, die er bisweilen als eigene vorträgt, befremden den kundigen Leser. Nach ihm sind die Chaldäer eine Colonie von Aegyptern (S. 103), die Belus gestiftet haben soll, weil sie mit den Aegyptischen Priestern so vieles gemein hatten. Wie irrig dies sey, ist aus Michaelis, Schölzers u. a. Forschungen bekannt genug, die dem Verf. nicht hätten verborgen bleiben müssen, wenn er über die Chaldäer schreiben wollte. Eben so auffallend ist die Behauptung (S. 181), daß die meisten Griechischen Städte Aegyptische Colonien gewesen, daß die Griechen demnach ihre Religion und ihren Gottesdienst von den Aegyptern gehohlet hätten u. s. w. Der Unterschied der Zeiten, der auch in dieser rein historischen Darstellung nicht versäumt werden darf, weil im Fortgange der Zeit gar manches sich änderte, ist eben so wenig beobachtet worden, als der Unterschied der Aufklärung und Gesinnung, der sich in einer Nation natürlich findet und finden muß. Von Druckfehlern ist übrigens das Werk ziemlich frey, denn daß man in den unten angeführten Stellen nicht immer das finde, was im Texte als Resultat angegeben wird, gehört nicht dahin. Da der Verf. sich sonst als einen sehr beleseuen und mit den Griechischen, Lateinischen oder Französischen Quellen seines Gegenstandes wohl bekannten Mann zeigt, so müssen solche Versehen, als Reckhel doct. muner. vet. S. 75, anstatt Eckhel doct. nummor. vet., und Freisenheim anstatt Freinsheim S. 101, so wie die doch nicht oft vorkommende Auslassung von Kapiteln

oder Seiten in den Citaten u. dergl. ihm nicht zu hoch angerechnet werden. Als Materialiensammlung über diesen nicht unwichtigen Gegenstand kann indeß dieß Werk sehr gut benutzt werden, und dieß ist der vorzüglichste Werth, den wir an demselben gefunden haben.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn: Ueber Mir und Mich, Vgr und für; oder: practischer Rathgeber in der Deutschen Sprache. Zweyte verbesserte, und mit einem grammatisch = critischen Wörterbuche vermehrte Auflage. Von M. J. C. Volbeding, Prediger zu Schwarzenfen und Kleppelshagen, in der Ufermark. 1812. VI und 472 S. in Octav.

Da im gemeinen Leben und selbst in Schriften in dem Gebrauche von mir und mich, vor und für noch oft gefehlet wird, so kann dieß Buch dazu dienen, sich hierüber richtige Begriffe zu verschaffen. Der Verfasser, der schon lange sich mit diesem Sache beschäftigt hat, liefert also eine sehr nützliche Arbeit für diejenigen, welche sich belehren wollen, ohne tief einzudringen. Verbessert ist diese zweyte Auflage. Das grammatisch = critische Wörterbuch, welches hier hinzugekommen ist, hat seinen Werth, und kann zum Nachdenken über die Deutsche Sprache mit Belehrung gebraucht werden, wozu wir es empfehlen. Es wäre sehr zweckmäßig gewesen, wenn der Verf. über die Grundsätze, welche er bey Abfassung dieses grammatisch = critischen Wörterbuchs vor Augen gehabt hat, das Nothige beygebracht hätte. Vieler Wörter echten Gebrauch bezweifelt er, und viele Provinzialismen ic. führt er als echt an. Wir wünschen, daß der Verfasser über dergleichen künftig tiefer eindringen möge.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1815.

Göttingen.

Im 55. Stück dieser Blätter sind die ersten auf der hiesigen Sternwarte angestellten Beobachtungen des jetzt sichtbaren Cometen mitgetheilt worden: wir können denselben jetzt noch folgende zwen vom Hrn. Prof. Gauß beifügen, den zufällige Umstände zu einer etwas langen Unterbrechung genöthigt hatten.

1815 N. 3.		Ger. Aufst.	Abweichung.
April	2. 9 ^u 11' 55"	61° 2' 27"	45° 39' 57" N.
Junius	12. 10. 53. 31	165 3 3	52 8 25

Von zahlreichen Beobachtungen, welche von auswärtigen Astronomen mitgetheilt sind, führen wir hier nur diejenigen an, welche auf der Sternwarte zu Padua von Hrn. Santini angestellt und durch den Secretär der dortigen Section des K. K. Instituts Hrn. Ritter Brera in einem Schreiben vom 19. May an Hrn. Prof. Gauß eingesandt sind.

	1815 M. 3. in Padua.	Ger. Auff.	M. Abw.
April	24 9 ^u 39' 50"	80° 49' 33"	56° 3' 16"
	28 8 57 49	85 57 54	57 37 53
May	1 8 57 22	90 16 13	58 41 7
	2 9 8 51	91 47 15	59 0 32
	2 9 40 22	91 48 48	59 0 40
	6 9 29 48	98 13 9:	wolfig
	8 9 10 55	101 40 4	60 35 36
	8 9 45 26	101 42 13	60 37 0
	10 9 9 11	105 14 41	60 59 45:
	11 8 37 5	107 4 0	61 6 4
	11 9 22 30	107 7 18	61 7 30
	12 9 3 20	108 57 37	61 16 32:
	12 9 48 15	109 2 11	61 16 7
17 10 15 15	118 47 45	61 30 45	
17 10 31 5	118 49 35	61 30 47	

Diese Beobachtungen wurden mit einem Kreismicro-
meter am Adamschen Quadranten angestellt.

Mehrere Astronomen haben seitdem neue paraboli-
sche Elemente bestimmt, welche alle von den ersten
des Hrn. Prof. Gauß, welche a. a. O. mitgetheilt
sind, wenig abweichen. So gut aber immer die
frühern Beobachtungen durch alle diese Elemente
dargestellt wurden, so hatten diese doch das Schicksal
gemein, daß die spätern Beobachtungen sich schneller
und stärker davon entfernten, als man es sonst bey
dergleichen Rechnungen gewohnt ist. Dieß deutete
schon auf eine merkliche Verschiedenheit der Bahn
von einer Parabel hin. Da der Comet jetzt immer
lichtschwächer, und die Beobachtungen immer schwie-
riger werden, so hielt Herr Prof. Gauß es für nüt-
zlich, zur Erleichterung der noch zu machenden Beob-
achtungen noch eine Correction der parabolischen
Elemente vorzunehmen. Er fand aus den Beobach-
tungen vom 6. März, 25. April (beide von Hrn.
Dr. Olbers) und vom 12. Jun. folgende Resultate:

Durchgang durch die Sonnennähe Apr. 25. 11 ^h 41' 19"	
M. 3. in Göttingen	
Länge der Sonnennähe	147° 35' 55"
Kleinster Abstand	1,23024
Aufsteigender Knoten	82 43 6
Neigung der Bahn	44 43 13
Bewegung	rechtlaufig.

Diese Elemente stellen die drey Beobachtungen vollständig sehr nahe dar: dessen ungeachtet entfernen sie sich sehr stark (in den geraden Aufsteigungen bis auf eilf Minuten) von den dazwischen liegenden Beobachtungen. Diese Erscheinung, die oft vorkommen kann, darf nicht befremden. Es folgt daraus einerseits, daß die Bahn bedeutend von einer Parabel abweicht, anderseits, daß zur Bestimmung des Kegelschnitts obige drey Beobachtungen nicht geeignet sind, indem sie allein ihn gewissermaßen unbestimmt lassen. (Der eigentliche Grund dieses Phänomens liegt in dem Umstande, daß um die Zeit der mittlern Beobachtung die Richtung der geocentrischen Bewegung nahe zusammenfiel mit der Richtung eines vom Cometen nach der Sonne gezogenen größten Kreises. M. s. die letzten Artikel im ersten Abschnitte des zweyten Buchs der Theor. Mot. C. C.). Es läßt sich daher erwarten, daß folgende kleine nach diesen parabolischen Elementen berechnete Ephemeride auch sofort merklich von der wirklichen Bewegung abweichen wird, und zwar wird sie die geraden Aufsteigungen zu klein, die Declinationen zu groß geben; inzwischen wird dieselbe doch zur bloßen leichtern Auffindung genau genug seyn:

10 ^h 53' in Gött.		Ger. Aufst.		Abweich.	
Jun.	20	174°	46'	46°	47' N.
	24	178	55	43	56
	28	182	41	41	3
Jul.	2	186	7	38	8
	6	189	16	35	16
	10	192	11	32	25
	14	194	53	29	40

Die Lichtstärke ist am 20. Jun. noch $\frac{2}{10}$, am 14. Jul. hingegen nur die Hälfte von derjenigen, welche der Comet am Tage seiner Entdeckung hatte.

Ogleich es zu einer genauen Bestimmung der wahren Bahn des Cometen jetzt noch zu früh ist, so hielt doch Herr Prof. Gauß es für interessant, eine vorläufige Bestimmung zu machen, die wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der unerwartet großen Abweichung der Bahn von der Parabel gibt, und außerdem zur Discussion und Vorbereitung der Beobachtungen zur schärfern Bestimmung dienen kann. Diese Rechnung ist, der Absicht gemäß, nur flüchtig gemacht, bloß auf fünf isolirte Beobachtungen gegründet, und dabei auf Präcession, Aberration, Nutation und Parallaxe gar keine Rücksicht genommen. Eine ängstliche Berücksichtigung dieser Umstände würde bey einer solchen ersten Bestimmung verlorne Arbeit gewesen seyn.

Vorläufige elliptische Elemente des Cometen von 1815.

Durchgang durch die Sonnennähe	April 26. 0 ^h 21' 25"
Länge der Sonnennähe	148° 58' 48"
Abstand in der Sonnennähe	1,21349
Aufsteigender Knoten	83 26 21
Neigung der Bahn	44 30 43
Excentricität	0,933149

Es folgt hieraus noch der Abstand in der Sonnenferne 35,091, Umlaufszeit $77\frac{1}{2}$ Jahre, nahe eben so groß wie die des Hallenschen Cometen. Durch diese Elemente sind alle jene groben Abweichungen der parabolischen Bahn ganz weggeschafft, und Herr Prof. Gauß glaubt daher, sie immer schon als eine Annäherung zur Wahrheit betrachten zu dürfen. Sollte vielleicht auch bey künftiger schärferer Rechnung die Umlaufszeit merklich größer ausfallen, so wird sie doch schwerlich über 100 Jahre betragen können, und man kann daher diesen Cometen schon jetzt als eine der merkwürdigsten Erscheinungen in den Annalen der Astronomie betrachten.

Sulzbach.

Von J. E. Seidel: Friedensbenedicten zwischen Bossuet, Leibniz und Molan für die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten. Geschichtlich und critisch beurtheilt von dem Verfasser der Friedensworte. 1815. X und 214 Seiten in Octav.

Der Verfasser, ein Katholike, gab im Jahre 1810 Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung heraus, und ward meistentheils, wegen seiner friedlichen Absicht einer günstigen Aufnahme gewürdigt. Seine Meinung gründet sich auf den Satz, daß die Trennung größtentheils auf Mißverstand beruhe, welcher aber leicht zu heben sey, wenn wir nur wollen. Zu einer wiederholten Bearbeitung dieses Gegenstandes bewog ihn des in Bossuets oeuvres posthumes enthaltene nicht unwichtige Actenstück, das irenische Benedicten zwischen Bossuet, Leibniz und Molan, (er hieß Gerhard Wolter Molanus † 1722,) das im Jahre 1691 begann und im Jahre 1702 geschlossen wurde. Ist diese Vereinigung der christlichen Parteyen zu wünschen, ist sie zu hoffen, wie

ist sie zu erzielen? sind die drey Fragen, zu deren Beantwortung der Verf. die Geschichte des obgedachten Unionsversuches erläutert, eine critische Uebersicht des behandelten Gegenstandes mittheilt, und endlich Resultate daraus ableitet. Das Geschichtliche können wir als bekannt voraussetzen, denn wem von unsern Lesern sollte es wohl verborgen seyn, daß zunächst die Prinzessin Elisabeth, Schwester der Kurfürstin Sophia und Gemahlinn Ernst Augusts zu Hannover, seit dem 25. März 1659 Catholikinn und seit 1664 Abtrissinn von Maubuisson die Veranlasserin des Unionsversuches war, welcher von dem Bischofe von Wienerisch Neustadt Christoph Spinola und Bossuet einer, und dem Abt Molanus zu Lockum und dem Philosophen Leibniz in Hannover andrer Seits betrieben wurde? Leibniz trat nachher als Agent des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel auf, wie vorher im Nahmen des Hannöverschen Hofes, als Hofmann. Schwerlich läßt sich anders von Molanus urtheilen. Der Verf. als ein echter Catholik, dem es nicht an Einsicht fehlt, will seiner Kirche nichts vergeben, hält alle Lehren derselben fest, und meint daß die Religionstrennung den reichhaltigsten Stoff darbiete, eine feindselige Spannung zu bewirken und zu erhalten, folglich der Deutschen Einheit, deren Erhaltung und Beförderung jedem Deutschen allerdings am Herzen liegt und liegen muß, am meisten im Wege sey. Ein aus dem Zeitgeiste hergenommener Anlaß zu dieser Schrift ist demnach nicht zu verkennen; aber für den, der tiefer als der höfische oder wenig aufgeklärte Molanus einzudringen vermag, dürfte noch manches bezubringen seyn, ehe ihn der Verfasser auf seine Seite ziehen könnte. Daß dem Verf. der Protestant immer Unrecht hat, und ihm überall, wenigstens in den Hauptlehren Recht geben oder nachgeben soll, ist schwerlich der rechte Weg der

Vereinigung, oder worauf es eigentlich abgesehen ist, der Befehung. Neues finden wir beim Verf. nicht. Doch hierüber ist schon seit der Reformation, namentlich in unsern Zeiten, so viel gesprochen und geschrieben worden, auch in diesen Blättern, daß wir uns einer weitem Ausführung mit Recht entziehen können. Wie könnte man dem Verf. den so oft vorgetragenen und so oft widerlegten Satz, daß Mißverstand die Hauptquelle der Trennung sey, zugeben? der Mißverstand liegt gewiß nicht auf der Seite der Protestanten. Eben so wenig kann man den Satz, der ebenfalls oft vorgetragen, und oft widerlegt ist (in diesen Blättern z. B. im J. 1811. St. 83.) als gültig annehmen, daß die Religions-trennung, oder die Reformation an den blutigen Uebeln Schuld sey, welche das Glück unsers guten Vaterlandes in den letzten Jahrhunderten zerrüttet haben. Die Politik war allemahl der Hauptgrund und die Religionsverschiedenheit gab nur die Beschönigung her: und vor der Reformation wußte sie sich, wie die Geschichte jener Zeit hinreichend zeigt, ohne die Religion ins Spiel zu ziehen, doch schlaue oder nicht schlaue zu helfen. Uebrigens schätzen wir des Verfassers gutgemeinte Absicht: aber wenn wir weder für uns noch für unsre Leser davon den beabsichtigten Gebrauch zu machen vermögen, so haben wir zu seiner aufrichtigen und redlichen Denkart die Zuversicht, daß er uns unsers Glaubens eben so gern leben lassen werde, als wir ihn nicht darin stören.

Hannover.

Von den Brüdern Hahn: Anfangsgründe der Deutschen Sprachlehre, oder ungetünstelte Anleitung, einen jeden Casus oder Beugefall richtig setzen zu lernen, u. s. w., nebst Uebungs-Briefen für junge

Leute und Kinder, sich in den Anfangsgründen zu befestigen, und im Brieffstyle zu üben. Von J. C. S. Scherber. Zweyte verbesserte Auflage. Where is the horse that never stumbles. 1813. XIII und 265 S. in Octav.

Der Verfasser ist Lehrer der Englischen, Französischen und Deutschen Sprache (wir wissen nicht wo?), und hat sich mit dem Mechanischen der Sprache, wovon dieses Buch handelt, sehr wohl bekannt gemacht. Er nennt dasselbe eine ungekünstelte Anleitung, und mit vollem Rechte, da wirklich von der Kunst selbst, in so fern sie sich auf das Innere und Wesentliche bezieht, sich wenig findet. Practisch ist alles. Die kurze Erklärung der neun Redetheile geht voran, und über alle werden nach und nach Uebungen gegeben. Die Bemerkungen sind dürftig, können jedoch als Grundlagen nicht ohne Nutzen seyn, besonders unter der Aufsicht eines guten Lehrers, der nämlich etwas gelehrter als das Buch selbst ist. Zuletzt sind noch 51 Uebungs-Briefe angehängt, von S. 145 — 263, worin das Ungewisse, Zweifelhafte und Unbestimmte mit Verkürzungen angegeben ist, als: Jh — werth — Brief ist m — richtig eingehändigt worden: dabey hat der Verfasser stets auf die voranstehenden Regeln zurückgewiesen. Er nimmt vier Declinationen an, ohne sich über die Zweifel dagegen zu erklären. Er sagt: Wo ich etwa mit andern Sprachlehrern nicht einerley Meinung bin, da habe ich begründete Ursachen dazu, oder glaube wenigstens, welche zu haben. Diese Ursachen (besser: Gründe) haben wir nicht entdecken können, so wenig als ein tiefes gründliches Erforschen der Sprache, und eine feine Art des Ausdrucks. Gut gemeint hat er es wirklich, aber damit besteht der Verfasser nicht vor der Critik.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 6. Julius 1815.

Stockholm.

Im 32ten Bande der Kongl. Vetenskaps Aca-
demiens nya Handlingar ist zur Mathematik und
allgemeinen Physik enthalten: I. Gören Wahlens-
berg's Fortsetzung der Beobachtungen über die Tem-
peratur der Quellen in Upsala. Herr W. findet die
mittlere Temperatur derselben = $+6^{\circ},41$ (Centes.
Sc.), ungefähr um 1° höher als die mittlere jährliche
Temperatur der Atmosphäre daselbst. Vergleichung
dieser mittlern Temperatur mit derjenigen in Paris,
Calais, Frenberg, Neufchatel, Genf, Philadelphia
und einigen andern Orten. II. Desselben fernere
Beobachtungen über diesen Gegenstand in den nörd-
lichen Provinzen des Königreichs, zugleich mit einer
Tabelle über das Verhalten des Gewächreiches an
jedem Beobachtungsorte. Der Verf. begleitet diese
Beobachtungen mit interessanten Bemerkungen über
den Zusammenhang der Vegetationskraft mit der
mittlern jährlichen Wärme eines Orts, und der
mittlern Temperatur der wärmsten Sommermonathe
daselbst. III. J. G. Möllenhof, Vorschlag zu Ver-
suchs-Ofen, in Verbindung mit einigen mathema-

tischen Untersuchungen, in wie fern nach den Schmelzungsprocessen, welche darin im Kleinen angestellt werden, auf die Wirkung ähnlicher Oefen im Großen geschlossen werden könne. Der Rec. muß aber gestehen, daß ihm diese Untersuchungen bey weiten nicht gnügen, und noch auf viel andere Dinge Rücksicht genommen werden muß, um das Comparative in der Wirkung zweyer nur dem Maasstab nach verschiedener Oefen auszumitteln. IV. Francis Scheldens, Beschreibung einer neuen Einrichtung zu einer großen Schleuse mit zwey Thoren, welche sich durch ihre einfache und feste Bauart, so wie durch die Leichtigkeit ihrer Behandlung vor allen bisher bekannten Einrichtungen vortheilhaft empfiehlt, und von dem Vater des Verfassers schon im Jahre 1773 angegeben und in einer Zeichnung hinterlassen worden ist. V. Ueber eine neue Art Schleusen, welche bey dem Kinda-Canalwerk in Ostgothland in den Jahren 1804—1807 angewandt worden ist, von Olof Aferrerén, empfiehlt sich durch eine Bauart, wobey das so lästige Abdämmen und Auspumpen des Wassers während des ganzen Baues erspart wird. VI. Ueber die bestimmten Verhältnisse in denen die Bestandtheile der unorganischen Natur mit einander verbunden sind; summarisches Resultat der hierüber angestellten Versuche von J. Berzelius. Diese Versuche kennt man schon aus Gilberts Ann. der Phys. Hier werden sie noch in einer kurzen Uebersicht mitgetheilt, mit dem Resultat jener bestimmten Verhältnisse, wie solches ebenfalls schon aus den angeführten Annalen bekannt ist. — Unsere Meinung ist, daß zwar an bestimmten Verhältnissen, in denen sich Stoffe in der Natur vereinigen, nicht zu zweifeln ist. Ob aber diese Verbindungen nach so bestimmten Progressionen, z. B. der Multiplien nach ganzen Zahlen, als der Verfasser gefunden haben will, sich richten möchten, und man es jetzt schon wagen dürfte,

nach solchen Progressionen auf Verbindungen zu schließen, die man ohne weitere Versuche für ausgemacht hält, dazu fehlt uns noch ein genügendes atomistisches oder dynamisches Princip der absoluten Nothwendigkeit solcher Zahlreihen und Gesetze als Herr B. aufgestellt hat. So z. B. konnte man wohl in der Erfahrung gefunden haben, daß eine gewisse Quantität eines Stoffes B in der Natur sich wirklich vereinigt vorfände mit den Quantitäten a , $2\frac{1}{2}a$, $2\frac{2}{3}a$ u. dergl. des Stoffes A. Aber es würde bis jetzt noch zu früh seyn zu behaupten, daß a könne nicht die kleinste Quantität des Stoffes A seyn, welche sich mit b verbinden könne, weil die übrigen Werthe $2\frac{1}{2}a$; $2\frac{2}{3}a$ keine Multiplen nach ganzen Zahlen von a seyen, sondern es müsse z. B. $\alpha = \frac{1}{8}a$ jene kleinste Quantität seyn, weil nur alsdann erst die Werthe $2\frac{1}{2}a$; $2\frac{2}{3}a$ nach dem Gesetz der Multiplen nach ganzen Zahlen (nämlich des α) fortschreiten könnten u. s. w. Man begreift daß auf diese Art quantitative Verhältnisse in noch so unregelmäßigen Bruchausdrücken in der Natur vorkommen könnten, und man dennoch behaupten dürfte, daß sie unter dem Gesetz der Multiplen nach ganzen Zahlen (nämlich des imaginären α) enthalten seyen. Aber was ist mit einer solchen Ansicht gewonnen, so lange man nicht in der Erfahrung ein solches α wirklich aufgefunden, und also dadurch bewiesen hat, daß nicht $b + a$ sondern $b + \alpha$ wirklich für die einfachste Verbindung der beiden Stoffe B und A gehalten werden müsse. Da muß man es also doch bey obigen Bruchausdrücken bewenden lassen, oder man verfällt auf Folgerungen, welche zu gewagt sind, als daß man sie bloß jener Ansicht zu Gunsten behaupten dürfte. Ein hieher gehöriges Beyspiel gibt die frühere Ansicht des Verf. vom Wasser- und Stickstoffe, nach der er es für wahrscheinlich hielt, daß beide Stoffe nur Oxide des Amoniums seyn

möchten, und also auch alle Körper, welche durch Verbindung des Wasser- oder Stickstoffes mit dem Sauerstoffe entstehen, nur eine einzige Progression der Oridationsstufen des Ammoniums bilden müßten, in welcher der Sauerstoffgehalt eines jeden der genannten Körper allemahl durch ein Vielfaches nach einer ganzen Zahl, von dem Sauerstoffgehalte desjenigen, welcher auf der niedrigsten Oridationsstufe stehe, nämlich des Wasserstoffes, ausgedrückt werden müsse. In die Progression welche Herr B. nach dieser Ansicht, und nach der Analogie mit gewissen Zahlverhältnissen, welche sich ihm bey den verschiedenen Oridationsstufen des Schwefels dargeboten hatten, herausbrachte, kamen nun freylich der Wasserstoff, der Stickstoff mit seinen Oridationsstufen, das Ammoniac, das Wasser, ja (welches Herr B. vergessen hatte) selbst die atmosphärische Luft, in eine bewundernswürdige Ordnung. (M. s. Gilberts Ann. der Phys. 386. S. 186.) Man weiß indeßen, daß Herr B. in der Folge sich für genöthigt hielt, diese Ansicht doch wieder zu verlassen, und daß er nunmehr den Wasserstoff wieder für einen elementaren Körper hält, wodurch denn das Ammoniac und das Wasser aus jener so schön construirten Progression wieder heraustreten. So können Schlüsse, welche man auf Zahlengesetze gründet, deren Allgemeinheit in den Verbindungen der Naturkörper noch nicht aus gewissen rationalen Principien ersichtlich ist, in der Chemie überhaupt sehr nachtheilig werden, wenn man darnach die Zusammensetzungen der Naturkörper beurtheilen, oder solche Gesetze gar zu einer Controlle chemischer Operationen gebrauchen, und letztere für unrichtig erklären will, wenn sie sich unter ein solches Gesetz nicht fügen wollen, ja vielleicht zu Gunsten eines solchen Gesetzes an den Versuchen selbst so lange künstelt, bis sie demselben ein Gnüge zu leisten scheinen. Wir wollen durch diese

Bemerkungen das Bemühen, und die Verdienste des Hrn. Verf. um Auffindung der bestimmten Verhältnisse, in denen sich diese oder jene Naturstoffe vereinigen, keineswegs verkennen, aber jungen Chemikern in der Anwendung derselben nur Vorsicht empfehlen, um sich nicht durch eine sinnreiche Idee täuschen zu lassen, welche uns zu einer Grundlage einer mathematischen Theorie der chemischen Verbindungen noch lange nicht reif genug zu seyn scheint, so merkwürdig es übrigens ist, daß wirklich manche Verbindungen von Stoffen sich so bestimmt nach ganzen Zahlen zu richten scheinen. VII. Analytische Deduction des Principis der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte, von Jons Schwanberg. Uns scheint der Beweis doch nicht so ganz frey von aller *Petitio principii* zu seyn, als ihn der Verf. dafür hält, welches aber hier auszuführen der Raum nicht gestattet. VIII. Hallström fortgesetzte geographische Ortsbestimmungen in Schweden. IX. S. U. Cronstrand Berechnung der Polhöhe der Stockholmer Sternwarte, aus Wargentins Beobachtungen der Zenithdistanzen von α , β , γ , δ , ϵ der Cassiopea und α des Cepheus, in den Jahren 1759 und 1760. Der Verfasser findet diese Polhöhe = $59^{\circ} 20' 34''$, 84 und glaubt, daß sie innerhalb einer Secunde zuverlässig seyn möchte.

London.

Ben Rogel: Ueber den Werth und die Wichtigkeit der Freyheit der Hansestädte. Von J. L. von Hess. 1814. VIII und 123 S. in groß Octav.

Der Rec., der schon in jener unglücklichen Zeit, als die Freyheit und Unabhängigkeit der Hansestädte von unerfättlicher Raubgier zuerst bedroht ward, es gleichfalls zu zeigen versuchte, wie die Erhaltung der freyen Selbstständigkeit dieser Städte, der Fierden des gemeinsamen Deutschen Vaterlandes, nicht nur die unerläßliche Bedingung ihres eigenen Flores,

sondern auch ihrer allgemein und allen Nationen gleich wohlthätigen Wirksamkeit sey, nahm vorliegende Abhandlung mit alle dem Interesse zur Hand, welches die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes und der geachtete Name ihres berühmten Verfassers ihm in voraus einflößte, und er gesteht gern, daß die klare, lichtvolle und eindringliche Darstellung jener unleugbaren Wahrheiten, welche nur rücksichtslose Willkühr je zu verkennen vermochten, dieses Interesse noch um vieles erhöht hat. Aus einem vierfachen Gesichtspuncte wird von dem Verfasser der Werth der freyen Hansestädte in dieser Schrift gewürdigt: 1. in Hinsicht des Gehaltes, den sie an und für sich besitzen; 2. des Werths, den sie für Deutschland und dessen nächste Umgebungen; 3. den sie für alle einen Seehandel treibende Völker und 4. für den Welthandel überhaupt haben. In erster Rücksicht ist klar, daß die Städte nur durch die Freyheit die Wichtigkeit erlangen konnten, die sie bisher behaupteten; nur durch sie allein vermochten sie jenen ausgebreiteten Handel zu treiben, sonst würde ja jede Stadt mit gleichen geographischen Vortheilen auch eine gleiche mercantilische Wichtigkeit haben erlangen können. Der schleunige Verfall der freyen Hansestädte, sobald sie gute monarchische Städte wurden, und mehr oder weniger würden die Wirkungen einer jeden Oberherrschaft dieselben seyn, beweiset dieß gleichfalls, denn jeder Verlust an gesetzlicher Freyheit wirkt nachtheilig auf den menschlichen Geist und auf den Character des Volks und vermindert das Bewußtseyn der Sicherheit. Die Freyheit ist dem Credite vergleichbar; beider Einfluß, wiewohl nicht in Zahlen bestimmbar, ist darum nicht minder wohlthätig und, ausgebreitet. In Beziehung auf andere Staaten gewinnt zwentens Deutschland vor allen durch die freye Existenz der Hansestädte und zwar unmittelbar die den Städten benachbarten Ge-

genden, deren Industrie durch dieselben außerordentlich befördert wird. Wie vieler Erwerbsmittel würden die Bewohner dieser Provinzen entbehren, böte nicht der Handel der Hansestädte ihnen jeder Zeit einen offenen Markt für ihre Erzeugnisse aller Art dar? Dieselbe Wirkung findet mehr oder minder für das gesammte Deutschland und dessen nordöstliche Nachbarn statt. Ohne politische Freyheit würden die Hansestädte nicht die allgemeinen Märkte für die Käufer und Verkäufer des festen Landes und aller Seehandel treibenden Nationen seyn, ohne dieselbe auch diesen wohlthätigen Einfluß nicht haben können; nur durch die Freyheit können sie einen für alle gleich vortheilhaften Zwischenhandel in solcher Ausdehnung treiben. So wie aber die Ausfuhr, so wird die Einfuhr gleichfalls gar sehr durch die Hansestädte erleichtert und wie wohlthätig auch diese ihre Wirksamkeit sey, wird überzeugend erwiesen.

3. Gehalt der freyen Hansestädte für die einen Seehandel treibenden Völker. Daß die Hansestädte nicht wie die gestürzte Französische Regierung ihnen aufgebudet, nur die Märkte Englands auf dem Continente seyen, sondern gleichmäßig und ohne alle Parteilichkeit für jede Nation die Handelsmäkler machen und gemacht haben, wird hier mit statistischen Belegen überzeugend dargethan; Frankreich trieb sogar, bis es selbst, während der Revolution seinen Handel vernichtete, einen ungleich stärkeren Verkehr mit den Hansestädten als England, ohne daß es letzterem einfiel, Contributionen unter dem Vorwande von ihnen zu fordern, weil sie ja nur Märkte für Frankreich seyen. Daß sie aber die Zwischenhändler für alle Nationen machen konnten, davon lag wiederum der Grund in ihrer politischen und bürgerlichen Freyheit, die ihrer Thätigkeit den freyesten, uneingeschränktesten Spielraum ließ und jeden Eigenthume, gleichviel ob einheimischem oder fremden, die vollste Sicherheit gewährte. 4. Welch

einen Werth haben die Hansestädte für den Seehandel überhaupt? — Je weiter der Handel sich erstreckt, je mehr Länder und Gegenden er begreift, desto mehr befördert er Industrie und Thätigkeit; daher vermehren die Hansestädte, indem sie durch den Genuß der Freyheit in den Stand gesetzt werden, einen unglaublich ausgedehnten Handel zu treiben, die Nationalindustrie aller Länder, wohin derselbe reicht, sind also auch ein wesentliches Hülfsmittel der Cultur und Civilisation des gesammten Erdbodens. — Schließlich führt der Verfasser, mit vorzüglicher Beziehung auf Hamburg, noch einige wesentliche Vorzüge aus, die nur durch die politische Freyheit der Hansestädte erlangt werden. Dahin gehört vor allem, daß in denselben, da ihre ganze Existenz auf Handel beruht, keinesweges zu fürchten ist, daß dem Handel und dem Eigenthumsrechte nachtheilige Gesetze gegeben werden; benläufig zugleich Prüfung einiger Abgaben und ihrer Wirkungen auf den Handel, vorzüglich von den Zöllen und Sperrn eines Deutschen Landes gegen das andere; dieß werde und müsse jetzt nach wiedererlangter Freyheit aufhören. Sehr zu beherzigen ist, was der Verfasser über den Werth und die Vortheile der politischen Freyheit sagt, denn auch in unsern Tagen scheint ja noch in manchem Staate die Bedeutung des Wortes unbekannt zu seyn. Ueber den Französischen Handelscodez — richtiger, meint der Verf. hätte man ihn einen Criminalcodez für kaufmännische Spitzbuben nennen sollen, — ergeht ein scharfes, jedoch unserm Bedünken nach, keinesweges unbilliges Urtheil. Zuletzt noch einige Worte über den Handel befördernde Institute, die gleichfalls nur da, wo ein freyer Handel vorhanden ist, in Aufnahme kommen können; hier vorzüglich von der Hamburger Bank und ihren Vorzügen vor andern ähnlichen Instituten.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 8. Julius 1815.

Paris.

Von Arthus Bertrand, 1814: Voyage en Autriche, ou Essai statistique et géographique sur cet empire, avec une carte physique, des coupes de nivellement, et divers tableaux comparatifs sur l'étendue et la population de l'Autriche. Par M. Marcel-de-Serres, ancien Inspecteur des arts et manufactures et Professeur de la faculté des sciences à l'université de France. 4 Voll. 525, 536, 469, 443 S. in Octav.

Der Verfasser, Mitglied mehrerer, auch einiger Deutschen, auf dem Titelblatte mit angezeigten gel. Gesellschaften, bekannt auch durch Abhandlungen in den Annales du Muséum d'histoire naturelle, hat bereits früher einen, dem Recens. nicht zu Gesicht gekommenen, aber in dem gegenwärtigen Werke einige Male angeführten Essai sur les arts et les manufactures de l'Autriche herausgegeben. Dieses Gegenwärtige fängt an mit einer 68 S. starken Introduction; in welcher der Verf. nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Statistik, mit besonderer Rücksicht auf Schölers classische Schrift,

den Plan angibt, den er bey seiner Arbeit befolgt hat, die Gründe die ihn dazu bestimmten, und die Hülfsmittel, die er, außer seinen eigenen Bemerkungen und eingesammelten Nachrichten, dabey gebraucht hat. Da erweckt denn die ausgebreitete Bekanntschaft mit der Litteratur dieses Faches um so mehr Vertrauen und günstiges Vorurtheil, je sichtbarer es bald wird, daß der Verf. die angeführten Schriftsteller über die Oesterreichische Monarchie nicht bloß aus Meusel oder andern solchen Hülfquellen, sondern, viele ganz gewiß, aus eigenem Gebrauche kennt. Dieß zeigt sich aber auch durchweg in der Schrift selbst; indem er, zur Bestätigung seiner Berichte und Angaben, die Quellen nicht so obenhin, sondern insgemein die Seitenzahl, wir möchten gern sagen, mit Deutscher Genauigkeit und Deutschem Fleiße, anzeigt. Auch das dem letzten Theile von S. 385—445 angehängte Register erschien uns so. Was in einem solchen Werke irgend erwartet werden kann, findet man; eher zu viel als zu wenig; und es kann nicht nur für die Landsleute des Verf., sondern für alle, welche die Quellen, aus denen er geschöpft hat, nicht selbst gebrauchen können oder wollen, sehr nützlich werden. Die Urtheile, auch wenn sie Tadel enthalten, sind doch insgemein gemäßigt und von Billigkeit begleitet; häufig Lob. Wenn denn auch Einiges, z. B. was er über den Zustand der Philosophie und Künste in Deutschland sagt, Mangel hinreichender Bekanntschaft oder Vorliebe für das Vaterländische verräth: so kann dieß um so leichter verziehen werden; da der V. selbst seine Arbeit nur einen Versuch nennt; und mehr als einmahl erklärt, daß er ohne Zweifel vieles zu verbessern übrig gelassen habe. Daß wir, nach dieser allgemeinen Anzeige, viel vom Einzelnen auszeichnen sollten, wird man wohl nicht erwarten; da die Quellen be-

kannt und uns näher sind. Der erste Band umfaßt das Ganze; giebt Nachrichten vom Umfange der Oesterreichischen Monarchie, der physischen Beschaffenheit der dazu gehörigen Länder, ihrer Bevölkerung, Staatsverfassung und Verwaltung, nebst kurzgefaßter Geschichte derselben; von den Einkünften, Natur- und Kunstproducten, der Handlung, Religion, sittlichen Beschaffenheit und Abstammung der Einwohner. Mit eben solchen Urtheilungen handelt der zweite Band vom Erzherzogthum Oesterreich, von Steiermark, Kärnthén, dem Oester. Schlesien und Mähren; der dritte von Böhmen, Gallicien, der Bukowine, Ungarn; der vierte von Slavonien, Croatien, Siebenbürgen und den militärischen Grenzen; wo der Verf. auch in die Eigenheiten der Slavischen Sprache und Schrift eingeht. Daß bey diesem Plane Wiederholungen vorkommen müssen, läßt sich leicht einsehen. Doch er hat auch sein Gutes; und vielen ist ohne Zweifel mit der im ersten Bande enthaltenen allgemeinen Uebersicht gedient. — Von den 20 Millionen Einwohnern, die im Jahre 1812 die Oesterreichische Monarchie enthielt, waren 11 Millionen vom Slavischen Völkerstamme. Die stehenden Wasser (les marais) in Ungarn, bedecken eine Fläche von 108 Quadratmeilen. Mit der Civiljustiz in der Oesterreichischen Monarchie ist der V. weniger zufrieden, als mit der Criminaljustiz; die allerdings Lob darum verdient, daß sie Manches der Policen überläßt, was ehemals als schweres Verbrechen behandelt wurde. Im Abschnitte von der Religion, wie überhaupt bey allen Gelegenheiten, zeigt sich der Verf. als Verehrer derselben. Die nicht unirten Griechen betrogen (nach Lichtenstern) im Jahre 1805 2,600,000, die Lutheraner im Jahre 1808 1,450,000, die Reformirten 1,460,000, die Unitarier in Siebenbürgen über 45,000. In welchem Sinne der

Verf. S. 304 den culte der Mährischen Brüder ein melange de protestantisme et de lutherianisme nennen mag, versteht Rec. nicht; die Freyheit der Deutschen Universitäten in Ansehung der Studienplane, billigt der Verf. sehr. Nicht gefällt ihm dagegen die geringe Achtung, die dem Gelehrten bewiesen werde, und ihre Ausschließung von den Gesellschaften des höheren Rangs; zum Nachtheil beider. Il en resulte que les uns manquent de grace et d'usage, et les autres se plaisent dans leur ignorance ou — dans leur sottise. Die Censur habe sich plus maladroite que redoutable bewiesen, indem sie oft Bücher durchgehen ließ, die gefährlicher waren als die verbotenen. Josephs II. Verdienste um die Hebung der Gewerbe werden anerkannt, wie sie es verdienen. Wien mit seinen 33 Vorstädten (ihre Beschreibung geht II. S. 106—213) enthalte jetzt einen Flächenraum von 768,000 toises carrees = 10 milles carrés. Die Gasthöfe seyen theuer und schlecht bedient, restaurateurs seyen erst nach dem Jahre 1809 durch die Franzosen aufgekomen; überhaupt die Küche in Wien fort peu recherchée. Doch dieß ist bey dem Verf. mehr Lob als Tadel, indem er hinzusetzt: En effet, plus heureux que nous, les habitans de Vienne ne connoissent point ces ragoûts multipliés qui ne semblent inventés que pour le malheur de notre santé. Das im Jahre 1808 zu Tage geförderte Böhmisches Zinn betrug 900 Centner; seit 1801 ist die Ausfuhr verboten. Auffallend ist es, daß Faust, der Erfinder der Buchdruckeren, an 3 Stellen, Vol. II. S. 150. 154. 217 Sürst heißt. Auch die Nahmen von Thieren und Pflanzen sind nicht immer richtig angegeben. Bey der Zahl der Häuser in Prag 32,000 ist eine 0 zu viel, ohne Zweifel Druckfehler. Eine Stelle, die einen kräftigen Gallicismus enthält, müssen wir doch noch zur Erbauung

unserer Landsleute ausheben. On pourroit dire, avec quelque verité, que les allemands ne savent pas plus executer un tableau avec une certaine perfection que *faire un livre*. Vol II. p. 160. Avec quelque verité, sagt der Verfasser, und so viel gesteht Rec. seines Theils gern ein, daß, wenn er diese Statistik bearbeitet hätte, sie wohl um einen Band kürzer ausgefallen wäre; so manche Reflexion und Schilderung, und so vieles von Historischen und Geographischen, würde er als unerheblich und unzweckmäßig weggelassen haben.

Weimar.

Im Verlage des Landesindustriecomptoirs sind erschienen: Untersuchungen über die Geographie des Hekataüs und Damastes, von J. A. Ukert, Herzogl. Bibliothekar und Professor am Gymnasium zu Gotha. 1804. 58 S. in Octav.

Sehr zweckmäßig hat der Verf. die Untersuchung über die angefochtene Echtheit der Fragmente des Hekataüs aus den geographischen Schriften desselben als Vorläuferin eines größern Werks, der alten Geographie der Griechen und Römer, womit er sich beschäftigt, vorangehen lassen; denn da die Beschaffenheit der Erdkunde kurz vor Herodot in demselben dargestellt werden muß, so war der Leser allerdings vorher urtheilsfähig zu machen, ob diese Fragmente mit Fug und Recht in diesem geographischen Werke benutzt worden wären. Hier verfährt der Verf. nun mit einer Ruhe, Umsicht und gelehrten Kenntniß, welche uns viel gutes erwarten lassen. Sehr befriedigend beginnt er von der Unterscheidung, welche man unter den verschiedenen Hekataüs zu machen habe, da es bekanntlich einen Milesischen, wovon hier eigentlich die Rede ist (um das J. 500 vor Ehr. Geb.), einen aus Eretria, einen aus Abdera, und einen aus Teos gab. Der erste war der berühmteste, von welchem Herr Hofr. Kreuzer in den

fragm. hist. graec. gehandelt und bloß wie der Verf. anführt, seine *Ποιικινά* aus Jamblichs Leben des Pythag., Josephs Antiq. I, 4. und Cedrenus ausgelassen hat. Dann kommt der Verf. auf die Frage: ob die Erdbeschreibung, welche Kallimachus und Balkenaer dem Hekataüs ab sprachen, ihm gehöre oder nicht? Aus sehr tüchtigen Gründen wird nun dargethan, daß dieß Werk dem Hekataüs aus Milet allerdings zuzuschreiben sey. Der Beweis ist so gründlich und gelehrt geführt, daß Balkenaer, wenn es ihn lesen könnte, gewiß seinen bey Herodot II, 77. geäußerten Zweifel als ganz gehoben ansehen und zurücknehmen würde. Beyläufig handelt der Verf. S. 25 ff. von Damastes aus Sigeum, einem nicht unbekanntem Zeitgenossen des Hellenicus und Herodots, von dem das Alterthum nicht eben günstig urtheilte: die auf uns gekommenen Fragmente seiner Schriften können dazu dienen, einige Lücken in der Geographie des Hekataüs auszufüllen, und für ihn gelten im Ganzen dieselben geographischen Ansichten, die für Herodot gelten. Auch der Verf. nimmt an, daß Herodot die Erde für eine rings vom Wasser umflossene Fläche gehalten, und verspricht diesen angefochtenen Satz (den Herr Rect. Köler in seiner achtungswerthen allgemeinen Geographie der Alten I. Th. S. 89 als aus IV, 36. erwiesen kurz anführte, Bredow aber bezweifelte) in der alten Geographie zu beweisen. Den Schluß macht eine kurze Uebersicht dessen, was Aristoteles über den Westen Europas enthält, womit des Hrn. Rectors Königsman n *prolusiones de Aristotelis Geographia* (s. Götting. gel. Anz. 1806. S. 1456) zur Ergänzung verglichen zu werden verdienen. Noch führen wir eine sehr wahrscheinliche Verbesserung an, wodurch Strabo XII. S. 550. Cas. (Tom. V. p. 98. Lips.) Licht erhält, indem Statt *Ξενοκράτους*, welches offenbar unstatthaft ist, *Ξενοφάνους* vorgeschlagen wird. Wir fügen hinzu, daß diese Rahmen von den Abschrei-

bern bisweilen wirklich verwechselt worden: zum Beyspiel dient Athen. Schweigh. Vol.VIII. p. 391.

Leipzig.

Bei den Brüdern Hahn: *Q. Horatii Flacci Opera recensuit et illustravit Fr. Guil. Doering. Editio secunda auctior et emendatior. Tomus primus. 1815. XXXVIII und 480 S. in Octav.*

Sehr angenehm überrascht uns der Herausgeber mit der zweyten und verbesserten Ausgabe der Oden von Horatius, welche in diesem ersten Bande enthalten sind. Die erste Ausgabe erschien im J. 1803 und fand sogleich den Beyfall, den sie verdiente, da sie ohne die Critik zu vernachlässigen die Erläuterung des Textes zum Hauptaugenmerk machte. In beiden Rücksichten wird man selten Ursach finden vom Herausgeber abzuweichen. Was die Critik betrifft, so ist hier an keine eigentliche Recensio zu denken, da dem Verf. keine neue ungebrauchte Hülfsmittel, keine unverglichene Handschriften zu Gebote standen: man findet also hier nur eine Recognitio, mit welcher jedoch diejenigen Critiker, welche den Aussagen der Handschriften mehr als den Muthmaßungen der Gelehrten glauben, nicht immer zufrieden seyn dürften. Manchmahl hat es uns doch befremdet, daß die Vanderburgischen Erinnerungen, die dem Verf. bekannt waren, nicht berücksichtigt worden sind, am meisten, daß IV, 8, 17. die alte Lesart *Non incendia Carthaginis impiae* durch des Verf. sogar in den Text gerückte und in dieser zweyten Ausgabe beybehaltene Conjectur: *Non stipendia Carth. impiae* hat verdrängt werden können. Rec. kann es sich nicht begreiflich machen, wie ein Abschreiber auf den Einfall gekommen sey, beide so sehr bekannte Wörter mit einander zu verwechseln, und er will lieber aus unserm Hrn. Hofr. Mitscherlich und Vanderburg die alte Lesart benhalten und erklären, als mit Bentley u. a. verwerfen, oder so

willkürlich verändern. Daß überdieß alle Handschriften hier schweigen, muß den Critiker behutsam machen. So möchte sich auch bey andern Stellen, worin den Vermuthungen der Neuern zu viel nachgegeben ist, noch manches erinnern lassen. Der exegetische Theil hat im Wesentlichen keine Umänderungen erfahren: gleichwohl ist der Fleiß des Verf. an vielen Stellen zu erkennen, welche nun deutlicher geworden sind, und woben die sonst lästige Wortfülle größtentheils weggefallen ist. Doch hätte auf die Wandenburgischen Zweifel und Bemerkungen wohl mehr Rücksicht genommen werden sollen, als wirklich geschehen ist.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn: Sappho's Oden, Griechisch und Deutsch mit erklärenden Anmerkungen, von Anton Möbius. 1815. 63 S. in klein Octav.

Der gelehrte Verfasser, Corrector am Gymnasium zu Detmold, der sich schon als Kenner der Griechischen und Römischen Litteratur gezeigt hat, liefert hier eine Ausgabe der Oden der Sappho, welche seinem Geschmacke und seiner Einsicht Ehre macht. Voran geht ein Abschnitt über Sappho's Leben und Pieder. Darauf folgen die beiden berühmten Oden der Sappho Griechisch und Deutsch übersetzt, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, und den Beschluß macht ein ausführliches Register, das vielleicht noch hätte abgekürzt werden können. Auf die Bemerkungen der Neuern ist stets Rücksicht genommen, als auf Blomfield u. a. Den Kenner der Metrik wird man mit Vergnügen wahrnehmen. In der Aufnahme neuer Lesarten dürfte der Verfasser gleichwohl Widerspruch finden, als wenn er in der ersten Ode B. I. ποιηλόφρον' im 3. B. οὐλαισι statt αἰν. u. dergl. vorzieht. Doch in den meisten Erläuterungen und Aenderungen wird man ihm beypflichten, oder doch den denkenden Critiker zu schätzen wissen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 1. Julius 1815.

Erlangen.

Von J. J. Palm: *Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unsrer Zeit.* Von Dr. Nic. Thodd. von Gönner, Ritter des K. Bair. Civil-Verdienst-O., Dir. des App. Ger. und Mitglied der Gesetz-Comm. in München; mit dem Motto, welches aus Tacitus Annal. seyn soll: Non omnia apud priores meliora, sed nostra quoque aetas multa virtutis et laudis digna posteris tulit, es heißt aber 3, 55. ... multa laudis et artium imitanda posteris tulit. (Auch unter dem Titel: Beiträge zur neuen Gesetzgebung in den Staaten des Deutschen Bundes. Erste Abtheilung.) 1815. 291 Seiten in groß Octav.

Für die Leser unserer Anzeigen, welche sich etwa aus St. 194. im vorigen Jahrgange der Schrift von Savigny: Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft erinnern, bedarf es eigentlich nur der ganz kurzen Angabe, daß hier die elf Abschnitte jenes Buchs, vom ersten bis zum letzten, widerlegt werden sollen, daß Herr v. G. sich der 'Deutschen' Gelehrten, welche ein Gesetzbuch fordern

N (5)

ten, gegen diesen 'romanistischen' annimmt, ihm alle Begriffe von Recht und Gesetzgebung abspricht, ihm Schuld gibt S. 88, daß er auch die Bildungsgeschichte des Römischen Rechts historisch unrichtig darstelle u. s. w. Die Meinung des Rec. hierüber werden sie wohl nicht erst zu wissen verlangen. Savigny, den einen bloßen Romanisten nennen zu hören, besonders seit der Erscheinung seines oben St. 85. angezeigten Buches, erbaulich ist, gehört, wie ihm oft genug zu Gemüthe geführt wird, zur historischen Schule, und in welchem Verhältnisse Rec. zu dieser steht, ist im Buche selbst S. 44 klar zu lesen, damit nicht etwa Jemand das Verdienst von Savigny zu hoch anschlage und ihm in dieser Schule mehr als eine höchst untergeordnete Stelle anweise. Herr v. G. hat sogar in der Rechtsgeschichte des Rec. eine Aeußerung gefunden, die ziemlich deutlich darauf hinweist, daß auch dieser nicht allerdings glaubt, alles positive Recht entstehe aus Gesetzen, eine Meinung, welche Herr v. G. nahe daran ist, mit dem Ansehen der Gesetze ganz unverträglich zu finden und als zur Empörung führend in ein künftiges Strafgesetzbuch aufzunehmen. Da nun Rec. die Thatsache, welche ihm hier zur Last gelegt wird, durchaus nicht vermag abzuleugnen, vielmehr zugeben muß, daß diese Meinung sich mehr oder weniger in allen seinen Schriften findet, so könnte er sie hier nur theils von Neuem begründen, theils denn aber auch ihre Verträglichkeit mit jeder Verfassung, z. B. mit der Englischen aus Blackstone our common law depends upon custom, und selbst mit der Napoleonischen aus dem Projet de code civil im Eingange, les codes des peuples se font avec le tems, mais proprement on ne les fait pas zeigen. Es sey ihm aber erlaubt, bey einer Angelegenheit, welche gerade jetzt das juristische und das nicht juristische Publicum so sehr beschäftigt, erst im

Allgemeinen sein Verhältniß zu den hier vorkommenden Fragen aus einander zu setzen, woraus sich denn sein Urtheil gerade über dieses Buch um so eher rechtfertigen wird.

Rec. glaubt, sich öffentlich das Zeugniß geben zu können, daß er bey Allem, wo sich eine der seinigen ganz entgegengesetzte Ansicht folgerect durchführen läßt, d. h. schon bey Allem, wo es auch nur versucht worden ist, durchaus keine Unfähigkeit oder Abneigung bey sich findet, seinen Standpunct, wenigstens zur Probe, ganz zu verlassen, und sich in den der Gegner hinein zu denken. Er thut dieß wohl gerade um so mehr, weil jener Standpunct der seinige ist, und er den Vorwurf der Einseitigkeit fürchtet, auch wenn er sich ihn nur selbst machen müßte. So hat er sich sein ganzes Leben hindurch mit Büchern beschäftigt; aber die Frage, ob nicht alle Bücher zu dem, was Noth thut, entbehrt werden können, hat er darum noch nie als unzulässig abgewiesen. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist er Lehrer auf einer Universität; aber er hat es immer für eine große Einseitigkeit erkannt und erklärt, wenn man ohne solche höhere Lehranstalten, wie wir sie hauptsächlich im protestantischen Deutschland haben, gar keine wahre Geistesbildung zugeben wollte. Alle seine Schriften und Vorträge sind unserm gemeinen Rechte, wie es auf das Römische Recht gegründet ist, gewidmet, und doch hat er die Unvollkommenheiten jedes positiven Rechts und des Römischen insbesondere, nie verhehlt. Lor. Valla und Polizian haben, wie er wohl weiß, erkannt, daß das Römische Recht für das Wiederaufleben der Römischen und so denn gewiß auch der ganzen alten Litteratur unendlich wichtig sey; aber er gibt zu, theils, man hatte das Römische Recht schon vor ihnen und leider hat man es auch noch seitdem gar oft gelehrt und gelernt, ohne sich viel

um die übrige alte Litteratur zu bekümmern, theils, wir haben in dem Lande, das diesem Rechte früh den Eingang verwehrte, in England, verhältnißmäßig doch eben so viele und eben so eifrige Kenner des classischen Alterthums gehabt, als bey andern Völkern. Nach diesem Glaubensbekenntnisse darf denn Rec. wohl hinzusetzen, daß er nicht blind für das Römische Recht eingenommen ist. Der Eigennutz aber, auf welchen in den Schriften für ein Gesetzbuch gar oft angespielt wird, daß er die gelehrten Rechtskenner, wie man sie wohl nennt, gegen die traurige Lage des Volks unter einem gelehrten Rechte blind mache, müßte doch in der That sehr ängstlich seyn, wenn er viel Einfluß bey ihm haben sollte; auch die Gegner wollen ja, daß das Römische Recht ferner gelehrt werde, und dann würde, wer sich mit diesem Rechte gehörig bekannt gemacht hat, sich doch wohl auch in ein anderes finden können, wie Rec. von beidem aus der Erfahrung der sechs Jahre, da wir unter dem Code standen, zu sprechen im Stande ist. Von dieser Unbefangenheit erlebt er gerade jetzt eine merkwürdige Anerkennung, indem ein sehr bekannter Schriftsteller, freylich auch einer seiner redlichsten Freunde, bey der Umarbeitung eines Werkes gegen Savigny und ihn, dennoch gerade ihn zum Vertrauten gewählt hat.

Herr v. G. freylich konnte dies nicht thun. Rec. hätte ihm doch wenigstens rathen müssen, auf der einen Seite alle Bitterkeiten, alle gehäßige Anspielungen, alle Widerlegungen oder vielmehr Verhöhnungen dessen, was sein Gegner gesagt hatte, auch wenn er, Herr v. G., es nachher selbst mit anderen Worten behauptete, allen Mißbrauch einzelner Stellen, z. B. des hier bis zum Ekel wiederholten *sermocinari tanquam e vinculis* oder des schönen Bildes vom goldenen Kalbe, über welchem die wah-

ren Gesetztafeln zerschlagen wurden, auf der andern Seite aber das beständige Anrufen der gemeinsten Vorurtheile und Gesinnungen wegzulassen, und wie viel wäre dann von dem Ganzen übrig geblieben? Zu den Gesinnungen, die nichts taugen, rechnet Rec. den im Buche durchaus (selbst die Liste großer verstorbenen Rechtsgelehrter S. 136 im Grunde nicht abgerechnet) vorherrschenden Grundsatz: nur der Lebende hat Recht, "Es gilt der Ehre unsers Zeitalters, es gilt der Würde dreier Gesetzbücher" heißt es S. 2 und dieß klingt doch ganz eben so, wie wenn man etwa gegen Behrenhorst die von ihm getadelte Kriegsverfassung damit hätte verteidigen wollen, daß sie sich ja doch in manchem großen und kleinen Dienste finde. Auch die Deutlichkeit gehört hierher, in sofern sie mit einem lateinischen Corpus Juris unverträglich seyn soll, was gewiß bey gar Manchem nur Faulheit und Scheu vor der gelehrten Sprache ist. Eben so könnte ein Unwissender, der durch einen Zufall an eine Schule gekommen wäre, wünschen, daß er, statt des Griechischen und Lateinischen, seinen Schülern doch nur die Zeitung erklären dürfe, weil sich in dieser weit mehr Veranlassung, ihnen den Haß gegen die Feinde des Vaterlandes bezubringen, finde. Noch ein Stück dieser Art ist die frohe Aussicht, jedes Land auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern, und dann durch eine gleichförmige Organisation denen, die oben stehen, die Sache recht leicht zu machen. Ganz beispiegellos ist S. 159 das Lob der Gleichförmigkeit, welches Montesquieu, ja wahrhaftig Montesquieu, dem Verfasser des *Esprit des lois*, dessen L. 29. Ch. 19. de l'uniformité so sehr bekannt ist, gerade mit dieser Stelle in den Mund gelegt wird "der Gedanken an eine gleichförmige Gesetzgebung ergreift große Männer öfters, Schwächlinge aber schreckt er unfehlbar zurück." Es braucht hier kei-

ner Ausführung des Entweder — oder — welches hier allein übrig bleibt und woben es eine wahre Uebung des Scharffsinnes ist, zu errathen, welches von beiden Herr v. G. wählen wird. Il y a de certaines idées d'uniformité, qui saisissent quelque fois les grands esprits, mais qui frappent infailliblement les petits sind die Worte, worin die "weise Bemerkung" liegen soll, die wir eben gelesen haben.

Unter die Irthümer gehört (um nur Die zu nennen, welche auf das Ganze Einfluß haben, denn daß das Römische Recht bey Pachtgeldern andere Grundsätze aufstelle, als bey den Früchten, wofür diese bezahlt werden S. 210 und so manches andere steht nur beyläufig da) der hier öfters z. B. S. 109 wiederholte Einfall Pütter's, die vorausgesetzte Fortdauer des Römischen Reichs habe das Römische Recht in Deutschland gültig gemacht, denn warum sollte es, ohne diese Voraussetzung, in Deutschland nicht eben so haben werden können, wie es bey so vielen anderen Völkern geworden ist, deren Könige sich wohl geradezu dagegen verwahrten, der Römische Kaiser habe ihnen nichts zu befehlen? Auch die im ganzen Buche herrschende Verwechslung einzelner Verordnungen, z. B. über das gerichtliche Verfahren, über die Bestrafung der Verbrechen, über Hypotheken u. dgl., worüber kein Mensch leugnen wird, daß es sehr rathsam seyn kann, Verordnungen zu erlassen, mit einem bürgerlichen Gesetzbuche d. h. einer neuen, von oben herab festgesetzten und vorgeschriebenen Grundlage der ganzen Rechtswissenschaft, mag ein bloßer Irthum seyn, etwa dadurch veranlaßt und entschuldigt, daß, als man im sechsten Jahrhundert Gesetzbücher verfertigte, auch solche Verordnungen darin aufgenommen, wohl gar von Neuem zu diesem Behufe erlassen wurden, und daß man schon lange in Frankreich den Nahmen code für beides,

für eine einzelne Verordnung und für ein ganzes Gesetzbuch braucht. Das wesentlichste Mißverständniß aber, dasjenige, welches am Meisten durch das Ganze läuft, besteht darin, daß der W. gar nicht einsieht, wie aus seinen Gründen die Nothwendigkeit von weit mehr Gesetzgebung folgt, als er selbst verlangt, von so viel, daß es geradezu unmöglich wird. Der Staat, der Regent, der Gesetzgeber (wer in der wirklichen Welt unter diesen gar erhabenen klingenden Ausdrücken verstanden wird, sobald das Gesetz sich auf das Einzelne einer Wissenschaft einlassen will, ist wohl leicht einzusehen) soll den Leuten vom Fache, den Gelehrten, die allerdings in so fern die Repräsentanten des Volks sind, nichts überlassen. Nun sagt aber Herr v. G. S. 42, und er muß es nach seiner Absicht sagen: "Alles, was auf das Recht sich bezieht, kann Gegenstand und Inhalt positiver Gesetze seyn." Wer kann aber leugnen, daß auch die ganze Sprache und alle Sitten eines Volks sich auf das Recht beziehen? Ist es denn möglich, ohne den Sinn der Wörter und ihrer Zusammenstellung zu kennen, daß man weiß, nicht nur was der Gesetzgeber in seinen Verordnungen, sondern auch was der Urheber eines letzten Willens, eines Vertrags, eines Urtheils, eigentlich gewollt hat? Und ist es nicht eben so, wenn man z. B. beurtheilen soll, ob Jemand den Andern beleidigt habe, daß man es durchaus nicht kann, ohne zu wissen, was nach den Sitten des Volks Beleidigung oder Höflichkeit oder etwas Unverfängliches ist? Auch die Anständigkeit oder Unanständigkeit der Kleidung ist durchaus etwas nach Zeit und Ort Verschiedenes, und so tausend andere Dinge. Herr v. G. sage doch ja nicht, Sprache und Sitten bildeten sich überall von selbst, denn dieß ist beym Rechte auch der Fall; aber wenn es beym Rechte nur während der Kindheit eines Vol-

tes seyn soll, so möchte Rec. den Unterschied sehen, warum nicht auch bey Sprache und Sitten der Regent, der Minister, die Gesetzcommission zutreten könnte und sollte, um dem regellosen Getreibe der Leute von Erziehung, der Schriftsteller, der Verfasser von Wörterbüchern und Sprachlehren, der Lehrer, welche darin unterrichten, was die Sprache betrifft, derer aber, welche sonst auf das Urtheil Anderer Einfluß haben, in Ansehung der Sitten, ein Ende zu machen. Die Eiferer für ein neues Gesetzbuch, dieses möge nun in ganz Deutschland oder wenigstens in ganz Baiern Gleichförmigkeit von oben herab bewirken sollen, sind also in der That viel zu bescheiden, daß sie nicht auch eine allgemeine bürgerliche Sprache für Deutschland, oder ein allgemeines Bairisches Sittenbuch verlangen. Ihre Gründe passen vollkommen auch dafür. Um nur bey der Sprache stehen zu bleiben, muß denn nicht einem Freunde des Vaterlandes das Herz bluten, wenn er bedenkt, wie im nördlichen Deutschlande das mannichfaltigste Plattdeutsch, im Vaterlande des Rec. aber, die Sprache der allemannischen Gedichte herrscht? Kann denn ein Holsteiner einen Baadischen Oberländer verstehen? Die Antwort: i verstand kei Welsch, von Deutschen an Deutsche gegeben, ist ja schrecklich, wenn Menschen von so verschiedenen Mundarten den gemeinschaftlichen Feind mit einander bekämpfen sollen. Eher wird noch der Plattdeutsche den Holländer und der Oberdeutsche den Schweizer an der Sprache für seinen Genossen erkennen. Und wenn wir mit Herrn v. G. ganz Deutschland seinem Schicksale überlassen, welche Verwirrung auch nur in den Ländern, die jetzt das Königreich Baiern ausmachen! wenn jedes ehemalige Gebiet seine Mundart behält, wie soll da Gleichförmigkeit möglich seyn und welche Hindernisse treten bey der Versetzung eines Beam-

ten, in einen von seinem früheren Aufenthalte sehr entfernten Bezirk ein? Daß ein Zimmer verstopfen, in München so viel heißt, als es vermischen, weiß gewiß nicht jeder Neubaier. Wer freylich über den höheren Ständen das eigentliche Volk vergift, der wird sich damit trösten, das Bücherdeutsch sey doch ziemlich überall dasselbe. Wenn wir aber auch von der Aussprache gar nichts sagen, die allein schon das Verstehen hindert, so ist es ja doch bekannt, daß in manchen Gegenden schon der dem guten Deutsch bengelegte Nahme: Lutherisch Deutsch an eine, der Verschmelzung zu demselben Volke höchst nachtheilige Trennung erinnert. Ferner ist es, mit dieser so ganz von selbst sich machenden Gleichförmigkeit, doch auch eine mißliche Sache, die Gelehrten, welche das Volk hierin repräsentiren, mögen sich gut dabey stehen und den Regierungen rathen, nur selten etwa die Benennungen von Staatsbedamten und von Gegenständen der Verwaltung vorzuschreiben, in allem Uebrigen nicht, nur damit sie, die Gelehrten, desto freyern Spielraum haben; aber die Ungelehrten erfahren ja nichts von den neuen Einfällen dieser Art, so wenig wie von denen der Juristen, die Ungelehrten sollen aber doch auch sprechen und hören, und der Regent soll auch für sie sorgen und nicht blos für die Gelehrten. S. 3 hat der Verf. einige der besten Deutschen Schriftsteller in allen Fächern genannt; wenn aber Jemand zweifelte, daß z. B. der welcher hier unter den Juristen zuerst steht, *Kreitmayr*, doch ganz anders geschrieben habe als *Savigny*, so findet sich von S. 288 an, eine Stelle aus Jenem abgedruckt, die auch mit der Sprache des Herrn v. G. selbst nichts weniger als übereinstimmt. Wer hat nun Recht, d. h. wessen Sprache ist die, welche der Regent, wenigstens stillschweigend, billigt? Herr v. G. bemüht sich, zu schreiben, wie die besten neuern Schrifte-

steller, zumahl wenn man die vielen Verbesserungen oder Druckfehler zu Hülfe nimmt, die hinten angehängt sind und unter denen, beyläufig gesagt, die Verwandlung der von allen vier Evangelisten angegebenen Zahl von fünf Broten und fünf tausend Menschen, in die von zweyen anderswo erzählten vier Brote und sieben tausend Menschen sonderbar auffällt; aber von dem, was wir Uebrigen für Sprachfehler halten, ist er doch auch nicht rein, z. B. S. 16 die Nation wird, geurtheilt, S. 26 es fällt in die Begriffe, S. 51 etwas anstreiten, S. 54 sich Rath erholen, S. 64 Einhaltung des Strafmasses, S. 92 der Rücktritt vom Amte, S. 97 neben jeder anderer, S. 116 man rühmt es unter die Vortheile, S. 151 am Landrechte den gesetzlichen Ausdruck absprechen u. s. w. Muß man hier nicht auch die Bemerkung von S. 88 anwenden: "nur die Gesetzgebung, ausgehend von der obersten Gewalt des Staats, kann das Recht wie Alles, was das Allgemeine betrifft" (also auch die Sprache) "in einen löblichen Zustand bringen und" (darin) "erhalten"? Also eine Verordnung im Regierungsblatt, daß solches Deutsch richtig sey, und dabey der S. 271 vertheidigte Universitätszwang (woben das Verbot fremder Bücher ganz aus denselben Gründen zu rechtfertigen ist), damit Niemand durch das Ausland irre gemacht werde! Ein Sprachgesetz wird doch nicht um deswillen unausführbar und unnütz seyn, weil Justinian keines gemacht hat, und Herr v. G. wird doch nicht um deswillen nicht darauf dringen, weil er selbst, nach den angeführten Proben, nicht dazu taugen möchte, ein vortreffliches zu entwerfen? S. 127 versichert er ja Savigny "aus Erfahrung, daß kein Arbeiter im legislativen Fache, der schwersten unter allen juristischen Arbeiten, zu beneiden sey." Mit Savigny's Meide gegen den Herrn v. G. glaubte Rec. überhaupt nie,

daß es viel zu bedeuten habe; und seitdem er die ihm so eben zugekommene Antwort Savigny's auf dieses Buch im dritten Hefte der Zeitschrift gesehen hat, zweifelt er denn auch gar sehr, ob die Leser den Herrn v. G. beneiden werden.

Hugo.

Paris.

Ben Didot, 1812: *Eloge de Montaigno. Discours qui a remporté le prix d'Eloquence, decerné par la Classe de la Langue et de la Littérature françoises de l'Institut, dans la séance du 23 Mars 1812. Par M. Villemain, Agregé-Professeur de Rhétorique au Lycée-Charlemagne. 32 Seiten in Quart.*

Das Probestück eines noch sehr jungen, in der France Littéraire unsers Ersch mithin nicót erscheinenden Schriftstellers, der aber durch angestrigelten Fleiß und mehr schon davon gelieferte Beweise es verdient hat, auch durch ein ihm anvertrautes öffentliches Lehramt zeitig ausgezeichnet zu werden. Ihn mit eben so glücklichem Erfolge unter den Preisbewerbern vor dem angesehensten Gelehrtenvereine seines Vaterlandes auftreten zu sehn, verspricht daher noch viel Gutes aus seiner Feder. Diese unterscheidet sich von vielen andern ihrer Zeitgenossen, und das sehr zu ihrem Vortheil, auch dadurch, daß sie alles bloß erkünstelte verschmäh't, und mit dem Geiste der classischen Alten, so wie mit dem preiswürdig gebliebner Landsleute vertraut, ihrem Gegenstande treu bleibt, das Beobachtete bündig und correct vorträgt, Kopf und Herz gleich angenehm unterhält, niemahls aber zu Schwallst, Wigelen und Paradoxien sich verleiten läßt; oder gar zu den unwürdigen Schmeicheln, die von so vielen Schriftstellern Frankreichs an den Götzen des Tages und seine Tigelline auch bey dem unbedeutendsten Anlasse verschwendet werden.

Im ersten Abschnitte seiner Arbeit betrachtet Herr B. den so beliebt gewordenen Landsmann als Menschen; und dieß um so schicklicher, da M. wirklich nur über sich selbst geschrieben zu haben so oft versichert; dennoch aber eine Menge Dinge einmischt, die er nur an Andern hat beobachten können. Eine Lobschrift auf ihn hatte das Institut zur Aufgabe gemacht; gar nicht befremden also wird und darf es, wenn der Preisbewerber nur an die lebenswürdigsten Seiten des zu präconisirenden sich hält, ihn wegen seiner unaufhörlichen Zweifelsucht mit dem kaum aus Barbaren erst sich loswindenden Geiste jener Zeit entschuldigt, und mit einem Worte Alles benutzt, was zu dem Endurtheil führen kann, M. sey ein guter Mensch gewesen. Gemeiniglich, oder vielleicht immer, lassen unfre bessern Seiten schon zum voraus errathen, was für schwächere daran grenzen. Wie Herr B. sich benimmt, auch in den letztern noch Spuren von Lebenswürdigkeit zu finden, muß bey ihm selber nachgelesen werden; denn daß man seinem Helden Eitelkeit, Unvorsichtigkeit, Egoismus, auch wohl Plagiate vorgeworfen, ließ sich doch nicht ganz und gar verschweigen. Unterhaltend ist die Vergleichung seiner Selbstkenntnisse, mit denen von Rousseau geschriebnen; wo denn am Ende freylich sich ergibt, daß jene einen weit mildern Eindruck zurücklassen; weil nämlich der Leser, in den eignen Busen greifend, sich mit dem Autor ungleich geschwinder aussöhnt, als mit einem oft gar nicht zu enträthselndem Kopfe wie M. In Hinsicht auf Behandlung philosophischer Ansichten wird M. dem allberühmten Voltaire gleichfalls gegenüber gestellt. "Tous deux," heißt es hier, außer manch anderm Unterscheidungszeichen, "tous deux ont connu les foiblesses et les in conséquences du coeur humain; mais le rire de V. est plus amer, et ses railleries (sont) plus cruelles." Ja wohl plus cruelles! Weiterhin:

“Tous deux ont pensé hardiment et ont franchement exprime leur pensées. — Mais tous deux ont oublié trop souvent la décence dans les idées et même dans l'expression; et nous devons leur en faire un reproche: car le plus grand tort du génie, c'est de faire rougir la pudeur et d'offenser la vertu.” — Aus dem Munde eines noch so jungen Redners, und in einem Pariser Hörsaale, klingt ein solches Epiphonem doppelt erbaulich.

Die andre Hälfte der Preisschrift hat es hauptsächlich mit dem Vortrage M—s zu thun, der unsern Nachbarn noch immer so ausnehmend gefällt, daß auch Herr W. nichts von den Lobsprüchen zurücknimmt, womit so viel Andre ihn bereits überschüttet gehabt. Daß in einer Darstellungsart qui n'alloit que par sauts et par gambades, wie M. von der seinigen selber gesteht, und bey einem Schriftsteller, dem jeder Seitensprung erlaubt schien, wenn er ihn ein Blümchen am Wege zu brechen einlud, der Stellen genug vorkommen mögen, die auch in Hinsicht auf Wendung und Ausdruck selbst jetzt noch sich angenehm lesen lassen, ist ganz begreiflich; und Herr W. weiß die Ursachen davon recht gut aus einander zu setzen. Durch wie viel wenig zur Sache thuetes muß man aber sich winden, ehe man auf dergleichen hervorragende und schadlos haltende Stellen stößt; denn nicht selten artet der ehrliche, das Herz gar zu voll habende Gascoigner doch wirklich zum Schwäger aus. In Betreff der Naivetät und Anmuth seiner Sprachwendungen steht dem Ausländer freylich keine Stimme zu; auffallend jedoch bleibt es, mit welcher Beharrlichkeit unsere sonst so flüchtige Nachbarn noch immer ihren M. Amyot und so viel andere oft schwer genug von ihnen selbst verstandne alte Profaisier, nicht etwa Dichter nur, bewundern; wenn gleich höchst selten nur nachzuahmen wagen; indeß wir Deutschen uns kaum

noch abgewinnen können, in unserm Luther dann und wann zu blättern! Der vor wenig Jahren erst gedruckten Reisen seines Helden erwähnt Herr W. nur sehr oben hin; und das aus gutem Grunde; weil, wenn nichts anders von ihm übrig geblieben wäre, es mit seinem Nachruhm sehr schlecht stehen würde. Bekanntlich sind die so genannten Essais desselben mehr als einmahl bey uns übersezt worden; ob viel gelesen, ist eine andere Frage; denn die so gerühmten Reize ihres Vortrags sind in diesen Verdeutschungen gänzlich verwelkt. Selbst in der letzten von Bode gelieferten, hat dieser zwar hier und da ihr den alterthümlichen Kost des Originals durch gleichfalls veraltete Redensarten zu geben versucht; allein auch Er verstand weder Altfranzösisch noch Altdeutsch genug, um überall den rechten Sinn zu treffen; und wie unangenehm stechen überdieß dergleichen Obsoleta gegen die sie umgebenden Recentissima ab!

Freyburg im Breisgau.

Bev Herder: Gedächtnisrede auf Johann Georg Jakobi, bey dessen academischen Todtenfeyer in der Hauptkirche zu Freyburg, am 16. Nov. 1814 gehalten von Karl von Kottek, beider Rechte Doctor und ordentl. öffentl. Professor der Weltgeschichte. 1814. 39 Seiten in Octav.

Der edle und lebenswürdige Dichter, den man so oft den Deutschen Anacreon genannt hat, und dessen Geisteserzeugnisse gewiß keinem unser Leser fremd sind, hat hier einen Lobredner erhalten, der ein würdiger Verwandter seines Geistes ist, und schön, wahr und geistreich den trefflichen Jakobi als Dichter, Gelehrten, Menschen und Lehrer unsern Blicken vergegenwärtigt. Welch ein Lob liegt in den Worten: Man hörte oder sah ihn nie, ohne geistigen oder moralischen Gewinn, und fühlte sich glücklicher und besser, so oft man ihn verließ! dreyßig

Jahre hat Jakobi auf der Universität zu Frenburg, wohin ihn Joseph II. rief, Aesthetik und Philologie gelehrt und großen Nutzen gestiftet. Man hatte bis dahin in jenen Gegenden die ästhetische Bildung der Jünglinge dem eignen Genius oder dem Zufalle überlassen: Jakobi trat auf, ein Priester, der von der Schönheit selbst die Weihe erhalten, und ein neues Leben erblühte unter den Söhnen der Albertina, und gereifte Männer theilten den Enthusiasmus der academischen Jugend. Viel Herrliches that sich in dem Seeligen kund: zuerst eine feltne Harmonie, eine bewunderungswürdige Einheit: er war von Natur zum Dichter im hohen Sinne des Wortes geschaffen, und er vollendete seine Bestimmung. Als harmlosen, freundlichen, frohen, stets moralischen Dichter zeigte er sich immer. Den dürftigsten Stoff oder Gegenstand wußte er mit unerschöpflicher Grazie auszustatten, wie die Beschreibung seines Wohnzimmers, seine Winterreise u. s. f. beweisen; Dichtungen, die wir noch mit großem Vergnügen lesen, als Producte seiner holden und zauberischen Phantasie, die sein ganzes Wesen durchdrang, sich in seinen Neigungen in seinem Wandel abspiegelte, und von Socratisch-Platonischer Weisheit geleitet ihm Heiterkeit, Genügsamkeit, Ruhe, Standhaftigkeit u. s. w. mittheilte. Ein echter Lebensphilosoph blieb er stets sich gleich, heiter, froh, den Wissenschaften treu, seine Pflichten streng ühend, Leiden mit Ruhe duldend, und mit innigster Liebe alle und alles umfassend. Er liebte und übte nicht bloß Poesie und Kunst und die classische Litteratur, sondern auch die ernstern Disciplinen. Die Natur und der Mensch, Philosophie und Geschichte waren Gegenstände seines treuen und eifrigen Studiums: nur die ganz trocknen, zumahl positiven Fächer des Wissens, und die der Phantasie gar nichts darbieten, waren ihm zuwider. Die bloßen Bücherkenner, und die anderer Meinungen studieren, für sich selbst aber

keine Meinung oder Urtheil haben, verglich er sehr richtig mit Kastellanen, die zwar die Schlüssel zu den schönen Gemächern und Schätzen eines Schlosses hätten, aber nicht deren Eigener, sondern nur zur Oeffnung derselben bestimmt wären. Ein so gebildeter Geist mußte auch Religion, Pflicht und Recht und Freyheit über alles lieben, und von Vaterlandsliebe durchglüheth seyn: sein letztes Lied war ein Triumphgesang der Freyheit. Sehr schön beschreibt der Verf. die Wirksamkeit des edlen Jakobi, und vertheidigt bey dieser Gelegenheit die schönen Wissenschaften gegen so viele, auch unter uns, welche der Mühe kaum werth achten, den Grazien zu opfern, und die, was nicht auf pecuniären Nutzen oder auf Fortkommen in der Welt, auf Amtsfertigkeit oder pedantische Gelahrtheit abzweckt, für Tand und Spielwerk halten. Mit Recht sagt er: Zwar die Schönheit spricht unmittelbar nur die Empfindung an, während der Verstand das Wahre sucht und die Vernunft nach dem Guten strebt. Aber diese Sondernung ist nur im Begriffe vorhanden, nicht im Wesen der Dinge, und nicht in der Natur der menschlichen Seele. Nichts Schönes ohne Wahrheit, und keine Schärfung des Sinnes fürs Schöne ohne Gewinn für die Erkenntniß und ohne Belebung des Triebes nach ihr. So auch keine höhere Schönheit als die Tugend: demnach keine Liebe des Schönen ohne Läuterung des moralischen Gefühles und ohne Stärkung für den sinnlichen Trieb u. s. w. Mit Vergnügen haben wir aus dieser Rede einige Hauptpunkte herausgehoben, welche den trefflichen Jakobi charakterisiren, und deren Darstellung dem Verf. Ehre macht. Auch hoffen wir unsern Lesern einen Gefallen damit gethan und sie zur eigenen Lesung der kleinen Schrift aufgemuntert zu haben, wovon ein öffentliches beliebtes Blatt bereits einige schöne Proben mitgetheilt hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1815.

Stockholm.

Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar. Tom. XXIII—XXXII. (1802—1811).

Zur Oeconomie und Technologie in weitester Bedeutung gehörige Abhandlungen:

Im 23ten Bande. Versuche den brennbaren Alaunschiefer statt des Holzes als Brennmaterial zu verschiedenem öconomischen Behuf anzuwenden, von P. B. Berndes. Das wälderreiche Schweden hat doch hin und wieder auch holzarme Gegenden, und in diesen thut es hoch Noth, sich nach Holzsurrogaten umzusehen, um so mehr, je rauher das Klima und je länger die Dauer des Winters ist. Schon hat man in mehreren Gegenden nach Steinkohlen gesucht; aber nach Recensentens Dafürhalten, wird man wohl die Hoffnung aufgeben müssen, außer Schonen, wo Steinkohlengruben betrieben werden, dieß unschätzbare fossile Brennmaterial in bauwürdigen Flözen zu entdecken, weil in allen übrigen Theilen des Reichs die Gebirgsformationen zu fehlen scheinen, in denen man sie nach allen bisherigen Erfahrungen allein erwarten darf. Um so größere

Aufmerksamkeit verdient die Idee, den brennbaren Alaunschiefer, der in mehreren holzarmen Gegenden Schwedens, namentlich in einem Theile von Westgothland und Nerike, mächtige, nicht sehr tief liegende Lager bildet, in Ermangelung der Steinkohlen als Brennmaterial anzuwenden. Daß gewisse Abänderungen des Alaunschiefers dazu tauglich sind, beweiset ihre Anwendung als Brennmaterial bey der Alaunsiedung, die schon seit längerer Zeit zu Garphytta in Nerike, seit kürzerer zu Hönshäter in Westgothland damit betrieben wird; so wie man an ersterem Orte auch zum Kaltbrennen mit Vortheil davon Gebrauch macht. Herr Capitain Verndes, der sich früher in England aufhielt und hier Gelegenheit hatte die vortheilhaftesten Feuerungseinrichtungen für Steinkohlen kennen zu lernen, empfiehlt in dem vorliegenden Aufsätze seinen Landsleuten die Anwendung des Alaunschiefers als Brennmaterial zu manchem andern Behuf, z. B. bey dem Thranfieden, Salpeter-, Seifen-, Pottaschenfieden, und erzählt sehr glücklich ausgefallene Versuche, die der Schleusenbaumeister Norberg nach seinen Ideen und Angaben angestellt hat, um die Wirkung des Alaunschiefers als Brennmaterial zu prüfen. Auch schlägt er vor, dasselbe Material zum Ziegelbrennen zu benutzen, und theilt einen Riß von einem dazu zweckmäßig eingerichteten Ofen mit, dessen Construction im Wesentlichen mit derjenigen übereinkommt, welche auch hin und wieder im nördlichen Deutschland zum Ziegelbrennen mit Stein- oder Braunkohlen angewandt wird.

Im 24ten Bande. I. Michael von Grubbens über die Vereitungsart der Schinesischen Soja. Der Verfasser lernte dieselbe während eines fünfjährigen Aufenthaltes in Schina kennen, und berichtigt in diesem Aufsätze die früheren Angaben vom Capitain Kieberg. Die kleinen weißen Bohnen (von Do-

liches Soja *Linn.*), woraus die Soja gemacht wird, heißen bey den Schinesen *Pactas*. Zu 50 Pfund derselben werden 50 Pfund feines Salz, 60 Pfund Weizenmehl und 250 Pfund Wasser genommen. — II. Beschreibung einer Hufeinrichtung für zwey Sturzöfen von *J. C. Norberg*. Den Inhalt dieses Aufsazes, der auch besonders abgedruckt erschienen ist, kennt man bereits durch eine von dem Hrn. Hofcammerrathe *Blumhof* besorgte Deutsche Uebersetzung. — III. Versuche durch den Rauch von Vegetabilien das zur Aussaat bestimmte Korn zu verbessern, von *Elof Wäström*. Die in Schweden nicht ungewöhnliche nasse Witterung im Frühjahre und in der zweyten Hälfte des Sommers, hat auf das Korn gar oft einen sehr nachtheiligen Einfluß. Wenn es auch gerade nicht auswächst, so nimmt es doch zu viel Feuchtigkeit auf. Es verdirbt leicht und gehet nur sparsam auf. Hierin liegt der Hauptgrund des Mißwachses, welcher Schweden so oft heimgesucht und zuweilen schreckliche Hungersnoth veranlaßt hat. Um diesem Uebel entgegen zu arbeiten, ist in vielen Gegenden Schwedens das Trocknen oder Darren des Getreides gebräuchlich. Dieses geschieht entweder an der Sonne, oder auf der so genannten *Nia*, oder in der Badstube, in der so genannten *Pörte*; hin und wieder auch auf Rauchdarren die neben der Esse von Eisenhammerwerken angelegt sind; welche Einrichtung *Recensent* besonders in Upland fand; oder auch, nach dem Vorschlage von *Pet. Wäström*, in Räumen, in welche man den Rauch von Theer und Pech streichen läßt. Der Verfasser des vorliegenden Aufsazes schlägt ein anderes Räucherungsmittel vor, welches er bey verschiedenen Getreidearten mit besonderem Vortheile angewandt haben will: nämlich gewisse Pflanzen, welche besonders viel Natrum oder Kali halten; namentlich verschiedene am Meere wachsende Pflanzen und von Binnengewächsen unter anderen verschie-

dene Farrenkräuter, Stängel der großen Bohnen, Kümmelstängel. Solche Gewächse ließ er verbrennen und den Rauch in einen Raum treten, wo das Getreide aufgeschüttet war. — IV. Bericht über den Verlauf von Versuchen, Ziegelsteine mit Alaunschiefer zu brennen. Diese Versuche wurden unter der Leitung des Hrn. Berndes bey Köpstad in Nerike angestellt. Man wandte zuerst Holz und Alaunschiefer gemeinschaftlich, dann aber auch Alaunschiefer für sich an, und gewann die Ueberzeugung, daß dieß Brennmaterial zum Ziegelbrennen sehr tauglich sey. — V. Entwurf zu einer Beschreibung von Enontekis = Kirchspiel in Torned = Lappland, von Kr. J. Grape. Eine treffliche Arbeit des würdigen, gelehrten, hochverdienten Pfarrers jenes Kirchspiels, wodurch die bisher so höchst unvollkommene Kunde eines bedeutenden Theils von Lappland um ein großes erweitert wird. Die Beschreibung nimmt auf alles Wissenswürdige jener Gegend und ihrer Bewohner, ganz besonders auch auf das Physicalisch = Oeconomische, Rücksicht, und verdiente vor vielen anderen Abhandlungen der vorliegenden Sammlung in das Deutsche übertragen zu werden. Eines Auszuges ist sie hier nicht wohl fähig.

Im 25ten Bande. — I. Fortsetzung der im vorhergehenden Bande enthaltenen Beschreibung von Enontekis = Kirchspiel in Torned = Lappland, von Grape. — II. Versuche aus Lichenen Färbestoffe zu bereiten, welche zur Färbung von Wolle und Seide tauglich sind, von J. P. Westring. Die Versuche des Hrn. Leibmedicus Westring aus den Flechten brauchbare Färbestoffe anzustellen, sind auch in Deutschland bereits hinreichend bekannt. Frühere Bände dieser Abhandlungen enthalten Nachrichten von vielen darauf abzweckenden Versuchen. Der vorliegende Aufsatz enthält eine Anleitung, wie *Lichenes fruticulosi* und *gelatinosi* *Linu.* in der Wollen- und

Seidenfärbercy zu benutzen sind, nebst einigen Zusätzen zu den früheren Abhandlungen. — III. Vom Athanor, von G. von Engeström. Der um die Metallurgie verdiente Verfasser setzt hier die Vortheile dieser bekannten alten Vorrichtung auseinander, und empfiehlt sie zur Wiedereinführung in die metallurgischen Laboratorien. — IV. Vorschläge des Hrn. Affessors J. G. Gahn zu Falun, zur Vereinerung hellerer und angenehmerer Farben zum Häuseranstriche, um solche dem bisher in Schweden allgemein üblichen braunrothen Anstriche zu substituiren; ein Auszug aus dem Tagebuche der Academie.

Im 27ten Bande. — Beschreibung einer Grubenkunst zur Bewegung von Pumpen für Zugvieh, von O. Åkerren. Die Kunst, wovon hier eine Zeichnung nebst einer kurzen Beschreibung mitgetheilt ist, wurde zuerst in Mora-Bergrevier, nachher bey der Schwefelkiesgrube zu Dylta erbauet. Hier gehet sie mit Vortheil und wird gewöhnlich durch sechs Ochsen bewegt. Zween Pumpen werden dadurch in Gang gesetzt, die bey einem Umgang der Thiere sieben Mahl ausgießen. Aus einer Tiefe von 16 Klafter werden durch jede Pumpe 100 Kannen Wasser in einer Minute gewältigt.

Im 28ten Bande. — I. Beschreibung eines Hammergerüstes aus Gußeisen, von O. Åkerren. Die gewöhnlichen Gerüste der Stabeisenhämmer aus Holz sind in mehrfacher Hinsicht sehr unzuweckmäßig. Sie erfordern außerordentlich starkes in vielen Gegenden schwer anzuschaffendes Holz, nehmen einen großen Raum ein, haben, wenn sie auch noch so stark gebauet werden, nie vollkommene Festigkeit und sind häufigen Reparaturen ausgesetzt. Man hat daher schon seit längerer Zeit in mehreren Gegenden versucht, einige Theile oder sogar alle Theile bis auf den Kaitel — der wegen seiner nothwendigen Elasticität aus Holz bestehen muß — aus Gußeisen zu verfertigen. Hammergerüste der ersteren Art findet

man unter andern auf mehreren Eisenhütten am Harz; und ein Hammergerüst, an welchem Alles, mit Ausnahme des Hammers, ja sogar der Drahm, aus Gußeisen bestehet, hat man vor einigen Jahren auf der Sollinger Eisenhütte bey Uslar vorgerichtet. Zweckmäßig ist es aber, mit dieser Veränderung des Materials, auch eine Vereinfachung der bisher sehr zusammengesetzten und unvollkommenen Construction zu verbinden. Hierauf hat man besonders in Schweden in neueren Zeiten Bedacht genommen, und die ausgezeichnetsten dortigen Mechaniker, wie ein Nordwall, ein Åkerren, haben in der Erfindung neuer Constructionen gewetteifert. Ein solches vereinfachtes Hammergerüst, an welchem kein Drahm und daher auch keine Drahmsäulen sich befinden, Büchsen- und Hintersäulen aber aus Gußeisen bestehen, wird hier beschrieben, und durch genaue das Ganze und die einzelnen Theile darstellende Zeichnungen erläutert. — II. Versuch eine richtige Meinung von Landgrund und Meeresgrenze (Hafband) zu begründen, mit besonderer Hinsicht auf die Königl. Fischeren-Verordnung vom 14. Nov. 1766, von P. J. Bladh. Nur für Schweden von Interesse.

Leipzig.

Von J. A. Barth: *Carminis latini de bello Actiaco sive Alexandrino fragmenta ex Volumine Herculanensi nuper divulgata* recognovit Joannes Theoph. Kreyssig AA. LL. M. illustris Scholæ provincialis Misensis Professor secundus et Societ. lat. Jenens. Sodal. 1814. 24 S. in Quart.

Die erste Nachricht von diesen Fragmenten eines Lateinischen Gedichts, welche bey der Nachgrabung in Herkulanum entdeckt worden, ward von dem Hrn. Hofr. v. Morgenstern dem sel. Heyne mitgetheilt, der davon in diesen Blättern des Jahres 1811.

St. 64. 65. S. 638—641 eine gelehrte Anzeige machte. Von den acht Columnen, welche 62 Verse enthalten, ließ er die letzten vier Columnen abdrucken, und begleitete sie mit einigen Bemerkungen. Nachher machte sie Herr v. Morgenstern in seiner Reisebeschreibung B. I. Heft I. S. 160—177 etwas berichtiger, nach Hrn. Bibliothekar Andres Mittheilung, alle acht bekannt, und Herr Ciampetti gab sie im Jahre 1810 im zehnten Bande der *Herculaneum voluminum* zu Neapel mit seinen Noten heraus. Diese acht Columnen, nach der Morgensternschen Ausgabe, denn die Ciampettische konnte nicht benutzt werden, hat der Verf. zum Gegenstande seiner critisch-gelehrten Untersuchung und Behandlung gewählt: ein schweres und mißliches Stück Arbeit, da unter diesen 62 Versen nur 3 ganz unverfälschte, die übrigen mehr oder weniger verstümmelt und verdorben auf uns gekommen sind. Inzwischen da auch dergleichen Arbeit, wo bloß Vermuthung und Scharfsinn sich zeigen können, bey wenigen oder gar keinen Spuren von Buchstaben, von ihren Eingeweihten die Critik fordert; so bleiben die Versuche dieser Art allemahl achtungswerth, wenn sie nur von Gelehrsamkeit und Geist unterstützt werden. Und dieß ist bey dem Verf. der Fall. Jeder Columnne ist der Inhalt vorgefetzt, dann folgt sie selbst so verstümmelt als sie in der Morgensternschen Ausgabe erschien, mit Uncialbuchstaben: hierauf die Noten, und endlich die Columnne, wie sie der Verf. sich mit Hülfe der Critik ausgefüllt denkt. Er hält diese 62 Verse nicht für einen kurzen Inhalt des Gedichts, wie Herr Morgenstern und Heyne meinten, sondern er glaubt nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß dieselben das enthalten, was in den letzten Tagen des Augusts im J. 724. V. C. oder 30 vor Ehr. Geb. in Aegypten von Octavian verrichtet sey. Sehr oft weicht er von Hrn. v. Morgenstern ab, ist aber besonnen genug, wo gar nichts steht, auch nichts hin-

zusetzen. Er hat geleistet, was sich leisten läßt, und von neuem seine schon mehrmahls bewiesene Gelehrsamkeit und Critik bewährt.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn: Orthographisches Wörterbuch, mit Hinweisung auf die Ableitung und Geschlechtsbestimmung der Wörter. Ein Anhang zu allen Deutschen Sprachlehren. Von M. J. C. Vollbeding. 1814. XII und 332 S. in Octav.

Ein nützliches Werkchen für den, der die größern Bücher von Adelung u. a. nicht gebrauchen kann, denen wir es daher empfehlen müssen. Fleiß und Einsicht zeigen sich sehr vortheilhaft. Mit Recht verwirft der Verfasser den seltsamen Grundsatz der Rechtschreibung: schreib, wie du sprichst, und hält es mit Adelung. Manches ist uns indeß doch aufgefallen, wovon wir hier einiges kürzlich anführen wollen. Bekandt statt bekannt läßt sich schwerlich vertheidigen; denn das veraltete Kandt wird hier nicht angeführt werden dürfen. Bediender statt Bedienter, befödern statt befördern, Behändigkeit, bethen statt beten, pythagoräisch statt pythagoreisch, die Aufhebung des Unterschiedes zwischen dawider und dawieder, die Auslassung von wiederfahren im guten, und von widerfahren im bösen Sinne, die unrichtige Beschreibung der Art wie der Flint gewonnen wird, u. dergl. wird nicht leicht gefallen. Bei der Angabe des Unterschiedes von holzigt und holzig, den doch der Gebrauch nicht anerkennt, hätte hölzern nicht vergessen werden müssen. Die Endsilbe icht leitet der Verf. mit Adelung von achten, ziemlich gezwungen ab. Gemüth und manches andre fehlt. Doch die Absicht ist gut, und eine zweyte Auflage wird dem fleißigen Verfasser Gelegenheit geben, dieß Werkchen noch nützlicher und zweckmäßiger zu machen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

110. Stück.

Den 13. Julius 1815.

Berlin.

Im Verlage der Realschul-Buchhandlung, 1815:
Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift
herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm.
Band I. 287 und 69 Seiten in groß Octav.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß jeder, der die Kenntnisse und den unermülich eifrigen Fleiß der Herren Grimm aus ihren frühern Arbeiten kennen und schätzen gelernt hat, mit wahren Vergnügen auch dieses in so mancher Beziehung wichtige Werk zur Hand nehmen wird; wer aber, so wie der Verfasser dieser Anzeige, genauer weiß, wie viel Zeit und Mühe auf dasselbe verwandt wurde, und wie mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden waren, ehe es der Welt vorgelegt werden konnte, der wird mit doppelt froher Theilnahme die Erscheinung desselben begrüßen. Da die Vorrede zu dem Buche erst mit dem zweiten Bande erscheinen wird, so dünkt es uns nicht unzweckmäßig, während wir über manches Einzelne von den Herren Grimm selbst aus-

P (5)

fürlichere Belehrung erwarten, unserer Anzeige eine kurze Geschichte dieser Liedersammlung voran zu schicken, um auch solchen Lesern, welche mit dem Gegenstande weniger bekannt sind, eine deutliche Vorstellung von dem Inhalte des Buches zu geben. Mehreres hierher gehörige findet sich bereits in unserer Anzeige der Schrift des Hrn. Dr. Müller: über die Echtheit der Asa-Lehre und den Werth der Snorroischen Edda (s. Gött. gel. Anz. 1811. S. 1777... 1787); und wem es um Nachrichten von den Handschriften, Ausgaben u. w. der beiden Edden zu thun ist, den verweisen wir auf Nyerups schätzbare Abhandlung om Edda (Skandin. Litteratur-Selsk. Skrifter 1807. III.)

Was man mit dem Nahmen der alten Edda be-
legt, ist eine Sammlung uralter Lieder, welche
Nordische Mythen und Sagen in sich fassen. Diese
Sammlung rührt von einem gelehrten Isländer, dem
Priester Sámund Sigfussen her, der 1056 ge-
boren wurde und 1133 starb, und heißt daher auch
die Sámundische Edda. — Mehr als hundert Jahre
nach Sámund verfertigte der berühmte Geschicht-
schreiber Snorre Sturleson (geb. 1178 gest. 1241)
ein Handbuch für Dichter, in welchem er in einem
profaischen Auszuge den Inhalt der alten Lieder
angab, zu welchem Zwecke er wahrscheinlich die Sámundische Sammlung benutzte, wiewohl er auch
selbst die alten Scalden-Gesänge gesammelt hatte.
Diese Sammlung führt den Nahmen der jüngern
oder Snorroischen Edda. — Im Drucke erschien
die jüngere Edda schon 1665 durch Resen, nach
dem sie auch wohl die Resenische Edda genannt wird.
Von der ältern Edda hingegen war nur wenig
durch den Druck bekannt, bis endlich im Jahre 1787
das Magnäische Institut den ersten Theil derselben
heraus gab. Dieser erste Theil, eine gelehrte und

sorgfältige Arbeit vereinter Kräfte, enthält aber bloß solche Lieder, die zunächst die einheimische Götterlehre betreffen; die übrigen von Sämund gesammelten Lieder, welche sich fast alle auf die den Deutschen Völkern eigene große Heldensage beziehen, wurden fürs erste zurück gesetzt. Da diese Lieder, ihrem Inhalte nach, theils durch den prosaischen Auszug, welchen die gedruckte Wolsunga-Sage enthält, theils durch die unmittelbare Benutzung derselben in Torfäus und Suhms geschichtlichen Werken bereits bekannt waren, so fand man, wie es scheint, die Herausgabe derselben weniger dringend. Indessen waren dieß gerade diejenigen Lieder, auf welche man in Deutschland bey dem neu erwachten Eifer für die Wissenschaft des einheimischen Alterthums am begierigsten seyn mußte, und die Herren Grimm bestrebten sich daher eine Abschrift derselben zu erhalten, die ihnen auch durch die Güte des damahls zu Kopenhagen anwesenden Freyherrn Hans von Hammerstein verschafft wurde. Außerdem unterstützte sie, so viel wir wissen, der Freyherr von Hammerstein (dem das Werk daher auch mit vollem Rechte zugeeignet ist) durch eine schätzbare, in Deutschen Bibliotheken seltene Sammlung von Büchern über die Alt-Nordische Litteratur, und in verschiedenen Fällen kam ihnen der gelehrte Herr Kaff zu Hülfe. Auf diese Weise zu ihrer Unternehmung ausgerüstet, kündigten sie, wie bereits 1811. S. 1778 in unsern Anzeigen erwähnt wurde, eine Ausgabe dieser Lieder und eine Deutsche Uebersetzung derselben an. Auffallend mußte es seyn, daß während der Abdruck dieser Arbeit durch Kriege und manche andere Umstände verzögert wurde, dieselben Lieder 1812 zu Berlin erschienen. Herr Prof. v. d. Hagen hatte nämlich durch Hrn. Prof. Nyerup gleichfalls eine Abschrift erhalten, und säumte nicht, dieselbe

ohne weitem Zeitverlust abdrucken zu lassen. Da er aber, wahrscheinlich um seinen Casseler Freunden nicht vorzugreifen, durchaus nichts was das Verstehen dieser alten Gesänge erleichtern könnte, selbst nicht einmahl Interpunction, beygefügt hatte, so blieb die alte Edda vor wie nach ein verschlossenes Buch, und selbst die Herren Grimm konnten von einer solchen Vorarbeit auch nicht den allermindesten Vortheil ziehen. Bruchstücke von Liedern, wie diese Sämundische Edda sie enthält, lassen sich nicht weglesen wie ein Stück aus der biblioth. des romans, und mit einem bloßen Abdrucke des Textes kann wohl Niemand auf der ganzen Welt viel gebient seyn. Wir haben uns daher Glück zu wünschen, daß die Herren Grimm sich durch keine Widerwärtigkeit von ihrem Vorhaben abschrecken ließen, sondern vielmehr eifrigst bemüht waren, die eingetretene Verzögerung zum Vortheile ihrer Leser zu benutzen.

Diese erste Abtheilung des ersten Bandes enthält zwölf Lieder, nämlich Völundurs Lied, das Lied von Helgi und Swawa, das erste und zewnte Lied von Helgi dem Hundingurs-Lödter, Sinfrotlis Ende, Gripirs Weissagung, das Lied von Reiainn, das Lied von Hnikarr, das Lied von Fasfir, Sigurdrias Lied, Brynhildurs Lied, Sigurdurs Lied und Brynhildurs Weissagung, und die Todesfahrt der Brynhildur. Sie machen etwa die Hälfte der Urschrift aus, und der Tod der Brynhildur bildet einen natürlichen Abschnitt. Die erste Sorge haben die Herausgeber auf die Urschrift gewendet. Sie ist in Geseze abgetheilt, und der Buchstabenreim, dieser mächtige Bewahrer der Echtheit, durch vorgesezte schwarze Striche (im Hildebrands-Liede (s. Götting. Anz. 1813. S. 81) waren diese roth eingezeichnet) bemerklich gemacht. Die unter dem Texte stehenden Anmerkungen rechtfertigen das Aufgenom-

mene oder Versuchte, theilen über schwere Stellen Untersuchungen und Muthmaßungen mit, erklären den Zusammenhang des Einzelnen, und geben überhaupt das was zum Wortverstande nöthig ist; die in diesen Liedern dargestellte Sage in ihrem Zusammenhange zu entwickeln, wird der Zweck des Commentars seyn. Dem Texte gegenüber steht eine wörtliche Uebersetzung, die aber durchaus nicht als für sich geltend, sondern nur als das einfachste und natürlichste Mittel zum Verständniß der Urschrift anzusehen ist. Sie ist Deutsch, und dieses dünkt uns in jeder Hinsicht zweckmäßig. Denn daß eine Lateinische Uebersetzung sich der Folge der Wörter noch genauer hätte anschließen können, ist ein unbedeutender Vortheil, wenn man dagegen bedenkt, daß in ihr die poetischen Bilder und Umschreibungen (Kenningar) oft gerade zu unverständlich seyn müssen, während sich die verwandte einheimische Sprache in so manchen Fällen der Urschrift leicht und glücklich anschmiegt. Da aber, wie gesagt, diese Uebersetzung zunächst nur für diejenigen bestimmt ist, welche mit ihrer Hülfe die Urschrift lesen wollen, und die Billigkeit verlangt, auch auf die gewiß weit größere Anzahl Rücksicht zu nehmen, welche wünschen wird, diese alten Lieder bloß durch ein treues, ihrem Blicke nahe gerücktes Abbild kennen zu lernen, so ist noch eine zweyte, freyere Uebersetzung beigelegt worden, die sich, um allgemein verständlich zu seyn, nicht selten der Umschreibung nähern mußte. Eben deswegen wäre es eine zweckwidrige Spielerey gewesen, sie gleich der Urschrift im Buchstabenreim abzufassen, der uns wohl noch in kurzen sprichwörtlichen Redensarten gefallen kann, übrigens aber für unsere jetzige Sprache durchaus nicht mehr paßt. Vermuthlich werden die Verfasser in der Folge auch von der äußern Gestalt dieser Lieder handeln, und

bey dieser Gelegenheit möchte vielleicht eine kleine Probe, wie sich der Buchstabenreim in unserer heutigen Sprache ausnimmt, mehreren Lesern nicht ganz unwillkommen seyn. Im Ganzen aber läßt sich das Einfache und Natürliche der alten Lieder gewiß weit besser in Prosa ausdrücken, um so mehr da öfters Lücken und Sprünge ausgefüllt, und das Felsenartige und Schrofte, wodurch sich die Urschrift auszeichnet, der Verständlichkeit aufgeopfert werden mußte. Daß Manches hierbey in der Folge von Andern und von den Herausgebern selbst genauer bestimmt oder anders angesehen werden wird, liegt in der Natur der Sache. Dergleichen fernere Aufklärungen sind vorzüglich von den Nordischen Gelehrten zu erwarten, denen so reiche Sammlungen und so fleißige Vorarbeiten zu Gebote stehen. Wie vieles, das den Herren Grimm unzugänglich war, hat nicht der Isländer Joh. Olaffen für die Edda gethan? (Man sehe eine kurze Angabe seiner insgesamt noch ungedruckten Arbeiten in unsern Anzeigen vom J. 1811. S. 1786.) Mit großen Erwartungen dürfen wir daher der Herausgabe des zweiten Theiles der Sämundischen Edda entgegen sehen, mit welcher, wie neuerdings berichtet wurde, das Magnäische Institut in Kopenhagen beschäftigt ist; so wie von der andern Seite nicht zu zweifeln ist, daß auch die Kopenhagener Gelehrten das Verdienst der Deutschen Bearbeitung und das Eigenthümliche, welches ihr die Rücksicht auf Altdeutsche Dichtung verleiht, anerkennen werden. Für die Sache selbst kann eine solche Bearbeitung eines Gegenstandes von verschiedenen Seiten nicht anders als vortheilhaft seyn.

Was das Außere der Grimmischen Ausgabe dieser Lieder betrifft, so verdient die Schönheit und Richtigkeit des Druckes eine besondere, dem Ver-

leger und den Herausgebern gleich rühmliche Erwähnung. Die zweyte Abtheilung des ersten Bandes wird die andere Hälfte der Urschrift auf gleiche Weise erklärt und übersezt enthalten; der zweyte Band ist für das Glossar, der dritte für den Commentar bestimmt.

Daß diese alten Lieder so viele auf sie verwandte Mühe verdienen, darüber kann, wenigstens unter den Kennern und Freunden der alten Dichtung, keine Frage seyn. Sie verdienen sie als höchst merkwürdige Ueberbleibsel eines frühen noch vielfältig verkannten Zeitraumes der Nordischen Völkergeschichte; sie verdienen sie durch die ihnen eigenthümliche Schönheit, die jeden wahrhaft poetischen Geist, von dem Englischen Lyriker Gray an bis auf unsere Tage herab, ergriff und begeisterte; sie verdienen sie durch die Aufhellung und Ergänzung der großen, allen Germanischen Völkern gemeinsamen Heldensage, deren innerer Zusammenhang durch diese Lieder weit vollkommener eingesehen werden kann. Wir sind daher überzeugt, daß nicht nur die Freunde unserer Altdeutschen Dichter, sondern jeder dem Sinn für ernste Erhabenheit und zarte Schönheit zu Theil wurde, den Herren Grimm für die Bearbeitung dieser Lieder danken wird. Es schwebt über diesen Gesängen das wunderbare Dämmerlicht einer früheren Zeit, in der 'die Ase sangen und heilige Wasser von himmelhohen Bergen rannen.' Man lese die Trauer der Sigrun und die Zusammenkunft mit dem Todten im Hügel, die Erzählung in Sigurds Liede, die Weisfagung der Brunhild und ihr Gespräch mit dem Riesenweibe, und man wird keinen Anstand nehmen, diese alten Nordischen Lieder dem Schönsten was bey andern Völkern aus dem Alterthume sich erhalten hat, an die Seite zu stellen.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn: Die Stimme der Religion in einer entscheidungsvollen Zeit: "Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!" Joh. 14, 27. Eine religiöse Erweckung in der Predigt am ersten Pfingsttage 1815, die der Conf. Rath und erste Hofprediger Dr. H. P. Sextro in der Königl. Schloßkirche zu Hannover gehalten hat. 32 Seiten in Octav.

Die Predigt gewinnt dem Texte (Joh. 14, 23—31), unter ungesuchter Erhebung vom buchstäblichen zum höheren Sinne desselben, eine neue moralische Seite ab, welche in das große Bedürfniß tief eingreift, einen regsamem Patriotismus nicht sowohl erst zu wecken, (denn wo möchte er unter so wiederholten Erschütterungen des Vaterlandes noch schlummern!) als vielmehr ihn durch die religiösen Maximen des Rechtverhaltens zu läutern, zu richten, zu entflammen und in jede Art des Lebens abzuleiten. Hierauf sind die gehaltreichen Untersuchungen berechnet: 1. In welchem Sinne wir die Zeit, die wir erleben, eine entscheidungsvolle Zeit nennen? 2. Wie wir in einer solchen Zeit die Stimme der Religion vernehmen? 3. Wie uns diese Stimme über alle Furcht erheben und zum muthvollen Wirken für die gute Sache erwecken solle? Diese Untersuchungen verfehlen jenes hohen Zwecks um so weniger, je mehr eine kraftvolle Gedankenfülle nicht bloß den Verstand belehret, sondern auch das Herz ergreift, und die Thatkraft zur That selbst belehrt. Solcher den Willen und die Willensrichtung entscheidenden Erweckungen bedarf es zu einer entscheidungsvollen Zeit!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 15. Julius 1815.

Leipzig.

Bei Kühnel: Neues historisch=biographisches Lexicon der Tonkünstler, welches Nachrichten von dem Leben und den Werken musicalischer Schriftsteller, berühmter Componisten, Sänger, Meister auf Instrumenten, kunstvoller Dilettanten, Musikverleger, auch Orgel- und Instrumentenmacher, älterer und neuerer Zeit, aus allen Nationen enthält. Von Ernst Ludwig Gerber, Fürstlich Schwarzburg-Sondershausischem Hof-Secretair zu Sondershausen. 1812. Vier Bände in groß Octav.

Dieses Werk hat große Schwierigkeiten zu bekämpfen gehabt, ehe es zum Vorschein kommen konnte. Die erste Ausgabe erschien im Jahre 1790 im Breitkopfischen Verlag in zwey Bänden. Der Verfasser, dessen Fleiß nicht genug gerühmt werden kann, begnügte sich nicht mit dem, was er in der ersten Ausgabe geleistet hatte, sondern arbeitete ununterbrochen fort, sah nach und nach immer mehrere Hülfquellen, die ihm an seinem Wohnorte nicht anders als mit großer Mühe zu Theil werden konnten, und sah sehr bald ein, daß sein Werk bey

weitem die Vollständigkeit noch nicht hatte, die er ihm nun durch seine vermehrten Hülfsmittel geben zu können glaubte. Er dachte daher nun auf eine vollständigere Ausgabe. Aber die erste war noch nicht vergriffen, und die Verlagshandlung fand vielleicht nicht bloß in den vorräthigen Exemplaren, sondern auch in den ungünstigen Zeitumständen mancherley Bedenken, den neuen Verlag zu wagen. Da es auf diesem Wege nicht gehen wollte, wurde der Weg der Subscription gewählt, der aber auch das Werk noch nicht zu Tage gefördert haben würde, wenn nicht endlich die jetzige Verlagshandlung ihre hülfreiche Hand zu bieten gewagt hätte. Es ist ganz begreiflich, daß die Verlagshandlung der ersten Ausgabe dieß nicht gerne sehen konnte; und es war ihr kaum zu verdenken, wenn sie nun erklärte, daß sie die in der neuen Ausgabe enthaltenen neuen Artikel als Nachtrag zu ihrer alten Ausgabe für sich abdrucken und verkaufen würde. Diese Umstände haben die Erscheinung des Werks in seiner jetzigen Gestalt nicht nur erschwert und verzögert, sondern auch einen andern sehr nachtheiligen Einfluß auf seine innere Einrichtung gehabt. Die beiden Verlagshandlungen scheinen am Ende die Verabredung getroffen zu haben, die neuere Ausgabe so abhängig von der ältern zu machen, daß die Käufer der einen durchaus genöthigt sind, auch die andere zu kaufen, wenn sie ein vollständiges Werk besitzen wollen. So ist es nun auch. Auf die Artikel der ältern Ausgabe wird in der neuern beständig so zurückgewiesen, daß man selten einen irgend etwas bedeutenden vollständig beisammen haben kann, sondern stets in beiden Ausgaben nachschlagen muß. Rec. würde sich auf eine solche Einrichtung auf keinen Fall eingelassen haben. Ein so schöner Fleiß, der auf dieses Werk hat gewendet werden müssen, hätte wohl verdient, mit dem besten Erblg belohnt zu

werden. Nach der jetzigen Einrichtung ist wenigstens die leichte, bequeme Benützung des Werks verloren.

Rec. würde auch in der übrigen Einrichtung manches anders gemacht haben. Er hätte sich z. B. vieler Urtheile enthalten, die wenigstens in der Art, wie sie sich hier finden, durchaus nicht in ein solches Werk gehören. Feindseliger Urtheile ist der Verf. zwar nicht fähig; er ist zu gutmüthig dazu. Aber bey seiner heißen Liebe für die Kunst, gefällt ihm die gesammte musicalische Welt, in allen ihren mannichfaltigen Graden von Vollkommenheit und Unvollkommenheit so sehr, daß er auch bey Gegenständen, die das Lob des Musikgelehrten und Critikers durchaus nicht verdienen, dennoch oft mit einer fast verschwenderischen Redseligkeit zum recht warmen Lobredner werden kann. Bey einer sonst so großen Verdienstlichkeit wäre dieß wohl zu übersehen, wenn es nicht die Urtheile der unerfahrenen musicalischen Welt irre leiten und als gültige von einem Musikgelehrten ausgesprochene Bestätigung irriger Meinungen angesehen, folglich dadurch der Kunst doch nachtheilig werden könnte. Selbst harten Urtheilen, wozu der Verf. sonst nicht geneigt ist, stimmt er doch bisweilen bey, wenn er findet, daß dieser oder jener Mann von verdientem oder unverdientem Ruf so geurtheilt hat. Dieß ist der Fall bey mehreren Artikeln, am auffallendsten aber bey Mattheson, dem verdientesten musicalischen Schriftsteller, den wir je gehabt haben, der aber weder der musicalischen Welt, noch den Künstlern seiner Zeit Complimente machte, sondern ihnen derbe Wahrheiten sagte. Dafür wurde er von ihnen für einen neidischen Mann angesehen, wie es fast immer Männern geht, die nicht alles gut finden wollen, was andere dafür halten. Neuere haben es nachgebetet, und der Verf. nimmt es ebenfalls so guten Glaubens an, daß er ihn bey verschiedenen Veranlassungen den

neidischen Mattheson nennt. Wie könnte dieser Mann neidisch gewesen seyn? Er war vornehm, reich, gelehrt, geschickt und im höchsten Grade rechtlich. Gegen wen hätte er neidisch seyn sollen? Etwa gegen einen armen Künstler? Nur Mangel macht neidisch, und den hatte Mattheson nicht, weder an äußern noch innern Gütern. — Der Litterarhistoriker muß Referent seyn; will er über dieses Amt hinausgehen, so muß er sich an Sachen zu halten wissen, nicht an bloße Meinungen oder gar an leere, rachsüchtige Verläumdungen.

Durch eine strengere Auswahl der Artikel hätte auch viel Raum gespart werden können. Alle Dilettanten, die nicht irgend eine musicalische Schrift oder Composition öffentlich bekannt gemacht haben, hätten wegbleiben müssen. Es wird ihrer doch nur erwähnt, um Complimente zu machen, und der Umfang eines solchen Werks dehnt sich dadurch ins Unendliche aus. Auch die Nachrichten von einer bedeutenden Anzahl bloßer Instrumentisten, Sänger und Sängerinnen, deren Kunst, sie mag in gewissen Verhältnissen so sehr geachtet werden als sie will, doch selten über ihr Leben hinaus geht, ja gewöhnlich nicht einmahl so lange dauert, konnten ohne Nachtheil fürs Ganze wegfallen. Bey gewissen Personen, z. B. bey einer *Mara* und bey einigen andern sind allerdings Ausnahmen zu machen. Denn solche Künstler und Künstlerinnen verbreiten einen Begriff von höchster Virtuosität und Kunstvollkommenheit im äußern Vortrag. Sie werden dadurch, wenn sie gute Kunstwerke vortragen, wahre Kunstideale, die weit über ihr Leben hinaus in Andenken bleiben, nützen und wirken können. Aber was sollen so viele Theater-Sängerinnen, die gewöhnlich nichts als Naturalistinnen und blinde Nachahmerinnen irgend einer begünstigten Schauspielerinn sind, die nur nebenher ein wenig singt, und etwa ihrer guten Action

oder auch wohl eines vorzüglich zierlichen Füßchens wegen vom großen Publicum für eine große Sängerin gehalten wird? Kann diese Begünstigte nicht anders als in Nasentönen singen, so glaubt sogleich die ganze theatralische Singwelt, sie müsse ebenfalls in Nasentönen singen, um öffentlichen Beyfall zu gewinnen. An das niedliche Füßchen, daß dem ersten Nasengefang so viel Beyfall brachte, denkt niemand mehr. Mit den Instrumentisten geht es eben so. Fängt etwa in Paris einer an nach Aegyptischer Art auf seinem Instrument zu lehern, und der Kaiser ist gerade in der Laune sichs gefallen zu lassen, so fangen die sämtlichen Instrumentisten im gesammten Europa (sehr wenige ausgenommen) augenblicklich an nachzulehern. Die Nahmen solcher Pseudokünstler verdienen nicht auf die Nachwelt gebracht zu werden. Nur wer das Gute fortpflanzt, wer Einfluß auf die Bildung der Mit- und Nachwelt hat, ist des öffentlichen Andenkens werth. Künstler, die dieß nicht leisten, gehören bloß für den Kreis ihres Wohnorts und für die kurze Zeit ihres Erdenlebens.

Außer den biographischen Artikeln enthält das Werk am Schluß des letzten Bandes noch einen Anhang, worin Bildnisse, Büsten und Statuen von berühmten Tonlehrern und Tonkünstlern, so wie auch Abbildungen von berühmten Orgelwerken verzeichnet sind. Alles ist mit dem größten Fleiß gesammelt. Den Beschluß macht ein Register der Erfindungen zur Verbesserung der Kunst und der musicalischen Instrumente. Dieses Register hätte ungemein lehrreich werden können, wenn der Verf. alle Mittel hätte benutzen wollen, die ihm zu Gebote standen, und im Werke selbst schon vorhanden sind. So wie es jetzt ist kann es nicht viel nützen, denn es enthält viele theils nur oberflächliche, theils auch mißverstandene Notizen.

Paris.

Von J. G. Dentu: Nouvelle doctrine chirurgicale ou traité complet de Pathologie, de Thérapeutique et d'opérations chirurgicales, par J. B. F. Lévillé. T. IV. 1812. 648 Seiten in groß Octav.

Dieser vierte Band von Lévillé's verdienstvoller Arbeit handelt zunächst in einem vierten Abschnitte die organischen Verletzungen ab, und zwar im ersten Kapitel die Benennung, Eintheilung, Entwicklung, pathologische Anatomie, Aetiologie und Therapie derselben im Allgemeinen; — im zweyten Kapitel zuerst die Hautschwielen und Leichdornen auf die gewöhnliche Weise. Dann gibt er (S. 20—27) eine interessante Nachricht von einer die Nägel der Finger und Zehen zerstörenden flechtenartigen Krankheit, welche bey Monteggio unter dem Nahmen des feuchten und trocknen Nagelkrasses, bey Plenck und Buzzi unter den Nahmen von Tinea unguium vorkommt. Er räth die Nägel mit Aegstein zu behandeln und dann mit dem Messer abzulösen; eine sehr schmerzhafteste Kur, die die Heilung wohl eher verzögern als befördern möchte! Doch hat des Verfassers Darstellung der Krankheit sehr viel Anziehendes, sowohl für den Wundarzt, als besonders auch für den Physiologen, wie man es an den Schriften L.'s gewohnt ist. — Drittes Kapitel: Von den Fett- und Fleischgeschwülsten; mit einer sehr glücklichen Kur einer ungeheuren Fleischgeschwulst des Scrotums durch Anwendung eines Tragbeutels und durch langsam verstärkte Compression. — Viertes Kapitel: Von den Schwammgeschwülsten der Schleimhäute; Encanthis, Pterygium, die Polypen. — Fünftes Kapitel: Scirrhus und Krebs. — Sechstes Kapitel: Vom Kropfe, dessen Erstirpa-

tion der Verf. einige Mahl, obgleich nicht ohne die größte Gefahr, gelingen sah. — Siebentes Kapitel: Krebs der Nase und der Verdauungsorgane. (Hier sind die wichtigen Krankheiten: Scirrhus pylori und Scirrhus pancreatis, ausgelassen.) — Achtes und neuntes Kapitel: Scirrhus, Krebs (und Schwammgeschwülste) der Harnwege und der Genitalien. — Zehntes und eilftes Kapitel: Von den Aneurismen; enthalten viel interessante Bemerkungen über die Entstehung dieser Art von Verletzungen und besonders genaue anatomische Beschreibungen aneurysmatischer Arterien. Daß der Verf. den Ansichten und der Kurmethode seines Freundes Scarpa am meisten huldigt, läßt sich nicht anders erwarten. Jedoch läßt er auch den Ansichten früherer Wundärzte mehr Gerechtigkeit wiederfahren, als der große Anatom von Pavia. — Zwölftes Kapitel: Ueber Caries, Osteosarkom und Knochenwindsucht (la phthisie des os), wie der Verfasser die Spina ventosa und alle Knochengeschwülste, welche mit allgemeiner Abmagerung verbunden sind, nennt.

Der fünfte Abschnitt handelt (von S. 318 bis zu Ende) von der Schwäche und dem Absterben der Gewebe (Adynamie et mort des tissus), und zwar im ersten Kapitel vom Stande der harten und weichen Theile oder von der Nekrose und der Gangrän im Allgemeinen. — Im zweiten Kapitel vom Erfrieren, Verbrennen und dem Vipernbiß. (Vom letztern hier offenbar an ganz unrechtem Orte.) — Drittes Kapitel: Von der Pestbeule und dem Karbunkel. — Viertes Kapitel: Vom Hospitalbrande. — Fünftes Kapitel: Von dem Knochenbrande insbesondere. (Ganz übereinstimmend mit Scarpa's Untersuchungen und Ansichten.) — Sechstes Kapitel: Von der Nekrose der

Schädel- und Gesichtsknochen. — Siebentes Kapitel: Von der Nekrose der Knochen des Rumpfes und der äußern Gliedmaßen. (Beide Kapitel enthalten mehrere lehrreiche Bemerkungen und practische Resultate, deren Auszeichnung hier zu weit führen würde.) — Achtes Kapitel: Von der Abnahme der Glieder im Allgemeinen. (Ebenfalls mit vielen guten Bemerkungen über die Geschichte dieser Klasse von Operationen, über die allgemeinen Indicationen zu derselben, über die schicklichste Zeit, wo die Amputation vorzunehmen ist; über die vor derselben zu erfüllenden Indicationen; über die Stellen, an denen am besten amputirt wird; die verschiedenen Arten der Amputation im Allgemeinen; Vorbereitung der Kranken zu derselben; die dazu nöthigen Instrumente und sonstigen Apparate; das Manuelle dieser Operation im Allgemeinen; die Unterbindung der Gefäße (während und) nach der Amputation; die verschiedenen Verbandarten und Kurmethoden nach der Amputation. Also ein sehr lehrreiches Kapitel!) — Zu kurz hat sich dagegen der Verfasser im folgenden neunten Kapitel gefaßt, welches auf 36 Seiten alle am Körper vorkommenden Amputationen, und zuweilen mehrere, wie z. B. die wichtige Amputation des Vorderarms und der Hand, auf Einer Seite, abhandelt. — Zehntes Kapitel: Ueber das Vortreten der Knochenstümpfe nach Amputationen und die verschiedenen Ursachen und Behandlungsarten derselben. — Ein brauchbares Register macht den Schluß des Ganzen. Papier und Druck sind vorzüglich gut; wie man es von dem Verleger gewohnt ist. Nur der Corrector that nicht seine Schuldigkeit. Das Werk ist durch mehrere den Sinn entstellende Druckfehler verunreinigt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1815.

Paris.

Von den Mémoires concernant les Chinois sind ehemals die sechs ersten Bände in unsern Blättern angezeigt worden (1777. Zug. 529. 1778. Zug. 705. 1779. Zug. 785. und 1780. Zug. 529). Zwar wurden nach der Zeit, bis die Französische Revolution ihre weitere Fortsetzung im Jahre 1791 unterbrach, noch neun Bände ausgegeben; von diesen aber ist die Anzeige bisher unterblieben. An die Abtragung dieser Schuld erinnert uns ein neuer Band dieser Sammlung, der im vorigen Jahre auf Laplace's Veranlassung unter der Aufsicht eines Gelehrten, dessen Name ihr zur großen Empfehlung gereichen muß, des Hrn. Silvestre de Sacy zum Druck befördert worden; und je mehr wir dieser neu begonnenen Fortsetzung eine lange Dauer wünschen, desto mehr halten wir uns verpflichtet, den Faden da wieder aufzunehmen, wo ihn der ehemahlige Recensent hat fallen lassen:

Mémoires concernant l'Histoire, les Sciences, les Arts, les Moeurs, les Usages etc. des Chinois, par les Missionnaires de Pe-kin.

R (5)

Tome VII. bey Myon 1782. X und 396 S. T. VIII. 1782. VI und 375 S. nebst 30 Kupfertafeln. T. IX. 1783. XXIV und 470 S. nebst 12 Kupfertafeln. T. X. 1784. XII und 510 S. T. XI. 1786. XXIV und 609 S. T. XII. 1786. VIII und 532 S. T. XIII. 1788. XIV und 543 S. T. XIV. 1789. XVI und 561 S. T. XV. 1791. XX und 516 S. mit Amiot's Bildniß als Titelskupfer. T. XVI. bey Treuttel und Würz 1814. VI und 395 S. in Quart.

Die Menge und Stärke der Bände, die wir nachzuholen haben, macht es unmöglich ins Einzelne zu gehen: wir müssen uns darauf beschränken, den Geist der Sammlung zu schildern, und jeden Gelehrten in den Stand zu setzen, das zu überschauen, was er für sein Specialfach in ihr zu suchen hat.

Die Jesuiten, welche die Sinesische Mission besorgten, beieferten sich hauptsächlich seit dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts, von Couplet an, das bis dahin so wenig bekannte Land in Europa bekannter zu machen. Als Couplet schon thätig war, wurde zu gleicher Zeit (1684) eine kleine Colonie von gelehrten, und zu dieser Sendung absichtlich vorbereiteten Jesuiten, Bouvet, Gerbillon, Fontenai, Le Comte, Zachard und Bisdelou, nach Sina zur Erforschung seines politischen und moralischen Zustandes geschickt. Diese legten, besonders durch Le Comte, den Grund zu unserer genauern Kenntniß dieses singulären Reichs. Um ein halbes Jahrhundert später wurden von ihren Nachfolgern Gaubil, Amiot, Cibot, Poirot, Bourgeois, Grammont, Rauz und Collas die Materialien zu der Sammlung, welche wir anzeigen, eingeschendet. Zu ihnen gehören auch die beiden gebornen Sinesen, Jang Stephan und Kuo Mloys, die nach ihrem Eintritt in den Orden der Jesuiten zu Pe-king von ihren Obern nach Frankreich ihrer Ausbildung wegen geschickt wurden, wo sie auf königliche Kosten neun Jahre lang lebten,

und in der Französischen Sprache und in der Theologie von ihrem Orden und von einigen Mitgliedern der Academie der Wissenschaften in Physik, Naturgeschichte und Chemie Unterricht erhielten. Nach ihrer Rückkehr (1765) dehnte der Kriegsminister Vertin den Briefwechsel, den er mit den Sinesischen Missionaren unterhalten ließ, auch auf diese beiden europäisirten Sinesen aus, die wie jene ihre Briefe mit Abhandlungen über allerley Gegenstände ihres Vaterlandes und mit Uebersetzungen Sinesischer Schriften zu begleiten hatten. Doch läßt sich von dem, der nicht genauer aus dem Missionshause von dem Einzelnen unterrichtet ist, nicht bestimmen, was in den Mémoires von den beiden Sinesen, die darin die Nahmen Ko und Kang führen, wirklich herrührt, weil die unter den Missionaren, welche bey ihren Abhandlungen unentdeckt bleiben wollten, sich hinter ihre Nahmen verbargen (s. T. X. im Register).

Der älteste unter den Jesuiten, die zu den letzten Bänden dieser Sammlung Beiträge geliefert haben, ist Anton Gaubil, (gest. Peking 1759) der berühmte Uebersetzer des Schu-king, aus dessen gelehrtem Nachlaß wir jüngst das traité de la Chronologie Chinoise angezeigt haben; von ihm ist die Histoire de la Dynastie Tang, (T. XV. S. 399 – 516 und T. XVI. ganz). Sie ist aus verschiedenen Sinesischen Geschichtswerken (die T. XV. S. 399 genannt sind) im Jahre 1753 (nach S. 400) wörtlich zusammengetragen, und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Ein merkwürdiges Stück: denn von der Dynastie der Tang (d. i. von 617) an verlohnt sichs erst, die Sinesische Geschichte zu studiren. Unter ihnen hören endlich die Fabeln auf, aus denen sie in frühern Zeiten zusammengesetzt ist; unter ihnen fängt der Verkehr mit dem Auslande, und sein Einfluß auf Sina an; unter ihnen wurden

gebildete Männer, der Han-lin, in eine gelehrte Gesellschaft gesammelt, welche bis auf unsre Zeiten die Stütze der Geschichte und aller bessern Kenntnisse in Sina gewesen ist. Bey der Zusammenstellung seiner Quellen hat Gaubil die Sinesische Zeitrechnung auf die christliche zurückgebracht. Und das war möglich: denn die Chronologie dieser Zeit ist keinen Zweifeln mehr unterworfen; die Geschichtschreiber der Tang gehen Chronikenartig; sie geben bey jedem Ereigniß Jahr, Monath und Tag an; aber die Reduction auf die christliche Aere ist wegen der vielen dabey nöthigen Rechnungen so beschwerlich, daß der Verf. selbst sorgt, er möchte sie nicht ohne Fehler bewerkstelliget haben. Auch sind in der Uebersetzung die alten Sinesischen Nahmen der in- und ausländischen Reiche, der Provinzen und Städte mit den jetzt gewöhnlichen vertauscht, wodurch die Verständlichkeit der Erzählung sehr erleichtert ist. Uebrigens dürfen die Erforscher der Geschichte des übrigen Ostens den Gebrauch dieser Sinesischen Jahrbücher in Zukunft nicht übersehen. Man lernt die Umkehrungen, die seine Reiche betroffen haben, von einer neuen Seite, von der, welche Sina anging, kennen. Sina kam in diesen Zeiten mit dem Chalifat, mit Persien, mit den Türken und Tataren in Verbindung; über die Einfälle der Sinesen in Kaschmire, Transoxana und andere Länder muß man doch auch ihre Geschichtschreiber hören; man liest hier Sinesische Urtheile über das Christenthum und den Islam, und sind gleich diese nicht gerade belehrend, so sind sie doch in mancher Rücksicht interessant. Gaubil hat daher ein von mehreren Seiten brauchbares Werk geliefert. Seine Darstellung beginnt mit 618 und schließt mit 907 nach Ehr.

Es folgt Pater Amiot (sein Vornahme findet sich nirgends angegeben), vieljähriger Missionär in Sina (er lebte noch am 26. Jun. 1789), ein unermüdetet

Forscher über alle Merkwürdigkeiten seines neuen Vaterlandes und seiner Geschichte alter und neuer Zeiten. Er hat die meisten und umfassendsten Beiträge (manche, welche die Stärke dicker Bücher haben) zu den zehn letzten Bänden der Mémoires (so wie schon früher zu den sechs erstern) geliefert. 1. Lebensbeschreibungen Sinesischer Kaiser, Generale, Gelehrten, Philosophen, Dichter und anderer berühmter Männer aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert (T. VIII. X.): in den frühern Bänden (III. V.) hatten seine Schilderungen lauter Personen betroffen, die vor 975 nach Chr. gelebt hatten. 2. Ueber Confucius: eine Sammlung alles dessen, was die Sinesen von ihm gesagt und geschrieben haben, mit Kupfern, manche Ereigniffe seines Lebens und seine Handlungen darstellend (T. XII. 1. Die Kupfer zu diesem Aufsatz und einige neue sind mit einem Abrégé historique de la vie de Confucius (Paris 1787. 4.) besonders ausgegeben worden): dazu gehört noch ein Aufsatz Amiot's über Confucius Schüler (XIII. 1.) und ein Brief zur Vertheidigung seiner frühern Abhandlungen über diesen Philosophen (XIV.). 3. Ueber die Sinesische Geschichte (XIII. 24. ein älterer Aufsatz, mit dem der spätere T. II. verglichen werden muß). 4. Ueber die Sinesische Chronologie (T. XV. 260). 5. Ueber die Meinungen und Schicksale der Secte Tao-see, der beständigen Feindinn Europäischer Gelehrten (XV. 208). 6. Auszug aus einem Sinesischen, auf Befehl des Kaisers Kang-hi verfertigten Werke über die ihm zinsbaren Länder (XIV. 1.), wozu auch die Uebersetzung der Bittschreiben der tributären Länder und Fürsten an den Kaiser Kang-hi gehört (XIV.). 7. Die Uebersetzung der alten Kriegsverordnungen, die unter dem Titel: Art militaire des Chinois (Paris 1772. 4. s. diese Anzeigen 1772. S. 993) erschienen war, ist mit vielen Verbesserungen und

Zusätze gegen Pauth auch in die Mémoires (T. VII. VIII.) aufgenommen. 8. Eine Grammatik der Tartarischen Sprache der Mantschu (XIII. 39). 9. Briefe vermischten Inhalts.

Alle diese Aufsätze fließen über von Sinesischer Erudition: nicht leicht möchte ein anderer Europäer der Sinesischen Sprache und Litteratur mächtiger gewesen seyn als der Pater Amiot. Leider aber hat ihn die Anstrengung, womit er sich diese tiefen Kenntnisse erworben hat, zu einem halben Sinesen gemacht; die Vorurtheile der Nation, von denen sich seine frühern Ordensbrüder hatten einnehmen lassen, und die sie in ihren ersten Nachrichten und Urtheilen über Sina geleitet hatten, hat auch er sich alle zu eigen gemacht, und sie noch durch Hypothesen auszuschnücken gesucht, in denen man Europäische Urtheilskraft und Unbefangenheit vermißt. Seine lehrreichsten Nachrichten betreffen die neueste Zeit, wenn er mittheilt und beurtheilt was er selbst gehört, gesehen und empfunden hat, ob sich gleich nicht in Abrede stellen läßt, daß auch hier die Vorliebe für sein zweytes Vaterland zuweilen die Feder geführt hat. Wenn er aber in das Alterthum zurückgeht, ist er ganz von aller Europäischer Critik verlassen. Zwar der Belesenheit in den Werken der Sinesen ist darin eine außerordentliche Fülle: aber auch zu den ärgsten Träumereien benutzt. So bietet er alle Künste auf, die Mosaischen Sagen in der frühesten Geschichte und Chronologie der Sinesen, und das Geheimniß der Dreieinigkeit, in ihren Trigrammen zu finden u. s. f. In den Lebensbeschreibungen alter berühmter Männer versteigt er sich zwar nicht so hoch, und die Critik kann ihm von dieser Seite nichts anhaben; aber er mißt die Wichtigkeit eines Mannes zu sehr nach dem Sinesischen Maßstabe, und wird bey Thaten und Merkwürdig-

keiten, die nicht von sonderlichem Belange sind, zu panegyrisch. Von ganz anderem Schlage ist der Pater Cibot (gest. in Sina 1780, 54 Jahre alt). Seine Abhandlungen zeigen von einer bessern Critik und von weit weniger Vorliebe für das Eigenthümliche in Sina, und die Hypothesen und Vorurtheile der frühern Missionare, ob er gleich noch immer an Dinge des Alterthums glaubt, die man bezweifeln möchte. Bey dieser immer noch großen Mäßigung wagte er es nicht, sich allenthalben für den Verfasser seiner Aufsätze zu bekennen, und unterzeichnete manchen mit dem Rahmen Ko. In den zehn letzten Bänden findet sich von ihm: 1. Eine Vergleichung der Aegyptischen mit der Sinesischen Hieroglyphik, hauptsächlich um zu zeigen, wie aus einer Bilderschrift eine alphabetische entstehen könne, (T. VIII. 112). 2. Ueber die Sprache der Sinesen, worin die beste Nachricht, die bis dahin von Le Comte darüber gegeben war, weit übertroffen ist (T. VIII. 137). 3. Ueber die Begriffszeichen der Sinesen, ein sehr klar und unterrichtend geschriebener Aufsatz (T. IX. 282). Diese drey Aufsätze sind mit 157 Anmerkungen versehen, die oft nur in einer entfernten Beziehung mit dem abgehandelten Gegenstande stehen, und wovon oft jede für einen besondern kleinen Aufsatz gelten kann. Sie betreffen Verfassung, Wissenschaft und Künste, Bevölkerung, Secten, Bücher, Poesie, Beredsamkeit, Geographie, einzelne Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche des Landes, und sind von dem mannichfaltigsten und oft einem sehr interessanten Inhalt. Die Freyheit des Geistes, die dem Verfasser mitten unter Sinesen und Jesuiten eigen geblieben war, gewährt eine angenehme Unterhaltung. Der Gebrauch dieser Excurse ist dadurch sehr erleichtert, daß bey dem Anfang eines jeden der Inhalt am Rande bemerkt ist. 4. Allerley Notizen: über die Handelsartikel,

die man mit Vortheil nach Sina einführen kann (T. VIII. 267); a) über die Pferdezucht in Sina (T. XI. 348); b) über Hirschblut, als ein Sinesisches Arzeneymittel (S. 271. XIII. 402); c) über die Sinesische Töpferkunst (S. 275); d) über das Tribunal Kong-pu, das über öffentliche Arbeiter die Aufsicht führt; e) über die Sinesischen Lustgärten (S. 301); f) über die Ueberschwemmung der Stadt Yen-tschou-fu 1742, ihre Wiederherstellung, und was sonst bey diesem Unfall von der Regierung geschehen ist (IX. 454); g) über allerley naturhistorische und Kunstgegenstände, über den Pfirsichbaum, Zinnober, Quecksilber, Borax, die dem Sinesischen Luxus unentbehrliche Kehrwische von Federn, Kunstwerke aus Eisen, Glasmahlerey, Mahlerey auf Steine u. s. w. (T. XI.) und (T. XIII.) über Bienenzucht, über das Ueberwintern der Schwalben in Höhlen, über sechs Gattungen von Heuschrecken, über die Steine Yu, (härter als Marmor, der schönsten Politur fähig, verarbeitet zu musicalischen Instrumenten und Schmuck gebräuchlich,) über Dachziegel mit einer Glasur u. s. w. 5. Ueber das lange Leben der Menschen im Alterthum, besonders in Sina (T. XIII. 309). 6. Uebersetzungen aus dem Sinesischen, wie vermischte Gedanken, Sentenzen, Sprichwörter u. s. f. (T. X. 14. XVII. 516). Bey so vielem Guten, das Cibot geliefert hat, kann man ihm 7. seine Parallele zwischen den Sitten der Sineser und denen im Buch Esther (T. XIV. und XV.) übersehen, in denen man philosophischen Geist und Critik vermißt.

Von Bourgeois finden sich nur wenige Beyträge, die überdieß keinen Inhalt haben, aus dem sich sein gelehrter Character bestimmen ließe. 1. Von den Ehrenbezeugungen, die der Kaiser Kien-long einigen Europäern, besonders dem 70jährigen Pater Sichelpar erwiesen hat (VIII. 283). 2. Ueber Kien-long's

Rückkunft von seiner Reise nach der Tataren, während welcher man ihn todt gesagt hatte (VIII. 289). 3. Beschreibung einer Reise von Canton nach Pe-fing (291). 4. Ueber die Größe von Nan-fing und die Bevölkerung von Sina (IX. 431). 5. Ueber die Ueberschwemmung der Insel Formosa (T. XIII. p. XII). 6. Ueber gummi elasticum.

Poirot trug bloß die Instructionen des Kaisers Kang-hi an seine Prinzen, die aus seinen mündlichen Unterredungen gesammelt worden sind, in einer Italiänischen Uebersetzung bey, aus der sie eine (nicht genannte) Gräfinn ins Französische übertragen hat (T. IX. 65).

Vom Missionär Kaur ist die Reiseroute von Canton nach Pe-fing (T. XII. 531), und ein Brief (XV. 382 und 393) über die Kaiserlichen Begräbnisse der Ming, so wie von

Grammont ein Brief mit einer Uebersetzung eines zu Canton angeschlagenen obrigkeitlichen Befehls bey Gelegenheit des Unfalls, daß zwey Sinesen bey dem Abfeuern einer Kanone zufällig getödtet worden (T. XIII. 513), und (XV. 394) eine Nachricht über die Kriege der Formesaner und Tonkinesen.

Der Missionär Collas verbreitet sich am liebsten über naturhistorische Gegenstände. 1. Allerley astronomische, botanische und chemische Beobachtungen (T. XI. 269 und 274). 2. Ueber allerley Minerale und ihren Gebrauch in der Medicin und zu Handwerken und Künsten (XI. 298). 3. Ueber das Salz, von den Sinesen Kien genannt (XI. 315). 4. Ueber den schwarzen Kalk, über die Materie Pieu-li, die sich dem Glas nähert, und eine Erdart zur Feuerung (S. 321). 5. Ueber das Vitriol Hoang-san, das Sal ammoniacum Nao-cha, und Hoan-po-mou (S. 329). 6. Ueber Steinkohlen (S. 334). 7. Ueber das weiße Kupfer und Mennig (S. 347). 7. Ueber Papiervergoldung ohne Gold (S. 351), über Bambu

(S. 353). Zuletzt 8. Vergleichung der Französischen Münze mit dem Silber in Sina (371).

Anonyme Aufsätze: 1. Besondere Sitten und Gebräuche der Sinesen, aus allerley Briefen gezogen (T. XV. 281). 2. Meteorologische und astronomische Beobachtungen (T. XI. 2. 269. 274). 3. Ueber die Schaafszucht in Sina (T. XI. 35). 4. Anwendung einer Art von *Persicaria* (petit Indigo) zur Färberey (T. XI. 73). 5. Ueber das Fleisshessen in Sina (XI. 78). 6. Allerley Sinesische Poesien (T. XI. XIII.).

Der zehnte Band hat ein ziemlich vollständiges Register, durch welches der Gebrauch der frühern Bände der *Mémoires* sehr erleichtert wird: hoffentlich wird der zwanzigste Band wieder mit einem ähnlichen versehen werden.

Eben daselbst.

Hier hat der Herr Friedrich Schöll, Legationssecretär bey der Königl. Preussischen Gesandtschaft am Königl. Französischen Hofe, ein schätzbares Werk besorgt: *Recueil de pièces officielles destinées à détromper les françois, sur les événemens qui se sont passés depuis quelques années.* Par Frédéric Schoell. 1814. Vier Bände in Octav. Das ganze besteht in 16 Lieferungen oder Heften, und Supplementen. Mit dem aus Psalm 123 wiederhohlnen Motto: *Laqueus contritus est, et nos liberati sumus.* A la librairie grecque-latine-allemande, rue des Fossés-Montmartre, Nr. 14.

Für die Franzosen, denen alle die wahren Nachrichten, Proclamationen u. dergl. ihrer Gegner eben so gut als uns vor dem 18. October 1813 vorenthalten wurden, weil die damalige Regierung von der aufrichtigen Mittheilung sehr vielen Nachtheil für sich, ihr Bestehen und ihrer Plane Gelingen zu

besorgen hatte, war es unstreitig sehr wünschenswerth, eine vollständige Sammlung aller der seit dem Beginnen der Zwingherrschaft erschienenen und wenigstens dem größten Theile der Franzosen noch unbekanntem Declarationen, Proclamationen, Noten, Instructionen, Berichte von Schlachten u. s. w. in ihrer Sprache zu besitzen. Auch den Deutschen muß eine solche Sammlung angenehm seyn, wenn ihnen gleich das Meiste oder Alles von diesen hier mitgetheilten Stücken bekannt ist. Um die Neugier der Leser zu befriedigen, und weil auch wohl im Anfange der Plan nur für den Augenblick als Buchhändler- oder Autor-Speculation gemacht war, ist die Einrichtung des Werks und die Stellung der mitgetheilten Stücke nicht der Zeitfolge gemäß getroffen, sondern das Neuere vorangestellt worden. Der erste Band beginnt mit der Proclamation de l'empereur Napoléon à la grande Armée en entrant sur le territoire Russe, en Juin 1810. Sehr gut hat der Verf. eingesehen, daß dem Leser in chronologischer Hinsicht einige Hülfe gegeben werden müsse, und daher folgt sogleich auf die Vorrede des ersten Bandes *table chronologique des pièces renfermées dans cette collection, indiquant l'ordre dans lequel il faut les lire*. Da wird die Erklärung des jetzigen Französischen Königs und aller Prinzen seines Hauses, auch des unglücklichen Herzogs von Enghien vom 23. Jul. 1803, worin sie ihre Ansprüche und Rechte verwahren, als das erste Stück angegeben. Wir Deutschen kennen diese Erklärung schon lange aus unsern öffentlichen Blättern. Alsdann folgen in chronologischer Ordnung angegeben, jedoch nicht überall so gestellt: die Päpstlichen Angelegenheiten I, 123 ff. vom 11. Nov. 1807 an bis zum 23. Januar 1814: unter diesen Stücken haben wir nichts wesentliches vermißt: sehr vielen Lesern auch unsrer Nation wird manches Neue

darin vorkommen. Die Begebenheiten von Spanien vom 29. May 1808 — 8. Febr. 1814 sind nicht minder interessant und für manche viel Neues enthaltend. Campagne d'Autriche de 1809; die Oestreichische Kriegserklärung vom 27. März 1809, welche damahls fast überall in Deutschland und Frankreich Contrebande war, und manches andre wird vielen ganz neu seyn. Campagne de Russie de 1812 und de 1813, und de 1814, Affaires de la Hollande. Die Sammlung ist mit Einsicht und Kenntniß gemacht, und verdient besonders von den Franzosen gelesen und studiert zu werden; denn wir Deutschen bedürfen, da wir schon damit reichlich genug versehen sind, diese sonst nützliche Sammlung nicht. Wer unter uns die Zeitungen, Flugblätter und Journale liest, hat sie gar nicht nöthig; andern helfen ähnliche Sammlungen aus. Nach I. S. XXVI ist die schöne Darstellung des Benehmens der Französischen Regierung gegen Preußen seit dem Tilsiter Vertrage, Berlin 1813 vom G. St. R. von Küster und die dem Hrn. General von Sneysenau zugeschriebene Geschichte des Feldzugs vom J. 1813 bis zum Waffenstillstande ist nach einer eigenen Nachricht des Hrn. Generals von Hrn. Obrist von Clausewitz. Das Hauptverdienst, was sich der Verf. durch diese mühsame Sammlung erworben, besteht ohne Zweifel darin, daß er die Franzosen zur Wahrheit geführt hat; denn er ist sehr bemüht gewesen, diesem recueil überall in Frankreich viele Leser zu verschaffen, da es in Brüssel, Strasburg, Lille, Nismes, Rouen ic. schon seit dem August 1814 im Laden zu haben war. Der Verf. wollte seine Landsleute, oder, da wir uns nicht gleich erinnern, ob nicht Herr Schöll ein Deutscher sey, er wollte die Franzosen von ihren politischen Irrthümern befreien, und diesen Zweck hat er ohne Zweifel erreicht; so viele nämlich von den Lesern im Stande waren, durch Vergleichung,

Nachdenken und Urtheilen das aus diesen Berichten, Declarationen 2c. von selbst hervorgehende Resultat klar aufzufassen und zu ihrem eignen zu machen. Bey manchen, die dieß gut wußten oder sich aus dem Studium dieser Schöllschen Sammlung angeeignet haben, scheint es gleichwohl ohne Nutzen geblieben zu seyn, man sieht leicht, warum. Sonst ließe sich an diesem Buche noch vielerley tadeln, wovon wir aber, da es jedem Leser in die Augen springt, nur einiges nennen. Vom Jahre 1803 springt der Verf. bis ins Jahr 1807: die chronologische Ordnung mußte sogleich zum Grunde liegen; die Quellen mußten angezeigt werden u. s. w. Der Verf. wagte viel, daß er sein Manuscript schon am 30. März, gerade als ein vorgeblicher Courier von Buonaparte den Rückzug der Alliirten und die Annäherung seines Gebieters mit 50,000 Mann in den Straßen von Paris verkündigte, in die Druckerey brachte. Er sah des Herrschers Fall vorher: was er von ihm sagt, ist wahr, aber es ist, wie es dem Rec. scheint, zu derbe gesagt, als daß alle seine Französische Leser damit zufrieden seyn dürften. Wohlwissend, daß er die Französische Armee, und das was man Ehre und Kriegsrühm nennt, in Frankreich vorzüglich, als einen heiligen Irrthum zu schonen habe, verwahrt der Verf. sich gegen alle Mißdeutungen. Mit Recht macht er auf den Unterschied aufmerksam, der sich zwischen den Französischen Bülletins und den Berichten der Deutschen 2c. findet: nichts von halbwarhen, verschwiegenen, verschleierteu, gar erlogenen Sätzen, Erzählungen 2c. hat man in den letztern je entdeckt, wie in den Französischen Bülletins, die bekanntlich seit 25 Jahren und drüber davon gewimmelt haben. Aber der große Unterschied von Bildung, durch welche sich alle Classen Deutschlands vor denen in Frankreich so sichtbar auszeichnen, man mag auf die Moral oder

die Erkenntniß sehen, darf nicht übersehen werden. Bey uns ist so viel Leichtgläubigkeit nicht anzutreffen. Der Verf. verspricht künftig noch Ergänzungsbände nachzuliefern, wenn über manche Punkte aus den Jahren 1805 ff., über welche noch ein Schleier hängt, das erforderliche Licht verbreitet seyn wird. Hier hat er 400 Stück geliefert. Auf die chronologische Tabelle folgt eine zweite, welche die Folge der vornehmsten Ereignisse der merkwürdigen Feldzüge 1812, 1813, 1814 angibt. Die dritte ist ein Register der in den vier Bänden enthaltenen Nachrichten.

Dresden.

Auf Kosten des Verfassers und in Commission der Waltherschen Hofbuchhandlung: Zweyhundert seltene Münzen des Mittelalters, in genauen Abbildungen, mit historischen Erläuterungen herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker, Königl. Sächs. Hofrath, Oberaufseher der Königl. Antikengallerie und des Münzkabinetts, Inspector des grünen Gewölbes u. 1813. Ohne Vorrede und Verzeichniß 102 Seiten in groß Quart. Kupfer- tafeln I – VII.

Der Herr Hofr. Becker hatte bey Herausgabe dieses Werks den dreifachen Zweck: seltene Stücke zu liefern, zur Ergänzung mehrerer Fächer beizutragen, und dann auch angehenden Münzensammlern Stoff zu näherer Kenntniß mancher Münzen verschiedener Länder zu geben. In keiner dieser Rücksichten wird man ganz unbefriedigt bleiben. Schon richtige Abbildungen der alten Münzen allein machen einen Schatz unter den historischen Quellen aus, wenn sie auch nicht mit solchen Erläuterungen, wie die gegenwärtige Sammlung, ausgestattet sind. Aber das kann man nicht erwarten, daß sogleich wichtige

neue Resultate sich ergeben sollen. Erst durch Vergleich, durch Erklärung des einen durch das andere, durch Anwendung auf einzelne Fälle, bewährt sich, nach Jahren erst, ihr Nutzen. — Wir müssen unsere Leser mit dem bekannt machen, was sie hier finden können.

Auf sieben Kupfertafeln werden 112 Solidi aus dem 8ten bis 15ten Jahrhundert und 88 Bracteaten aus dem 12ten bis 14ten mitgetheilt. Alle sind in ihrer wahren Größe, meistens nach Originalien im Königl. Kabinet, gezeichnet, doch die Bracteaten zum Theil nach fremden Zeichnungen, von Heine abgebildet und von Stölzel jun. sehr sauber gestochen. Unter den Solidis findet man von Karolingern 16, Herz. von Bretagne 3, Aragonien und Balearen 3, England 18, Dänemark 10, Ungarn 3, Böhmen 8, Deutschland 22, Schwaben 1, Baiern 3, Oesterreich, Friaul 1c. 12, Hessen 6 und noch einige vermischte. Besonders merkwürdig scheinen uns darunter Tab. II. 48. 50. 51. von Waldemar, Abel und Karl Robert; Tab. III. 82. 84. 88. von Adolf von Nassau, Heinrich VII. und Heinrich Jasomirgott. Nähere Nachforschung verdienen vorzugsweise Tab. I. 14. 37. Tab. II. 55. 56. 60. Tab. III. 109. — Unter den Bracteaten werden uns gegeben: von Kaisern und Königen 33, von Böhmen, Mansfeld, Hohnstein, Stolberg, Köpenick 5; die übrigen sind von geistlichen Stiftern, wie Mainz, Bremen, Magdeburg, Hildesheim, Halberstadt, Oldenburg, Würzburg; ferner von Corven, Heiligenstadt, Nordhausen und Quedlinburg. Außerdem noch 16 vermischte und ungewisse. Sehr schätzbar ist Tab. IV. 187. von Grafen Lothar von Supplinburg, wie denn auch hier Nr. 130. 163. 164. näherer Nachforschung und Bestimmung werth sind.

Das Gewicht der Münzen wird hoffentlich der Herausgeber, wo es noch nicht bemerkt ist, bey einer

1120 G. g. A. 112. St., den 15. Jul. 1815.

andern Gelegenheit nachtragen. Wir wünschen, daß er einigermaßen für den Aufwand entschädiget werden möge, den diese verdienstliche Arbeit verursacht hat, und damit uns die Hoffnung erhalten werde, das Unternehmen fortgesetzt zu sehen. Der Pränume-
ranten sind nur zwey und vierzig gewesen.

Hlg n.

London.

Ben R. Phillips : Travels from Buenos Ayres, by Potosi to Lima with an appendix, by A. Z. Helms. The second Edition. 1807. 292 Seiten in Octav.

Herr Helms trat als Bergwerksdirector aus Polnischen in Spanische Dienste. Im October 1788 kam er in Buenos Ayres an. Sein hier im Auszuge mitgetheiltes Journal beschreibt die Reise in America. Alle und alles vereinigte sich gegen ihn und die von ihm bezweckten Veränderungen. Er mußte zurück nach Madrid gehen; dort erhielt er endlich eine kleine Pension und zog sich mit dieser nach Wien. Der Auszug aus dem Journal geht bis Seite 116. Herr H. ist nur Mineraloge; gleichwohl liefert er manchen schätzbaren Beitrag zur Kunde des Spanischen America's, des Landes wie seiner Bewohner. Dem Auszuge aus dem Journal folgt ein Appendix von dem Uebersetzer und Herausgeber des Journals. Der Appendix enthält eine statistisch-geographische Beschreibung der Besitzungen der Spanier in America. Die Angaben lieferten Skinner, Arrowsmith, Ulloa, das geographische Dictionair von Don Alcedo und Bourgoing. Auch benutzte der B. Briefe des Herrn Humbold an seine Freunde. Die, an Werke dieser Art gewöhnlichen Forderungen sind völlig befriedigt. Noch sind zwey kleine Landkarten hinzugefügt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 17. Julius 1815.

London.

Bei Black, Parry und Kingsbury, Buchhändlern
der Ostindischen Compagnie (Leadenhall - Street):

A Grammar of the Sanskrita Language by
Charles Wilkins, LL. D. F. R. S. 1808. XX und
662 Seiten in Quart.

Asien werden seine gelehrten Geheimnisse immer
mehr entrisen. Zu den größten gehörte bis nach
der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Sanscrit,
die heilige, längst ausgestorbene Sprache der Brah-
manen. Noch ein Sanscrit-Wörterbuch, und wir
sind im Besitz aller Hülfsmittel, um die ältesten noch
vorhandenen Werke der Indier zu lesen, und nach
und nach zu Aufschlüssen über die älteste Völker-
geschichte zu gelangen, die sich noch vor dreißig
Jahren der gelehrteste Geschichtsforscher nicht hätte
träumen lassen.

Der erste Europäer, dem, nach vielen vergeblichen
Versuchen, eine genaue Kenntniß des Sanscrit von
einem Pandit verrathen wurde, war der Missionar

S (5)

Hanxleden († 1732): aber sie kam der Welt nicht zu gute. Er brachte zwar eine Grammatik und ein Wörterbuch der wunderbaren Sprache in die Propaganda zu Rom von seiner Mission zurück; aber, obgleich die Schriftformen daselbst bereits vorhanden waren, blieben beide Werke dennoch ungedruckt. Erst der Missionar Paulinus a S. Bartholomáo (in der Welt Wesdin genannt) ließ zwei grammatische Werke über das Sanscrit (Sidharubam 1790 und Vyacarana 1804. 4.) zu Rom drucken, und gab zur Probe ein Bruchstück von dem berühmten Sanscrit-Wörterbuch, Amarasinha, (Rom 1798. 4.) heraus. So war die Bahn gebrochen; doch nicht für den Verfasser der Sanscrit-Grammatik, die wir anzeigen: dieser erwarb sich eine Kenntniß des Sanscrit weit früher, in Indien selbst; er scheint nicht einmahl die genannten Werke zu kennen, wenigstens gedenkt er ihrer nirgends.

Sir Charles Wilkins, schon längst als einer der vorzüglichsten Kenner des Sanscrit bekannt, durch die Uebersetzung einer Episode aus dem großen historischen Gedicht Maha-Wharada, des Bhagvat Dschita (Geeta), eines Dialogs über die Einheit Gottes (1785), und der Fabelsammlung Hitapades (1787), fieng das Studium des Sanscrit schon früh, schon 1778 an, ermuntert durch das Beispiel seines Freundes Halhed, der sich damit (etwa seit 1770) beschäftigte. Um diese Zeit hatten sich die Bedenklichkeiten der Brahmanen, in ihrer heiligen Sprache Europäern Unterricht zu ertheilen, schon merklich gemindert; schon hatten Holwell, in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, zwischen 1727—1757, und Dow (ums Jahr 1760) Gelegenheit gefunden, Sanscrit zu lernen; da nun die Brahmanen sahen, daß ihr Geheimniß doch schon verrathen sey, so hörten sie zwar immer mehr auf,

jedem Unterricht in ihrer heiligen Sprache auszuweichen, aber sie hatten doch dabei eine für einen Europäer sehr beschwerliche Methode. Sir Charles Wilkins entwarf sich daher unter der Beyhülfe seines Pandit die nöthigen Elementarbücher; unter andern Auszüge aus den einheimischen Grammatiken, wodurch die erste Grundlage zu der nun erschienenen Sprachlehre entstanden ist.

Schon im Jahre 1775 wollte der Verf. die Muße, in welcher er lebte, zur Herausgabe derselben nützen: er hatte schon die Devanagarschrift dazu selbst gegossen, und den ganzen Apparat zum Anfang der Ausführung beisammen, als ihm ein Brand denselben vernichtete. Ob er nun gleich Papiere, Punzen und Matrizen noch glücklich rettete, so wurde ihm doch durch diesen Unfall die Lust zu der ganzen Unternehmung eine Zeit lang benommen. Sein Enthusiasmus für sie erwachte aber aufs neue bey der Errichtung des College zu Hertfort, zur Bildung künftiger Geschäftsmänner für Ostindien: und wer müßte sich nicht freuen, dasselbe auf diese Weise unterstützt zu sehen?

Die Indischen Sprachstudien, die doch die Hauptsache dieser Anstalt seyn müssen, sind dadurch auf das gründlichste eingeleitet. Zwar ist Sanscrit eine längst ausgestorbene, bloß gelehrte und keine Geschäfts-Sprache: mit ihren Töchtern, in denen sie fortlebt, braucht nur der Geschäftsmann in Indien bekannt zu seyn. Und diese kann er auch durch Umgang und Übung fertig sprechen und schreiben lernen, ohne Sanscrit selbst zu verstehen: doch wird er nie zu einer genauen, gründlichen und critischen Kenntniß der erstern ohne letzteres gelangen. Schon deswegen war zu wünschen, daß der Indische Sprachunterricht zu Hertfort davon ausgehen möchte. Und sollte er nicht bloß sinnlichen, sondern auch geistigen

Zwecken dienen, so war zu wünschen, daß man bey der Anlegung des College von einem Ideal der Bildung Indischer Geschäftsmänner ausgehen möchte, daß sie, wenn man auch manches von ihm nachlassen müßte, nie unter das Gemeine herabsinken möchte. Glücklicher Weise war dieses der Fall; man gierg bey dem Plan vom Sanscrit aus, und so kommt der dasige Unterricht auch eigentlicher Gelehrsamkeit zu statten; künftige Geschäftsmänner (wenigstens die der vorzüglichern Art) bringen nach Indien die Kenntniß einer Sprache mit, die in Büchern von hohem Alter, in Liturgien und im Vortrage höherer Wissenschaften von Caschgar bis zum Vorgebirge Comorin, vom Indus bis in das Königreich Siam hinein fortlebt.

Seine grammatischen Materialien hat der Verf. in eilf Kapitel vertheilt: 1. Von den Elementen oder dem Alphabet. 2. Orthographische Bemerkungen. 3. Declination der Nenn- und 4. der Fürwörter. 5. Conjugation der Zeitwörter. 6. Bildung der Participien und der Participial-Nennwörter. 7. Bildung der abgeleiteten Wörter. 8. Indeclinable Wörter. 9. Bildung zusammengesetzter Wörter. 10. Geschlechter der Nennwörter. 11. Syntax. In der Ordnung der Materien folgt schon der Verf. der Weise der Indischen Grammatiker; noch mehr aber in der Ausführung einzelner Kapitel, was im Ganzen zu billigen ist. So erhielt man eine reine Sanscrit-Grammatik, in welcher sich dessen Genius und Eigenthümlichkeit selbst in der Anlage spiegeln. Denn bey aller Verwandtschaft des Sanscrit mit dem Griechischen, Lateinischen und Germanischen in Grundwörtern, deren Genus und Numerus u. a. hat es sich doch im Lauf der Jahrtausende in vielem sehr verschieden von jenen Sprachen gebildet, daß sich manches Eigenthümliche von ihm verwischt haben würde, wäre es

über den Leisten Europäischen Grammatiken geschlagen worden. Man findet daher den Coniunctiv nicht berührt, weil Sanscrit nur Indicativ und Optativ hat; dagegen ein dreifaches Futurum, beyhm Nomen sieben Casus außer dem Vocativ und die Casus in eine andere Ordnung, als in den Europäischen Grammatiken gestellt u. s. w. Doch sind die Indischen Kunstwörter für grammatische Gegenstände fast überall weggeblieben, wodurch wenigstens der Vortrag weniger schwerfällig geworden ist, als er sonst hätte ausfallen müssen, wie man sich durch die Vergleichung des Bhacarana überzeugen kann, in welchem Paulinus a S. Bartholomäo bey jedem Artikel den Indischen Kunstausdruck mitgenommen hat. Ueberhaupt wird man Bestimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit nirgends vermissen.

Ob nun gleich diese Grammatik in der Anordnung den Indischen Sprachlehren nachgebildet ist, so scheinen sie doch (so weit man, ohne jene Grammatiken vor Augen zu haben, urtheilen kann) da verlassen zu sehn, wo sich ihre Darstellungen vereinfachen ließen. So haben Sidharubam und Bhacarana dreizehn Declinationen; Wilkins bringt ihre Formen auf acht zurück. Die unaussprechbar langen Wörter fallen durch die Auflösungen des Verf. weg. Sie entstehen wie Ketten durch zusammengereihete Glieder durch das Aneinanderschlingen mehrerer für sich allein bestehender Wörter: bald fügen sie Ergänzungsbuchstaben an einander, bald laufen die letzten Vocalen des vorhergehenden Worts durch Elisionen mit den ersten des folgenden Worts zusammen, daß es schwer ist und Uebung erfordert, das Ende des vorhergehenden und den Anfang des folgenden Wortes zu finden. Nach den sehr deutlich vorgetragenen Regeln, wie diese Zusammensetzungen sich bilden, lösen sie sich selbst wieder auf, und zer-

fallen in ein= zwey= dreysylbige Wörter: die von mehreren Sylben sind selten. Doch würde die Darstellung mancher Kapitel sich kürzer haben lassen lassen, wäre schon ein gedrucktes Wörterbuch vorhanden. Dann hätte die Etymologie, desgleichen hätten die Verzeichnisse der Wurzeln und Partikeln wegfallen können u. s. w. So sehr man Ursache hatte, die beiden grammatischen Werke des Paulinus a S. Bartholomäo mit Dank anzunehmen, so wird doch jeder Wilkins Sprachlehre vorziehen, nicht bloß wegen der Bequemlichkeit, da dort in zwey Büchern zerstreut gesucht werden muß, was man lieber zusammengestellt zu lesen wünscht, sondern auch wegen der weit größern Vollständigkeit, besonders der Paradigmen: wem es um die Indische grammatische Kunstsprache zu thun ist, kann sie aus Paulinus leicht nachhohlen. Es wird zwar noch ein halbes Jahrhundert erfordert werden, bis die Folgen des begonnenen Studiums der wunderbaren Sanscrit= Sprache, wunderbar im Bau und Reichthum, wunderbar durch Kunst und Einfalt zugleich, wunderbar wegen des hohen Alters und der Merkwürdigkeit der in ihr noch vorhandenen Werke, — bis die Folgen ihres Studiums auf die Europäische Litteratur sichtbar werden können, wird es zwar noch lange währen: außer den Wörterbüchern, dem nach Begriffen, in Indischer Manier, das wir bis jetzt nur allein in einem Bruchstück kennen, und dem alphabetischen nach Europäischer Weise, bedürfen wir noch den Abdruck der wichtigsten noch vorhandenen Sanscrit= Werke, damit sie sich außerhalb Indiens in Ruhe studieren lassen: aber wer sollte sich nicht der Hoffnungen, in deren Besitz die Nachwelt kommen wird, bey diesem schönen Anfang freuen, wenn er auch ihre Erfüllung nicht mehr erleben kann? Für jene Sanscrit= Bibliothek wird gewiß der Eifer der Britischen Ge=

Lehrten für dieses durch sie erst bekannt gewordene Fach der Litteratur, und das für Unternehmungen, die für National-Unternehmungen gelten können, freigebige Britannien sorgen. Möge Deutschland wenigstens zu ihrer Verarbeitung die Gelehrten erziehen!

Unter den drey Syllabarien, mit denen Sanscrit geschrieben wird, dem Telengischen, Malabarischen und Devanagari Character, ist der letztere für diese Grammatik gewählt worden. Er ist der zierlichste und zur Darstellung aller Feinheiten des Sanscrit der geschickteste, weshalb man wünschen muß, daß er in Zukunft zu allen Sanscrit-Drucken gewählt werden möge. Das Lesenkernen zu erleichtern, sind fünf Kupfertafeln mit vereinzelt und zusammengesetzten Devanagari-Charactern der Grammatik beygelegt.

Berlin.

Ben Nicolai: Die Sprachschule, oder geordneter Stoff zu Deutschen Sprachübungen für Schule und Haus. Nach einem dreysfachen Lehrgang(e) in einzelnen Uebungsstücken und Aufgaben für Schulen bearbeitet von Theodor Heinsius. 1815. VIII und 194 Seiten in Octav.

Je allgemeiner man eingesehen hat, daß eine strenge Sprach- und Regellehre den Anfang des Unterrichts wenigstens in den Volksschulen nicht machen müsse, weil das bloße Einüben der Formen für das Denkvermögen nicht bildend genug ist, desto weniger ist man über die Art, wie unsre Muttersprache in den Volksschulen zu lehren sey, uneinig. Zillich und von Türck suchten die Sprache als Lehrstoff zu naturgemäßen Denkübungen kunstmäßig zu verarbeiten: ohne Zweifel mit Recht. Nur paßt dieß nicht für ein reiferes Jugendalter, und der

häusliche Fleiß, auf dessen Erweckung und fröhliche Unterhaltung so viel, ja fast alles ankommt, geht dabey leer aus: die Sprache muß daher hier als Sprache, um ihrer selbst willen, nach ihrem Bau, ihren Theilen, Formen und Regeln aufgefaßt und gelehrt werden, ohne die Ausbildung der Geisteskräfte des Zehrlings nur einseitig zu betreiben. Die Sprache ist dann Mittel und Zweck, nach der vom sel. Gedike (gesammelte Schulschriften B. II. S. 235 ff.) aufgestellten und von dem Verfasser, Hra. Wilmfen u. a. angewandten und erweiterten Ansicht. In dieser Betrachtung liegt auch der Plan dieses nützlichen Buchs, welches dazu bestimmt ist, die Denkübungen mit dem eigentlichen Sprachunterricht überall in Verbindung zu bringen, den Sprachstoff in Lehrgängen aufzustellen, und dem häuslichen Fleiße des Schülers Richtung und Nahrung zu geben. Dieser Versuch, der freylich keine Sprachlehre darbieten soll, ist für gelungen zu halten, und wird bey weitem Auflagen des Buchs gewiß noch vollkommener werden, besonders wenn der Verfasser seinen ganzen Plan ausführt, wie wir wünschen. Diese Sprachschule besteht aus drey Lehrgängen. Der erste ist überschrieben: Kenntniß der Wörter und Wortformen S. 1 — 63; der zweyte: Kenntniß der Rechtschreibung oder Orthographie bis S. 95; der dritte: Kenntniß der Wort- und Satzverbindung bis zu Ende. Der denkende Schulmann und Kenner der Sprache blickt überall durch und wir wünschen, daß dieß nützliche Büchelchen, das freylich für Berlin besonders gearbeitet ist, in so fern in demselben auf die Unrichtigkeiten der Aussprache und des Ausdrucks, welche dort herrschen, vorzüglich Rücksicht genommen wird, in die Hände sehr vieler Schulmänner und Freunde unsrer herrlichen Muttersprache kommen möge.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 20. Julius 1815.

Stuttgart.

Bei Steinkopf: Uebersicht der Geschichte von Schwaben von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Durchaus nach echten, zum Theil noch unbekanntem Quellen entworfen von J. C. Pfister, Dr. der Philosophie, Diac. zu Baihingen u. 1813. XIV und 344 Seiten in Octav.

‘Zu zeigen, daß es möglich ist, eine planmäßige, zusammenhängende, vielfältig belehrende Geschichte von Schwaben durch alle auch die verworrensten Perioden hindurch aufzustellen,’ — zugleich ein Vorläufer des langsam fortschreitenden größern Werks, Darlegung des für dieses vorhandenen gesammten Stoffes, und der Lücken, (daß Freunde dieser Sachen sie füllen mögen!) endlich auch ein Leitfaden beim Vortrage, — das war des Verfassers willkommene Absicht bey dem vorliegenden Werke. Wir glauben er hat sie recht gut erreicht, wenn man davon absieht, daß wir nur eigentlich die äußere Geschichte Schwabens, oder die mit diesen Ereignissen in genauerer Verbindung stehenden inneren Verhältnisse lesen. Das übrige innere Leben, zu welchem jene nur der Rahmen

ist, dieser Zustand, aus dem so vieles auch für die Erscheinungen im Aeußern vornähmlich erklärt werden muß, fehlt noch, und es läßt sich vorhersehen, daß eine neue Auflage, nach Vollendung des größern Werks, doch wohl in mancher Hinsicht anders lauten, daß mehr als eine Stelle anders, und ein anderer Inhalt seyn werde, abgerechnet noch die Abkürzung im Ganzen, da bey den von ihm dort noch nicht behandelten Perioden der Verfasser absichtlich weitläufiger war. Die drey Bände des großen Werks sind hier auf 47 Seiten zusammengedrängt; ob aber einigen Lesern nun nicht mehreres dunkel bleiben mag? Plan und Ausführung ist gut. Die Geschichte getheilt in drey Abschnitte: Schwaben in den alten Volkervereinen; unter der Reichshoheit; während der Kreisverfassung (Landeshoheit); und dadurch leicht und gefällig ein Zusammenhang in die allgemeinen Ansichten gebracht, der gewiß jeden befriedigt, je weniger nach der bunten Karte von Schwaben eine solche Zusammenfügung erwartet wurde. Darin hat das Werk ein bleibendes Verdienst, auch wenn künftig die Erzählung mannigfach abgeändert, verbessert wird; hier ist die Bahn gebrochen. Wir wünschten nur, wir besäßen von mehreren alten Hauptstämmen Deutschlands solche kurze Uebersichten, nähmlich nicht bloß in Hinsicht des Stoffes, sondern auch daß ihre Entwerfer so Herr des letztern wären als unser Verfasser. Nur aus den Vergleichen solcher können auch für die einzelnen Geschichten der verschiedenen Stämme fruchtbare Resultate entspringen. So ist es immer noch nicht gehörig aufgeklärt, wie in Schwaben die vielen freyen Eigenthümer und die Gebiete sich unmittelbar erhalten, oder bey einigen, wenn man will, auf diese höchste Stufe Deutscher Ehre sich empor-schwingen, zur Landeshoheit und Reichsstandschaft gelangen konnten. Das Eingehen der Herzogs-

würde, und das Zusammenfallen alles dessen, was auf sie und ihre Verhältnisse in der Deutschen Verfassung Bezug hat, reicht dazu nicht allein hin; auch in Sachsen und Westphalen waren ja seit noch früheren Zeiten nur Rahmenherzoge, aber dieser Stamm (oder diese zwey Stämme) liefern immer kein Bild Schwabens, wenn gleich auch bey ihnen manche Eigenthümlichkeit aus dem Mangel jener Würde hervorgeht. Erklärt es hier allein das Nichtvorhandenseyn großer übermächtiger Häuser, die seit länger schon darauf ausgingen, den kleinern Nachbar zu unterjochen, oder nicht aufkommen zu lassen? Oder dort die Nähe der slavischen geschlossenen Länder, die Vorbild zur Uebertragung habfüchtiger Neigungen und Anlaß herbenzuführen der Gleichförmigkeit wurden? Dafür war für Schwaben aber Baiern in der Nähe, das auch schnell sich schloß, und nachdem das alte Streben auf Unabhängigkeit vom Reiche und als Widersacher der rechtmäßigen Reichsgewalt ruhte, dafür im Süden zuerst die Landeshoheits-Grundsätze gegen mindermächtige Standesgenossen und seine Stände thätig machte, wie im Norden das Haus Sachsen diesen Vorwurf trägt; auch Oesterreich begann ja, auf den Grund der Landvogten hin, die Versuche landfäßig zu machen zu einer Zeit, wo man anderwärts kaum daran zu denken anfieng. (Letztes Viertel des 15ten Jahrhunderts S. 76.)

Dem Verf. hat das Glück so wohl gewollt, daß er manche noch unbekannt wichtige Hülfsmittel gebrauchen konnte. Da gibt es (einzelne für spätere Zeiten abgerechnet) ein Chron. bavar. antiq., eine Weiffenhorner Chronik (S. 102), eine andere ungedruckte Chronik (68), und vollständigere Abschriften von manchen bekannten. In dem größern Werke, bey dem Besondern, wird der Gewinn davon noch mehr in die Augen springend seyn; (möchte die

Fortsetzung doch bald erscheinen!) nur wünschte man eine genauere Beschreibung solcher Handschriften schon hier, da man an und für sich den Grund der Glaubwürdigkeit nicht immer gleich einseht. So, wenn ein Gabelkoffer (Chronik der Grafen von Helfenstein S. 21. Nr. 43) als Gewährsmann aufgeführt wird (S. 18), daß Graf Friedrich von Helfenstein unter König Heinrich I. einem Kriegszug gegen die Wenden beywohnte, besonders wenn wir nachher bemerken, daß der Verf. etwa bey der Nachricht: der Elsaß blieb unter dem Geschlecht Herzog Erhiko's, auf Königshofens ehrwürdige Chronik sich beruft. Denn dieses Beywort kann man der Arbeit des braven Priesters im 14ten Jahrhundert für den Theil, welcher sieben Jahrhundert früher verlaufene Geschichten erzählt, nicht zugestehen, besonders wenn solche Quellen selbst angeführt werden, als hier Herr Jakob erwähnt. Wenn unter den S. 13. Nr. 22. b. angeführten Chroniken von Reichenau und Würzburg die Baluzeschen gemeint sind, so bezeugen sie das nicht, wozu sie aufgerufen, und das Baiersche Chronicon müssen wir erst näher kennen lernen, um den Gerold, Karl des Großen Bannerherrn, zum Grafen auf dem Bussenberge zu machen.

Die neuesten Werke und Ansichten sind fleißig benützt (für die Unruhen unter Rudolf II. vermiffen wir aber die urkundlichen Nachrichten des Korkherrn Kurz) und schon deßhalb wird das Werk vielen für den Theil willkommen seyn, wo (mit löblicher Sparsamkeit) die Reichsgeschichte eingeflochten werden mußte, indem wir keine neuere Reichsgeschichte besitzen, welche so weit herabginge und in welcher dieses schon hätte nachgetragen werden können. Von dem Eindruck übrigens, den die Lesung dieser zum ersten Mal also zusammengestellten und geordneten Geschichte hervorbringt, wollen wir nicht reden, sondern ihn dem Leser unenthüllt überlassen; ungern zwar,

denn vieles ist überraschend, oder in jetziger Zeit wieder ganz frisch und weckt fruchtbare Gedanken.

Die Tendenz dieses Handbuchs ist rein historisch. Nirgends wird durch Reflexionen vorgegriffen. Nur die Thatsachen reden. Bey dieser Methode erhält sich die Würde der Geschichte, und Jeder wird um so gewisser die ihm nöthige Belehrung finden (III. ff.). Verschieden also gegen das größere Werk, wenigstens die ersten Abtheilungen, wie auch im Stil und Ton; nur im Anhang wird der Verf. wieder ganz eigenthümlich. Ob der gerühmte Vortheil wirklich auf die Weise erreicht, ob nicht eine gewisse Flachheit und kraftlose Eintönigkeit dadurch hervorgerufen wird, an der es ohnehin gar nicht mangelt, ob es nicht im Wesen des Geschichtschreibers begründet ist, auf diese Art der Vormund der Unmündigen, ein Gedankenerzeuger für andere, zu seyn; das wollen wir jetzt unerörtert lassen, da auch der Verf. selbst seinen Vorsatz nicht streng durchführen konnte; sonst hätte er z. B. S. 271 die Bemerkung: 'das ist Halbheit' doch auch wohl unterdrücken müssen! Wir wissen recht gut, was für Stimmen sich kürzlich über die Bearbeitung der Geschichte haben hören lassen, und wie man selbst über die jetzt herfährt, die zuerst ein geerhtes Muster des reflectirenden Geschichtschreibers bey uns aufstellte — Johannes Müller, weil plumpen Nachahmer geistlos mit der Manier sich zerarbeitete, und weil es einmal unsere Unart ist, was wir lange blind vergöttert haben, wieder zu zertrümmern. Aber es ist so wenig vernünftig, um des Mißbrauchs willen die Sache wegzuworfen, als unsern Ansichten nach ein solches Verbannen aller Mittheilung der im Gemüth des Geschichtschreibers aufstehenden Betrachtungen den wahren Grundsätzen der Geschichtschreibung gemäß seyn kann. Wir wenigstens wollen uns an Sallust, Tacitus und ihres gleichen vorzugsweise halten, und es

der Zeit überlassen, auch diese Schwingung wieder in die Ruhe der vernünftigen Mitte zu bringen, ohne jedoch der Unberufenen thörichtes und schädliches Beginnen jemahls gut zu heißen.

Nur noch einiges, wo wir anstießen. Daß Volk und Land Schwaben von jeher durch Sprach- und Stammeigenthümlichkeit (war wirklich schwäbisch und alemannisch ganz einerley?) durch gewisse natürliche Grenzen zu einem Ganzen vereinigt (seit der Völkerwanderung? denn soll jeher noch auf Cäsars Tage zurückweisen, was wissen wir denn von der damaligen Spracheigenthümlichkeit?); daß Schwaben das Vaterland Ariovists und Marbods sey (weil beide Schwefische Herrscher waren?); daß der Schwefische Volksstamm vor mehr als 2000 Jahren am Oberrhein gefunden wird, beruht wohl auf der irrigen Ansicht vom Schwefischen Bunde, den Cäsar bekriegte, dessen Sitz aber nicht in unserm Schwaben, sondern in den hintern Gegenden Deutschlands war, von wo die spätern Schwefen wieder ausgehen. Dahin gehört, daß 'um den Ursprung der Donau wohnte und blieb, so viel möglich, ungemischt der eigentliche Schwefenstamm,' da sey der Almannengau (Algäu!). Etymologien sind ein nützlich aber auch ein verführerisch Ding, durch welches schon mancher verdiente Mann verlockt ist; hier sind Almannengau und Algau aus der mittlern Geographie verwechselt; Grav wieder zu schreiben, weil das Wort von grau herkommen soll, möchte doch Anstand finden, und eben so wenig Eingang, als der Versuch den vor 50 Jahren eben so unbegründet Scheid bey uns machte. Die für die Einerleyheit der Schwefen und Schwaben und ihrer beständigen Wohnsitz erlauernd gebrauchte Hinweisung auf die stammsverwandten Baiern, ist aber wohl nur gegründet in vorgefaßter Meinung von Boien und spätern Baiern. Ueber die Fabeln von

der Isis (S. 10) haben wir uns gewundert. Dafür hielten wir S. 14 die Lösung der Frage gewünscht, wie und wann die als ursprüngliche Einrichtung dieser Gegenden angegebenen einzelnen Höfe in Dörfer zusammengelegt, die um die Höfe vereinten Aecker in die Flur zusammengeworfen, und nun in lauter einzelnen gemischten Streifen wieder unter die armen Dorfbewohner ausgetheilt wurden? Dieses Ereigniß, wenn man es genau betrachtet, ist so groß, so allgewaltig, ändert das Volk fast in allen Hinsichten so sehr um, daß wir von dem Vorgange in den Zeiten unserer Geschichte eigentlich keinen Begriff zu haben gern gestehen. Leichter wäre die Zerlegung der Dörfer in einzelne Höfe zu erklären. Auch darüber muß sich der Verf. noch näher erklären, was er S. 326 anführt: 'Auch unsere größern Dörfer bestehen aus lauter einzelnen Hofgütern, die noch jetzt in den Lagerbüchern genau bemerkt sind.' Denn, wenn es richtig ist, was hieraus hervorzugehen scheint, daß die zu einem Hof (Bauerwirthschaft) gehörigen Feldgründe nicht um und bey diesem abgeschlossen von allen fremden, sondern in einer ganzen Flur oder Gemarkung zerstreuet (nach den vier Feldern) und in kleine Streifen oder Beete vereinzelt liegen, so findet sich auch hier die Regel, und dann ist wahrlich keine Fortsetzung des Zustandes, den Tacitus angibt: *colunt discreti etc.*, zu dessen Bestätigung der Verf. die Nachricht gibt. Die Geschichte des Grundeigenthums und der Vertheilung des Ackerbodens gehört bey uns noch zu den ganz unbearbeiteten Feldern, es müssen aber auch wohl erst noch mehrere Quellen dazu geöffnet werden. Wir hoffen der Verf. werde etwas dafür thun, die Andeutungen S. 320, wo er von der, wegen des bey dem Zusammentreffen mit den Römern schon vorhandenen Landbaus, abzuleitenden andern Ansicht der ältern Geschichte, als gewöhnlich genommen ist, spricht, besonders S. 325 zeigen, daß er sich

schon in der Nothwendigkeit fühlte, tiefer nachzuforschen. Die in Conrad IV. Auftrag (die Sache ist zweifelhaft gemacht) gefertigte Bibelübersetzung ist zum Theil von Schüze schon längst bekannt gemacht, oder ist die vom Verfasser S. 35 erwähnte Arbeit eine andere? Nur noch eins liegt wohl gerade diesen Blättern zu berichtigen ob, die S. 56 (nach Bruns) wiederholte Sage, vom Gebrauch des Schießpulvers zum Steinsprengen im Rammelsberge schon im zwölften Jahrhundert. Ueber den Ungrund verweisen wir auf die Abhandlung des Grafen Belthelm (Sammlung einiger Aufsätze I.) und die Bestätigung im Hercynischen Archiv S. 151.

Altona.

Unserm Nationaldichter, Klopstock, hat der verstorbene Königl. Dänische geheime Conferenzzrath Graf von Moltke ein Denkmahl in Lapidarschrift gesetzt, welches von Herrn Carl Reinhard zum Druck befördert, und bey Hammerich auf 8 Quartblättern unter folgender Aufschrift: *Aram D. M. F. G. Klopstock* statuit, *publicas desiderii et pietatis notas incidit F. L. Moltke*, Ven. Cap. Lubec. fata dum sivere, Decanus. Latentem luce frui curavit *C. Reinhard*, erschienen ist. Klopstock's Verdienste werden von mehreren Seiten gewürdigt, als lyrischer und epischer Dichter, als religiöser und Nationalsänger, und in allen das Eigenthümliche desselben hervorgehoben. Auch seine Gelehrtenrepublik ist nicht übergangen. Das Ganze zeugt von der hohen Verehrung, welche den Verf. bey Abfassung dieser Inschrift begeisterte. Zur Probe wollen wir den wohlgerathenen Schluß, dem Jeder bestimmen wird, hersetzen: *Principi Lyricorum, Epicorum principi ferte lilia, rosas ferte Camenae, sanctam cingat vatis frontem lucida Sabaeos odores palmas Elysias spirans corona.*

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 22. Julius 1815.

Paris.

Bey Buiffon und Andern, 1814: Supplément à la Correspondance Litteraire de M. M. *Grimm* et *Diderot*: contenant 1) les Opuscules de *Grimm*; 2) treize lettres de *Gr.* à Frédéric II. Roi de Prusse; 3) plusieurs morceaux de la Correspondance de *Gr.* qui manquoient, aux seize Volumes; 4) des Remarques sur les 16 Volumes, par *Ant. Alex. Barbier*, Bibliothécaire de S. M. l'Empereur et Roi et de son Conseil d'Etat. VIII und 424 Seiten in groß Octav.

An den die Litteratur Frankreichs, zum Theil längst verfloßener Jahrzehnde, musternden Berichten in sechszehn dicken Bänden, hat also der Pariser Vesehunger noch nicht genug gehabt, sondern man hat mit einem Nachtrische auch ihm zu Hülfe kommen müssen! Diesen Liebesdienst aber hat er nicht dem Herausgeber der so genannten *Correspondenz*, sondern einem Manne zu danken, der durch mehrere, auch in unsern Blättern mit Beyfall angezeigte, litterarhistorische Arbeiten sich ungleich bekannter

U (5)

gemacht als Herr **Bancet**; dem es überdieß rath-
samer geschienen, seinen Nahmen lieber gar zu ver-
schweigen. Was Hrn. **Barbier** betrifft, so hat
Rec. in den übrigen Schriften desselben ungemeynen
Fleiß und willige Anerkennung auch ausländischen
Verdienstes gefunden. Desto mehr muß es befrem-
den, gleich auf der ersten Seite des Vorberichts zu
lesen, daß wenn man in erwähnter Correspondenz,
der übrigens auch Er die größten Lobsprüche zollt,
auf falsche oder ungerechte Urtheile (*faux ou in-
justes*) stieße, dergleichen eher auf **Grimm's** als
Diderot's Rechnung zu setzen wären; da doch zur
Genüge bekannt ist, daß ein Hitzkopf wie letzterer
in allem viel leidenschaftlicher zu Werk gieng, anders
denkende sehr unsanft behandelte, unser Landsmann
hingegen, wie selbst die gelesesten Pariser Tages-
blätter ihm nachrühmen, auch da noch oft sich unpar-
tenisch und glimpflich finden ließ, wo er von Leuten
zu sprechen hatte, die nichts weniger als ihm zu-
gethan waren. Ueberdieß ist der Antheil **Diderot's**
an besagter Correspondenz gar nicht so beträchtlich,
wie Herr **B.** in einer Anwandlung, vermuthlich von
National-Eitelkeit, zu glauben scheint.

Zwar gibt schon das Titelblatt im Allgemeinen die
Röstlichkeiten an, die zum Genuße angeboten werden;
doch bedarf es noch einer bestimmten Angabe derselben,
damit sich niemand in seiner Erwartung täusche. Bis
S. 38 also ein paar bereits im Jahre 1750 für den
Mercure de France geschriebne Briefe, worin unser
Landsmann, der kurz vorher sich in Paris nieder-
gelassen, seinen neuen Mitbürgern von Deutscher
Litteratur etwas gesündere Begriffe, als sie bis
dahin gehabt, beizubringen versucht, und sich dabey
flug genug benimmt. Die damahls noch wenig an-
gefochtne Superiorität Französischer Litteratur, im
Fache besonders der Redekünste, gesteht auch er
willig ein; tröstet sich aber mit den guten (?)

Uebersetzungen, die man sich beeile von ihren Meisterwerken zu liefern. Daß der große Friedrich für die Litteratur seines Vaterlandes gar nichts thun wolle, darüber klagt er bitterlich; und unter den schönen Geistern Deutschlands werden sodann Nahmen aufgeführt und gewürdigt, die nunmehr gänzlich verschollen sind. Schade, daß der Raum nicht erlauben will, diese beiden zu so mancher erbaulichen Betrachtung Anlaß gebenden Briefe näher ins Auge zu fassen! Nur so viel noch, daß Herr B. hierbey auf die im Jahre 1782 vermehrt abgedruckten *Observations historiques sur la Litterature Allemande*, (von L. T. Hérissant) mit dem Zusatze verweist, die Leser würden darin vielleicht weniger agrémens, desto mehr profondeur aber antreffen; worin der Nachbar auch wirklich Recht hat. — Bis S. 88 ein paar andere Briefe über die 1752 zu Paris mit großem Beyfall aufgeführte *Opéra Omphale*; aus denen man wenigstens den damaligen Zustand der Musik in Frankreich kennen lernt; an dieser aber fand unser Landsmann bekanntlich ungemein viel auszusetzen. — Bis S. 136 sein so betitelter *Petit Prophète de Böhmischbroda*; der im Jahre 1753 erschien, mehrere Auflagen erlebte, und auch in Deutschland an verschiedenen Orten die Ehre des Nachdrucks erhielt. Die drollige Posse ist im Geschmack der Jüdischen Chroniken geschrieben, zieht die Französische Musik, so wie ihr Operntheater noch beißender durch, und fand selbst unter Franzosen so viele Mitlacher, daß sie wohl am meisten beytrug, ihm die Reputation eines wigigen Kopfes in Paris zu sichern. Wundern muß man sich übrigens, ein Pamphlet, worin die Eitelkeit, Veränderlichkeit und andere Schwächen der Nation so arg mitgenommen werden, nochmahls abgedruckt zu sehen. Freylich sieht diese sich nunmehr als ein

ganz wiedergebornes, und von weit höherer Stufe emporragendes Volk an, dem es also gar wohl frenstehe, über die Lächerlichkeiten ihrer beschränktern Vorfahren sich ebenfalls lustig zu machen. — Bis S. 220 ein Aufsatz über die lyrische Poesie, der für eine vollständige Abhandlung über diesen Gegenstand gelten kann, auch den 12ten Band der Pariser Encyclopädie in Folio sogleich zieren half, und seitdem in die so genannte Encyclopedie méthodique Quartformats abermahls aufgenommen worden; weshalb wir den etwa danach lüsternden Leser an jene Werke verweisen müssen. Gegen die allerdings beherzigenswerthen Grundsätze der Deutschen trat zwar **Marmontel** mit allerhand Einwendungen auf; zog hierbey aber in der Meinung des Publici, selbst des Französischen, doch den kürzern.

Die den Raum bis S. 260 kostenden Briefe an Friedrich II. sind gleichfalls aus den hinterlassenen Werken des großen Königs entlehnt. Dieser hatte wenig Jahre vor seinem Hintritt unsern Gr. auf Durchreisen nach Petersburg kennen gelernt, und unter anderm nach **D'Alembert's** Tode ihn auch beauftragt, die an **D'A.** geschriebnen Briefe von den Erben desselben sich zurückliefern zu lassen. Für lehrreich oder unterhaltend können die unsers Landsmannes an den König eben nicht gelten; der sehr zweydeutige Umstand mußte sie denn dazu machen, daß auf jedem Blatte ersichtlich wird, wie sauer es dem mit der Feder sonst so flinken Brieffsteller dießmahl geworden, seinen Berichten, so wie den Schmeichelen, womit er ihn unaufhorlich bestürmt, irgend eine neue Wendung zu geben, und Wiß bey Gegenständen anzubringen, die dessen wenig empfänglich waren. Oft genug werden diese Anstrengungen dem so geistreichen Monarchen ein kleines Lächeln abgenöthigt haben! Einen lustigen Irrthum des

Herausgebers kann bey diesem Anlasse Rec. doch nicht unberichtigt lassen. In einer der Unterredungen mit Hrn. v. Gr. hatte der König den sehr pomphaften Anfang des ehemahls so beliebt gewesen und in Prosa geschriebnen Heldenromans, die *Asiatische Banise*, noch im Gedächtniß gehabt, und ihm solchen mit scherzhafter Lebhaftigkeit vordeclamirt. In einer Note erzählt nun Herr B., dieß sey eben das von Grimm vor seiner Abreise nach Paris verfertigte Lustspiel gleiches Namens gewesen. Bekanntlich aber war dieß Erzeugniß seiner noch jugendlichen Muse keinesweges ein Lust-, sondern sehr ernsthaftgemeintes Trauerspiel in Versen; ob es gleich deßhalb nicht weniger verunglückte, und eine der Veranlassungen mit gewesen seyn mag, sich seinem Vaterlande zu entziehen. Auch hätte der König den guten Gr. offenbar sich schlecht dadurch verpflichtet, zum Belege Deutschen Schwulstes ein Proböchen aus der eignen Feder des vor ihm stehenden Landsmanns gewählt, und mit so vieler Laune recitirt zu haben! Am allerwenigsten war zu erwarten, daß Gr. selber in seinem Briefe ihn an das figliche Histörchen erinnern würde. — Bis S. 298 finden sich endlich die *Morceaux inédits de sa Correspondance* abgedruckt; und da für 300 Franken jährlich auch Privatpersonen zu Paris Abschriften dieser Correspondenz erhalten konnten, so ist es leicht möglich, daß manches noch vollständigere Exemplar hier und da verborgen liegt. Besagte *Inedita* datiren aus den Jahren 1781 — 1783, und enthalten wenig oder nichts von sonderlicher Erheblichkeit.

Für jeden, der die Correspondenz nicht bloß zur Zeitkürzung, sondern auch darum durchblättert, um über Frankreichs Gelehrten-geschichte jenes Zeitraums sich genauere Auskunft zu verschaffen, wird der-

jenige Theil des Supplementbandes ohne Zweifel der lehrreichste seyn, wo ein mit dem Litteraturwesen seines Vaterlandes so vertrauter Bibliolog wie Herr B. von S. 301—412 seine historischen Remarques über alle 16 Bände mittheilt. Daß bey der Eile, womit diese, zum Druck überdieß niemahls bestimmt gewesenen, Berichte mögen abgefertigt worden seyn, mancher Mißgriff mit unterlaufen müssen, versteht sich von selbst; zur Ehre unsers Landsmanns indeß und seiner etwanigen Gehülften gereicht es, daß sie dergleichen Versehen und Qui pro quo's nur höchst selten zu Schulden kommen lassen; und vielleicht niemahls, sobald nämlich berühmtere Nahmen ins Spiel kamen, oder Erheblichkeit des Gegenstandes zu schärferer Umsicht aufforderten. Die *Vii minorum gentium* freylich und ephemere Geburten, als womit der Berichterstatter es eben nicht so genau zu nehmen brauchte, haben dem Verfasser der Remarques ungleich öfter Gelegenheit verschafft, seine ungemeine Bücher- und Autorenkenntniß an den Mann, das *sum cuique* aber in Ausübung zu bringen. Auch kann Herr Br. damit entschuldigt werden, daß Anonyme so wie Pseudonyme oft sehr spät erst sich namhaft machen und entlarven lassen; und wenn dieses Hrn. B. in so vielen Fällen wirklich glückte, ist man seinen Mittheilungen um so mehr Dank schuldig, da der oder die Herausgeber der Correspondance wenig oder gar nicht für dergleichen Berichtigungen, ja nicht einmahl für fehlerfreyen Abdruck der Eigenahmen gesorgt hatten. Für Besitzer also, oder vielmehr Benutzer der 16 dicken Bände ist dieser Supplementband schon wegen erwähnter ein Viertel seines Raums einnehmender Remarques so gut als unentbehrlich, die auch zuweilen andre hier eben nicht erwartete Curiosa zum Besten geben: z. B.

die Originalstellen aus den Briefen der Kaiserinn Katharina an Voltaire; wofür in der bekannten von Beaumarchais besorgten Ausgabe der Werke des letztern Cartons auf höhern Befehl hatten eingelegt werden müssen. An der so etwas zu erhärten nöthigen Umsicht (denn auch an andern Anekdoten fehlt es den Remarques keinesweges) hat, wie schon gerühmt, Herr B. es nirgends ermangeln lassen. Irrren ist jedoch und bleibt dergestalt menschlich, daß es den Rec. eben nicht befremden konnte, gleich auf dem zweyten Blatte der Remarques den Beleg hierzu anzutreffen. Hier nämlich wird eines Grafen d'Hérerville, Französischen General-Lieutenants, als eigentlichen Verfassers des unter dem Nahmen des Marschalls von Sachsen anfänglich gedruckten *Traité des Legions* erwähnt, und bey dieser Gelegenheit erzählt, daß er als Mann von ungemeinen Kenntnissen ohne Zweifel würde Kriegsminister geworden seyn, hätte eine zweyte weit unter seinem Stande getroffene Heirath ihn nicht um diese Aussicht gebracht. Rec. hat diesen General sehr wohl gekannt, und weiß daher bestimmt, daß keinesweges seine zweyte Wahl, denn diese war auf ein Stiftsfräulein von St. Cyr gefallen, und sollte die Sache wieder gut machen, sondern seine erste so laut am Hofe Ludwigs XV. gewißbilligt worden; weil es nämlich die Maitresse des Brittischen Gesandten, Grafen Albemarle, gewesen, eine sonst sehr lebenswürdige Person, die er in erster Ehe sich antrauen lassen. Auch bey einer Marschalls-Ernenennung im Jahre 1775 war Graf d'H. übergangen worden; was den braven Mann so bitter kränkte, daß er sich alle Mühe gab in ausländische Dienste zu kommen; womit es ihm jedoch nicht glücken wollte. — Durch ein gutes, dem Supplementbände und seinen Remarques so unentbehrliches Nahmenregister erhalten beide eine Empfehlung mehr.

Gotha.

In der Ettingerschen Buchhandlung: Lehrbuch der Europäischen Staatengeschichte von J. G. A. Galletti, Professor am Gymnasium zu Gotha. Dritte, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1815. VI und 552 Seiten in Octav.

Diese neue Auflage eines schätzbaren Lehrbuchs der Geschichte für gelehrte Schulen ist, wie der Titel lehrt und der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, auch bey der Vergleichung mit der letzten Auflage sich leicht ergibt, sehr vermehrt, ja noch einmahl so stark als die vorige, und enthält alle Thatsachen, welche die neuere Geschichte darbietet. Diese so beträchtliche Vermehrung hat ihren Grund in der Ueberzeugung des Verfassers, daß die vorige Auflage noch zu wenig enthält, um den Zuhörern ein weitläufiges Nachschreiben zu ersparen; dazu kam auch noch der große Reichthum von Begebenheiten in den letzten zwanzig Jahren. Hinzugekommen sind noch Ueberschriften der Sätze, um die Uebersicht der Geschichte eines Staates zu erleichtern, ferner die Angabe der eigentlichen Geschichtsbücher und der vornehmsten besondern Schriften, und endlich die besondere Rücksicht, welche auf die Darstellung der Verfassung und Cultur verwandt ist. Je weniger der Fleiß und die Sorgfalt zu verkennen sind, womit der Verf. für die reichlichste Ausstattung dieses Lehrbuchs bemüht gewesen ist, desto mehr verdient das Buch häufigen Gebrauch und viele Empfehlung, welches unter den Händen eines verständigen Lehrers, der das Wichtigere von den minder Wichtigern zu unterscheiden und hervorzuheben weiß, recht brauchbar werden wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 22. Julius 1815.

Frankfurt am Main.

Von H. L. Brönnert: Die Forstwissenschaft. Versuch eines allgemeinen, vollständigen, auf die Natur der Wälder und bereits gemachte Erfahrungen gegründeten Systems. Von J. Ch. J. S. Egerer, ordentl. Prof. der Forstwissenschaft auf dem Großherzogl. Frankfurter Forstinstitute u. 1812. Erster Theil 655 S. Zweyter Theil 414 S. in Octav.

Wenn unter den öconomischen Wissenschaften die Forstwissenschaft, als ein abgefondertes Ganzes, auf den Nahmen einer Wissenschaft wirklich Anspruch machen soll, so müssen ihre Lehren aus den ihr eigenthümlichen Gründen abgeleitet und in ein wissenschaftliches System vereiniget werden. — Die Gründe der Forstwissenschaft liegen nicht, wie die älteren Lehrer derselben beynah allgemein glaubten, in der so genannten Neben- oder Hülfswissenschaft, als z. B. in der Naturgeschichte, Physik, Chemie, Mathematik u. s. w. Wäre dieß, so würde sie als ein Theil derselben angesehen, und aus ihren Grundsätzen vorgetragen werden können, was doch nicht der Fall ist. — Die Gründe der Forstwissenschaft

liegen nirgends anders, als in der Erfahrung, nämlich in Beobachtungen, die wir an den Bäumen, hinsichtlich ihrer Erzeugung, ihres Wachstums, ihrer physicalischen Eigenschaften, ihrer Lebensdauer u. s. w. und an großen Aggregaten derselben, Wälder genannt, machen. — Aus den Wäldern also, aus den mannichfaltigen Erscheinungen, die sie uns in ihrer Einzelheit und im Ganzen darbieten, müssen wir die Gründe unserer Wissenschaft hohlen; — was wir von andern Wissenschaften zur Erklärung, zur weiteren Ausbildung zc. nöthig haben (und dieser Bedarf ist nicht geringe), müssen wir von denselben entlehnen und in Form von Behrsätzen vortragen, und sodann das Ganze, unter das formale Princip eines staatswirthschaftlichen Zwecks gestellt, zu einer Wissenschaft vereinigen. — Dieses Ursprungs wegen kann die Forstwissenschaft sich auch nie über den Rang einer Erfahrungs-Wissenschaft erheben, und ihre Sätze können nie eine größere Allgemeinheit erlangen, als die eigenthümliche Natur der Waldbäume und der Wälder, auf welche sie sich beziehen, erlauben; Wälder von andern Eigenschaften und aus andern Bäumen (z. B. ficus radicans) zusammengesetzt, würden nothwendig eine andere Behandlung, als die unsrigen, erfordern.

Die älteren und die meisten neueren Systematiker haben diese einzig richtige Ansicht ihrer Wissenschaft verfehlt; sie glaubten (und als Beispiel mag hier von Burgsdorff an der Spitze stehen) die Anfangsgründe der Forstwissenschaft vorzutragen, wenn sie die Anfangsgründe der Botanik, der Mineralogie, der Physik, der Mathematik u. s. w. vortrügen, und ihre Lehrbücher sehen daher Compendien dieser verschiedenen Wissenschaften eher ähnlich, als einem Unterrichte in den Grundsätzen der Forstwissenschaft. Erfahrungsätze aus den Wäldern gehohlet und an die Spitze ihrer Werke gestellt, schienen ihnen zu

einer Zeit, wo das Forstwesen aufblühte und die Aufmerksamkeit der Staaten und der Gelehrten auf sich zog, zu anspruchlos zu seyn, um mit denselben, als Principien einer neuen Wissenschaft hervorzutreten und sich den ehrwürdigen älteren anzureihen. Die Folge dieser unwissenschaftlichen Behandlung war, daß die Forstwissenschaft die Form und Gestalt gänzlich verlor, die ihr eigenthümlich zukömmt; daß sie, bearbeitet von Männern, die mehr mit Büchern als mit Wäldern umgegangen waren, mit einer Menge heterogener Dinge überladen wurde und jetzt fast kein wissenschaftliches Fach mehr übrig geblieben ist, aus welchem man nicht Farben geliehen hätte, um das Gemälde der Forstwissenschaft recht glänzend auszumalen, gleichsam als schämte man sich des einfachen grünen Rocks, worin der Forstmann einher tritt; daß die Zöglinge nicht selten glaubten desto tiefer in die Gründe ihres Fachs einzudringen, je höher sie zu der so genannten Hülfswissenschaft (für welche übrigens Niemand größere Achtung hegen kann als Dec.) hinauf stiegen, und desto bessere Forstleute zu seyn, je besser sie integriren, oder eine unbekannte Flechte auf der Rinde der Eiche analysiren konnten; daß der wahrhaft brauchbare Forstmann öfter sich erst lange in den Wäldern wieder umher treiben mußte, ehe er sich und sein Fach wieder fand, und dem Staate das leistete, was dieser von ihm erwartete u. s. w.

In den neuern Zeiten hat man diese Ansicht zwar einigermaßen verlassen, und ist zu dem wahren Naturwege wieder zurückgekehrt. Allein dem Dec. ist doch bis jetzt kein Schriftsteller bekannt, der so, wie der Verf. des vorliegenden Buchs, es sich ausdrücklich zum Vorwurfe gemacht hätte, die Wissenschaft nach der im Eingange dieser Anzeige angedeuteten Ansicht abzuhandeln. Diese Art des Vortrages ist es auch, was den eigenthümlichen Character und

Werth des Buchs ausmacht; — die einzelnen darin enthaltenen Lehren müssen mit denen in andern Lehrbüchern im Wesentlichen übereinstimmen. —

Der Verf. handelt im ersten Theile die reine allgemeine Forstwissenschaft, oder die Forstwissenschaft im engeren Sinne, und im zweyten Theile die angewandte Forstwissenschaft, oder die Forstdirectionslehre, ab. — Die Vorbereitungslehre zum ersten Theile enthält Definitionen und Erklärungen, nebst einer Uebersicht der Hülfswissenschaften und des Umfanges und Zwecks der gesammten Forstwissenschaften. Sodann trägt er die reine allgemeine Forstwissenschaft in drey Hauptabtheilungen vor, nämlich unter a) der Anzucht; b) der Erhaltung, und c) der Benutzung der Wälder, und handelt in verschiedenen Unterabtheilungen in der erstern, als Einleitung: vom Klima, von der forstlichen Oeonomie und von der eigentlichen Holz- zucht; in der zweyten: vom Forstschutz und vom Forstrecht; und in der dritten: von der Hiebslehre, von der Forstnutzung, von der Forsttechnologie und von der Taxation der Wälder. — Einer jeden dieser Lehren und ihren mannichfaltigen Unterabtheilungen stellt der Verf. die ihr eigenthümlichen aus der Natur der Wälder oder der Waldbäume und aus ihren mannichfaltigen Beziehungen geschöpften Gründe, als Principien, voran, bringt aus andern Wissenschaften dasjenige bey, was zur Erklärung oder zum Verständnisse nöthig ist, und verfährt auf diese Weise ganz systematisch.

Im zweyten Theile, bey der Forstdirectionslehre, geht der Verfasser, in so ferne es die Natur der darunter begriffenen Lehren erlaubt, nach demselben Plane zu Werke. Er gibt zuerst einige Definitionen, theilt sodann die ganze Forstdirectionslehre a) in die objective, und b) in die subjective, und handelt in der ersten Abtheilung von der localge-

mäßigen Holzzucht; von der localgemäßen Erhaltung der Wälder; von der localgemäßen Waldwirthschaft und von der localgemäßen Forstbenutzung; und in der zweiten Abtheilung von der Forstorganisation; von Bildungsanstalten; von den Prüfungen; Besoldungen; von den Controlen; vom Rechnungswesen; von den Instructionen und sodann noch, gleichsam als Anhang, vom forstlichen Geschäftsstyle und von den Forstregistraturen.

Nach dieser Angabe des Inhalts des Buchs und der Ansicht, nach welcher es vorzüglich beurtheilt werden muß, fragt man nun billig: Ob der Verf. die Aufgabe völlig gelöst, ob er das wahre Bild der Forstwissenschaft durch sein Buch verwirklicht, und so allen Nachfolgern den Weg gewiesen habe, auf welchem sie unfehlbar zum Ziele gelangen können? — Im Allgemeinen muß Rec. diese Frage mit Ja beantworten, und dem Verfasser das rühmliche Zeugniß geben, einige Lehren vortrefflich, mit Entwicklung aus ihren wahren Gründen, vorgetragen, andere in ihren rechten Gesichtspunct gestellt, und so, bey dem Mangel an Vorgängern, alles Mögliche gethan zu haben, um das sich selbst vorgesteckte Ziel zu erreichen. Allein nichts desto weniger muß er sich auch die Erlaubniß nehmen zu bemerken, daß noch Manches zu wünschen übrig bleibt; daß bey der Anordnung und Folge der einzelnen Materien, mithin in systematischer Hinsicht, viele Fehler begangen worden; daß Gegenstände getrennt, nachdem es das Bedürfniß erforderte, vorgetragen sind, die in der Natur, oder im System, vereinigt sind, mithin nicht hätten getrennt werden sollen; daß manche Wiederholungen, insbesondere bey der Forstdirectionslehre, hätten vermieden werden können, wenn der Verf. von dem rechten Gesichtspuncte ausgegangen wäre, oder Sätze an die Spitze gestellt hätte, die dahin gehören; daß manche Eintheilung

und manche Definition nicht logisch richtig sey; daß einige Gegenstände übertrieben weitläufig, andere dagegen wiederum auffallend kurz abgehandelt worden sind, und der Leser da den wenigsten Unterricht findet, wo er ihn am meisten erwartete; daß insbesondere die Schreibart, der angehängten Theorie des Styls ungeachtet, so ermüdend, undeutsch und unverständlich ist, daß man das Buch in dieser Hinsicht nicht mit Vergnügen liest u. s. w.

Der Raum dieser Blätter erlaubt keine ganz ausführliche Begründung dieser Behauptungen aus dem Buche selber; indessen will Rec. sein allgemeines Urtheil doch mit einigen Beispielen belegen. — Ist es, nach dem vorstehenden, richtig, daß die Gründe der Forstwissenschaft zunächst aus den Eigenschaften der Bäume und der Wälder geschöpft werden müssen: so scheint nichts natürlicher, als daß der Verfasser eine vollständige Naturgeschichte und Physik der Holzpflanzen, einzeln sowohl, als auch in so ferne sie gefellig im Walde bey einander leben, an die Spitze seines Werks gestellt hätte; und dieß nicht bloß von den einheimischen Deutschen, sondern auch, in so ferne auf mehrere Allgemeinheit Anspruch gemacht werden sollte, von den vorzüglichsten ausländischen, naturalisirten und noch nicht naturalisirten. — Aus derselben hätten sodann im Fortgange des Werks, gleichsam als aus dem gemeinschaftlichen Quell der Wissenschaft, alle diejenigen Sätze geschöpft werden können, die bey dem Vortrage der einzelnen Lehren erforderlich gewesen wären, und der Verf. würde zu so öftern Wiederholungen nicht genöthiget gewesen seyn. — Statt dessen liefert der Verf. eigentlich gar keine zusammenhängende Naturgeschichte und physicalische Beschreibung der Waldbäume, gibt erst im zweiten Theile, in der Forstdirectionslehre, eine Uebersicht der vorzüglichsten ausländischen (Americanischen)

Holzarten, und trägt die äußern (botanischen) und die innern (physicalischen) Eigenschaften der Bäume, z. B. die Beschaffenheit der Saamen, die Festigkeit und Schwere der Hölzer u. einzeln bey der Lehre vom Wiederanbau der Wälder, von der Benutzung des Holzes u. s. w. vor, wird also, planmäßig, zur Weitläufigkeit und zu Wiederhohlungen gezwungen.

Ferner: Bey der Hochwaldswirtheft in Laubholzwäldern lassen sich Benutzung auf der einen, und Wiederanbau auf der andern Seite nicht wohl von einander trennen. Die Waldbenutzung muß den künftigen oder gegenwärtigen Wiederanbau gleichzeitig zum Zwecke haben, und vom Anfange an darauf hingerichtet werden. Dieß geschieht in der Natur durch den successiven Abtrieb; und diese wechselseitige Beziehung zwischen Holzbenutzung und Holzanbau ist gerade das Characteristische bey dieser wichtigen Betriebsart. — Was in der Natur so innig mit einander verbunden, oder, wie der Verf. sich ausdrücken würde, bedingt ist, darf auch im wissenschaftlichen Vortrage nicht von einander getrennt werden; geschieht es dennoch, so ist Wiederholung und Weitläufigkeit und, was noch schlimmer als beides ist, Verworrenheit in der Darstellung eines Hauptgegenstandes unvermeidlich. — Der Verf. ist in diesen Fehler verfallen; er trägt die Lehre der Hochwaldswirtheft zum größeren Theile unter dem natürlichen Wiederanbau, zum Theile aber auch unter der Benutzung der Wälder vor; anticipirt dadurch bey dem erstern Vortrage Manches, was erst bey dem letztern seinen Platz gefunden hätte, und verliert endlich noch die schöne Gelegenheit sein Talent in Entwicklung und Darstellung einer der wichtigsten Lehren der gesammten Forstwirtheft zu zeigen.

Das Forstrecht im weiteren und in dem Sinne des Worts, in welchem der Verf. es verstanden

haben will, umfaßt die mannichfaltigen rechtlichen Beziehungen, in welchen die Wälder 1) rüchſichtlich des Staats; 2) rüchſichtlich dritter Perſonen, und 3) rüchſichtlich der Eigenthümer ſelber ſtehen. — An und für ſich gehört es gar nicht zum Weſen der Forſtweiſſenſchaft; es iſt etwas fremdartiges, was nicht aus der Natur der Wälder ꝛc., ſondern aus den äußeren Verhältniſſen, in denen die Wälder nun einmahl im Staate ſtehen, entſpringt; und ſo wie ſich Wälder denken laſſen, bey denen, außer den Eigenthumsrechten, gar keine forſtrechtliche Verhältniſſe eintreten; ſo läßt ſich auch eine vollendete Darſtellung der Forſtweiſſenſchaft denken, ohne daß darin des Forſtrechts erwähnt wird. — Inzwiſchen kann bey den rechtlichen Verhältniſſen, in denen unſere meiſten Wälder nun einmahl ſtehen, die Kenntniß deſſelben nicht entbehrt werden; der Lehrer der Weiſſenſchaft muß es vortragen, und die dirigirenden, ſo wie auch die erſten adminiſtrirenden, Forſtbeamten dürfen nicht unbekannt damit ſeyn, weil ſie nothwendig die Schranken kennen müſſen, innerhalb welcher der Forſtbetrieb ſich bewegen darf. Die Frage iſt nun: wo ſoll es vorgetragen werden; an welcher Stelle des Systems findet es ſeinen angemessenen Platz? — Rec. würde ihm ſolchen, wenn er nach der eben angedeuteten Anſicht recht ſtrenge verfahren wollte, in der Forſtdirectionslehre anweiſen. Inzwiſchen will er es zugeben, daß ein Theil deſſelben auch zweckmäßig und nützlich in den Vortrag der reinen Forſtweiſſenſchaft aufgenommen würde; niemahls aber wird er ſich überzeugen, daß das Forſthoheits = Recht, das Forſtrecht im eigentlichen Sinne, anderſwo, als in der Forſtdirectionslehre vorgetragen werden dürfe; denn keiner anderen Behörde, als der Forſtdirection kann in vorkommenden Fällen eine entſcheidende Stimme darin zuſprechen. — Der Verf. iſt anderer Meinung geweſen,

er hat das gesammte Forstrecht mit vieler Ausführlichkeit im ersten Theile, und zwar bey der Lehre von Erhaltung der Wälder, vorgetragen, wozu ihn die Lehre von den Servituten, die nicht selten so wesentlich zum Ruin der Wälder beytragen, doch in der That nicht berechtigte. —

Nichts aber ist sonderbarer, als die Eintheilung der Forstdirectionslehre in objective und subjective, und man sieht hiebey klar, wie der Verf. sich von der Begierde, seinem Buche ein recht wissenschaftliches Ansehen zu geben, hat hinreißen lassen, von ein paar philosophischen Begriffen eine ganz verkehrte Anwendung zu machen. Die Forstdirection hat es allerdings mit Personen und Sachen (Wäldern ic.) zu thun; rücksichtlich der Direction aber, die an der Spitze des Ganzen steht und dasselbe zu einem staatswirthschaftlichen Zwecke hinleiten soll, stehen die Personen sowohl als die Wälder in einem objectiven Verhältnisse; subjectiv in dieser Bedeutung könnten allenfalls nur die Lehren genannt werden, die die höchste Verwaltungsbehörde sich selber zur Direction dienen ließe. — Ueberhaupt ist Rec. mit dem zweyten Theile des Buchs am wenigsten zufrieden. Offenbar sind einige wichtige Kapitel, wie z. B. die von den Instructionen; vom Forst-Rechnungswesen u. s. w. zu kurz abgehandelt.

Unter Forsttechnologie hat man bisher alle weitere technische Verarbeitung roher Forstproducte, gleich viel, ob die ursprüngliche Substanz dabey verändert worden oder nicht, verstanden; und diesem zufolge auch das Kohlenbrennen, Pechsieden, Theerschweelen u. s. w. darunter abgehandelt. — Der Verf. beschränkt den Begriff des Technischen bloß auf diejenige weitere Verarbeitung roher Forstproducte, woben ihre ursprüngliche Substanz, das Holz, unverändert bleibt, und handelt das Kohlenbrennen, Pechsieden, Theerschweelen ic. bey der Forst-

nutzung ab. — Diese Beschränkung des Begriffs vom Technischen lediglich auf solche Bearbeitungen, woben der ursprüngliche Stoff der Materie keine Veränderung leidet, möchte von den Lehrern dieser Wissenschaften wohl nicht gebilliget werden.

Um nun aber auch noch ein Beispiel von fehlerhaften Definitionen und Erklärungen zu geben, will Rec. diejenige hersehen, die der Verf. von einer Rechnung gibt. Nach ihm ist sie "eine getreue, deutliche, wie vollständige Darstellung aller und jeder Veränderung, welche ein Object der Verwaltung während einer bestimmten Zeitfrist erleidet." Da die Mast unstreitig ein Object der Forstverwaltung und Darstellung der Veränderungen an einem Objecte auch Geschichte ist, so könnte, nach des Verf. Erklärung, unter einer Rechnung auch die Geschichte der Mast in einem Jahre, von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem Verzehren ic. eben so gut verstanden werden.

Zuletzt im zweenen Theile liefert der Verf. noch eine Theorie des Styls und des forstlichen Geschäftsstyls insbesondere. Wenn der Verfasser es einmahl für nöthig hielt, hierüber in seinem Buche noch etwas beizubringen: so kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß es ihm gefällig gewesen seyn möchte, sich seine eigenen Lehren über einen guten Styl immer recht lebhaft zu vergegenwärtigen; denn man muß gestehen, daß dieser nichts weniger als fließend und angenehm sey, vielmehr durch Gesuchtheit, Provinzialismen, Lieblingsausdrücke und Wendungen u. s. w. wahrhaft ermüdend wird.

Leipzig.

Ben C. Enobloch: Darstellung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden im Preussischen Staate, unmittelbar vor dem Edikte vom 11. März 1812,

von E. F. W. Reichsgrafen Zenzel von Donners-
mark. 1814. 126 Seiten in Octav.

Dies kleine Werk enthält einen sehr schätzbaren
Beitrag zur Schilderung des Zustandes der Juden
neuerer Zeit, schränkt es sich auch einzig auf den
Preussischen Staat ein. Es ist geschöpft aus einer
großen Menge Verordnungen und Acten, mithin
aus den allersichersten Quellen. Ueber alle Ver-
hältnisse des bürgerlichen Lebens der Juden in jenem
Reiche wird eine Auskunft ertheilt, die sicher fast
alle Leser befriedigt. Wer ja mehr sucht, darf sich
nur an die angezeigten allgemein zugänglichen Quel-
len halten.

Sehr verschieden war das Vermögen in verschie-
denen Provinzen, das ein fremder Jude besitzen
mußte, welcher sich in die Klasse der so genann-
ten außerordentlichen Schutzjuden aufnehmen lassen
wollte. In der Mark Brandenburg waren es
5000 Thaler; in Schlesien 200 Thaler auf einem
Dorfe, und 500 in einer Stadt. Die Anzahl der
Geschwister des Aufgenommenen kam gar nicht in
Betracht. Die Befugniß an einem bestimmten Orte
sich aufzuhalten, hörte mit dem Leben dessen auf,
der sie empfing. Gemeinde-, Stamm- oder Ge-
werbejude konnte in Schlesien nur der werden, der
von einem solchen Juden abstammte oder tausend
Ducaten ins Land brachte. Die Anzahl des Jüdischen
Gesindes, wozu auch die Erzieher und Privatschul-
lehrer gehörten, war festgesetzt. Einige Schutz-
juden, im Ganzen nur Wenige, erhielten ein Ge-
neral-, Schutz- und Handels-Privilegium. Dieß
verschaffte die Rechte christlicher Kaufleute, beschränkte
sich aber auch auf die Erwerbber. Eine noch geringere
Anzahl hatte durch ein Naturalisationspatent alle
Rechte christlicher Staatsbürger erworben.

Zu den Gegenden, wo Juden sich gar nicht sollten
blicken lassen, gehörte der Ostseestrand. In ganz

Vorpommern war ihnen nur ein 24stündiger Aufenthalt gestattet. In Neuruppin und Liegnitz durften sie nicht einmahl übernachten. Mehrere Städte, wie Königsberg, Stettin, Colberg, Elbing u. m. a. hatten das Vorrecht, Juden nicht aufnehmen zu dürfen. In Großglogau wohnten alle Juden in einer nach ihnen benannten Gasse. In einigen Städten konnten sie eine gewisse Anzahl Häuser mittler Größe eigenthümlich besitzen. Diese hießen Judenhäuser. Sie hörten aber auf Judenhäuser zu seyn, wurden sie bey einem Conkurs nicht wieder von Juden gekauft. In manchen Städten wurden die Juden nur durch ein und dasselbe Thor herein- und herausgelassen. Die Knabenschulmeister mußten alle drey Jahre ihren Wohnort wechseln. Der Herr Berf. schätzt die Jüdische Volksmenge Preußens auf 25 bis 30,000 Seelen. Die nachgebohrnen Kinder besonders waren angewiesen, sich auf wüsten, verlassenen, verödeten Stellen anzubauen, wo ihnen dann die Freyheiten christlicher Anbauer zu Theil werden sollten. Nur wenige Pachtungen waren den Juden gestattet: doch fand man in der Mark auf dem Lande viele, die von den Gutsbesitzern Brandtweinbrennerereyen in Pacht hatten, Vieh mästeten und es verkauften. Gewisse Häuser durften von Juden gar nicht gemiethet und kein Miethcontract über mehr als sechs Jahre geschlossen werden. Jüdische Kinder, die bey einem zünftigen Meister gelernt hatten, konnten wohl Gesellen werden, mußten aber die alten Provinzen verlassen: nur an einigen Orten Schlesiens und Westpreußens wurden sie als Meister geduldet. Gleichwohl ertheilte man Prämien den christlichen Meistern, welche Jüdische Lehrlinge annahmen! Friedrich der Große verbieth im J. 1757 dem Juden Aufnahme, der Fabriken anlegen wolte. Zwen und zwanzig Jahre später schrieb Friedrich auf ein ihm eingereichtes Gesuch um Aufnahme:

“Das ist nichts: wir haben keine Juden nöthig, wenn sie nicht können bey Manufacturen gebracht werden &c. Auch bey dem Handel finden sich unzählige Einschränkungen. Nur den Stammjuden in Breslau war es ausdrücklich frey gegeben, — Tagelöhnerdienste zu verrichten und einzig den Söhnen dieser Juden war es erlaubt zu studieren.

Paris.

Vey Dentu: Tableau de la campagne de Moscou en 1812. Par René Bourgeois, docteur en médecine de la faculté de Paris, chirurgien major du régiment du Dauphin cuirassiers, chevalier de l'ordre de la réunion etc. témoin oculaire. Mit dem Motto: Nihil non veri dicere ausus. 1814. II und 196 Seiten in groß Octav.

Der Verfasser gibt sein Werk als das erste an, welches von einem Augenzeugen erschienen; er sey gleich weit entfernt, die von beiden Theilen publicirten so genannten officiellen Berichten als unumstößliche Wahrheit anzusehen, wie Herr Schoell, noch die Russen auf Kosten seiner Landsleute zu erheben, wie Herr Durdent gethan. Er wolle nur beschreiben, was er selbst gesehen und gehört. Jedoch wird man nicht leicht eine parteyische Vorliebe für die Franzosen in diesem Werke verkennen, welches überhaupt mit der Beschreibung des Russischen Feldzugs von Labaume keinesweges vergleichbar ist. Die Geschichte des Krieges hat der Verf. in zwey Abschnitten behandelt; der erste unter der Ueberschrift: der Feldzug, erzählt die Begebenheiten vom Anfange des Jahres 1812 bis zum Brande von Moscau; der zweyte enthält den Rückzug, und erzählt die Geschichte vom 15. October bis zur Rückkehr der Trümmer des Heeres nach Preußen. Schon in den ersten Tagen nach dem Eintritte der Armee in Rußland äußerten sich ansteckende Krankheiten aller Art

unter den Truppen, die Pferde fielen haufenweis, die Litthauer aber zeigten keinesweges den Enthusiasmus, den man von ihnen erwartet hatte, und mit welchem die Französische Armee im Jahre 1807 in dem nachmahligten Herzogthume Warschau aufgenommen worden war. Die mehrsten Einwohner ergriffen bey Annäherung der Franzosen die Flucht, und die Armee litt schon jetzt einen drückenden Mangel an Brot. Auf ungebahnten Wegen und unter Verheerungen aller Art rückte sie weiter vor, fand aber immer mehr, je tiefer sie in die Alt-Russischen Provinzen drang, alles vorher von den Russen selbst verwüster. So kam sie nach den Schlachten von Smolensk und Mosaisk bis nach Moscau. Die Beschreibung des Brandes von Moscau enthält nur die bekannten Thatsachen, aber schauerhaft ist das Gemählde, welches der Verf. von dem Zustande der zahlreichen Kranken und Verwundeten bey der Französischen Armee entwirft. Schon von ferne kündigten sich die Hospitäler durch einen pestartigen Gestank und durch große Haufen von Leichnahmen und Unreinlichkeiten aller Art an, und noch ehe der Rückzug angetreten wurde, war das Heer durch Krankheiten und Schlachten auf die Hälfte seiner ursprünglichen Stärke vermindert; kaum 100,000 Mann zählte es noch unter den Waffen. Der Rückzug begann in guter Ordnung. Die Armee hatte sich durch die fünfwochentliche Ruhe in Moscau gestärkt, nur die Cavallerie war durch Mangel an Futter und durch unglückliche Gefechte ermattet und geschwächt; ein ungeheurer Troß, (denn jeder Officier hatte einen Wagen, die Generale ganze Haufen derselben,) beschwerte den Zug des Heers. Allein schon nach wenigen Tagen litten die Soldaten bitterm Mangel; das Elend stieg mit jeder Stunde zu immer furchtbarer Höhe. Es ist jedoch überflüssig, unserm Verf. nachzuerzählen,

was schon aus andertweitigen Berichten hinlänglich bekannt ist. Seitdem das Heer Smolensk verlassen, war die Garde das einzige Corps, welches noch einen Rest von militärischer Haltung zeigte, allein schon vor Wilna lösete sich dieselbe, so wie die frischen Truppen, welche von Zeit zu Zeit zu dem Heere stießen, in die allgemeine Desorganisation auf. Raum auf 30,000 Mann schlägt der Verfasser die Zahl derjenigen an, welche glücklich über den Niemen kamen, und auch von diesen sah nur ein kleiner Theil seine Heimath wieder.

Eben daselbst.

Ben J. M. Eberhart: ΠΗΤΟΠΙΚΗ ἐν τῶν ἐνδοξοτέρων τεχνολογῶν παλαιῶν καὶ νεωτέρων ἐρανοιστεῖσα καὶ συνταχθεῖσα ὑπὸ Νεοφύτου Βάμβα (Χίου). Διὰ Φιλοτίμου συνδρομῆς τῶν ὁμογενῶν. 1813. E' und 415 Seiten in Octav.

Hr. Bamba, schon längst darauf rühmlich bedacht, seinen Landsleuten ein Werk wie das gegenwärtige zu verschaffen, hatte mit großem Fleiße für sich dasselbe ausgearbeitet, und folgte dem Rathe des berühmten Coray, seines Landsmannes, Freundes und Wohlthäters, den er davon in Kenntniß setzte, dasselbe herauszugeben. Es ist nach der üblichen Ordnung nach Aristoteles Muster eingerichtet, de inventione, dispositione, elocutione, memoria, pronunciatione et actione: wiewohl alles ganz füglich unter inventio et elocutio hätte gebracht und geordnet werden können. Daß auf die classischen Redner, besonders auf Demosthenes oft der Blick hingerrichtet seyn werde, ließ sich von dem gelehrten Verf. leicht erwarten: mit Geschmack und Einsicht hat er diese Erwartung auch erfüllt: aus den Lateinischen und Französischen Schriftstellern sind manche Muster ebenfalls bengebracht worden, weil, wie der Verf. in der Vorrede, die wie das ganze Werk Neugriechisch geschrieben ist, viele junge Neugriechen sich mit Eifer

auf diese beiden Sprachen legen. Dieß letztere freuet uns sehr, und wir glauben, daß Hr. Goran zur Beförderung dieses Studiums nicht wenig mitgewirkt habe. Bekanntschaft mit der Englischen, Italiänischen und Deutschen Litteratur haben wir nicht entdeckt, wie in Konstantinus Rhetorik. Daß auch manches aus dem Neugriechischen angeführt ist, entschuldigt der Verf. sehr gut. Die Menge der Beispiele oder Muster hat unsern Beyfall, aus bekannten Gründen, worunter selbst die bekannte Vorschrift ist, welche auf kurze und wenige Regeln, aber auf viele Beispiele und Uebungen dringt. Eine kurze Geschichte der Beredsamkeit und Schilderung des Redners geht voran. Hier freuet er sich, und wir freuen uns mit ihm, daß ein so liebenswürdiger Geist und Eifer die Neugriechen belebt, Kenntnisse und Aufklärung mit nicht geringen Aufopferungen und Anstrengungen zu gewinnen und zu verbreiten, daß fast keine Stadt in Griechenland sey, welche nicht schon eine Schule habe, und daß besonders Chios, des Verf. Vaterstadt, *αἱ Κόδωλαι* (Canea auf Kreta, jetzt Kriti, Candia) und Smyrna sich hierin auszeichnen. Unter den Gelehrten sind Nahmen, die der Verf. mit Beyfall angibt, auf Chios Johannes, in Eydoniá Benjamin, jetzt Scholarch in Constantinopel, in Smyrna Kumas, die beiden Brüder Oeconomi, Konstantinus, von welchen wir nächstens eine Rhetorik anzeigen werden, und der Arzt Stephanus. Gleichwohl verschweigt der Verf. nicht, wie wir uns auch in Hrn. Gorans Aufsätzen vor seiner Ausgabe des Plutarchs gelesen zu haben erinnern, daß es unter den Neugriechen noch Feinde der Aufklärung und Zeloten gebe, welche er zu bekehren sucht. Wir wollen hoffen, daß es ihm gelinge: erwarten aber am meisten von der Zeit und einer allgemeiner sich verbreitenden bessern Einsicht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 24. Julius 1815.

Oxford.

Aus der Clarendonischen Presse: *Abdollatiphi Bagdadensis vita*, auctore *Ibn Abi Osaiba*. E codicibus Mss. Bodlejanis descripsit et latine vertit *Johannes Mousley*, A. M. Collegii Balliolensis Socius. 1808. VII und 78 S. in Quart.

Seitdem man Abdollatif's Beschreibung von Aegypten durch Joseph White's Ausgabe hatte kennen lernen (es sind gerade 27 Jahre), mußte man auf das Leben eines Arabischen Schriftstellers begierig seyn, der, ohne Herodot zu kennen, so ganz in Herodots Geschmack und mit seinem Beobachtungsgeist Aegypten durchreiset und beschrieben hatte. Glücklicher Weise fand sich ein Leben von ihm in Abu Osaiba's Lebensbeschreibungen berühmter Aerzte, in das ein von Abdollatif selbst geschriebener Aufsatz über sein Leben eingerückt war, gleich frey von den Schwächen der Selbstbiographien, wie sein Aegypten von dem Aberglauben und Wundergeschmack der Arabischen Geschichtschreiber. In diesem Aufsatz

P (5)

beschreibt Abdollatif seine Bildung zu einem Gelehrten umständlich: ein lehrreiches, in seiner Art einziges Stück! Aus ihm lernt man, was man in dem Arabischen Enchiridion Studiosi vergeblich sucht, im Einzelnen kennen, die Art und Weise des Unterrichts, den man in den Mohammedanischen Schulen und Collegien gab, die Bücher, die man bey dem öffentlichen Unterricht zum Grunde legte, und die man dem Privatfleiß der Schüler und Studierenden überließ; Urtheile über die berühmtesten Schriftsteller, aus denen man sowohl die allgemeine Bildung nahm, als die Anfangsgründe seines Specialfachs erlernte.

Der erste, der sich das Verdienst erwarb, dieses lehrreiche Leben im Original mit einer Lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen bekannt zu machen, war John Mousley, dessen Ausgabe wir gegenwärtig anzeigen. Unabhängig von ihm, weil die unselige Continentsperre seine Ausgabe nicht früh genug nach Frankreich hatte kommen lassen, fügte es auch zwey Jahre später (1810) Silvestre de Sacy seiner Description d'Egypte par Abdollatif bey. Es ist angenehm, beide Ausgaben mit einander zu vergleichen, und wenn nun gleich der Veteran in diesem Fache seine Vorzüge vor dem angehenden Gelehrten in Genauigkeit der Uebersetzung, und in Umfang, Gehalt und Gelehrsamkeit der Anmerkungen überall bewährt, so verliert doch der letztere nicht an Achtung bey allem Zurückstehen hinter dem ersten, wegen der Sprachfertigkeit, die er — nach der Vorrede als ein *ad majora, si modo facultas data fuerit, paratior* — in seiner ersten Probe abgelegt hat.

Entbehrlich ist wenigstens seine Ausgabe neben der de Sacnschen nicht. Obgleich bey letzterer zwey Handschriften zu Rathe gezogen worden, so hat doch

die Mousley'sche in manchen Stellen erst die richtige Lesart, so wie auch diese wieder von der de Sach'schen berichtigt wird. Wir setzen die erste beste Stelle, die uns beim Aufschlagen in die Hände fällt, zum Beweis her. Mousley's Text und Uebersetzung heißt S. 12 also: *وقال انه ورد الي بغداد رجل مغربي طوال (d. S. طويل) في نزي التصوف له ابيهة ولسن (d. S. وليس) مقبول الصورة عليه مسحة الديب وهبة السباحة (d. S. الشباخة) بنفعل لصورته (d. S. بصورته) من راه قبل ان يخبره بعرف بابن باتلي (d. S. تاتلي) بنزعم انه من اولاد الملتمة (d. S. المثلثة) خرج من المغرب لما استولي عليها عبد المومن*
dixit etiam (Abdollatiph): ad Bagdadum accessit vir quidam occidentalis, statura procera, in Sophorum habitu, summum splendorem ac eloquentiam prae se ferens, forma minime indecora, religionis pene expers, more jactabundo, Ibn Botli nomine, cujus ex aspectu aliquis minime conjecturam faceret, quinam esset, priusquam eum alloqueretur. Almolthimitis ortum sese jactabat et ab Occidente profectum, quum in potestatem Abdo'l moumen redigeretur. Um zuerst über die Uebersetzung einiges zu erinnern: *المغربي* und *المغرب*, wäre für Europäer verständlicher durch *Africa* und *Africanus* als durch *Occidens* und *Occidentalis* ausgedrückt worden. *Religionis pene expers* ist wenigstens mit *mentiens religionem* nicht völlig gleich viel; das *more jactabundo* wüßten wir nicht aus dem Arabischen herauszubringen. Die Lesart der Mousley'schen Handschrift ist unrichtig; nimmt man die der

de Sachſchen Handschriften an, المشباحة, so hat der Fremdling "die Mine und das äußere Wesen eines Scheich" angenommen, welcher Sinn in den Zusammenhang vortrefflich paßt. Umgekehrt aber hilft auch der Mouslensche Text den de Sachſchen bessern. وليس مقبول لصورة عليه (il étoit d'une physiognomie peu agreable), widerspricht den weiter unten folgenden Worten وكان يحلب القلوب وابهته بصورته ومنطقه وابهته durch seine Gestalt, seine Rede und seine Würde." ليس muß nach einer andern Eintheilung der Striche, aus welchen die Consonanten bestehen, der Mouslenschen Handschrift gemäß, in لسين verwandelt werden (eloquentia gratus), wodurch beide Stellen, die nun des Fremdlings Gestalt und schöne Rede rühmen, in Uebereinstimmung gebracht werden. Nur aber, ob der Africanische Fremdling ابن باتلي oder ابن تاتلي heißen habe, muß unausgemacht bleiben, da die Handschriften beider Herausgeber verschieden sind, und er weiter nicht in der bis jetzt bekannten Geschichte vorkommt. Die übrigen Verschiedenheiten sind zwar ohne Belang (طويل und طوال sind Synonyme, und die Morabethen in Africa werden bald اولاد الملتمون bald اولاد الملتمة, oder الملتمة genannt): aber schon die angeführten Sinn ändernden Lesarten (und wie viele ähnliche lassen sich aus den übrigen Theilen des Lebens auszeichnen!) fordern beim Gebrauch desselben zu einer Vergleichung beider Texte auf. Doch läßt sich durch ihre gemeinschaftliche Hülfe noch nicht alles ganz aufs reine bringen, besonders an Stellen, wo man nach dem gewöhnlichen Sprach-

gebrauch auf einen andern Text zu rathen hätte: vielleicht daß Abu Osaiba in seiner Sprache manches Eigenthümliche hatte.

In der Erklärung weichen beide Herausgeber nicht selten von einander ab; und wen mag es befremden, wenn man in solchen Fällen meistens auf die Seite des erfahrnern ältern Gelehrten durch Gründe hingezogen wird? Um nur aus vielen einige Beispiele zu geben: wie läßt sich S. 6 aus den Worten واخذت لي اجازات من شيوخ بغداد وخراسان والشام ومصر der Sinn herausbringen: multum etiam utilitatis e claris hominibus Bagdadi, Chorosini, Syriae et Aegypti percipiebam? de Sacq: je pris des lettres de licence de divers Scheikhs de Bagdad etc. اجازات

können nichts als licentiae seyn, von اجازة, dem

Infinitiv der vierten Conjugation, in welcher حاتم licentiam concessit bedeutet. Doch wollen sich Erlaubnißscheine, die Tradition zu lehren, auch nicht recht bey einem jungen Gelehrten denken lassen, der noch erst den Koran auswendig zu lernen hat, daß daher die Frage entsteht, ob nicht اجازات in einem weitern Sinn von Zeugnissen erlangter Geschicklichkeit in einem Sache überhaupt möchten gebraucht worden seyn? Die Worte (S. 13) ناقراني مقدمة حساب sind übersetzt: et mihi explicavit introductionem ad Arithmetica, welchem entgegensteht, daß von grammatischem Unterricht die Rede ist. Es ist daher die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß ابن حساب gelesen werden sollte, der Nahme eines berühmten grammatischen Schriftstellers u. s. w.

In den Anmerkungen (von S. 67—78) ist manches Gute und Brauchbare zur Erläuterung gesammelt, wenn sie gleich nicht mit dem Reichthum der Gelehrsamkeit, mit denen die Französische Ausgabe ausgestattet ist, in Vergleichung kommen können.

Leipzig und Altenburg.

Ben F. A. Brockhaus: **Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der Französischen Revolution.** Von Friedrich Saalfeld, Prof. in Göttingen. Ersten Bandes erste Abtheilung: Einleitung. Mit dem Motto: *Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum.* 1815. XIV und 468 Seiten in groß Octav.

Der Verfasser mag hier nicht weitläufig wiederholen, was er in der Vorrede seines Buchs zur Vertheidigung gegen den Vorwurf, daß er schon jetzt die Geschichte der nächsten Vergangenheit zu schreiben wage, anführen zu müssen geglaubt hat; er beruft sich zugleich zum Theil auf dasjenige, was er bey der Anzeige seiner Geschichte Napoleon Buonaparte's in diesen Blättern gesagt hat. Bey dem gegenwärtigen Werke aber fürchtet er noch um so weniger den Vorwurf zu verdienen, als sey die Zeit, welche er zu beschreiben unternommen, noch kein Feld für die Geschichte, da theils seit dem Sturze Buonaparte's manche neue wichtige Quellen erschienen sind, die ihm bey der Geschichte Buonaparte's abgingen, theils weil die Ereignisse, die er jetzt zu erzählen beginnt, schon mehr die Vergangenheit, als der Gegenwart im strengeren Sinne angehören. Da diese erste Abtheilung des ersten Bandes, als Einleitung eine Uebersicht der Geschichte der drey letzten Jahrhunderte, als des Zeitraums enthält, in welchem

sich in Europa diejenige Ordnung der Dinge bildete, die durch die Französische Revolution und deren Folgen so gewaltige Veränderungen erlitten, so glaubt der Verf. hierüber nichts weiter hinzufügen zu brauchen. Die Angabe der Quellen, die aus andern Werken als allgemein bekannt vorausgesetzt werden durften, ist bey der Einleitung unterblieben, dagegen aber verspricht der Verf. bey den folgenden Abtheilungen eine sorgfältige Anzeige derselben, und zwar so, daß bey jedem Hauptabschnitte die wichtigsten Werke im Allgemeinen angeführt werden sollen, auch wird er die merkwürdigen, vorzüglich die weniger bekannten und in den allgemeinen Sammlungen nicht enthaltenen Actenstücke einer jeden Abtheilung vollständig oder im Auszuge hinzufügen und durch genaue Inhaltsanzeigen vor jeder Abtheilung und ein vollständiges Register am Schlusse des ganzen Werks den Gebrauch desselben zu erleichtern suchen.

Jena.

Hier erschien bey Fr. Frommann die zweite und vermehrte Auflage von Friedrich Jacobs Elementarbuch der Griechischen Sprache für Anfänger und Geübtere. Vierter Theil, Poetische Blumenlese. Auch unter dem Titel: Poetische Blumenlese aus Griechischen Dichtern verschiedener Gattungen, zum Gebrauche für Schulen &c. Nebst einem Anhange von Friedrich Thiersch, Professor am Gymnasium zu München. 1815. VIII und 407 Seiten in Octav.

Wie man von dem berühmten Verfasser leicht erwarten kann, so hat diese zweite Auflage vor der ersten, welche zu ihrer Zeit in diesen Blättern noch vom sel. Heyne mit verdientem Beyfalle an-

gezeigt wurde, sehr wesentliche Vorzüge voraus. Außer einer Menge Verbesserungen, die im Einzelnen angebracht sind, theils in Hinsicht auf den Text, der mit Benutzung neuer Hülfsmittel an mehreren Stellen berichtigt worden, theils in Hinsicht auf das Wortregister, welches fast auf allen Seiten Verbesserungen und Berichtigungen erhalten hat, sind dem Texte, der in der That zu ärmlich ausgestattet war, und gegen die Lyrische Beylage von Thiersch gar zu ungleichförmig abstach, reichlichere Anmerkungen beygefügt worden. Sie enthalten die nöthigen Sacherklärungen und eine nützliche Anleitung zur Kenntniß der poetischen Sprache. Dabey hat der Verfasser, wie er selbst erinnert, die möglichste Sparsamkeit beobachtet, wiewohl es nicht zu vermeiden war, manches, was sich dem jugendlichen Gedächtnisse zu leicht entzieht, öfter zu erinnern. Ueberall bemerkt man die pädagogische Sorgfalt, dasjenige zu vermeiden, was nur der Trägheit Vorschub thut, und die Lehrlinge vom Nachdenken entwöhnt. In der erstern Auflage fiengen die Thierschischen Auszüge aus Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes und Pindarus mit S. 161 an, jetzt mit S. 215. Jene zählte 338 S., diese 407 S. Herr Thiersch hat seine sehr zweckmäßige und nützliche Arbeit durchgeseilet, und hier und da ausgestrichen, einiges zugefügt und manches verbessert. Angezeigt hat er zweymahl den Widerspruch des Herrn Prof. Böckh in not. crit. ad Pindar., wo derselbe die Schreibart $\epsilon\lambda\iota\nu\acute{\upsilon}\omega$ und die gewöhnliche Lesart (Pind. pyth. 1, 28. $\acute{\omicron}\varsigma\ \delta'\ \acute{\epsilon}\nu\ \alpha\iota\nu\acute{\alpha}\ \tau\alpha\rho\tau\acute{\alpha}\rho\omega\ \kappa\epsilon\lambda\tau\alpha\iota$) vertheidigt: Herr Thiersch hatte $\epsilon\lambda\iota\nu\acute{\upsilon}\omega$ vorgezogen, und $\acute{\omicron}\varsigma\ \delta'\ \acute{\epsilon}\nu\ \sigma\acute{\upsilon}\nu\acute{\alpha}\ \tau\alpha\rho\tau\acute{\alpha}\rho\omega\ \kappa.$ verbessert.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. u. 119. St.

Den 27. Julius 1815.

Göttingen.

Hier ist so eben eine von unserem Professor Hausmann verfaßte kleine Schrift erschienen, unter dem Titel: **Einfaches Mittel, die Beköstigung der vor dem Feinde stehenden Heere und die Stärkung der verwundeten und erkrankten Krieger zu erleichtern.** Der Verfasser sucht darin zu zeigen (— worauf früher zwar schon von Mehreren hingedeutet, was aber doch noch niemahls ernstlich zur Sprache gebracht worden war —) wie durch eine allgemeine Einführung des Gebrauchs der trockenen Knochengallerte (der so genannten tragbaren Suppe oder der Bouillontafeln) bey den Heeren und Lazarethen, bewirkt durch die von allen Fleischconsumenten des Volkes übernommene Lieferung derselben, ein außerordentlich bedeutender Ventrag dargeboten werden könne, zur Beköstigung und Stärkung der im Kampfe begriffenen, so wie der verwundeten und erkrankten Krieger, auf eine Weise, die für diejenigen, welche von dem dargebotenen Gebrauch machen, mannichfaltige große Vortheile gewährt, und welche denen, die den Ventrag leisten,

ein kaum merkbare Opfer auferlegt. — Der Ertrag des Verkaufes dieser Schrift (— die schon früher erschienen seyn würde, wenn der Verfasser nicht zuvor eine Reihe von Versuchen zur Begründung seiner Vorschläge hätte anstellen müssen —) ist zur Unterstützung dürftiger Wittwen und Waisen, im jezigen Kampfe für die Deutsche Sache gefallener Krieger bestimmt; daher das patriotische Publicum gewiß den Wunsch des Verfassers erfüllen und der möglichst allgemeinen Verbreitung der Schrift sich annehmen wird.

Leipzig.

Von Fleischer: Philosophie des Christenthums, von Friedrich Köppen. Erster Theil. 1813. 219 S. in groß Octav.

So wie es eine Philosophie der Religion und Geschichte überhaupt gibt, so auch des Christenthums. Dieses ist Religion und zugleich geschichtlich vorbereitet und entstanden, entwickelt, ausgebildet und mannichfaltig gestaltet. Die Philosophie des Christenthums hebt den Geist hervor, der in der christlichen Lehre waltet und die Formen, welche er im Laufe der Zeiten annahm, sie enthält den wissenschaftlichen Grund der wahren Ansichten vom Christenthum. So bestimmt der Verfasser selbst den Gegenstand seiner Schrift, und wir halten auch diese Bestimmung nicht für willkürlich, sondern für wahr und der Natur der Sache gemäß. Die einzelnen Materien, mit welchen er sich in diesem ersten Theile beschäftigt, sind: Wesen aller Religion, Gottesdienst, Ueberlieferung und Geschichte, Mythologie und Dogma, Heidenthum, Judenthum, Christenthum, Lebenszeit Jesu, Zeitalter der Apostel, spätere Jahrhunderte, Reformation, Katholicismus und Protestantismus, Vereinigung derselben, Confessionsveränderung. Es ist ein sehr milder, weiser

und billiger, ein unbefangener, offener und humaner Geist, welcher das Ganze beseelt. In der Form und zum Theil auch in Grundsätzen scheint dem Verfasser, doch immer mit gewissen Eigenthümlichkeiten, Herder's und Jakobi's Vorbild vorgeschwebt zu haben. Vom Christenthum spricht er überall mit tiefer Verehrung, selbst zuweilen mit Begeisterung. Er findet darin tiefe philosophische Ideen, und wo sich ihm dunkle Seiten darbieten, beobachtet er lieber ein ehrerbietiges Stillschweigen oder ahnet etwas Heiliges, als daß er es durch frechen Argwohn entweihen sollte. Wir halten die dahin gehörigen Theile dieser Schrift auch in philosophischer Rücksicht für die gelungensten. Mit den allgemeineren Grundsätzen und Bemerkungen, welche die Religion, die verschiedenen Glaubensarten und Gottesdienste überhaupt betreffen, sind wir weniger einverstanden und haben uns dadurch nicht so sehr befriediget gefunden; sie dünken uns selbst hie und da einen nachtheiligen Einfluß auf die richtige Ansicht vom Christenthum gewonnen zu haben. Insbesondere haben wir eine Abneigung, ja einen Widerwillen gegen Dogmatismus und System in der Philosophie und Theologie bemerkt, der für beide nicht heilsam und selbst mit anderweitigen Aeußerungen des Verf. nicht übereinstimmend ist.

Um dieß allgemeine Urtheil im Besonderen zu rechtfertigen, machen wir mit dem zuletzt bemerkten Punkte den Anfang. Wir finden hier Stellen, wie folgende S. 5 f. Weder Vernunft und Glaube, noch Weltweisheit und Christenthum sind ursprünglich einander entgegengesetzt. Dieser Gegensatz zeigt sich nur alsdann, wenn die Philosophie, ihrer freyen Würde vergessend, sich in dem engen Kreise gewisser Begriffe- und Lehrformeln bewegt, und wenn das Christenthum dagegen, seine milde Liebe verläugnend, mit einem streng und fest abgeschlossenen

Dogmatismus gewaffnet ist. Dann bestreiten sich ein philosophischer und theologischer Dogmatismus, als vergängliche Gebilde einzelner Zeiten und Länder, nicht aber die ewige Philosophie selbst mit dem göttlichen Christenthume S. 7 f. Vor dem philosophischen Dogmatismus verwahret der Kopf, vor dem theologischen das Herz oder auch vor beidem beides. Es ist eine ähnliche Unmündigkeit der Vernunft, den Schlüssen des Verstandes übermäßiges Gewicht zu leihen, als es Verblendung ist, sich unter der Autorität einer äußeren Lehrformel gefangen zu geben. Denksäulen menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit sind die dogmatisch philosophischen und theologischen Lehrgebäude vergangener Zeiten; sie waren einst der höchste Preis und Ruhm ihrer Verkündiger, und auch die Gegenwart hat nichts Besseres, wenn sie sich der Thorheit ergibt und mit gleichem Eifer vergängliche Werke des Scharffsinns bildet. S. 12. Der Dogmatismus ist ein Werk des Verstandes, und zerstört mit seiner Kälte die heiligsten Gefühle. Was mit dem Dogmatismus überhaupt gemeint sey, da das Wort bekanntlich in mehreren Bedeutungen gebraucht zu werden pflegt, wird nicht gesagt. Etwas genauer wird der theologische Dogmatismus, insbesondere in Beziehung auf das Christenthum, bestimmt. Wir lesen darüber folgendes: Das Dogma stützt sich, wie die Mythologie, auf Begebenheiten, auf Erzählung, auch wohl auf unsichere Ueberlieferung, es geht dem Glauben davon keine historische Critik voran, es kann in der Generation selbst aufkommen, welche Zeuge der Begebenheiten wurde, indem die Zeit, in welcher sich eine mythologische Geschichte bildet, über die bekannten Generationen zurück liegt; das Dogma ist für den Verstand, wie der Mythos für die Sinnlichkeit; es will das, was unbegreiflich im Reiche des Uebersinnlichen schwebt, durch eine

Lehrfakung begreifen und so den Glauben unter-
 stützen; es ist nicht symbolisch, bildlich, sondern geht
 unmittelbar auf die Sache selbst; es ist stets in-
 tolerant, es hat eine strenge Form, es duldet
 keine fremde Thaten und will alles unterjochen.
 S. 40–46. Das Christenthum ist in seinem Ur-
 sprunge antidogmatisch, weil es von geschichtlichen
 Vorfällen unabhängig ist. Hätte es auf historischen
 Fundamenten ruhen sollen, so mußte Jesus als
 Gesetzgeber und Regent unter dem Volke auftreten
 und die Mosaischen Verordnungen bestätigen oder
 verändern. Er thut dieß nicht, er stützt seine Lehre
 nicht auf Verfassung und Geschichte der Nation.
 Seine Gottesverehrung, als innere Liebe zum
 Schöpfer, sollte ewig und unwandelbar die Seinen
 erfüllen, die wandelbare äußere Lage und Staats-
 verfassung möge seyn wie sie wolle. Er will den
 reinen Zug der Menschheit zu Gott, die ewige Re-
 ligion, durch Glauben beleben und stärken. Das
 Christenthum steht ursprünglich, als eine innere An-
 gelegenheit des Herzens, im Gegensatz mit allem
 Heiden- und Judenthume, welche durch äußere Ein-
 richtungen das Gemüth sinnlich zu erfreuen und zu
 beherrschen suchten. Die Erlösung vom Dogma war
 das große Werk und der Zweck Jesu auf Erden.
 Bald aber fieng der dogmatische Körper des Christen-
 thums an, sich selbst zu bilden, die Freyheit des
 christlichen Glaubens wurde immer mehr an Historie
 gebunden. Die Menschen haben einen natürlichen
 Gang zum Dogma, sie suchen einen festen Körper,
 an welchem der Geist sich darlege und offenbare.
 Der Dogmatismus ist ein Uebel, besonders wenn
 er in harten und strengen Formén auftritt, aber
 ein natürliches Uebel, von welchem die Menschheit
 sich wohl nie ganz befreyen wird; man muß nur
 dabey der Freyheit, als dem regierenden Geiste der
 Dogmatik, dem Anfang und Ende alles Glaubens

und aller Wissenschaft und der göttlichen Verkündigung Jesu getreu bleiben. Dogmatik und Mythologie nehmen im Zeitlichen ihren Ursprung; jene ist mit abgezogener, fester Begriffsbildung beschäftigt, diese mit beweglichen Sinnenbildern. In der ganzen Menschengeschichte ist eine Zusammenwirkung der verschiedenen Geistesrichtungen auf Ideen, Begriffe, sinnliche Gegenstände kenntlich. In den Ideen liegt das schaffende Leben und die göttliche Würde unsers Geschlechts; aus den Begriffen stammt eine bestimmte, oft auch todte und leere Form, die Sinnenbilder gewähren eine äußere mannichfaltige Anregung. Die Philosophie muß sich mit Betrachtung der Ideen beschäftigen, ihr Wesen und ihre Wahrheit ist nicht im bloß Begreiflichen und Sinnlichen zu finden. Jede Dogmatik als ein stehendes Ganzes in Begriffen hat nur einen wahren religiösen Inhalt durch die in denselben kenntlich werdende und ihm zum Grunde liegende Idee. In der christlichen Dogmatik muß, sofern sie christlich ist, das Christenthum oder die Vernunftreligion erkannt werden können. Wer aus der Hülle des christlichen Dogmatismus das echte Christenthum entfaltet, der hellt die christliche Dogmatik philosophisch auf. S. 70 f. 80 85. 100 f. 192 f. Absichtlich haben wir alles sorgfältig zusammengestellt, was sich zur genaueren Kenntniß der Lehre des Verf. in diesem Buche zerstreut findet. Die Fragen, von welchen hier die Rede ist, greifen zu tief in das Wesen der Philosophie überhaupt ein, und stehen in zu enger Verbindung mit hermeneutischen Grundsätzen und mit exegetischen Untersuchungen, als daß hier eine erschöpfende Prüfung und Beurtheilung derselben Platz finden könnte. Wir müssen uns daher mit einigen Antithesen und Gegenfragen begnügen. Selbst wenn uns mehr Raum gestattet wäre, würden wir uns hier nicht weiter verbreiten,

da der Verf. selbst seine Grundsätze mehr voraussetzt, als begründet und erklärt. Der Dogmatismus, welchem er so viel Uebles nachsagt, ist nicht das, was man in alten und neuen Zeiten, wiewohl gleichfalls in verschiedenen Bedeutungen, im Gegensatze zum Scepticismus so genannt hat; er selbst ist kein Sceptiker. Er versteht unter dem philosophischen Dogmatismus die Systeme, welche insgesamt durch den Verstand aus Begriffen gebaut werden, irgend eine Wissenschaft erschöpfen, ausmessen, begrenzen, in bestimmte Sätze und Formeln fassen, alles klar und begreiflich machen wollen. Er findet darin eine ungeziemende Beschränkung der Freiheit des Geistes, eine Vernachlässigung und Geringschätzung der Ideen, ein Unternehmen, das Unermessliche zu ermessen, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, den Tod der heiligsten Gefühle, und beruft sich auf die Vergänglichkeit aller Systeme. Die Ideen, welche über das Begreifliche und Sinnliche hinaus liegen, sind ihm der wahre Gegenstand der Philosophie, und die Vernunft, welche sie in sich erkennt und aus sich entwickelt, ist ihm ihre Grundlage. Allein wir wüßten nicht anders, als daß auch die Vernunft von jeher eine große Rolle in den Systemen gespielt hat, und nichts ist gewöhnlicher, als die Behauptung, daß ohne Vernunftprincipien keine Systeme möglich seyen. Warum soll der Verstand allein als Erbauer der Systeme betrachtet werden? Ist nicht auch unter den Vernunftideen Zusammenhang? Begreifen sie nicht vieles und mannichfaltiges unter sich? Der Verstand gibt auch seine Zuthat zu den Systemen und wohl mögen manche bloß aus Verstandesbegriffen bestehen, aber die vollkommensten Systeme, so weit Menschen sie erbauen können, sind nie ohne Ideen gewesen. Man streitet, jetzt viel über das Verhältniß zwischen Vernunft und Verstand, man hat von jeher diese Wörter

in verschiedenen Bedeutungen in alten und neuen Sprachen gebraucht. Wir wollen uns darauf hier nicht einlassen, aber wie dem auch sey, es liegt in der geistigen Natur des Menschen eine Anlage und ein Antrieb, der sich bey ihrer Entwicklung und Ausbildung unfehlbar verräth, Systeme zu bilden, sich zu den obersten Gründen des Wahren zu erheben, die Gedanken abzuleiten und zu ordnen, das Gebiet des Wissens abzutheilen und auszumessen, das Besondere dem Allgemeinen unterzuordnen. Kein echter Weiser hat je geglaubt, ein ganz vollendetes System, eine vollkommene Wissenschaft geliefert zu haben, beides ist nur in Gott vorhanden. Das Streben nach Systemen liegt in dem menschlichen Geiste, es gehört mit zu dem Streben nach Gott, nach der Annäherung zu ihm. Wir wüßten nicht, wie eine gänzliche Verachtung des Systems mit der Philosophie noch bestehen könnte. Was ist sie ohne Tendenz nach einem Systeme, als ein unzusammenhängendes, desultorisches Denken, Bemerkten und Treiben, ohne Haltung, ohne bestimmten Anfang und Ausgang, ohne höheres Interesse oder ein beständiges Critisiren fremder Systeme, wo sie dann für sich selbst gar nichts übrig behält? Der echte Systematiker will der freyen Thätigkeit des Geistes keine Grenzen setzen und sie nicht unter den Zwang von Formeln bringen, sondern nur darstellen und wieder geben, was er selbst im Geiste fand. Er will die heiligen Gefühle, die in der Menschheit ruhen, nicht schwächen, sondern ihnen durch Einsicht zu Hülfe kommen, sie rechtfertigen, leiten, ihnen Dauer und Wirksamkeit verschaffen. Wohl sind Systeme vergänglich, aber das Streben, welches sich in ihnen verräth, ist ehrwürdig und bleibend, und ist nicht das, was uns diejenige geben, die alle Systeme verachten, wenigstens eben so wandelbar? Kann von einer wissenschaftlichen Begründung ohne

System die Rede seyn? Die theologischen Dogmen läßt der Verf. insgesamt auf geschichtlichen That- sachen beruhen. Warum sollten sie aber nicht auch auf der Vernunft beruhen? Bringt die Vernunft nur Ideen hervor, construirt sie nicht auch Sätze, die auf Gott und göttliche Dinge Beziehung haben. Enthält nicht auch das Christenthum solche Vernunftdogmen? Aber auch selbst historische Dogmen enthielt diese Religion gleich von Anfang an und sollte sie nach der Absicht ihres Stifters immer enthalten. Zwar wollte Jesus nicht als politischer Gesetzgeber und Regent auftreten, er wollte kein zweiter Moses seyn, aber er wollte das moralische Gesetz Moses und der Propheten fortführen, vollenden, vom politischen und cerimoniellen absondern. Er wollte kein neues Gesetz anfangen, sondern ein altes vervollkommen und reinigen. Er erkennt die alte Anstalt und Gesetzgebung als göttlich, und nimmt an, daß ohne sie auch die seinige nicht gekommen wäre. Er will nur der seyn, der schon lange von den heiligen Ebräischen Propheten geahnet, ver- heißen, ersehnt war, gerade das Erhabenste ihrer Orakel erfüllet, und eben dieß hält und erklärt er für ein Siegel seiner göttlichen Sendung. In so fern hat seine ganze Lehre Grund und Beziehung in der Geschichte seines Volks, und ist davon nicht zu trennen. Zwar ist das Höhere in seiner Lehre die Reinheit des Herzens, die Liebe zu Gott und den Menschen, das fromme, gottesfühlte Gemüth, welche an sich unabhängig von geschichtlichen Vorfällen und äußeren Verfassungen sind, zwar wollte er am meisten die in der Menschheit vorhandene Anlage zur Religion entwickeln und stärken, allein er war zugleich fest überzeugt, daß er ein von Gott be- geisteter, erwählter und gesandter Lehrer, Erlöser und Herr der Menschheit sey, er wollte, daß auch andere es ihm glauben sollten, er wollte auch in

dem Glauben der Nachwelt mit seiner Lehre fortzuleben, und betrachtete diesen Glauben als ein Hauptmittel, die innere Religion unter den Menschen zu erregen und zu nähren. Man muß entweder ihn einer unredlichen Bequemung beschuldigen oder die ersten Urkunden seines Lebens für unglaubwürdig ausgeben, wenn man dieß nicht zugeben will. "Der Glaube an Jesum," heißt es in dieser Schrift selbst S. 68 f. "ist das Mittel der geistigen Wiedergeburt und gleich wie ein Mensch, der einem andern großen Menschen vertraut, in seiner Würde und Kraft steigt, so sollten die glaubenden Jünger Jesu die Macht des Herrn erfahren und begeistert werden von neuer Zuversicht zu Gott und überirdischen Gedanken der Ewigkeit. Das konnte keine bloße Verstandesbelehrung, keine bloße folgerechte Entwicklung im Begriffe, sondern nur eine stärkere Gewalt, die unwiderstehlich mit sich fortzog und die innerste Seele der Glaubigen beherrschte." Es bedarf auch die Religion äußerer und geschichtlicher Anregungen, um sich zu entwickeln und zu erhalten, wenn sie auch nicht ursprünglich darauf beruht. Wir schweigen von anderen Dogmen des Christenthums, die ein geschichtliches Fundament haben, und die man ohne Zwang und ohne unhistorisch zu interpretiren nicht von demselben losreißen kann.

Von demjenigen, was S. 35 - 39. 44. von Naturalismus und Supernaturalismus vorkommt, haben wir eine weitere Ausführung und hie und da eine genauere Bestimmung gewünscht. Der Verf. scheint auch selbst gefühlt zu haben, daß dieß erforderlich gewesen wäre, indem er in der Vorrede S. V, um Mißverständnissen vorzubeugen, die Bedeutung jener Wörter genauer bestimmt und bemerkt, daß der Naturalismus wieder in Spiritualismus und Materialismus zerfalle, daß man übrigens auch jenen, im Gegensatz gegen diesen, Supernaturalismus nennen

könne, wo alsdann im engeren Sinne nur der Materialismus Naturalismus wäre. In der Abhandlung selbst ist diese Zweydeutigkeit der Wörter nicht gehörig beachtet. Da heißt es z. B. vom Naturalismus überhaupt ohne Einschränkung S. 38, daß er behaupte, es gebe keinen Unterschied zwischen heiligen und profanen Vorfällen und alles, was in der Sinnenwelt geschehe, sey sinnlichen Ursprungs. Dieß gilt aber doch wohl bloß vom materialistischen Naturalismus. Vom Supernaturalismus wird gesagt S. 36 f.: das Uebernatürliche wie das Natürliche ist gleich unmittelbar dem Geiste gegenwärtig, und er kann weder ohne jenes noch ohne dieses irgend eine Erkenntniß gewinnen. Die Critik mag also beliebige Untersuchungen und Vergleichen anstellen, sie gelangt in keinem Fall zu einer natürlichen Lehre des Uebernatürlichen oder zu einer übernatürlichen Lehre des Natürlichen. Wer sich auf positive Autorität stützt, muß die critische Freyheit in gewisse Grenzen zurückweisen, eine Sagung über die Critik erhebend. — Alle Critik und aller Zweifel werden durch einen Machtspruch niedergeschlagen. — Sobald sich der Supernaturalist in critische Untersuchungen, philosophische oder historische, verwickelt, geht das eigentliche Wesen seiner Ueberzeugung verloren und mit ihm die Consequenz. S. 44. Der Supernaturalismus nimmt die mythologischen Erzählungen und die dogmatischen Lehren als eingesetzt durch eine höhere Veranstaltung, als vom Himmel stammend. — S. 76 f. Im Judenthum herrscht unangefochtener Supernaturalismus. Auch im Christenthum, nur auf andere Weise. Uns scheint, die Frage über Supernaturalismus und Naturalismus in der Religion sey durch Jesum dahin entschieden worden, jeder Mensch sey Supernaturalist. Was wollt ihr reden vom Natürlichen, da Alles an euch übernatürlich genannt werden muß, jedes Gefühl,

jede Absicht, Handlung, Betrachtung, Ueberzeugung? Entweder redet der Geist oder er schweiget, wenn er aber redet, weist du, von wannen er kommt oder wohin er geht? Man sieht, daß der Supernaturalismus in diesen Stellen in verschiedenem Sinne genommen wird. Vom eigentlichen Supernaturalismus im gewöhnlichen Sinne möchten wir doch nicht sagen, daß er alle Critik scheuen und niederschlagen müsse, daß er dadurch sich selbst zerstören würde, und daß er doch nie zu einer übernatürlichen Lehre des Natürlichen gelange. Das Letzte will kein Supernaturalist. Nur Einiges hält er für natürlich unerklärbar, und es läßt sich gar wohl ein rationaler Supernaturalismus denken, welcher durch critische, historische, philosophische Untersuchung zu keiner natürlichen Auflösung dessen, was ihm übernatürlich ist, gelangt und eben dadurch sich in seinem Glauben desto mehr befestiget. In den Abschnitten über die Ueberlieferung und Geschichte, Mythologie, Dogma und Heidenthum S. 32 — 56 haben wir eine weitere Umfassung der Religionen, Glaubensarten und Gottesdienste vermist, diese würde von selbst mehrere Abtheilungen gegeben und Reflexionen veranlaßt haben, die für den Hauptzweck wichtig waren. Wir hatten uns vorbehalten, noch einige vortreffliche Stellen aus dieser Schrift auszuheben oder die Aufmerksamkeit darauf zu richten, sie theils zu bestätigen, theils zu beschränken, wir sehen aber jetzt, daß dazu der uns hier gegönnte Raum nicht mehr hinreicht. Wir schließen mit der Bemerkung, daß dieser Philosoph manche Theologen, besonders Exegeten, unserer Tage beschämt, welche etwas gar Gemeines und Elendes aus dem Christenthum machen, dieß die Aufklärung nennen, über diejenige, welche höher davon denken, grob herfallen, welche so wenig durch philosophische und mystische, als durch ihre vermeinte exegetische, Virtualität

etwas für Religion und theologische Wissenschaft thun, von welchen man also gar nicht mehr weiß, wozu man sie denn eigentlich hat.

Paris.

Bei Mongie und Dabo: *Proscription de Moreau*, ou relation fidèle du procès de ce général; notice sur sa vie publique et privée et sur ses derniers momens; lettres inédites, anecdotes, etc.; par M. Breton de la Martinière, interprète des langues étrangères, assermenté près la cour royale; suivie du *mémoire justificatif pour le général Moreau* par M. M. Bonnet, Bellart et Perignon. 1814. VII u. 253 S. in Octav.

Der Verfasser, dem man in den ersten Tagen des Aprils vom J. 1814 eine kleine Flugschrift *le retour des Bourbons* verdankt, sucht aus den besonders im Auslande gedruckten Schriften über das Leben Victor Moreaus, namentlich aus dem zur Todtenfeier desselben verfaßten Werkchen des Hrn. Grafen Uwaloff das Andenken dieses trefflichen Mannes zu erhalten: wozu der Verfasser allerdings um so mehr Beruf hatte, da er bey dem Prozesse immer zugegen war, und also manches noch zur Erläuterung der bey Paris gedruckten Sammlung beytragen konnte. Vieles findet sich auch in den bey Schöll gedruckten Stücken, und in dem Werke von Spinina: die Briefe von Moreau an Kapatel hat der Verfasser für Frankreich zuerst abdrucken lassen.

Bekanntlich war Moreau der Sohn eines ausgezeichneten Advocaten in Morlair, und sein Haus gehörte zu den besten Familien dieser Stadt in Bretagne, wo er im J. 1761 geboren wurde. Er nahm früh an der Revolution Theil. Seine Kriegsthaten sind unter uns bekannt genug. Er wagte viel, als er dem Wohlfahrtsausschusse zuwider den gefangnen Engländern, und namentlich der Besatzung von Nieuport, die ganz aus Hannoveranern bestand, das

Leben ließ. Die Verbindung mit Conde, deren man Pichegrü bekanntlich beschuldigte, wurde von Buonaparte und seinem Anhang zum Vorwande gebraucht, ihn von der Armee zu entfernen. Buonapartes Zug nach Aegypten wird vom Verf. als eine Art von Verbannung dargestellt: er machte Ansprüche auf die erledigte fünfte Stelle im damaligen Directorium, auf welche Jourdan, weil er noch nicht 40 Jahre alt wäre, öffentlich verzichtet hatte. Nun richtete man es so ein, daß er nach Aegypten zog, und mit ihm 40,000 Mann, die trefflichsten Truppen. Denn Scherer schlug Buonaparte selbst zu seinem Nachfolger vor, um Sehnsucht nach sich zu erregen. Moreau war so edel unter dem G. als Freywilliger zu dienen, und nachher unter dem jungen muthvollen Foubert: beide folgten seinen Rathschlägen nicht. Der Verf. tadelt es, daß Moreau dem Buonaparte am 18. Brümäre zu seiner Erhebung beförderlich war; aber, wenn man vom Rathhause kommt, pflegt man klüger zu seyn als wenn man hinaufgeht. Als in Paris die Nachrichten von Buonaparte von der Schlacht bey Marengo zu lange ausblieben, dachte man allgemein, daß B. Plan gescheitert sey, und manche einflußreiche Personen wagten einige Lobeserhebungen der militärischen Talente des Herzog von Enghien: dieß erfuhr B., und schwur des Herzogs Untergang. Moreau erhielt von B. einen prächtigen Degen zum Geschenke und 40,000 Fr. Pension: B. mußte etwas thun, aber wo er konnte drückte er sich in bitteren Sarcasmen über M. aus, und nannte ihn übermüthig *le général des rétraites* etc.: wogegen M., der dieß erfuhr, nicht ermangelte, sich über die lächerlichen Anstalten Buonapartes in England zu landen, über die Ehrenwaffen, Ehrentrommeln u. dergl. aufzuhalten, und scherzhaft seinem Koche eine Ehrencasserolle feyerlich zu decretiren. Dieß konnte freylich kein gutes Blut seyn! Wie M. dazu kam, so plötzlich im Lager der Ver-

bündeten im Jahre 1813 zu erscheinen und die Waffen gegen Frankreich zu führen, sucht der Verf. zu erklären; befriedigt aber nicht. Der Proceß ist bekannt, und der Verf. führt nichts Neues darüber an. Am Delaware kaufte er sich ein schönes Landgut zu Morisville bey einem Wasserfalle dieses Flusses, wo er mit seiner Gattinn und zwey Kindern, deren eins, ein Sohn, starb, sehr glücklich lebte, ohne sein Vaterland aus den Augen zu verlieren, dessen Unglück, besonders seit dem schredlichen Feldzuge in Rußland, ihn geneigt machte, des Kronprinzen von Schweden Vorschlägen, die derselbe im Nahmen Alexanders, nach dem Verfasser, an ihn gelangen ließ, Gehör zu geben. Das allgemein verbreitete Gerücht seiner baldigen Ankunft im Stockholm reizte den General Malet zu der bekannten Verschwörung: Moreau sollte an die Spitze der Regierung treten. In einem der kostbaren Briefe Moreaus an den Obersten Kapatel sagt er von Buonaparten, von dessen Feldzuge nach Moscau er spricht: *c'est un lache s'il y survit!* Am 21. Jun. 1813 schiffte er sich zu Hellgate auf dem Americanischen Schiffe Hannibal ein, und landete in Norwegen am 26. Jul. in Gothenburg, wo er die glückliche Ueberkunft seiner Gattinn und Tochter Isabelle in England erfuhr. Der Kronprinz, die Kaiser Franz und Alexander und der König von Preußen nahmen ihn mit Freuden auf: es ist eine Lüge von Buonaparte, daß Kaiser Franz ihn nicht habe sehen wollen. Er erklärte, daß er sein Vaterland von dem Unterdrucker und Usurpator zu befreien strebe. Mit Enthusiasmus äußerte er sich gegen seinen Aïde de camp Eovine über Alexander. Er fühlte die Nothwendigkeit der Monarchie, aber welcher? Woher Garat, von dem ein Memoire über Moreau da ist, es wohl wissen mag, daß M. einen König aus dem Stamme der Bourbons gewünscht habe, wenn Frankreich einen König haben sollte! Manches wird die Zeit auf-

klären in Hinsicht seiner Gesinnungen; denn damahls war man von der Wiederherstellung der Bourbons noch weit entfernt. Der Tod des Helden, der in Laun am 2. Sept. 1813 erfolgte, ist nach Saviniis Bericht gut erzählt, mit den bekannten Umständen. Der Mahler Terniten, ein Mecklenburger, mahlte ihn trefflich. Ein Journal der Begebenheiten, denen der Held beygewohnt hatte, war von ihm entworfen und der Prinzessin von Oldenburg übersandt. Major-General der Alliirten war er nicht; er wollte nur Freywilliger seyn, Rathgeber. Obgleich unsre Deutschen Monathsschriften alles oder doch das meiste geliefert haben, was hier vorkommt, so verdient dieß Werkchen doch Achtung und Aufbewahrung.

Berlin und Stettin.

Von Fr. Nicolai: Ueber die neuen Gas- und Schlamm-bäder bey den Schwefelquellen zu Eilsen. Von Dr. Johann Christoph Gebhard, Fürstlich Schaumburg-Lippischen Hofrath und Brunnenarzte zu Eilsen. 1812. XII und 76 Seiten in klein Octav.

In dieser kleinen Schrift, welche eine Fortsetzung der von dem Verfasser früherhin herausgegebenen Bemerkungen über die Eilsener Gas- und Schlamm-bäder ist, (m. s. diese Anzeigen Jahrg. 1812, S. 566), ertheilt derselbe Nachricht von den Erweiterungen und den verschiedenen Verbesserungen, welche die Eilsener Gas- und Schlamm-bade-Anstalt seitdem erhalten hat. Mit wahren Vergnügen ersehen wir daraus, wie sehr man zu Eilsen unausgesetzt darauf bedacht ist, diese treffliche Heilanstalt auf alle Weise zu vervollkommen, und derselben die ihrer wohlthätigen Bestimmung entsprechendsten Einrichtungen zu geben. Herr G. hat außerdem durch Einstreuung mancher Bemerkungen über die verschiedenen Wirkungen der Gasbäder in Lungenkrankheiten diesen Nachrichten ein höheres Interesse zu geben sich bemüht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stüd.

Den 29. Julius 1815.

Göttingen.

Am 16. Julius entschlief in seinem 64sten Lebensjahr nach einem langwierigen Krankenlager einer der geschätztesten Lehrer der hiesigen Universität, Herr Johann Peter Waldeck, Königl. Großbritannisch-Hannoverscher Hofrath, Professor der Rechte und Senior seiner Facultät. In jedem seiner Verhältnisse stand er ausgezeichnet da: beym Lehren seiner Wissenschaft durch eine große Klarheit der Begriffe und die seltene Gabe, die verwickeltesten Rechtsmaterien mit ungemeiner Deutlichkeit zu entwickeln; beym Abstimmen über angehörte Vorträge in den Collegien, deren Mitglied er war, durch eine große Fertigkeit, die Hauptpuncte, auf die es ankam, aufzufassen, sie mit der ihm eigenen Klarheit aus einander zu setzen, und aus den Quellen seiner Wissenschaft, die er auf eine bewunderungswürdige Weise für jeden Fall gegenwärtig hatte, zur Entscheidung zu bringen; in der Ausübung seiner Amts-, Bürger- und Freundschaftspflichten durch erprobte Rechtschaffenheit. Seinen Collegen, Freunden, Mitbürgern und zahlreichen Schülern wird sein Andenken immer heilig bleiben.

Göttingen.

Die Königliche Societät der Wissenschaften hatte für den Julius dieses Jahrs zwei öconomische Preisfragen aufgegeben; die ordentliche, und dann noch eine außerordentliche.

Jene war schon vor beynähe drey Jahren, und seitdem zu wiederhohltten Mahlen bekannt gemacht (— gel. Anz. 1812. S. 1247 und 2006. — 1813. S. 1270 und 2020 — und im vorigen Jahrgange S. 1230 und 1900 —):

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

Die Societät hat das Vergnügen gehabt, zwölf Abhandlungen zur Beantwortung dieser Aufgabe zu erhalten, die mit nachstehenden Sinnsprüchen bezeichnet waren:

I. *αριστον μιν ὑδωρ.*

II. Die Erde bezahlt die Bemühungen, die wir ic.

III. Ich wünsche zu nützen.

IV. *Et in parvis sapere, bene est.*

V. Das von der Höhe herunterkommende und dem Strome zusießende Wasser ic.

VI. *Utilitati publicae.*

VII. *O rem calamitosam, et provisionis nostrae dignam.*

VIII. *Unda rapit terram, vi, mole et saepe ruendo.*

IX. Der Mensch setzet den Wogen des Meeres Grenzen ic.

X. Vor der Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.

XI. *Naturam ducem sequi optimum.* (— Von dieser sonst sehr wackern Schrift ist nur der Anfang zur rechten Zeit, der Haupttheil derselben aber erst lange nach dem gesetzmäßigen Termin eingelaufen, so daß sie nicht mit denen concurriren kann, deren Verfasser die festgesetzte Bedingung richtig befolgt haben; zumahl die Frage wie gedacht schon seit beynah drei Jahren aufgegeben war, den Mitgliedern der Societät aber zum Lesen, Vergleichen und Beurtheilen der sämtlichen Abhandlungen nur wenige Wochen Zeit bleibt. —)

XII. *Semper idem.*

So verschieden inzwischen, wie leicht zu erwarten, der Gehalt einer solchen Zahl von Concurränzschriften seyn mußte, so ist doch unter denselben kaum eine unbedeutend; hingegen mehr als eine in ihrer Art trefflich. Nur ist in mancher der Gesichtspunct zu enge gefaßt, da ihre Verfasser zu wenig auf das Allgemeine — auf das Wassergebiet eines ganzen Berges ic. — gehen, sondern sich zu einseitig auf dasjenige beschränken, was bloß auf einzelne Grundstücke anwendbar ist; oder sich mit Vorschlägen begnügen die nur auf einen Theil der Aufgabe passen; z. B. bloß auf Anweisung zu Verhütung des Ausreißen der Grabenbetten bey Regengüssen u. s. w. Manche empfehlen zu unbedingt gewisse Vorrichtungen, z. B. Erdfänge, die doch in solcher Vollkommenheit wie sie hier verlangt werden, nach der verschiedenen Localität ihre großen Schwierigkeiten haben, und unter gewissen Umständen den gehofften Zweck dennoch ganz verfehlen würden, so wie dieß auch von Bezeichnung der Beetgrenzen durch Steine gilt, als an welchen sich doch das Wasser gerade am ersten stoßen, und dann zur Seite ausreißen mußte ic.

Hingegen hat der Verfasser von Nr. I. die Aufgabe selbst vollkommen richtig gefaßt, in ihrem Umfange gehörig überdacht, seine Vorschläge systematisch und gründlich vorgetragen, und überhaupt seine Schrift mit größtem Fleiße ausgearbeitet. Jene Vorschläge gehen hauptsächlich dahin: 1. die Berge zu terrassiren; 2. unter den Terrassen, zu Auffangung des davon noch abfallenden oder sich durch die Erde ziehenden Wassers, wagerechte Rinngaben zu halten; und aus diesen endlich 3. das Wasser durch Abzugsgraben abzuführen, die mit so wenigem Falle als möglich, um den Berg herum in einer Schneckenlinie, näher nach dem Thale hin aber, um den Sturz des Wassers und seine Fallkraft zu vermindern, in einer Schlangenlinie anzulegen seyen. Freylich beschränkt sich der Verfasser nur auf solche Maßregeln, wodurch das Abfließen im Großen oder überhaupt verhütet wird, und zwar aus dem Grunde, weil er nur diese Maßregeln für zweckmäßig hält, als bey deren Befolgung dann das Uebel im Kleinen gar nicht eintreten, mithin eine Vorkehrung dagegen auch nicht nöthig seyn kann. Da nun aber jene Maßregeln schwerlich von einzelnen Besitzern, sondern nur von der Landespolicey ausgeführt werden können, so ist es auch diese allein, mit welcher der Verfasser es zu thun hat. Und freylich, wer einen Berg ansieht, der dem Abfließen unterworfen ist, aber mehrere Besitzer hat, der muß bald fühlen, daß einzelne derselben für sich nichts gegen dasselbe ausrichten können. So wünschenswerth es inzwischen gewesen wäre, daß der Verfasser außer jenen Vorschlägen für das ganze Wassergebiet eines Berges: auch solche in der Ausführung irgend thunliche für einzelne Grundstücke an einem solchen Berge gebracht hätte, was hingegen in mehrern der übrigen Schriften geschehen ist, so hat die Königliche Societät bey den gedachten überwiegenden Vorzügen

dieser Schrift Nr. I. mit dem Motto: *απιστον μιν ιδωρ* den Preis zuerkannt.

Bei Eröffnung des versiegelten Zettels in der öffentlichen Versammlung am 15ten dieses Monats fand sich als Verfasser genannt Friedrich Heusinger, Prediger zu Eicha bey Römhild im Meiningschen (Herausgeber und Verfasser des Universal-Lexicons der Handelswissenschaften, nach Savary bearbeitet, technologischen Theils).

Die übrigen eilf Zettel wurden wie gewöhnlich sogleich unerbrochen verbrannt.

* * *

Die Königliche Societät hatte Veranlassung gefunden neben jener Preisfrage für den gleichen dießmahligen Termin auch noch eine außerordentliche aufzugeben: (— gel. Anz. 1814. S. 1229 und 1900 —)

Wie kann in Deutschland die Kunstverfassung am zweckmäßigsten modificirt werden, um zu bewirken, daß die Vortheile derselben erhalten, die aus ihrer Veraltung und den bey ihnen eingeschlichenen Mißbräuchen entspringenden Nachtheile aber möglichst vermindert werden?

Es sind zu Beantwortung derselben sechs Schriften mit folgenden Sinnprüchen eingelaufen:

I. *Salus publica suprema lex esto* (A).

II. Der Zeitgeist muß die Formen der Staatseinrichtungen bestimmen.

III. Ebenfalls mit dem Motto: *Salus publica suprema lex esto* (B).

IV. Heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter.

V. Es muß in der Theorie richtig seyn was in der Praxis taugt.

VI. Allmählich bessern, und nicht umwälzen. Diese kam aber auch für die gesetzmäßige Concurrenz zu spät.

Eine siebente mit der Aufschrift: *Perfectum sub sole nihil est* konnte vollends nicht in Betrachtung kommen, da sie erst in diesem Monat eintraf, wo schon die ganze Sache abgethan seyn mußte.

So verschieden auch die Tendenz und Behandlungsart dieser Schriften, und die Anwendbarkeit oder Untauglichkeit der darin gethanen Vorschläge ist, so findet sich doch darunter nur Eine wenig bedeutende, deren Verfasser sich die Arbeit offenbar gar zu leicht gemacht, indem er, ohne in die wahre Absicht der Societät einzugehen, sich bloß im Allgemeinen über die Leitung der Zünfte durch einen zu bestellenden Gewerberath ausläßt; dagegen die übrigen gar manche zweckmäßige brauchbare Bemerkungen enthalten. Nur daß von den Verfassern der eine, von der Krankheit des Zeitalters ergriffen, a priori eine idealische Verfassung für die Zünfte entwirft, (ungefähr wie Andre dergleichen für die Staaten entworfen haben, wodurch freylich dieser ihr Heil nicht eben gefördert worden,) ohne auf die mancherley der Deutschen Zunftverfassung anflebenden, theils zwecklosen, theils offenbar schädlichen Gebräuche specieller Rücksicht zu nehmen; wieder ein anderer nicht sowohl eine Beantwortung der Frage als eine Sammlung von zum Theil allerdings nützlichen Materialien dazu liefert; noch ein anderer zu fremdartige Excurse eingewebt hat, z. B. wie nachtheilig es für den Staat sey, wenn auch solche Stellen mit *puris puris* *ICtis* besetzt werden, zu deren Vernehmung staatswirthschaftliche und cameralistische Bildung unumgänglich erforderlich ist, u. dergl. m.

Also auch hier: *vitiis sine nemo* — aber *optimus ille qui minimis urgetur*, und in so fern zeichnet sich die Schrift Nr. I. vortheilhaft aus, die einen mit dem Kunstwesen durch lange Erfahrung practisch vertrauten Geschäftsmann verräth, der den Zweck der Preisfrage richtig aufgefaßt, und seine Beantwortung dem gemäß, im Ganzen passend, ausgeführt hat; nur daß er bey der aufmerksamen Beachtung des engern Kreises, in welchem er seine Erfahrungen gesammelt, den freyen Blick ins Allgemeine nicht immer verfolgt. Er rechnet zu den Hauptmängeln und Gebrechen, wodurch die Kunstverfassung zeither entstellt worden: die Beschränkung der Anzahl von Meistern; so wie der Freyheit bey manchen Handwerken in Hinsicht der Benutzung derselben; die Districts-Monopole; die zwecklose Vorschrift von theils ganz unnützen so genannten Meisterstücken; alle zum Müßiggang und folglich zur Ausschweifung führende Gebräuche und eigenmächtige Ausübung vermeintlicher Gerechtfame; Vervielfältigung der Zünfte und dergl. m. Mit der Darstellung dieser Mängel verbindet er dann immer größtentheils wohl durchgedachte Vorschläge zu Tilgung derselben; so wie auch seine Bemerkungen über die Form der Kunstbriefe, über die Receptionen der Kunstglieder ic. viel zweckmäßiges enthalten.

Ben diesen Vorzügen hat die Königliche Societät dieser Schrift Nr. I. mit dem Sinnspruch: *Salus publica suprema lex esto* (A), den Preis zuerkannt, ohne doch in Allem mit dem Verfasser derselben einzustimmen, und seinen sämtlichen Vorschlägen ihren Beyfall zu geben; wie z. B. wenn er gegen alle Freymeister eifert, da doch die Ertheilung der so genannten Concessionen oft das einzige Mittel ist, das Publicum gegen die sonstigen eigenmächtigen Bedrückungen von Seiten der Zünfte zu sichern;

oder wenn er der Beschränkung der Gesellenzahl mit geringen Ausnahmen für jeden Meister das Wort redet; oder zu vermeinter Vervollkommnung der Arbeit anrathet, daß jeder Meister nur Ein Geschäfte treiben dürfe (ohne zu bedenken, wie sehr gerade dadurch das Gelingen solcher Erzeugnisse erschwert werde, zu deren Gedeihen das Mitwirken mehrerer erforderlich ist); oder wenn er die gemeine Einrichtung in Ansehung der Lehrjahre für eine nützliche Industrieschule zur Bildung der künftigen Handwerker hält; oder das Müllergewerbe für so leicht ansieht, das doch, wenn man auch von der Kenntniß des Mühlenbaues abstrahiren wollte, selbst zur Verarbeitung der Früchte mannichfaltige Einsicht erfordert, u. dergl. m.

Als Verfasser fand sich bey Erbrechung des Zettels Johann Wilhelm Langsdorff, Großherzoglich Hessischer Geheimer Rath und zweyter Hofcammerdirector zu Gießen.

Die übrigen versiegelten Zettel wurden ordnungsmäßig gleich in der Versammlung verbrannt.

* * *

Für die nächstkommenden vier Termine hat nun die Königliche Societät folgende öconomische Preisfragen aufgegeben:

Für den November dieses Jahrs verlangt sie nämlich:

Die Theorie der Viehmästung überhaupt, mit der Anwendung auf Mästung des esbaren vierfüßigen Haushaltungsviehes insbesondere.

Für den Julius künftigen Jahrs:

Die vollständigste gründliche Darstellung der Lehre von der Castration (Vernichtung des Zeugungsvermögens) sowohl des bes

haarten als des befiederten Haushaltviehes beiderley Geschlechts, zur bessern Leitung der Ausübung.

Für den November des gleichen Jahrs:

Eine auf genaue Versuche gegründete Anweisung; wie der Holzeßig oder die so genannte Holzsäure, welche mit brenzlich-öiligen Theilen verbunden, in großer Menge und ohne kostspielige Vorrichtungen bey dem Verkohlen des Holzes gewonnen werden kann, auf eine im Großen leicht ausführbare Weise so zu reinigen ist, daß derselbe mit gleichem Vortheile wie gewöhnlicher Essig in der Oeconomie, ganz besonders aber zur Darstellung mancher Fabricate welche Essig erfordern, z. B. des Bleyweißes, Bleyzuckers, Grünspan, und mehrerer pharmaceutischer Präparate, angewandt werden könne.

Zur gründlichen Beantwortung dieser Frage wird erforderlich seyn:

1. Eine sorgfältige vergleichende Prüfung des Holzeßigs von verschiedenen Holzgattungen, um beurtheilen zu können, in welcher Güte und Menge die Holzsäure von verschiedenen Holzgattungen zu gewinnen ist.
2. Eine Prüfung der bereits bekannten Vorschläge zur Reinigung und Anwendung des Holzeßigs.
3. Eine ausführliche und genaue, auf eigene Versuche gegründete Anleitung zum Reinigen und zur Benugung des Holzeßigs, begleitet von Proben des rohen Holzeßigs woraus der gereinigte dargestellt wurde, des gereinigten Essigs und der verschiedenen damit bereiteten Fabricate.

Endlich wird für den Julius 1817 folgende Aufgabe zum erstenmahle bekannt gemacht:

Eine auf genaue Beobachtungen sich gründende, vollständige Naturgeschichte aller der verschiedenartigen den Rüblaamensfeldern schädlichen Insecten, nebst der Angabe der sichersten und im Großen anwendbaren Mittel zur Verhütung des von denselben herrührenden Schadens.

Die Königliche Societät wünscht, daß bey der Beantwortung dieser Frage hauptsächlich folgendes berücksichtigt werden möge:

1. Die Untersuchung welche Insecten = Gattungen den Rüblaamensfeldern wirklich schaden und wie sie schaden.
2. Sorgfältige Beobachtung der ganzen Naturgeschichte dieser Insecten, von ihrer Erzeugung an bis zu ihrem Tode; so wie aller Umstände, welche ihre Vermehrung begünstigen oder verhindern; um dadurch besonders Mittel zur Verhütung ihrer Vermehrung und ihres Schadens zu entdecken.
3. Genaue Erforschung, wie sich die verschiedenen Zustände der Rüblaamen = Pflanzen in Hinsicht des ihnen zugefügt werdenden Schadens verhalten. Und
4. genaue Prüfung der bereits vorgeschlagenen und mannichfaltig modificirten Versuche zur Auffindung neuer Mittel zu Verhütung, Minderung oder Hemmung des Schadens der Insecten, wobey die verschiedenen Mittel unter gewisse allgemeine Rubriken zweckmäßig zu bringen sind.

†

*

*

Der gesetzliche Termin zur Concurrenz, der Postfrey einzuschickenden Schriften, ist das Ende des Mayes und des Septembers jeden Jahres; und der auf jede dieser Aufgaben ausgesetzte Preis der Werth von zwölf Ducaten.

Stockholm.

Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar. Tom. XXIII – XXXII. (1802 – 1811). Zur Mineralogie und Geologie gehörige Abhandlungen. — Im 23ten Bande. I. A. G. Ekeberg, über die Eigenschaften der Yttererde, die Fossilien worin sie sich findet und über den Tantalit; eine Abhandlung, deren Inhalt schon lange den Deutschen Mineralogen und Chemikern bekannt ist; die aber, so wie Alles was dieser genaue Naturforscher geschrieben, den frühen Verlust desselben beklagen läßt. II. Minerographische Bemerkungen über Deland, von W. Sisinger. Der Verfasser, von welchem in den früheren Jahrgängen dieser academischen Schriften lehrreiche Nachrichten über die geognostischen Verhältnisse von Westgothland und Gottland enthalten sind, vermehrt durch vorliegende Bemerkungen seine Verdienste um die mineralogische Kunde seines Vaterlandes. Die flache Küste von Calmare Län, Deland gegenüber, zeigt selten festen Fels; da aber wo dieser sichtbar ist, bestehet er aus rothem Granit. Die lange schmale Insel Deland bestehet dagegen ganz aus secundären Gebirgslagen. Gegen Westen erhebt sie sich steil bis auf 50 – 70 Ellen über die Meeresfläche; gegen Osten ist sie sanft gegen den Strand verflacht. Ihre Gebirgsarten sind Alaunschiefer und Kalkstein, von denen jener die untere Lage bildet. Vermuthlich ruhet der Alaunschiefer unmittelbar auf Sandstein, nach der Analogie von Schonen und Westgothland, und nach der Menge von Sandsteingeschieben zu urtheilen, die in der Nähe jener Gebirgsart hin und wieder am Strande sich zeigen. Alaunschiefer und

Kalkstein gehören zum so genannten Uebergangsgebirge, wovon sich Rec. durch eigene Beobachtungen in anderen Gegenden Schwedens überzeugt hat, und welches auch spätere Untersuchungen des Hrn. Sissinger ausweisen. Die erstere Gebirgsart schließt Nieren von Stinkkalk ein, und enthält kleine Anomien und Entomolithus paradoxus; die letztere ist reich an mannichfaltigen Petrefacten, namentlich an Orthoceratiten, Lituiten, Entrochiten, Anomien, Ammoniten, Echiniten. Die von der Kalksteinschicht gebildete Ebene wird von Sanddünen umkränzt; und auf der Ebene liegen zerstreute Blöcke von rothem Granit und von Porphyr, die ohne Zweifel aus Småland abstammen. — Eine petrographische Charte erläutert diese Bemerkungen.

Im 24ten Bande. A. G. Kfberg, über einen Schwedischen Titanschörl. Das hier beschriebene und chemisch geprüfte Mineral gehört zur dichten Abänderung des Titanschörls, und bildet Nieren in dem Chloritschiefer des Berges Käring-bricka im Westra SernboSoden in Westmanland. Kfberg entdeckte darin einen Chromoxyd-Gehalt, welcher später auch von Vauquelin gefunden wurde (Annal. d. Mus. T. VI. p. 93), daher diese Varietät von Haüy unter dem Nahmen Titane oxyde chromifère aufgeführt worden ist. (Tabl. comp. 115.)

Im 25ten Bande. Anders Polheimer theilt eine kurze Notiz mit über die auf der sandigen Ebene, südlich von Lidköping in Westgothland vorkommenden Salzquellen, und empfiehlt sie einer näheren Untersuchung. Obgleich Schwedens Mangel an Salz gewiß nachdrücklich auffordert, jeder Spur desselben auf das sorgfältigste nachzuforschen, so glaubt doch Recensent, der auch mit jenem Locale bekannt ist, aus geologischen Gründen, daß man sich nicht wird Hoffnung machen dürfen, in Schweden ergiebige Salzquellen zu finden. Die welche bisher dort bekannt geworden sind, haben wohl ohne Zweifel im auf-

geschwemmten Lande ihren Ursprung, und nirgends hat man bis jetzt in Schweden Gebirgsarten entdeckt, die denen analog sind, aus welchen die ergiebigen Salzquellen anderer Länder zu Tage kommen, oder welche diese begleiten. II. Minerographische Bemerkungen über die jüngeren Gebirgslager in Kättvik und den angrenzenden Kirchspielen von Dalekarlien, von W. Hisinger. Die Gegend, über welche hier lehrreiche Bemerkungen mitgetheilt werden, gehört in geologischer Hinsicht eben so sehr als wegen ihrer vielen Naturschönheiten, in Hinsicht ihrer jetzigen Bewohner nicht minder als in historischen Rücksichten, zu den merkwürdigsten Theilen von Schweden. Dem Geologen kann sie noch ein reiches Feld für Beobachtungen darbieten, welche nicht allein der Kunde des Grundgebirges, sondern besonders auch der von dem so genannten Uebergangsgebirge, welches sich in keiner Gegend von Schweden in so mannichfaltigen und neuen Verhältnissen zeigt, bedeutende Erweiterungen versprechen. Schon Ulas theilte in den Schriften der Stockholmer Academie vom J. 1740 einige Bemerkungen über den Osmundsberg mit, der im Umfange jener Gegend von Dalekarlien liegt, welche die Aufmerksamkeit der Geologen auf dieselbe richten mußten. Durch Hrn. Hisinger erhalten wir hier Beobachtungen, die sich über die jüngern Gebirgslager von Kättvik und den benachbarten Kirchspielen im Allgemeinen verbreiten, welche von ihm noch für Flözgebirgsarten gehalten wurden, die aber wirklich zu den so genannten Uebergangsgebirgsarten gehören (— wovon sich auch Hr. Hisinger in der Folge überzeugt hat —), ob man gleich manche Glieder derselben bisher nicht als solche kannte. Diese jüngeren Gebirgslagen sind in den genannten Gegenden auf eine ganz eigene Weise ausgebreitet, indem sie, zum Theil von höherem Grundgebirge umgeben, eine halbkreisförmige Zone bilden, deren Länge ungefähr sieben Schwedische Meilen, bey der geringen Breite

von höchstens einer Meile, beträgt. In der Fortsetzung dieser halbkreisförmigen Zone, die von Nättrvik über Bona, Skatuade nach Orsa sich erstreckt, liegen Orsa = Sjön und der große Siljan, so daß durch diese halbkreisförmig gekrümmten Wassermassen und jene Gebirgslager-Erstreckung ein geschlossener Kreis gebildet wird. In diesen fällt also auch Sollerön, eine Insel im Siljan, an welcher ebenfalls Uebergangsgebirgslager vorkommen. Diese sind aus zwey Hauptmassen zusammengesetzt, aus Sandstein der zu unterst liegt und aus Kalkstein. Der Sandstein ist feinkörnig, theils grau, theils roth. Der Kalkstein gehört größtentheils zum dichten, und ist bald grau bald braunroth. Untergeordnet sind demselben Lager von einem viele Petrefacten führenden, rothen oder weißen Kalkstein, von grauem und rothem Mergelschiefer und von Thonschiefer. Die Versteinerungen, welche in diesen Gebirgslagern vorkommen, sind vornehmlich Orthoceratiten, Schiniten (sog. Crystalläpfel, Krystalläpfel), Entomolithen, Ammoniten, Anomien, Turbiniren, Merititen. Bergpech und Bergtheer findet sich hin und wieder in dem grauen Kalkstein. Die eben aufgeführten Gebirgsarten kommen seltener in flach fallenden als in stark einschließenden Lagern vor; zuweilen stehen sie sogar auf dem Kopfe. Die Abwechslung derselben, so wie ihre Einsenkung, ist durch Profile erläutert. Die ganze Abhandlung gewinnt außerdem noch an Werth durch eine bengefügte petrographische Karte.

Im 26ten Bande theilt der nun verstorbene Münzwardein P. J. Sjelm, der zu den thätigsten Mineralogen und Chemikern Schwedens gehörte, Bemerkungen über die Porphyrberge in Elfdals = Socken und Oester = Dalarna mit, die sich in Hinsicht der betreffenden Gegend, an obige Hisingerische Bemerkungen unmittelbar anschließen. Das weit ausgebreitete Porphyrgebirge von Elfdalen ist in neuerer Zeit durch das daselbst angelegte Porphyr-Schleifwerk, welches

aus einem herrlichen Materiale die vollendetsten Arbeiten liefert, mehr bekannt geworden und die größten Verdienste um die genauere Untersuchung desselben, hat sich der Geschworne Hagström erworben, welcher das Werk angelegt und bis in die letzteren Zeiten verwaltet hat. Von diesem rühren denn auch zum Theil die Notizen über das dortige Vorkommen der Porphyre her, welche in dem vorliegenden Aufsätze zusammengestellt und von seinem Verf. mit petrographischen Bemerkungen verbunden sind. Wenn wir nun gleich hierdurch keine befriedigenden Aufschlüsse über die geognostischen Verhältnisse des Elfdaler Porphyrgebirges erhalten, so sind doch die mitgetheilten Bemerkungen in manchem Betrachte lehrreich. Sie sind geordnet nach den vier Hauptlandhöhen welche die genannte Gegend bilden und nach den einzelnen Bergen die auf denselben vorkommen. Die Benennungen der Gesteine bedürfen nach der jetzt angenommenen mineralogischen und petrographischen Nomenclatur hin und wieder Berichtigungen. So stehet z. B. noch durchgehends Jaspis für Kieselschiefer. Das was hier mit dem Nahmen Källeflinta bezeichnet worden, ist unser Hornstein, obgleich in Schweden auch dichter Feldstein und ein inniges Gemenge desselben mit Quarz so genannt werden. Eine sehr genaue und saubere, von dem Geschwornen Hagström gezeichnete Karte u. mehrere Profile geben der Abhandlung ein größeres Interesse.

Vom 27ten bis zum 31ten Bande der Schriften der Stockholmer Academie der Wissenschaften kommen keine zur Mineralogie und Geologie gehörige Abhandlungen vor.

Im 32ten Bande. I. Abhandlung über einige Schwedische Bitterkalk, von Emanuel Rothoff. Es werden hier beschrieben ein dichter Bitterkalk von Fahlun, ein Bitterspath ebendaher, und ein Bitterspath vom Taberge in Wermland. Zugleich werden die damit vorgenommenen chemischen Analysen mitgetheilt, die folgende Resultate geliefert haben:

	Dichter B.1 von Fahlun.	Bitterspath von Fahlun	Bitterspath vom Zaberge.
Kalk	30,34	30,13	30,72
Bittererde . .	20,89	20,82	18,20
Eisenoxyd . .	} 1,41	} 1,75	1,80
Magnesiumoxyd			1,52
Kohlensäure . .	46,75	46,50	46,40
Verlust	0,61	0,80	1,36
	100	100	100

II. Untersuchung des Cerin's, von W. Zisinger. Unter diesem Nahmen wird ein Fossil beschrieben, welches auf der jetzt verlassenen Bastnäs-Grube bey Riddarhyttan in Westmanland in Gesellschaft des Cererits vorgekommen ist, sich aber von demselben sowohl in Hinsicht des Aeußern als auch in Ansehung der Bestandtheile unterscheidet. Dieses Mineral ist von schwarzer Farbe, die sich auf dem Bruche etwas in das Braune ziehet. Es kömmt derb vor, besitzt mehrere Blätterdurchgänge, und auf den Spaltungsflächen starken Glanz; der Bruch ist dagegen beynahe matt. Das Fossil ist undurchsichtig, gibt graulich gelben Strich, ritzt das Glas, gibt am Stahle Funken, und hat ein spezifisches Gewicht von 3,77 – 3,8. Vor dem Löthrohre schmelzt es leicht mit Aufwallen zur schwarzen, glänzenden Kugel. Voraxglas wird davon rothbraun und gelbbraun, Natrum dunkel graulichgrün gefärbt. Die Bestandtheile sind im Hundert: 30,17 Kieselerde, 11,31 Alaunerde, 9,12 Kalk, 28,19 Cerium-Oxyd, 20,72 Eisen-Oxyd, 0,87 Kupfer-Oxyd (zufällig), 0,4 flüchtige Theile. — Dieser Abhandlung ist ein Anhang vom Prof. Berzelius beygefügt worden, worin dieser eine kurze Geschichte des Cerium-Metalles liefert, und dann zu zeigen sucht, daß Zisinger's Cerin mit Thomson's Allanit sowohl dem Aeußern als auch den Bestandtheilen nach übereinkomme.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Julius 1815.

Rom.

Bey Gasparo Capparoni: Il Museo Pio-Clementino, descritto da *Ennio Quirino Visconti* etc. Tomo settimo, dedicato alla Santità di nostro Signore Pio VII. P. M. VI S. Vorrede. 108 S. Text mit 50 Kupferstichen und zwey Veylagen. A. B. 1807. groß Folio.

Man muß es den politischen Ereignissen zuschreiben, daß wir dieses Werk, von dem der fünfte und sechste Band in diesen Blättern vom Jahre 1793 St. 87. S. 873, und vom Jahre 1797. St. 87. S. 857 angezeigt worden sind, so spät erhalten haben. Auf die, an Se. Heiligkeit, den Papst Pius VII., gerichtete Zuschrift, vor der sich auch ein Bildniß desselben befindet, folgt eine kleine Vorrede, worin Herr Visconti bemerkt, daß er zwar diesen Band ohne unmittelbare Anschauung der darin enthaltenen Denkmähler geschrieben habe, daß sie aber alle seinem Geist genau vorschwebten, und er in allen zweifelhaften Fällen von dem Ritter Vincenzo Pazetti und seinem Bruder, dem Herrn Silippo Aurelio Visconti, unterstützt worden sey. Da dieser Band auch einen allgemeinen Titel: Mis-

cellanea del Museo Pio-Clementino führt, so findet man, außer den Statuen und Reliefs, auch Bronzen, musivische Fußboden und überhaupt Antiken aller Art darin abgebildet und gelehrt beschrieben. Tab. I. Apollo Citharoedus, eine $8\frac{2}{3}$ Palmen hohe Statue aus Marmor (grechetto), welche man auf der Stelle, wo ehemahls das Odeum stand, gefunden hat. Aber nur der Torso und die rechte Lende sind alt; alles übrige ist von Giovanni Pierantoni restaurirt worden, der den Kopf nach dem schönen Bildniß des Apollo in der Justinianischen Galerie darzustellen gesucht hat. Tab. II. Bacchus in weiblicher Kleidung. Herr Visconti's Bemerkungen über das doppelte Geschlecht des Bacchus verrathen eine genaue Bekanntschaft mit den neuern mythologischen Untersuchungen. Tab. III. Ein Silen mit einem Schlauch. Diese drey Palmen hohe Statue gibt dem Verfasser Gelegenheit, von dem Gebrauch der Schläuche bey den Alten zu handeln, und zugleich zu bemerken, daß bereits im Zeitalter des Augustus Fässer mit eisernen Reifen gebräuchlich waren. Tab. IV. Drey Silene, welche eine Schale emporhalten, die unstreitig zu einem Springbrunnen gedient hat. Tab. V. Isis Salutifera. Diese Statue ist neun Palmen hoch, aus Parischem Marmor gefertigt, mit einem antiken, von einer andern Bildsäule entlehnten, Kopfe aus pentelischem Marmor, und befindet sich gegenwärtig zu Paris, indem sie durch den Frieden zu Tolentino abgegeben werden mußte. Der Kopf ist schön, aber erst durch Ergänzung zu dem einer Isis umgemodelt. Tab. VI. Eine Aegyptische Pastophore aus grünem Basalt. Es ist dieselbe, welche Sea in seiner Ausgabe von Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums (T. I. tab. 7), und Cancellieri (de Sacriariis T. I. p. 6.) bekannt gemacht haben. Der Kopf ist neu und in ein Frauenzimmer verwandelt, wogegen sich Zoega (de Obelisc. S. IV. C. II. §. 3. n. 24.)

aufsieht. Doch wird von Hrn. V., zur Vertheidigung des Restaurators, die bekannte Rosettische Inschrift angeführt, in welcher Priesterinnen erwähnt werden. Tab. VII. Eine Vorstellung des Mithras — Gruppo mitriaco. Sie weicht von den vielen ähnlichen nicht ab, und ist nur durch den Umstand merkwürdig, daß ihre Höhe 7 Palmen und ihre Breite $8\frac{1}{2}$ Palmen beträgt. Sie ist aus Parischem Marmor gearbeitet, und wahrscheinlich ein Werk aus dem zweyten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Was die dunkle und mystische Bedeutung des Ganzen, und vorzüglich des Jünglings in Persischer oder Phrygischer Kleidung betrifft, der den Stier erdolchen will, so verweist der Verf. auf ein gelehrtes Werk des Hrn. Silippo del Torre, Monumenta vet. Antii C. 3. 4. Tab. VIII. Ein Barbar, als Träger. Die knienden, lasttragenden Figuren, deuten immer einen sclavischen Zustand an, es mögen Männer oder Weiber seyn. Diese Figur leitet den Verf. auf eine Stelle des Pausanias (l. 18.), der ihnen ähnliche im Tempel des Jupiters zu Olympia bemerkte. Von zwey andern lasttragenden Figuren, die sich in den Farnesischen Gärten befanden, hat Herr Visconti in seinen Anmerkungen zur Statue des Posidippus (Musée Français, Livr. XLV.) gehandelt. Tab. IX. Zwey Baumstämme mit zwey Nestern, in welchen Kinder sitzen. Ein Monument, das der Abbate Raffei in einem eignen Werke (Rom, 1778) weitläufig beschrieben hat. Tab. X. Nymphen und andere Götinnen. Dieß, von Spon, Jabretti und Amaduzzi bereits bekannt gemachte Basrelief, wird hier von Neuem untersucht. Es stellt Nymphen mit Seemuscheln, die Diana, den Sylvan und Herkules, nebst andern Gottheiten dar, unter deren Schutz Quellen, Haine, Thäler und Berge standen. Auch die dabey befindliche Inschrift liest man bey dem Gruter (Theat. Inscr. p. XCIII. 8.). Vor Zeiten befand sich dieß Basrelief in der Villa Mattei.

Tab. XI. XII. Ein porphyrner Sarcophag aus dem Mausoleum der heiligen Constanza. Man hat dieß bewundernswürdige Kunstwerk, von dem es viele Abbildungen gibt, auf Befehl Papst Pius VI. im Jahre 1788 in das Pio-Elementinische Museum gebracht. Die Figuren, welche es schmücken, stellen geflügelte Genien dar, die sich mit der Weinlese und dem Keltern der Trauben beschäftigen. Man suchte in den Zeiten, in welchen dieses Kunstwerk verfertigt worden ist, die Mängel der Zeichnung und die Zierlichkeit der Ausführung durch die Kostbarkeit des Materials zu ersetzen, dessen Bearbeitung mit vieler Mühe verbunden war. Tab. XIII. Ein Sarcophag mit zwey Genien des Todes. Sie haben, als Zeichen des ewigen Schlummers, die Arme über das Haupt zusammen gebogen. Ein an einem Tronk ruhender Genius des Todes, der diesen sehr ähnlich ist, befindet sich in dem Pariser Museum. Tab. XIV. XV. Zwey runde Altäre mit Reliefs, welche Aegyptische Gottheiten und Feyerlichkeiten vorstellen. Vor Zeiten in der Villa Mattei, daher sie auch von Amaduzzi im dritten Bande der Monum. Matth. Nr. 25. beschrieben worden sind. Clemens XIV. kaufte sie für das Vaticanische Museum. Es sind keine echt Aegyptische Arbeiten, sondern sie gehören in die Zeiten der Isiaci, wie man mit Aegyptischen Figuren Spiel trieb, und der Aberglaube in Griechenland und Rom überhand genommen hatte. Tab. XVI. Die Geschenke der Medea. Ein Relief, das größtentheils aus neuern Ergänzungen nach andern, antiken Reliefs besteht. Winkelmann's scharfsinnige Erklärung eines Reliefs im Palast Bancelotti (Monum. ined. Nr. 90. 91.) hat über jenes Kunstwerk, so wie über andere, ähnlichen Inhalts, Licht verbreitet. Ein zu Mantua befindliches Relief mit dieser Vorstellung ist von Girolamo Cardi erläutert worden. Medea ist im Begriff, den Mantel und die Krone, welche für die Braut

des treulosen Jason bestimmt sind, zu vergiften und sie ihren Kindern zu überreichen, damit sie sie derselben hinbringen können. Visconti's gelehrte und geistreiche Conjecturen sind lesenswerth, leiden hier aber keinen Auszug. Tab. XVII. Dido und Aeneas, ein großes Basrelief. Herr Visconti hat bereits in diesem Werke Tom. V. p. 1. (a) und 15 (b) und IV. tab. 15. p. 29 von dem Gebrauch geredet, Sarcophage mit Basreliefs aus Griechenland kommen zu lassen, an welchen die Köpfe einiger Hauptfiguren nur angedeutet wurden, damit man ihnen eine Portraitähnlichkeit mit denjenigen Personen geben könnte, für deren Asche sie bestimmt waren. Zu der Classe dieser Sarcophage gehört auch der hier abgebildete, der, aus Parischem Marmor verfertigt, 11 Palmen lang und $5\frac{1}{2}$ breit ist, und, nach dem Styl der Figuren zu urtheilen, in das dritte Jahrhundert oder in den Anfang des vierten nach C. G. gesetzt werden muß. Die zahlreichen Figuren sind schlecht und verworren angeordnet; die Denkmale, welche Tempel, Gebäude, Schiffe, die Stadt Carthago mit ihrem Hafen &c. vorstellen, ebenfalls ohne Kunstsinn und Geschmack vertheilt. Die Hauptfiguren sind Dido, ihre Schwester Anna, Aeneas und noch eine, die der Verf. für den Palinurus hält. Die Köpfe der Dido und des Aeneas erscheinen kaum angedeutet, um ihnen eine bestimmte Portraitähnlichkeit geben zu können. Auch dieß Monument ist mit zweckmäßiger Gelehrsamkeit, ohne unnützen Citatenprunt, erklärt waren. Tab. XVIII. Eine Priesterinn der Cybele, ein Basrelief, ehemahls in der Villa Mattei (Amaduzzi, T. III. tab. 52). Tab. XIX. Eine Priesterinn der Isis, ebenfalls ein Basrelief aus der Villa Mattei und von Amaduzzi erklärt, a. a. O. tab. 52. S. 24. — Von Tab. XX — XXV. folgen verschiedene Büsten, nämlich des Annius Verus Cäsar, des Didius Julianus, eines unbekannten Redners, welche Papst Ele-

mens XIV. von dem Hrn. Jenkins erkaufte; eines Römern mit dem Helm auf dem Kopf, einer alten Matrona, und zwey Grabfiguren, welche uns bereits aus den Monum. Matth. T. II. tab. 34. n. 1. bekannt, und unlängst nach Paris gewandert sind. Tab. XXVI—XXXIV. enthalten Figuren von verschiedenen Thieren, Adler und Hähnen, zwey Pfauen aus Marmor und aus Bronze, zwey Störche, von denen der eine die Flügel ausbreitet, der andere aber sich an einen Baumstamm lehnt; einen Löwen in schreitender Stellung. Dieß letzte Kunstwerk ist eine *scultura polycroma*, wie sie der Verf. nennt; denn der Körper des Löwen ist aus einer gelbbraunen Breccia gearbeitet, Zähne und Krallen aber aus weißem Marmor und die Zunge aus Rosso antico eingesezt. Noch einige sitzende Löwen. Ferner: ein Priester mit einer Kuh, und zwar der Priester im Begriff die Kuh zu melken, um die Opfermilch zu erhalten; ein Kalb, ein Stier, der Kopf einer wilden Ziege aus Rosso antico meisterhaft verfertigt; die Sau von Alba, mit ihren zwölf Frischlingen; ein geopfertes Lamm auf einem Altar, bereits von Montfaucon und Amaduzzi (Monum. Matth. T. II. tab. 69) herausgegeben; ein knieender Stier, der ein mit Reliefs verziertes Gefäß trägt, welche Vögel und Fische darstellen; 1c. Auf Tab XXXV. und XXXVI. sind zwey prächtige Gefäße abgebildet. Das erstere, aus Ägyptischen schwarzen Basalt, ist mit schönen Bacchantischen Masken geschmückt, von dem Herr Antonio Bonomi mit vielem Glück ergänzt, und hierauf nach Paris gebracht worden. Das andere, aus Orientalischem Alabaster, wurde im Jahre 1777 ausgegraben, und muß, den Inschriften zufolge, zur Aufbewahrung der Asche mehrerer vornehmer Römer gedient haben. Die Inschriften lauten: *Cajus Caesar Germanici Caesaris filius hic crematus est.* 2. *Tiberius Caesar Germanici Caesaris filius hic crematus est.* 3. . . .

Germanici Caesaris filius hic crematus est. 4. Tiberius Caesar Drusi Caesaris filius hic situs est. 5. Livilla Germanici Caesaris filia hic sita est. 6. . . . ossa Flaviae Domitillae Vespasiani In den Anmerkungen handelt der Verf. sehr gelehrt von der wahren Lage des Orts, wo die Leichen der vornehmen Römer verbrannt wurden, und von mehreren Personen aus der Familie des Augustus. Tab. XXXVII—XL. enthalten vier prächtige Candelaber. Der erste, von einem sehr schönen Verhältniß, ist mit Basreliefs verziert, welche den Herkules als Drenfußräuber vorstellen, und von Marini, in einem Briefe im Giornale Pisano (T. III. art. 5.) erklärt worden sind. Eine ähnliche Vorstellung findet man an einer merkwürdigen Ara zu Dresden bey Becker, im Augusteum T. I. p. 5. Der zweyte Candelaber mit Bacchanalen geschmückt, wird gegenwärtig zu Paris aufbewahrt; der dritte befand sich ehemahls im Mausoleum der heil. Constanza, und den vierten sah man vor Zeiten in der Basilike der heil. Agnese außerhalb der Stadt. Tab. XLI. Ein Drenfuß des Apollo, der durch den schändlichen Tractat von Tolentino an Frankreich abgetreten wurde. Tab. XLII. Ein vierseitiger Altar, bereits von Piranesi (Antichità d'Albano e Castel Gandolfo Tab. VIII. Cap. 6.) ans Licht gestellt. Tab. XLIII. Ein bronzenener Lannzapfen, der auf einem zusammengesetzten Kapital ruht. Man behauptet, daß dieser 16 Palmen hohe Lannzapfen ehemahls auf dem Gipfel der so genannten Moles Hadriani gestanden habe. Man verdankt seine Erhaltung der Vorsorge des Papstes Symmachus, der ihn im Anfange des sechsten Jahrhunderts an einem heiligen Ort aufbewahrte, und ihn so der Zerstörung entzog. Tab. XLIV. XLV. Ein Thron des Bacchus, und ein andrer der Ceres. Beide, die viele Ergänzungen haben erleiden müssen, werden gegenwärtig im Vorsaal des Pariser Museums

gewiesen. Tab. XLVI—XLVIII. Einige musivische Fußboden. Man entdeckte den ersten in den alten Bädern zu Otricoli. Er ist von einem Winkel zum andern 50 Palmen lang, und von Hrn. Gioacchino Salcioni vortreflich restaurirt worden, und dient gegenwärtig zum Fußboden des runden Saales des Vaticanischen Museums. Mit vieler Gelehrsamkeit hat Herr V. die verschiedenen Benennungen musivischer Arbeiten (Lithostratos, opus tessellatum, opus vermiculatum, opus sectile, museum, musivum, opus musieum, opus musivum etc.) erklärt. Tab. XLIX—L: Zwey musivische Gemählde. Die von S. 92 folgenden Zusätze zum ersten, zwoyten und dritten Bande des Museo Pio-Clementino, welche mehrere Berichtigungen enthalten, sind des berühmten Namens des Verfassers würdig.

Berlin.

In der Nicolaischen Buchhandlung: Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von J. D. Gries. Erster Band. 1815. 340 Seiten in Octav.

Zwey Schauspiele, die große Zenobia, und das Leben ein Traum, sind in diesem Bande enthalten. Da die Manier des Calderon, dieses Geistesverwandten von Shakespear, schon bekannt ist, so brauchen wir uns dabey nicht aufzuhalten. Herr Gries hat sein treffliches Uebersetzer-Talent auch hier wieder sehr rühmlich gezeigt, und man muß ihm für den Genuß, den er dem des Spanischen unkundigen Leser sowohl als dem der diese Stücke im Originale lesen kann, durch diese Uebersetzung verschaffet hat, sehr verbunden seyn, da sich alle die Eigenschaften hier wieder finden, welche er bey seinen übrigen Uebersetzungen so schön an den Tag gelegt hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 3. August 1815.

Vork.

Zu haben bey Thomas Wilson und Sohn, und London bey J. Mawmann, Poultry und L. Payne: *Memoirs of the Life and Writings of Sir Philip Sidney, by Thomas Zouch, D. D. F. L. S. Prebendary of Durham. 1809. 400 S. in Quart, nebst Sidney's Brustbild als Titeltupfer.*

Sidney, ein im guten und bösen Sinn gefeinerter. Name in der politischen und gelehrten Geschichte von England. Noch hat er nicht aufgehört, die Britten zu interessiren, und wie Philipp, so hat auch Algernon fortgefahren, bis auf die neuesten Zeiten zu biographischen Versuchen zu begeistern. Dießmahl reden wir von dem erstern, dem unter der Regierung der Königin Elisabeth allverehrten Philipp, ihm, der mehr als Ritter ohne Furcht und Tadel war, der mit allen echt ritterlichen Tugenden auch die eines durch alte und neue Litteratur ausgebildeten Geistes verband. Ein anziehender Character, besonders in unsern Tagen, die wieder bey einzelnen Gelehrten von höherer Kraft den Heroismus zur Theilnahme an der Wiedererkämpfung der Deutschen Freyheit entwickelt haben.

£ (6)

Die Hauptumstände seines Lebens waren schon richtig bekannt; Fulke Grevil, Collins, Cibber und wie viele andere hatten es schon in der Kürze beschrieben. In der Darstellung, welche wir anzeigen, ist nur jedes Ereigniß mit aller jetzt noch möglichen Umständlichkeit herabgeführt, und jeder Umstand aufs sorgfältigste aus gedruckten Büchern und schriftlichen Nachrichten, besonders aus den nachgelassenen Handschriften des edeln Ritters selbst, die noch im Britischen Museum und in andern öffentlichen und Privatbibliotheken aufbewahrt werden, mit großer Sorgfalt belegt. Dabey ist nur zu bedauern, daß Sidney's (vielleicht zur Entwicklung seines politischen und gelehrten Characters wichtigste) Briefe, die an seinen vieljährigen, bewährten Freund, den großen Vitterator Hubert Languet, und die an den Prinzen Wilhelm von Oranien verlohren gegangen sind; aus letztern hätte sich auch die merkwürdige Geschichte jener Zeit manchen Aufschluß verschaffen können, da sich Sidney darin dem Prinzen über die Geschichte des Tags, in der beide Rollen spielten, vertraulich mitgetheilt hatte.

Philipp Sidney's eine hervorragende Seite war die eines ausgebildeten, an Leib und Seele herrlich geschmückten Ritters. Durch seinen ritterlichen Sinn und manche Geistesähnlichkeit zog er schon den nachmaligen Heinrich IV. an, als er sich zu Paris aufhielt (es war zur Zeit der schrecklichen Bartholomäusnacht); zu Wien erwarb er sich (1574) noch höhere Fertigkeit in allen ritterlichen Leibesübungen, daß er bey seiner Rückkehr nach England (1575) das Ergötzen des ganzen Hofes, besonders der großen Elisabeth war: solche Würde war in seinem Anstand, solche Urbanität in seinen Sitten, solche Gewandtheit und Gefälligkeit in seinem ganzen Betragen. Die Königin nannte ihn nur ihren Philipp, im Gegensatz Philipps von Spanien, des Gemahls ihrer verstorbenen Schwester, den sie vor kurzen gehänselt hatte.

Aus Wohlgefallen an seiner schönen Person, um mit ihr zu figuriren, schickte sie ihn in seinem 22ten Jahre als Gesandten nach Wien, um dem Kaiser Rudolph zum Antritt seiner Regierung in ihrem Nahmen Glück zu wünschen; auf dieser Reise machte er allerwärts, am Kaiserlichen, am Pfälzischen, am Oranischen Hof, tiefen Eindruck; selbst der stolze, über alle Welt wegsehende Don Juan von Austria konnte dem feinen und talentvollen jungen Manne seine Achtung nicht versagen. So zufrieden nun auch die Königin mit der Ausrichtung seiner Gesandtschaft war, so sehr ihr auch der Beyfall schmeichelte, mit dem man ihrem Cavalier allerwärts entgegen kam, so blieb er doch bloß ihr Philipp: recht in ihrem eben nicht liebenswürdigen Character, das Verdienst erst lange schmachten zu lassen, ehe sie es belohnte, kam ihr Philipp zu nichts; zu keinem bedeutenden Amte, was seinen Ehrgeiz tief kränken mußte. Gezwungen griff er nun zu allerley Projecten, um sein Glück zu machen: und an der Ausführung eines jeden hinderte ihn wieder die tückisch-ehrgeizige Elisabeth. Er gehörte zu denen, welchen die Königin (die gern mit Patenten und Privilegien belohnte) ein Patent zur Entdeckung fremder Länder ertheilt hat, und wollte daher Antheil an Francis Drake's zweyter Reise nehmen: in der tiefsten Stille war alles vorbereitet; im Augenblick der Ausführung untersagte es ihm die Königin. Ein ähnlicher Fall traf seinen Plan, bey der bevorstehenden Polnischen Königswahl zu concurriren, dessen wahre Beschaffenheit nie ganz zur öffentlichen Kunde kam. Endlich ward er im Jahre 1585 Statthalter von Bliessingen, das die Niederländer der Königin zum Unterpand ihrer Treue übergeben hatten; unglücklicher Weise aber kam er das Jahr darauf schon als Leiche, an der Wunde, die er in der Schlacht bey Zutphen erhalten hatte, in sein Vaterland zurück. Jetzt offenbarte sich erst, wie allgemein er geachtet

war. Alle Gentlemen seines Vaterlandes legten freiwillig auf mehrere Monate Trauer für ihn an: das erste Beispiel einer Art von Nationaltrauer für eine Privatperson. Die Staaten von Holland wollten ihn durch ein feyerliches Leichenbegängniß ehren; da erwachte endlich der Ehrgeiz der haushälterischen Königin; sie verweigerte den Staaten die Erlaubniß dazu, und ließ ihren todten Philipp, dem sie in seinem Leben nicht mehr als eine sine cura Stelle von 120 Pf. jährlicher Einkünfte zugewendet hatte, mit aller denkbaren Pracht in der St. Paulskirche besegnen. Da er kein Vermögen erheirathet hatte, und seine Gesandtschaftsreisen ihn (durch Ehrenaussgaben) immer mehr kosteten, als sie ihm einbrachten, und er keiner litterarischen Unternehmung seine Unterstützung entzog, so starb er im eigentlichen Sinn des Wortes arm, vielleicht bloß weil er die Jahre der Prüfung, welche die sonst große Königin auch ihm bestimmt hatte, nicht überlebte. Was ihm nicht wiederfuhr, hatte er wenigstens durch nichts verschuldet. Recht nach dem Ideal des Grafen Castiglione hatte er als echter Hofmann nichts unterlassen, was ihn in der Gunst der Königin, die sie ihm zuerst wegen seines ritterlichen Ansehens zugewendet hatte, befestigen konnte: mit seinem scherzhaften Geschenk an die Königin (das sie von jedem Cavalier, und hätte es auch bloß in einer Kinderklapper bestanden, erwartete, und in deren Aussinnen die Hofleute mit einander wetteiferten) blieb er keinen Neujahrstag zu ihrer Belustigung aus; seine Maste, der einzige dramatische Versuch, den man von ihm hat, the Lady of May, zur Unterhaltung der Königin während ihres Besuchs auf dem Landsitz des Grafen von Leicester geschrieben, ist reich an Anspielungen auf die Schönheit der Königin, welche sie so gern rühmen hörte u. s. w. Sidney genoß auch ihre ganze Gunst, so weit sie überhaupt einer aufrichtigen Gunst fähig war, wie der Umstand zeigt,

daß sie (1579) seinen mit männlicher Freymüthigkeit geschriebenen Brief gegen die Heirath mit einem Französischen Prinzen, welche Katharina von Medicis anknüpfen wollte, gut aufnahm, ob ihr gleich sonst Vorstellungen, ihre Vermählung betreffend, missfielen, und sie dieselben zuweilen streng bestrafte.

Sidney's zweite rühmliche Seite ist die eines Mannes von Geschmack. Sein Hauptwerk in den schönen Redekünsten ist und bleibt *Arcadia*, ein Schäferroman; angefangen auf dem Landsitz seiner Schwester, der Gräfinn von Pembrock, wohin er sich aus Verdruß zurückgezogen hatte, daß ihm die Königin verboth, eine Ehrensache, in die er mit dem Grafen von Orford ganz unschuldig gerathen war, nach der Ritter Weise auszumachen. Der Roman war zur Unterhaltung seiner Schwester bestimmt, die ihn Bogenweise in der Handschrift, so wie ein Abschnitt fertig wurde, auch nach seiner Abreise von ihr, erhielt. Bey seinem frühen Tode, (vielleicht auch, weil er keinen bestimmten Plan hatte, und er im Fortgange der Dichtung in ein Labyrinth hineingerieth, aus dem er selbst sich nicht wieder herausfinden konnte) blieb er unvollendet. Sannazar's *Arcadia* hat unstreitig die erste Idee dazu gegeben, so wie auch zur *Diana* des Montemayor; der Zeit nach könnte Sidney auch letztere vor Augen gehabt haben; doch finden sich davon keine deutliche Spuren. Von seinem Muster entfernte sich Sidney dadurch, daß die prosaische Erzählung ihm Haupt- und Poesien nur Nebensache waren. So tief auch der Eindruck war, den die *Arcadia* bey ihrer Erscheinung machte (sie erfolgte erst nach des Dichters Tod, durch die Besorgung seiner Schwester), so räumt ihr selbst der gegenwärtige Biograph nur Stellenweis einigen Werth ein und gesteht, daß sie jetzt niemand mehr ganz durchlesen werde. Und wer möchte widersprechen, wenn von dem Werth die Rede ist, den der Roman für

die Nachwelt haben kann? Für sein Zeitalter war er eine seltene, in ihrer Art einzige Erscheinung, lehrreich durch seine Bemerkungen über Leben und Sitten, durch weise Lehren der Moral und Politik; merkwürdig (wenn nun gleich nicht selbstständig) durch den Gebrauch, den der Dichter darin von seiner Belesenheit in Alten und Neuen gemacht hat; verdienstlich durch die mannichfaltigen Sprachschöpfungen, durch die er der Bildung der Englischen Sprache fortgeholfen hat. Die edelsten Geister der nächstfolgenden Zeit, Shakespear, Milton, Waller u. a. hielten ihn daher einer Benutzung werth. Um das ganze Verdienst des Dichters zu erkennen, hätte es daher zur Einleitung über die Critik seiner Werke einer Schilderung des intellectuellen Zustandes der brittischen Nation unter der Königin Elisabeth, der noch damahls fortdauernden Unge wandtheit und Unregelmäßigkeit der Englischen Sprache, ihres noch kläglichen Mangels an Ausdrücken für geistige Begriffe u. s. w. bedurft. So würde das Verdienst der Arcadia in ein helleres Licht gesetzt und eine Reihe von Entschuldigungsgründen für die noch so häufigen Dunkelheiten, Unbestimmtheiten und Weitschweifigkeiten der in ihr gebrauchten Sprache gefunden worden seyn. Die andere Absicht, welche der Dichter bey der Einschaltung seiner Poesien zwischen seiner Prosa hatte, dem Englischen Vers mehr Harmonie zu geben, ist von ihm nicht erreicht worden. Alle Kunst, die er auf die Bildung seiner Hexameter wandte, ist, selbst nach seinem Lebensbeschreiber, so völlig verlohren gewesen, daß man aus seinen Versuchen hätte folgern mögen, die Englische Sprache sey zur Bildung eines harmonischen Hexameters ungeschickt. Was sich überhaupt aus dieser Versart machen ließ, war erst Milton zu bewerkstelligen vorbehalten. Ueber die Regeln der Dichtkunst hatte Sidney viel nachgedacht, wie seine Defence of Poesy beweist, die

erste ästhetisch-critische Schrift in Englischer Sprache, in der er besonders die Regeln des Drama (allerdings noch wie ein schwacher Anfänger) entwickelt. Was er selbst noch nicht leisten konnte, das suchte er durch andere zu befördern, wozu besonders seine Unterstützung des bewunderten Spenser gehört. Doch ist die hundertmahl wiederholte Sage falsch, daß Sidney, als er die erste Stanze der Beschreibung der Verzweiflung im ersten Buch der Feenköniginn gelesen, hingerissen von ihrer Vortrefflichkeit, dem Dichter 50 Pf. zur Belohnung bestimmt, beim Lesen der zweiten sich vorgenommen, die Summe zu verdoppeln, und beim Lesen der dritten sie sogleich auf 200 Pf. gesetzt, aber auch seinem Haushofmeister befohlen habe, sie auf der Stelle auszubezahlen, weil er sonst veranlaßt werden möchte, sein ganzes Eigenthum hinzugeben.

Uebrigens ist diese Lebensbeschreibung von ihrem Verf. nicht auf ein biographisches Kunstwerk angelegt, sonst würde er manche Umständlichkeit (wie über die Bartholomäusnacht (S. 41), über das Turnir bey der Anwesenheit Franz's von Bourbon (S. 178), über den Atheismus des Jordanus Bruno (S. 339) u. a.) haben unterdrücken müssen, um nicht seinem Werke den Vorwurf unpassender Auswüchse zuzuziehen; auch hätte ein biographisches Kunstwerk die Hauptmerkwürdigkeiten des Helden und der Zeit, die vor ihm unmittelbar herging, Ton und Geschmack der Generation, unter welcher er heranwuchs und sich bildete, die Eigenthümlichkeiten seines eigentlichen Zeitalters, der Königin Elisabeth und ihrer Regierungsmaximen, durch die sich ein Geist, wie der des Sidney (wie wir oben angedeutet haben) gedrückt fühlen, und manches von seiner Schnellkraft verlieren mußte, den Zustand der Englischen Nationallitteratur, als Sidney in ihr und für sie zu arbeiten anfing, den gegenseitigen Einfluß, den seine gebildeten Zeitgenossen auf ihn

und er auf sie hatte, — dieses und dergleichen hätte ein biographisches Kunstwerk mehr hervorheben müssen, als geschehen ist. Die Materialien zu allein diesem findet man zerstreut in diesem Werke; aber nicht in der Ordnung, die ihnen die historische Kunst gegeben haben würde. Dem Verf. war es sichtbar nur um eine klare historische Darstellung zu thun; und diese ist ihm vollkommen gelungen.

Den Beschluß machen einige Beylagen, theils aus Handschriften, theils aus gedruckten Büchern genommen, die zur Erläuterung einzelner Stellen der Biographie dienen, und unter dem Text ihren Platz nicht finden konnten.

Jena.

Ben Fr. Frommann: Grundriß der Geschichte der Griechischen und Römischen Litteratur, zum Gebrauch in den obern Classen gelehrter Schulen, von August Matthiä. 1815. VIII und 207 S. in Octav.

Die Darstellung der Schriftsteller in diesem schätzbaren Grundrisse ist nach der Zeitfolge geordnet, und die Griechische Litteratur in vier Perioden, die Römische ebenfalls in vier Perioden getheilt. Vor jeder Periode geht eine gute Einleitung her. Ganz zweckmäßig sind bey den Schriftstellern die wichtigsten Lebensumstände, die Zeit ihres Lebens, die Begebenheiten, die vorzüglich auf ihren schriftstellerischen Character wirkten, die Nahmen und der Inhalt ihrer Werke in größter Kürze angegeben, und dabey die Anführung der vorzüglichsten Ausgaben und hier und da auch der Deutschen Uebersetzungen nicht vergessen worden. Die Lehrer, welche sich dieses Grundrisses bedienen wollen, finden in Fabricii, Harles, Mohnike u. a. Werken hinreichende Aushülfe, und wir empfehlen denselben, der so zweckmäßig gerathen ist, um so mehr, da uns kein ähnlicher bekannt ist.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 5. August 1815.

Berlin.

Im Selbstverlage (bey Dieterici): Darstellung des Postwesens in den Königl. Preussischen Staaten, von Wilh. Heinr. Matthias, erstem Registrar, Archivar bey dem Gen. Postamt in Berlin u. s. w. Erster Band. Postgeschichte und vom Preussischen Postwesen überhaupt. 1812. X und 337 S. in Octav.

Eine zweckmäßige Zusammenstellung und Verarbeitung der Gesetze und Grundsätze über die Geschäftsführung und Verwaltung der Postanstalt in einem bestimmten Lande, die Mittheilung der darauf Bezug habenden Nachrichten, in so fern sie dem Publicum nöthig und nützlich zu wissen sind, ist für dieses, welches mit der Anstalt in so vielfacher und oft unangenehmer Berührung steht, zu wünschenswerth, selbst nothwendig, um nicht als eine willkommene Gabe aufgenommen zu werden. Das Verdienst ist umfassender, wenn dieses Land ausgedehnt ist, wenn es eine so wichtige politische und Handelslage hat, als Preußen, wenn so wichtige Poststraßen hindurch gehen. (Bericht des Finanzministers über die erste Posteinrichtung in Westphalen!) Nic

D (6)

gleichen Empfindungen sehen andere Hand an die Ausfüllung der Lücken gelegt, welche in der Geschichte des Deutschen Postwesens noch übrig sind, durch eine Darstellung der Schicksale dieser herrlichen Anstalt in einzelnen Landschaften, geschöpft aus Urkunden und Acten. Beides wollte der Verf. vereinigt für Preußen in dem nämlichen Werke liefern, wovon hier der erste, fast durchaus geschichtliche Theil vor uns liegt. Aber eben diese Verbindung und Untereinanderschlebung dürfte leicht den Vortheil des Ganzen mindern und dem Absatz hinderlich seyn. So nützlich dem Reisenden, allen welche mit der Post zu verkehren haben, (und wer befindet sich nicht in den Verhältnissen!) auch ein Posthandbuch seyn muß (wie es z. B. in Frankreich längst vorhanden ist und seine großen Vortheile bewährt hat), so entfernt liegt von dessen Zwecken der Ursprung, die Geschichte der Ausbildung der Anstalt, am entferntesten deren urkundliche Entwicklung. Der Historiker aber wird wieder den practischen Abschnitt nicht beachten. Werden nun beiderley Abschnitte in zwey nothwendig verbundenen Bänden vorgetragen, so glaubt jeder Theil die eine Hälfte um den Preis des Ganzen zu theuer gekauft zu haben. In dem vorliegenden Werke ist aber beides (so bald die eigentliche Geschichte aufhört) obenein nicht einmahl getrennt, sondern unter einander gemischt, und das Allgemeine über das Preussische Postwesen, das Verzeichniß der Postämter und Poststraßen steht mit dem der Oberpostmeister, Posträthe und höheren Postbedienten (von dem ersten Beginn der Stellen) die Befehle mit der Geschichte der Posteinkünfte sonderbar gemischt untereinander, da letztere offenbar in die erstere geschichtliche Abtheilung eingefügt werden mußten. In der Anordnung seines Stoffes hat der Verf. gefehlt, ohne Zweifel zu seinem eignen Schaden, (das Werk ist Selbstverlag) und

die neuere Herstellung des Preussischen Reichs macht dasselbe schon halb unbrauchbar; wir werden unten noch einmahl darauf zurückkommen. Jetzt zu dem Besondern!

Die oben bemerkte Lücke in der Geschichte der Postanstalten der Deutschen Gebiete, wurde besonders bey den Brandenburgisch-Preussischen bemerkt. (Ueberhaupt war hier der Forschungs- oder Mittheilungssinn weniger thätig, oder die Hindernisse größer als anderwärts: davon zeugt der Zustand der Geschichte der Preussischen Länder!) Ihre Ausfüllung mußte aber um so mehr gewünscht werden, da die frühe Ausbildung unter dem Großen Kurfürsten und die nachherige Ausdehnung nothwendig Aufmerksamkeit erregen, und die Entwicklung der Schicksale dieser Anstalt, von den ersten schwachen Anfängen bis zum vollen Flor in hoher, weltbürgerlicher Wichtigkeit, eben so sehr den Forscher anziehen, als lehrreich für den Geschäftsmann, den Theoretiker seyn mußte. Die einzige Bedingung, welche die Erreichung dieses Zwecks möglich machte, der Gebrauch der Archive trat für den Verf. ein (auch für andere Zwecke, hoffen wir, wird gleiche Liberalität recht lebendig werden) und um so schätzbbarer sind die hier mitgetheilten Nachrichten, welche der Inhalt alles dessen zu seyn scheinen, was über den Gegenstand in den Staatsarchiven sich vorfindet; schätzbbarer, da die wichtigsten Urkunden, Postverordnungen und Gesetze, auf welche sie sich stützen, im Anhange der Prüfung und anderweiten Benutzung übergeben sind. Dieß ist kein unbedeutender Gewinn für die Geschichte des Postwesens überhaupt und nebenbey ergeben sich auch mancherley Erläuterungen für die Preussische Geschichte. Unsere Resultate fallen freylich an mehr als einer Stelle anders aus, als sie der Verf. fand, so wie wir es auch bedauern müssen, daß die Geschichte

in so fern unvollständig geblieben ist, daß die Schicksale der so wichtigen Postämter zu Hamburg, Bremen, in Sachsen und mehrere andere übergangen sind; wahrscheinlich schien beym Entwurf des Werkes die politische Wichtigkeit derselben für immer verlohren und die Entwicklung dieser Verhältnisse nur schmerzhaftes Gefühle aufzuregen. Wir bedauern diese Uebergangung um so mehr, da der V. selbst sagt: die Nachrichten würden viel Anziehendes, Merkwürdiges, selbst manches Neue für die Staatenkunde darbieten (S. 124).

Bei der geschichtlichen Darstellung stützte sich der Verf. lediglich auf seine Acten, wurde dadurch einseitig und fiel in alle Fehler, welche aus einer solchen Zurücksetzung dessen, was sonst schon bekannt ist, hervorzugehen pflegen. Es ist doch ein großer Unterschied unter Compiliren aus gedruckten Werken (III.) und Zuziehung des schon vorhandenen Stoffs zu den neuaufgefundenen Nachrichten und der Verbindung beider zu einem möglichst vollständigen Ganzen! Hätte der Verf. nur die bekanntesten Werke über das Reichspostwesen (z. B. Pütter's Erörterungen Hest 1.) benutzt, so würde er vollständiger, deutlicher geworden, so würden die Kaiserlichen u. a. Urkunden (c. bis f. und h. der Anlagen) nicht abermahls abgedruckt worden seyn, da sie und ihr Inhalt schon hinlänglich bekannt waren; er würde dann gern manche Aeußerung unterdrückt haben, die jetzt nicht zu seinem Vortheil dasteht, er würde den Einfluß des Reichspostwesens auf die Bildung der reichsständischen, besondern Anstalten nicht ganz übersehen, sondern hervorgehoben, und ehe er von den Brandenburgischen Posten sprach, über die Geschichte der Deutschen, so viel als zum Verständniß nöthig war, haben vorausgehen, nicht in einem Anhange nachkommen lassen. Sicherlich würde er auf diesem natürlichern Wege zu mehreren

und fruchtbarern Resultaten gelangt seyn, die hier überall noch zurück sind. Hätte er, da ihm die Mangelhaftigkeit seiner Acten auffallen mußte, die Nachrichten zur Geschichte des Sächsischen Postwesens (in Grundig und Klossch Sammlung VII. und die dort abgedruckten Urkunden) verglichen; so würde er manchen Fehler vermieden, überhaupt eine freyere Ansicht gewonnen haben. Nahmentlich würde er dann die von ihm mitgetheilte Bothenordnung des Kurf. Joh. Siegmund von 1614, nicht mehr für den Anfang der Brandenburgischen Post gehalten haben, sie, bloß auf Kurfürstliche Fußbothen berechnet, welche einzelne Geschäftsbriefe so oft es erforderlich war, an bestimmte Orte schaffen mußten, dazu auch wohl nebenbey vom Publicum benutzt werden konnten; durchaus nichts Beständiges, Regelmäßiges, wie die von ihnen genau unterschiedenen "ordinari Bothen, waren, die wöchentlich ankommen und wieder ablaufen"; wie solche der Handelsort Leipzig vorlängst angeordnet hatte. Für diese Leipziger ordinari Bothen war bereits eine Bothenordnung vom 4. Febr. 1608 vorhanden, also der Zeit nach sogar jener Brandenburgischen vorgängig, ihr vielleicht selbst in den betreffenden Theilen zum Muster dienend, in jedem Fall aber ihrer Auslegung als Postanfang im Brandenb. widersprechend. Alles was daher aus dieser falschen Ansicht entspringt, weiter daraus geschlossen und aufgebaut wird (S. 95 das spätere Erscheinen der Reichspost) fällt damit von selbst dahin. Die Bothenpost von Küstrin nach Ansbach (S. 1) gehört wohl dem Markgrafen Johann, nicht dem Kurfürsten Joachim II. an. Was wir an jenem Falle sahen, Vermischung der entfernteren Veranlassung, oder der Ursachen, und der eigentlichen Bildung der bestehenden Anstalt, oder der Folgen, findet sich noch mehrmals, und überhaupt können wir uns auf die Critik des B. nicht ganz verlassen (S. 3;

273). Am wenigsten gelingt ihm die Vertheidigung des vorletzten Oberpostmeisters, des Grafen Schu-lenburg-Kehnert und seiner Einrichtungen. Was so sehr die allgemeine Stimme gegen sich hat, ist gewiß nachtheilig und die Beschwerde darüber nicht grundlos! Wie viele Routen sind durch die neue Poststraßenvermessung kürzer geworden? Was in der Maafregel noch nicht lag, that die Ausführung reichlich hinzu, und so wurde sie, wie überall in ähnlichen Fällen, der Grund, daß in mehreren Gegenden die Verbindung der nächsten Orte erschwert wurde, daß die sonst vollen Postwagen leer zwischen ihnen fuhrn, daß, wer es vermochte, zu Fuß ging, mit Privatgelegenheit fuhr, die Post betrog, die Moralität mehr untergraben wurde. Wurde auch nicht das Briefporto erhöht, so wurden doch Pakete und Gelder mehr besteuert, und mithin litt dennoch ein großer Theil des schriftlichen Verkehrs. (Die Widersprüche S. 85 und 235 übergehen wir, so wie der Grundsatz falsch ist, daß die Post nur nach der Länge des Weges ihre Forderung abmessen könne; denn wir haben z. B. keine Klagen über den Verlust der Oesterreichischen Postcassen gehört, wo der Brief bis an die Gränze, wie nahe oder weit sie sey, gleiche Summe kostet, wiewohl wir dieß nicht ganz unbedingt nachahmen möchten.) In solchen Urtheilen zeigt sich der Postofficiant, der gern recht viel Ueberschuß abliefern möchte, nicht der wahre Staatsmann. (S. 125 "wohleingerichtete Postanstalten müssen zwey Verpflichtungen erfüllen, dem gemeinen Wesen, vorzüglich dem Handel und Gewerbe, die höchstmögliche Erleichterung und Bequemlichkeit und zugleich einen beträchtlichen Gewinn für die Staatseinkünfte zu gewähren, wiewohl diese letztere Rücksicht der erstern immer untergeordnet bleibt.") Es ist weniger werth, eine Erhöhung der Ueberschüsse des Postwesens zu bewirken, als eine so wohlthätige und

nothwendige Anstalt in gleicher Wertsamkeit, gleichem Ansehen und Zutrauen zu erhalten. Die Benutzung eines solchen eben so sehr der ganzen Menschheit angehörenden Mittels des Verkehrs, des Luxus und der Cultur, als der nothwendigen Verbindung der Einwohner eines Reichs nicht zu stören, die Moralität nicht zu gefährden. Das geschah aber durch die neue Vermessung und ihre Folgen, zu einer Zeit, wo der Preussische Staat auf einige Thaler Einnahme mehr nicht ängstlich hinzusehen brauchte. Aus dem geschichtlichen Theil ziehen wir, vielleicht für den Zweck dieser Blätter schon zu umständlich geworden, nur noch aus: der reine Postüberschuß war 1694, 68,045 Rthlr.; 1710, 122,405 Rthlr.; 1740, 248,991 Rthlr. Das Postamt in Hamburg brachte im höchsten Jahre (1799 — 1800) 72,972 Rthlr. und Bremen 1805 — 1806, 3,957 Rthlr. reinen Ueberschuß. Der practische Theil ist kurz und wird nur erst nach Erscheinung des zweenen Theils richtig beurtheilt werden können. Mit Bedauern müssen wir nun noch die Existenz eines Anhanges gegen das von uns (Jahrg. 1811 St. 200.) angezeigte Klübersche Werkes bemerken. Der dem B. anstößige Theil desselben ist abgedruckt und schwimmt in einem Meere von Noten, die nicht für unsere Critik geeignet sind. Der Vortheil, den auch solche Streitigkeiten noch haben, bessere Begründung der Wahrheit, neue Thatsachen, Verbesserungen falscher Aussagen, bleibt hier freylich nicht ganz aus (S. 226 die Einzelheiten des Vertrags mit Paris vom 1. Nov. 1803 — aber gab es keine geheime Punkte? —) Doch dieser Vortheil ließ sich weit besser gewinnen, wenn der B. diese richtigern Nachrichten, gleich der Berichtigung Kl., wo dieser wirklich fehlt und das Pr. Postwesen verkennet, in das Werk selbst aufnahm. Wir sind überhaupt weitläufiger u. tadelnder geworden, als wir vielleicht gewesen seyn würden,

wenn sich diese Anzeige nicht zufällig verspätet hätte, wo nun die glorreichen Ereignisse eingetreten sind, die eine ganz neue Bearbeitung des noch rückständigen Theils, oder sollte er erschienen seyn, seine Umarbeitung erfordern, und damit, wie überhaupt durch die veränderten Verhältnisse des Preussischen Postwesens gegen die im Jahre 1812, eine völlige Umstaltung eines sehr bedeutenden Theils auch dieses ersten Bandes nach sich ziehen. Unter solchen Umständen aber ist eine genaue Prüfung, sind Vorschläge zu einer bessern Einrichtung des Werks gewiß dem Publicum, wie dem Verfasser, will er auf möglichst lange Zeit wirken, erwünscht und wohlthätig. Unser Rath wäre also kürzlich: beide vom Verf. vereinigte Zwecke zu trennen, den ersten Theil ganz umzuarbeiten, ihn bloß einer vollständigen Geschichte zu widmen, im zweyten aber alles zusammen zu stellen, was auf die jetzigen Gesetze, die Verfassung und Verwaltung, wie den Geschäftsgang des Postwesens Bezug hat, den jetzigen Zustand der Anstalt im Preussischen betrifft, die Postcurse u. s. w., beide Theile dann einzeln in den Buchhandel zu bringen. Der letztere ist vermahlen der wichtigere, daß wir aber auf seine Erscheinung noch warten müssen, bis die neue Organisation des Reichs auch diesen Zweig der Staatswirthschaft erreicht hat, versteht sich. Möchten nur recht liberale Gesinnungen die neue Gesetzgebung durchdringen, und dadurch einiger Schaden gut gemacht werden, den die vergangene sich, auch als Beispiel und Muster noch verbreitet, zu Schulden kommen ließ! Möge die Unzufriedenheit, welche die letztere Zeit mit den Posteinrichtungen überall hervorgebracht hat, hier zuerst beseitigt werden! Möchte man überhaupt alles entfernen, was auf einen kleinlichen Gewinn hinausläuft, der einer großen Staatsanstalt unwürdig ist!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1815.

Paris.

Ben Courcier: *Lettre à M. Villoteau, touchant ses vues sur la possibilité et l'utilité d'une théorie exacte des principes naturels de la musique; suivie d'un mémoire et de quelques opuscules sur l'usage de la musique dans les églises et l'utilité du rétablissement des maîtrises dans les cathédrales de France, et de la refutation d'un système particulier sur les causes de l'expression musicale.* Par G. M. Raymond etc. 1811. In Octav.

Wer in unsern Tagen noch von der Möglichkeit und vom Nutzen einer genauen Theorie der musikalischen Grundsätze, wie von einer Sache reden kann, die noch nicht vorhanden, sondern erst zu begründen sey, zeigt offenbar, daß er als Laye redet. Herr Raymond, Professor der Geschichte, der Mathematik und Physik, und Mitglied fast aller Akademien der Wissenschaften und Künste in Frankreich und Italien, gibt sich zwar selbst hierin für einen Layen aus, aber gewiß nur, um sich dadurch den Schein der Bescheidenheit zu geben. Er redet sonst

E (6)

von mancherley Dingen mit einer Zuversicht, die keinem Layen gebührt, und scheint bey allem, was er sagt, die glückliche Ueberzeugung zu haben, daß vor ihm noch niemand so nützliche und vortreffliche Bemerkungen über die Möglichkeit eines ordentlichen musicalischen Systems, oder einer gründlichen Theorie der Musik gemacht habe, als er. Hr. ViolotEAU wird zum Schiedsrichter dieser neuen Bemerkungen gemacht. Man sieht klar, daß die Herren gute Freunde sind, die sich einen kleinen musicalischen Ruf einander in die Hände spielen wollen. Dazu gehören nun bey den Franzosen (auch wohl bey anderen Völkern) ganz neue Erfindungen. Alles schon vorhandene muß umgeworfen werden; wer etwa bloß berichtigen oder verbessern wollte, würde wenig Aufsehen damit erregen. So ist wenigstens der jezige Geist der Franzosen. Sie machen alle Tage neue Erfindungen, bloß weil sie nicht wissen, was früher oder anderwärts schon erfunden ist. Man muß von ihnen sagen, was Kästner von Hevristes sagt:

Hätt' er etwas mehr gelesen

So erfänd' er nicht so viel.

Sie kennen daher auch nur ihre nächsten Umgebungen, schätzen ihre gesammte Mitwelt für gering, und legen höchstens auf sehr entfernte Gegenstände (sowohl der Zeit als dem Raume nach) einigen Werth, die sie oberflächlich kennen zu lernen suchen, um auch damit nur eine leere Eitelkeit zu befriedigen oder Aufsehen zu erregen. So kennt z. B. Herr N. die *Scriptores musicae antiquae* von Meibom und Wallis wenigstens so weit, daß er sie oft citiren kann; aber man sieht doch aus dem Ganzen sehr bald, daß auch diese Citata meistens nur als gelehrter Prunk dienen müssen. Ein guter Schriftsteller muß wenigstens mit jeder Zeile eine Sache, einen bestimmten Gedanken andeuten, sonst sind

feine Worte nur taube Nüsse, die keinen Kern haben und niemand nützen können. Die Tonsysteme der Aegyptier, Araber, Perser, Chinesen und Indier sind gerade so beschaffen, daß sich recht viele Worte davon sagen lassen, ohne daß irgend jemand etwas davon verstehen kann. Daher sind diese Dinge bey den Franzosen in so großer Achtung. Ihr eigenes System, was sie doch mit anderen aufgeklärten Europäischen Völkern so ziemlich gemein haben, gilt ihnen nichts, und was anderwärts besser ist, halten sie nicht der Mühe werth, kennen zu lernen. So in sich selbst eingeengt, und mit Leichtgläubigkeit nur auf Wunder aus großen Entfernungen gesteuert, müssen sie nothwendig alles Wahre und Bessere, was sie in ihrer Nähe haben könnten, verkennen und immer und ewig nach neu vermeinten Theorien oder Systemen haschen. — Daher hat auch von den Zeiten des Rameau an bis auf die jezigen, kein Europäisches Volk so vielerley musicalische Systeme als das Französische. Leichtigkeit in Kenntnissen und Ansichten ist stets die Quelle aller Sucht zur Veränderlichkeit. In Deutschland haben wir ein einziges System der Musik, das so in der Natur gegründet ist, daß es wohl stets vor der menschlichen Vernunft und vor allen Erfahrungen bestehen wird. Die Französischen hingegen haben weder den Character einer klaren Begreiflichkeit, noch eines bestimmten practischen Nutzens in sich, müssen daher, da auf die Dauer nie etwas Rechtes mit ihnen anzufangen ist, eben so wie gewisse wohlbekannte Landesconstitutionen, nicht nach Gesetzen der Natur und Vernunft, sondern nach völlig freyer Willkühr auf irgend eine Art immer wieder aufs neue revolutionirt werden.

Der Verf. unterscheidet zwey Hauptclassen von musicalischen Systemen. Die eine Classe soll dahin

abzwecken, die Grundsätze so zu bestimmen, daß das, was in der Kunst einmahl besteht, entweder beygehalten und bestärkt, oder eine mehr oder weniger bedeutende Umänderung damit vorgenommen werde. Die bedeutende Veränderung hält er in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge in einer so allgemein ausgeübten Kunst, wie die Musik ist, für unausführbar. Zum Theil soll Herr Billoteau von dieser ersten Classe schon etwas in einem Mémoire geäußert haben. Die zweyte Classe soll die Regeln der Kunst, so wie sie ist, ganz bestehen lassen, sie aber von einer möglichst strengen philosophischen Theorie abhängig machen, und da die vorhandenen Systeme meistens einander ganz entgegengesetzt sind, so daß keines derselben befolgt werden kann, so gibt der Verf. noch den Rath, bey einer neuen Einrichtung das reinsystematische ganz fahren zu lassen, und hauptsächlich Rücksicht auf die Vortheile der Kunst zu nehmen, also den einfachsten Weg zu suchen, die vorhandenen Grundsätze unter sich zu ordnen. So scheine es die Vernunft und der Geschmack zu gebieten; so habe es auch das Pariser Conservatorium der Musik angenommen, und dadurch Natur und Kunst mit einander vereinigt. Rec. gesteht ehrlich, daß er kaum begreifen kann, was der Verf. will; er kann höchstens rathen, daß die Meinung dahin geht, eigentlich gar kein System zu haben, sondern jede Art von Praxis zu gestatten, und jedem willkürlichen Gebrauch der Harmonie und Melodie, so wie jedem gebildeten oder ungebildeten Geschmack freyen Spielraum zu lassen. Dieß ist allerdings die Sprache eines musicalischen Layen. Wie kann aber bey einer solchen Vermischung von Willkühr und Regel die Rede von einem Systeme seyn? Ein System ist eine solche Anordnung und Verbindung aller einzelnen Intervallen und Accorde, daß man die Ab-

stammung und zugleich die Brauchbarkeit eines jeden derselben deutlich erkennen kann. Wenn es richtig ist, das heißt, wenn es aus einem allgemeinen Princip abgeleitet ist, so muß kein einzelner Ton im Zusammenhang einer Melodie, und kein Accord in der Harmonie vorhanden seyn, oder aufgenommen werden, dessen Natur, Wesen und Behandlung nicht durch seine Abstammung von einem gewissen Grundaccorde erklärt und bestimmt werden kann. Dieß ist ein System. Aber an ein solches ist in Frankreich noch nie gedacht worden. Rameau hat zwar etwas davon geahndet, aber es nicht zu entwickeln gewußt. Seine Ableitung der dissonirenden Accorde von der wesentlichen Septime, die übrigens ganz richtig ist, macht nur einen sehr kleinen Theil dieses Systems aus. Unser B. weiß aber davon gar nichts. Er ist noch so sehr in einem eingeschränkten Dilettanten-Zustande, daß er in einer und eben derselben Periode von einem System der Harmonie, und von der bekannten Rousseauischen Behauptung: daß die ganze Harmonie eine barbarische und gothische Erfindung sey, mit voller Genehmigung reden kann. Er macht dabei für die nördlichen Völker noch die sehr hössliche Erklärung, daß diese Erfindung ihren harten und groben Organen zuzuschreiben sey. (*Enfin c'est aux peuples du Nord, à des peuples, qui ont les organes durs et grossiers, que nous devons la découverte de cette partie de l'art.*) Nicht zu gedenken, daß die Harmonie keine Nordische sondern Niederländische Erfindung ist, die sich aber, weil ihr Werth und ihre Wichtigkeit augenblicklich gefühlt und erkannt wurde, wie ein Blitz über ganz Europa verbreitete, könnte man doch auch noch fragen: Ob denn nicht ein weit feineres Auge dazu gehöre, mehrere Gegenstände zugleich zu übersehen, als nur einen einzigen? Sollte es mit dem Gehöre anders

seyn? Ein Gehör, das immer nur einen einzigen Ton in einer Melodie unterscheiden kann, muß ja nothwendig weit unvollkommener und ungeübter seyn, als dasjenige, welches mehrere Töne zugleich in einem immerwährenden Fortgange begreifen, behalten, unter einander vergleichen und genießen kann.

Es ist recht zu beklagen, daß Männer, denen man sonst mancherley schöne, besonders gelehrte und so genannte nützliche Kenntnisse nicht absprechen kann, von schönen Künsten und Wissenschaften aus Mangel an Sachkenntniß doch wie Kinder reden können. Rec. hat lange nichts so Inhaltleeres gelesen als diesen Brief. Griechische, Römische, Italiänische und Französische, auch sogar Deutsche Schriftsteller (z. B. unser Chladni) werden angeführt, und am Ende kommt nichts anderes heraus, als daß ein neues System der Musik zwar wünschenswürdig, aber nicht auszuführen, und die Harmonie zwar eine Gothische Erfindung, aber doch nicht abzuschaffen sey. Was haben wir nun? Worte in Menge, aber sehr wenig Sachen. Der Verf. kann nicht einmahl begreifen, warum ein Tonstück in eben der Tonart geschlossen werden muß, in welcher es angefangen ist. Er hält diese Regel für eben so sonderbar, als wenn man zum Gesetz machen wollte, daß eine gesellschaftliche Unterredung beym Schluß immer wieder auf das anfängliche Thema zurückkommen, und damit geschlossen werden müsse. Hätte Herr N. eine freye Fantasie von einem in bestimmte Grenzen und auf den Ausdruck eines bestimmten Characters eingeschlossenem Kunstwerk zu unterscheiden gewußt, so würde er anders geurtheilt haben. Wenn man alles leere, was hier gesagt wird, recht ins Licht stellen wollte, so müßte man viel weitläufiger seyn, als die Epistel selbst, die doch mit den angehängten Noten, deren eine von den physisch-mathematischen Grundsätzen, die andere vom Geiste des Systems

und der Routine in der musicalischen Kunst handelt, nicht weniger als 139 Octavseiten anfällt.

Viel bedeutender ist die nächste Abhandlung über die Kirchenmusik in ihren Verhältnissen zu den religiösen Ceremonien: *De la musique dans les églises, considérée dans ses rapports avec l'objet des cérémonies religieuses.* Der gute Rousseau muß auch hier wieder herhalten, so daß der Artikel *Plain chant* aus seinem *Dictionnaire de Musique* das Thema ist, um welches sich die ganze Abhandlung herumdreht. Rousseau hält den Kirchengesang, so wie er noch jetzt besteht, für ein zwar entstelltes, aber sehr schätzbares Ueberbleibsel der alten Griechischen Musik, das, ob es gleich Jahrhunderte hindurch allen möglichen Verfälschungen und Entstellungen ausgesetzt war, seine ursprünglichen Schönheiten doch nicht ganz verlieren konnte. Dieser ehrwürdige Choralgesang, den wir von den Griechen ableiten, ist selbst nach Rousseau, der sonst in musicalischen Dingen nicht immer gründlich urtheilt, weit vorzüglicher, als der weibliche, theatralische Gesang, ohne Ernst, Geschmack, Anständigkeit und Würde, womit man in neuern Zeiten die Kirchen entweiht hat, und noch entweihet. Es wird übrigens in dieser Abhandlung viel Gutes gesagt, das wir nicht einzeln anführen können. Das Ganze geht aber darauf hinaus, zu beweisen, daß es nothwendig sey, den reinen Kirchengesang zu erhalten, worin der Verf. denn wohl gewiß nicht unrichtiger Meinung ist. Wollen unsere protestantischen Geistlichen ihren Grund und Boden sich nicht immer mehr verderben, so müssen auch sie auf diesen Punct eine ernstlichere Rücksicht nehmen, als sie seit einiger Zeit genommen haben. Luther hat uns hierin ein gar großes Beyspiel gegeben. Er wollte die Musik im Dienste Gottes haben. Nach seiner Ansicht gibt es nichts, was uns mehr, als wahre, gute Musik dem Reiche

der Geister und der Zukunft nähern kann. Sein *Encomion Musicæ* sollte jeder Prediger auswendig lernen. Es würde dann weder einem Prediger, noch etwa einem Kirchenvorsteher einfallen können, den Antrag eines Organisten, der eine schadhafte Orgel verbessert haben wollte, mit der Antwort abzuweisen: Wir vermeynen, wenns nur brummt. — Diese im Ganzen sehr schätzbare Abhandlung ist im *Magazin encyclopédique* vom Monath August 1809 schon abgedruckt, aber hier des verwandten Gegenstandes wegen wieder aufgenommen worden.

Noch bedeutender ist der Brief über die Wiederherstellung der Cathedral=Capellen in Frankreich; *Lettre sur l'utilité du rétablissement des Maitrises de Chapelle dans les Cathedrales de France*, ebenfalls im *Magazin encyclopédique* vom Jahre 1810 schon abgedruckt. Diese Singanstalten sind in Frankreich seit der Revolution eben so verfallen, wie bey uns die Sing=Chöre an den Schulen. Wenn Religionsübungen seyn sollen, so sind sie nicht zu entbehren, denn nichts spricht den religiösen Geist so an und aus, als die Musik. Luther, von dem sich die Errichtung der Chöre an unsern Schulen herschreibt, wußte sie sehr gut zu gebrauchen, und wenn in der Geschichte seiner Reformation dieser Sache so wenig Erwähnung geschieht, so ist es dessenungeachtet ausgemacht, daß die Musik, obgleich ganz im Stillen und in Unschuld, dennoch keines der unkräftigsten Beförderungsmittel der Lehre Luthers gewesen ist. Seine Gesänge sollen, selbst nach den Geständnissen der Catholiken, mehr gewirkt haben, als seine Schriften, die die Menge doch weder lesen, noch recht verstehen konnten. So wie die Sachen nun stehen, wird sowohl in Frankreich als in Deutschland nur durch irgend eine neue Revolution hierin etwas gebessert werden können.

Der Geist, der in unserer Zeit für solche Dinge entschlummert ist, muß erst (niemand kann vorher sagen, auf welche Weise es geschehen wird) wieder erweckt werden. — Diese Abhandlung enthält übrigens vielseitige Kenntnisse und Ansichten der Sache. Der Verfasser hat sich nicht genannt; sein Schreiben ist aber an Hrn. Millin gerichtet.

Auf diesen Brief folgt ein zweyter gleichen Inhalts, ebenfalls an Hrn. Millin gerichtet: Sur l'usage de la Musique dans les églises. Es wurden dem Verf. verschiedene Einwendungen gegen die im ersten Briefe enthaltenen Meinungen gemacht; er sucht daher hier seine Meinungen mit mehreren Gründen zu unterstützen, und unterstützt sie recht gut. Es würde uns jedoch hier zu weit führen, wenn wir uns auf etwas Näheres einlassen wollten.

Wenn irgend ein Einfall mit irgend einem Schein von zusammenhängenden Gründen unterstützt werden kann, so bekommt er von den Franzosen sogleich den Namen eines Systems. So haben wir hier als fünfte Abhandlung in dieser Sammlung eine Refutation d'un Système sur le caractère attribué à chacun des sons de la Gamme, et sur les sources de l'expression musicale. Das so genannte System, gegen welches die Refutation gerichtet ist, wurde in der Zeitschrift; Decade philosophique vom Jahre 1810. Nr. 6 und 8 abgedruckt, und hatte zur Absicht, zwischen Tönen und Farben eine Vergleichung anzustellen, um vermittelst derselben jedem einzelnen Ton der musicalischen Scala einen bestimmten Character zuzueignen, und sogar eine Quelle des musicalischen Ausdrucks dadurch zu begründen. Der Ton c soll der blauen, die Terz e der rothen und die Quinte g der gelben Farbe entsprechen, und die angegebenen Töne sollen eben solche Gefühle erregen wie die genannten drey

Farben. Bey den übrigen zur Scala gehörigen Intervallen werden die Farben verlassen und die bestimmten Eigenschaften der Töne ohne weitere Vergleichung geradezu angegeben. So soll die Secunde d einen wilden, die Quarte f einen schwächenden, die Sexte a einen verwirrten, und die Septime h einen grausamen Character haben. Es ist ungefähr dieselbe leere Spielerey, wie sie die Welt schon im Jahre 1725 an der Erfindung des Augen-Claviers (*clavecin oculaire*) vom Pater Castel kennen gelernt hat. Der ungenannte Refutator beweist ebenfalls, daß diese Dinge auf leere Spielereyen hinauslaufen, weil eine Farbe immer dieselbe bleibt, der Ton aber in jeder Versetzung und in jedem veränderten Verhältniß zu andern Tönen auch stets einen veränderten Character annimmt. Man kann daher von einzelnen Intervallen durchaus nicht sagen, daß sie einen Character haben, man müßte denn die äußern Eigenschaften derselben, wenn sie nämlich hart, weich, laut, schwach 2c. sind, dafür nehmen. Die Widerlegung ist sehr gut geschrieben, geht aber nicht tief genug in die Sache ein. Die Deutschen haben diese Dinge schon seit langer Zeit weit besser unterschieden. Sie schreiben keinem einzelnen Ton, sondern nur einen gesammten Tonart einen bestimmten Character zu. Die einzelnen Intervalle taxiren sie nur nach ihren Beziehungen auf einen angenommenen Grundton, reden aber dabey noch nicht im mindesten von etwas, was man Character nennen kann. In dieser Beziehung heißt bey ihnen der Grundton einer Tonart *chorda principalis*, die Quinte *dominans*, die Terz *medians*, und die dazwischen liegenden Intervallen werden, stets nach ihrer Beziehung auf den Grundton, *chordae elegantiores*, *necessariae*, *peregrinae*, *naturales* und *finales* genannt. Hier ist noch von keinem

Character im Sinne der Franzosen die Rede. Sie nennen diese Einrichtung zwar auch den characteristischen Ambitus, es ist aber damit ganz etwas anderes gemeint, als was die Franzosen mit ihrer Characteristik der einzelnen Töne meinen. Erst dann, wenn die Tonart aus den einzelnen Intervallen zusammengesetzt ist, kann von einem bestimmten Character die Rede seyn.

Den Beschluß dieser Sammlung macht eine kleine, nur einen Bogen lange Abhandlung über die Nothwendigkeit, den Römischen Kirchengesang in allen Kirchen des Französischen Reichs wieder herzustellen: *Considérations sur la nécessité de rétablir le chant de l'église de Rome dans toutes les églises de l'Empire. Par A. Choron.* Daß der ursprüngliche Römische Kirchengesang sehr viel feyerliches hat, aber in der ganzen christlichen Welt nach und nach sehr verfälscht worden, ist ausgemacht. Seine Wiederherstellung zur ursprünglichen Reinigkeit wird aber mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn, und wahrscheinlich sogar für immer nur ein frommer Wunsch bleiben. Herr Choron, der schon durch andere Werke sich als musicalischer Schriftsteller eine wohl verdiente Achtung erworben hat, sagt über die Nothwendigkeit und den Nutzen dieser Wiederherstellung alles mögliche, was darüber gesagt werden kann. Aber in Zeiten, wie die unsrigen sind, kann das, was der Kirche Noth thut, kaum bedacht, vielweniger ausgeführt werden.

Berlin.

Die zwey ersten, im April und October 1814 erschienenen, Hefte des fünften Bandes vom *Civilistischen Magazine* enthalten folgende Aufsätze:
I. Versuch, die Eintheilung der Pandecten in

drey Bände aus Justinian's Methodologie und den Angaben über *tres partes, as* u. a. zu erklären. Rec. bleibt dabei, daß, wenn 47 Bücher so regelmäßig, wie in $23\frac{1}{2}$, in $11\frac{1}{2}$ und in 12 getheilt sind, dieß nicht wohl von einem bloßen Zufalle des einige Jahre früher oder später geschehenen Auffindens herkommen kann. Wie nun hier die Absicht gewesen sey, oder wie sich die Künstler gemacht habe, sucht er so zu erklären. Nach Justinian bestanden, wie man weiß, die fünfzig Bücher der Pandecten aus den 36 ersten, die die Lehrlinge auf den Rechtsschulen unentbehrlich brauchten, und den 14 letzten, die sie da nicht brauchten. Nun gibt es oder gab es alte Handschriften in zwey Bänden, deren erster fünf und dreyßig Bücher bis auf ein kleines Stück des fünf und dreyßigsten, der zweyte aber die folgenden enthielt (auch die bekannte Angabe von Alciat prooem. disp. I. gehört zu dem, was S. 29 angeführt ist.) Rec. glaubt, beide Einteilungen hier für dieselbe nehmen und vermuthen zu dürfen, der erste dieser zwey Theile habe etwa Dig. vetus, der zweyte Dig. novum geheißen. Man hatte aber mehrere Veranlassungen Ersteren für neun Zwölftheile oder drey Vierteltheile des Ganzen anzusehen und theilte ihn wieder in zwey nicht gleiche, sondern ebenmäßige, Theile, die fünf und dreyßig Bücher in $23\frac{1}{2}$ und $11\frac{1}{2}$. Zu dem Letztern, also dem dritten Vierteltheile, schlug man endlich noch und dieß ist wieder eine Thatsache, die *tres partes* d. h. etwas mehr als drey Bücher, die vorher der Anfang des Bandes gewesen waren, der ihrer vierzehn enthielt und den man für das vierte Viertel angesehen hatte. Durch dieses Hinzusetzen (*infortiatio*) ward nun das dritte Viertel, der Seitenzahl nach, fast genau so groß wie das vierte und dieser fing nun mit einem ganzen Buche und nicht

mehr mit einem sinnlosen Theile einer Stelle an. So war nun also vorhanden I. Dig. vetus drey und zwanzig Bücher und ein halbes, II. Infortiatum vierzehn Bücher und ein halbes oder vom 24, 3 bis ans Ende von 38, die tres partes mitgerechnet, und III. Dig. novum die zwölf letzten Bücher. Rec. hat sich bemüht, die Sache hier so kurz wie möglich vorzutragen und er ist doch begierig, ob man auch nun noch einen ganzen Thurm von Hypothesen sehen wird, auf dessen Spitze er stehe; er glaubt es nicht, weil hier alles weggelassen ist, was nicht wesentlich zu seiner Erklärung gehört, was man also kaum noch Hülfs-Hypothesen nennen kann. Dahin gehört hauptsächlich theils die Vermuthung, woher der Abschnitt vor den Worten tres partes im fr. 82. D. 35, 2. entstanden sey, theils daß man nachher diese Worte in Beziehung auf die Eintheilung des as gedeutet habe, von welcher der Cardinal von Ostia zwar sehr unbestimmt, aber doch bey Gelegenheit der neuen Lehranstalt zu Bononien spricht. 2. Pütter. Eine zwar unparteyische, aber doch meist vertheidigende Schilderung eines um seine Wissenschaft, unsere Universität und den Rec. sehr verdienten Mannes. Ueber das Deutsche Staatsrecht in den siebenziger Jahren ein Paar Stellen aus Büchern, die nicht für das Staatsrecht geschrieben sind, aus Glessan und den Memoires von Friedrich II. 3. Obligatio, als Probe eines neuen juristischen Wörterbuchs vom Herrn Actuarius Riedel. Das Wort bedeutet die Begebenheit, das daraus entstehende Verhältniß von beiden Seiten (das Recht daraus, die Pflicht daraus und beides zugleich) und endlich auch die Urkunde und dann kommt jede dieser drey Bedeutungen theils bey einer Person theils bey einer Sache vor. Ein juristisches Wörterbuch nach die-

seim Plane wäre freylich ein sehr wünschenswerthes Werk, woraus namentlich auch die, gerade im Juristischen so sehr fehlerhaften, allgemeinen lateinischen Wörterbücher berichtigt werden könnten; doch ist was hier geliefert wird, nicht sowohl eine Probe des Buches selbst, welches der Verf. schreiben soll, als vielmehr der Vorarbeiten dazu. Rec. wünscht nur, daß es nicht auch hier gehe, wie schon so oft, daß wir uns nemlich noch gar lange mit Briffon behelfen müssen, weil der Verf. ihn gar zu weit übertreffen will. 4. Geringer Einfluß der Sabinianer und Proculianer auf die 50 decisiones. Es gibt nur eine einzige, bey welcher wir wissen, daß dasjenige Statt fand, was man gewöhnlich von allen behauptet. 5. Vergleichung von Kunstwörtern. Unter dieser gewöhnlich am Ende eines Hefts vorkommenden Ueberschrift, hier secretum, secretarius, so wie am Ende des folgenden: repraesentatio, ohne welches man heut zu Tage die Intestaterbfolge nicht recht vortragen kann.

Die vorhergehenden Aufsätze dieses zweenen Hefts sind 6. Es gab nur sieben Grade der B. P. intestati, von Hrn. Prof. Erb. Die X personae, welche tertio loco vorkommen, sind kein gradus für sich. 7. Rechtsgeschichtliche Bemerkungen von Hrn. Prof. Schrader. Sieben kleine Abhandlungen, die hier nicht alle angeführt werden können. Zwen davon sind durch Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr's Römische Geschichte veranlaßt; die erste zeigt, daß die Ehe ohne conventio in m. ursprünglich nur bey Plebejern, das Eigenthum mit Vindicatio (an Grundstücken) nur bey Patriciern vorkam, und beides ward nachher allgemein. Die andere nimmt senum mensum die Ulp. 6, 13. für ein einziges Ziel von sechs Monathen, und dieß paßt nun sehr viel besser zu Niebuhr's Erläuterung

des Zinsfußes, als die gewöhnliche Ansicht, welcher nur nothdürftig nachgeholfen werden konnte. Zwen Bemerkungen über die Geschichte der Testamente, wie man dazu kam, sie als Verkauf einzukleiden, und daß legare in der lex Furia wohl so allgemein sey, wie in uti legassit, also die Einsetzung mit begreife. 8. Ueber den (s. g.) annus civilis der Usucapion, wieder von Hrn. Prof. Erb. Ein sehr bedeutender Nachtrag zu dem, was der sel. Koch vor zwanzig Jahren bey Gelegenheit des fr. 5. D. 28, 1. gesagt hatte und was Andere zu sagen veranlaßt worden sind. Der Verf. unterscheidet die Berechnung der Usucapion von der bey der pubertas, bey der lex Aelia Sentia und beyhm anniculus (also die in dem ältesten Rechte, wenigstens dem des zweyten Zeitraums des Rec., von der erst in dem dritten entstandnen) und zwar nicht um deswillen, weil dort pridie nach der Stunde, im fr. 5. aber die Stunde vor pridie steht, ein gar schwacher Beweisgrund, auf welchen er wohl mit Recht keine Rücksicht nimmt, sondern weil es dort heißt post horam und hier hora, man aber doch (nahmentlich auf Universitäten) allgemein unterscheidet, ob Etwas nach der Stunde oder in der Stunde geschieht. Die weitere Ausführung hat den Rec. überzeugt, er weiß aber schon, daß sie bey zwey Gelehrten, für welche er große Achtung fühlt, dieß nicht gethân hat, sondern daß der Eine auch bey der pubertas rechnen will, wie Herr Prof. E. nur bey der Usucapion, der Andere auch bey der Usucapion so wie dieser nur bey der pubertas und ihres gleichen. Angehängt ist noch ein von Hrn. H. Tychsen im Escorial abgeschriebenes Griechisches Bruchstück über die Zeitberechnung mit der auch sonst gewöhnlichen Ueberschrift *περι ῥοπης*.

Hugo.

Erfurt.

Von der Vortrefflichkeit der Bibel als Volksschrift, und von dem Nutzen welchen man von ihrer Verbreitung erwarten darf. Ein Wort und eine Aufforderung an das gebildete Publicum in Thüringen. 1814. 30 Seiten in Octav.

Eine sehr zweckmäßige Anrede der Erfurtischen Bibelgesellschaft, wodurch sie alle Beförderer des Guten in ihrem Kreise zu der Begünstigung ihrer Unternehmung aufruft. Ihr Wortführer hat sich dabei auf einige der scheinbarsten Einwendungen eingelassen, wodurch man neuerlich den Nutzen der Bibel, als einer Volksschrift, zweifelhaft zu machen gesucht hat, aber es mit einer sehr bedachtsamen Klugheit vermieden, an andere zu erinnern, welche wohl ehemahls bey einem Theile des Erfurtischen Publicums manche Bedenklichkeiten gegen das Unternehmen der Gesellschaft hätten erwecken mögen. Wir wünschen von Herzen, daß das Gute, das dabei abgezweckt ist, in einem recht weiten Umfang erzielt werden mag, und glauben daher auch, daß es sehr unzeitig seyn würde, auf irgend etwas hinzudeuten, was den Eifer dafür schwächen könne, der schon hier und da und unter uns rege geworden ist. Freulich ist noch nicht alles damit gethan, wenn nur die Bibel überall in die Hände unseres Volkes gebracht wird. Sie muß dann erst auch noch im eigentlichen Sinne zur Volksschrift unter uns werden, und dazu dürften noch andere Einleitungen und noch andere Anstalten nöthig seyn, die vorzüglich in unsern Volksschulen getroffen werden müßten; da jedoch das erste immer auch dazu erfordert wird, so ist es auch schon Wohlthat, wenn von unsern Bibelgesellschaften nur dafür gesorgt wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1815.

London:

Ben G. und W. Nicole, Pall-Mall: *Ancient Alphabets and Hieroglyphic Characters* explained: with an account of the Egyptian Priests, their Classes, Initiation and Sacrifices, in the Arabic Language by Ahmad Bin Abubekr Wahsbih; and in English by Joseph Hammer. 1806. Arab. Text 136 S. Englische Uebersetzung 54 S. und XXI. In Quart.

Ein räthselreiches Buch! Wir bewundern Geduld und Muth des Sprachgelehrten Herausgebers, womit er bey dem Abschreiben, Uebersetzen und der Zubereitung seiner Handschrift zum Druck ausgedauert hat. Wir müssen vor allem den Inhalt kurz angeben.

In acht Kapiteln und einem Anhang werden achtzig Alphabete abgezeichnet, und, wo es anging, mit dem Arabischen verglichen und durch dasselbe erklärt. I. Eufische, Africanische (Spanische), Indische Schrift. II. Syrische, Nabatheische, Hebräische, Himyarische (Mosnad), Dibars-, Kami-

§ (6)

und Griechische Schrift. III. Sieben Alphabete von sieben Griechischen Philosophen, Hermeo, Eleomenes, Plato, Pythagoras, Asclepias, Socrates und Aristoteles. IV. Vier und zwanzig Alphabete von vier und zwanzig spätern Philosophen. V. Sieben Alphabete von den sieben Planeten. VI. Zwölf Alphabete von den zwölf himmlischen Zeichen. VII. Zehn Alphabete von Königen Syriens, Aegyptens, Canaans, Chaldäas u. s. w. VIII. Hieroglyphen in vier Abtheilungen, geborgt von geistigen und himmlischen Wesen, von Thieren, Pflanzen und Mineralien. Anhang, von antediluvischen Alphabeten.

Welch ein Reichthum von bisher unbekanntem Elementen der Schreibkunst! Ließe sich nur hier der wirkliche Gebrauch derselben verbürgen, und dort Ursprung und Benennung durch anderweitige Erfahrungen rechtfertigen! Was sich irgend für ihren innern Werth aufbringen läßt, das hat Gelehrsamkeit und Scharfsinn des berühmten Herausgebers, der die Handschrift zu Cairo gefunden hat, in der Vorrede zusammen gestellt. Soll das Ganze gegen den Verdacht einer Erdichtung, einer Erfindung der Segensprecher, Zauberer, Astrologen und Alchemisten gerettet werden, so muß man mit dem Herausgeber sich auf das Wirkliche, das darin beschrieben wird, berufen: die Hebräische, Syrische, Griechische Schrift, so wie sie darin, wenn gleich verzerrt, gezeichnet werden, kennen alle; die Nabatäische ist dem Nahmen nach, wenn gleich noch nicht aus einem geschriebenen oder Kunstdenkmahl der Figur nach bekannt; die Baumschrift ist noch heut zu Tage bey Arabern, Persern und Türken als geheime Schrift zu finden. Läßt sich von diesen nicht auf die übrigen schließen? Wie jene wirklich vorhanden sind, so mögen es auch diese seyn, wenn wir gleich sie noch nicht in einem Denkmahl nachweisen können.

Aber, möchte man dagegen fragen: wie geht es zu, daß das vorgeblich Nabatheische Alphabet sich den übrigen Semitischen Schriftarten, mit denen es doch Aehnlichkeit haben müßte, auch nicht in einem Zuge nähert? wie geht es zu, daß von den übrigen (nicht Semitischen) Schriftarten, die uns aus Asiatischen Denkmählern bekannt sind, der Pfeil- oder Keilschrift, der Telenganischen, der Grantham-, der Devanagarischrift u. s. w. auch nicht eine, dagegen aber überschwenglich viele unbekannte vorkommen? wie geht es zu, daß unter dem Nahmen einer Indischen Schrift die Arabischen Zahlzeichen (die allerdings die Indischen heißen könnten) durch zugelegte Punkte als ein vollständiges Alphabet aufgeführt werden? wie geht es zu, daß Alphabete, die ihren Nahmen und andern Umständen nach älter als das neu Arabische von 28 Consonanten seyn sollten, gerade auch die Zahl von 28 Consonanten haben, da andere Asiatische Alphabete bald nur 16, bald 22, bald weit mehrere Elemente (48, 50, 52, 53) haben? sollten die Alphabete mit 28 Consonanten nicht nach dem Arabischen geformt, folglich von einem Araber erst nach ihm als Muster erdichtet seyn? Was soll man von den Alphabeten denken, die Pythagoras, Socrates, Plato, Aristoteles und einer langen Reihe andrer Griechischen Philosophen bengelegt werden? was von den Hieroglyphen? was von den Eigenthümlichkeiten der zu ihrer Darstellung gebrauchten Bilder, die auf den bis jetzt bekannten, mit Hieroglyphen beschriebenen Denkmählern gar nicht vorkommen? was von dem Reichthum hieroglyphischer Erklärungen? Horapollo war nur im Stande 189 Symbole zu deuten, und unser Araber deutet gegen 400? Wo hat er diese Weisheit her? Durch diese Umstände wird man wie gezwungen, an diesem Geschenk der Zeit ungläubig zu werden.

Die Phantasie hat wohl mehr Antheil daran, als die Wahrheit. Können Alphabete der Sonne und des Mondes, des Saturns, Jupiters, Mars, Mercur, der Venus und der zwölf himmlischen Zeichen, zu einem andern Zweck, als zum Gebrauch auf Anhängen, als zu Bannungsmitteln, erfunden worden seyn? Hieroglyphen wurden schon zu Horapollo's Zeit als Zaubercharacteren auf Amulete gesetzt: was Wunders, wenn die spätern Jahrhunderte darin fortgefahen und sie mit allerley Zeichen der Astrologie und Alchemie zu ähnlichen Zwecken vermehrt hätten? wenn demnach alte und neue, bedeutende und unbedeutende, wirkliche und erdichtete Hieroglyphen unter einander stünden? Von Pythagoras ging die Sage, daß er seiner Schule eine geheime Schrift gegeben habe: könnte der jeder halben Bildung eigene Kigel, Verlorne wieder herzustellen, nicht veranlaßt haben, zuerst eine Pythagoreische Chifre zu erfinden, und dann diese Spielerey mit den Nahmen der übrigen Griechischen Philosophen fortzusetzen? — Doch wer kann verlangen, daß man von jeder Erfindung des Aberglaubens und seinen phantastischen Einfällen die erste Veranlassung auffinden soll? Die den Königen von Syrien, Aegypten, Canaan, Chaldäa u. s. w. bengelegte Schriftarten mögen daher ein unauflösbares Räthsel bleiben: sind es ja schon die Nahmen der Könige Venduis, Resiut, Meharisch u. s. w.

Der Verlust ist auch nicht groß, wenn man die Alphabete aufgibt. Denn hätte es auch mit ihnen seine Richtigkeit, und wären sie auch je, sey es als allgemein lesbare oder geheime Schrift, gebraucht worden; so müßten sie doch, fände man in Zukunft Denkmähler, auf denen sie gebraucht wären, aufs neue entziefert werden: denn in der hier gelieferten Darstellung sind auch die wirklich ehemals gebrauch-

ten Alphabete unzuverlässig erklärt, wie jeden die Vergleichung der Sectionen lehren kann, die der Hebräischen, Syrischen und Griechischen Schrift gewidmet sind. Und ist überhaupt dem Verfasser dieser Schrift zu trauen? Er will ja seine Alphabeten-Sammlung im Jahre der Heg. 241 geendiget, und sie der Bibliothek des Chalifen Abdolmalec, der vom Jahre der Heg. 64—86 regierte, einverleibt haben: ein schrecklicher Parachronismus! Sinnreich sucht ihm zwar sein genialischer Herausgeber aus dieser Verlegenheit zu helfen: "Bibliothek des Chalifen Abdolmalec" soll heißen "Bibliothek, die ihre erste Anlage dem Chalifen Abdolmalec verdankt, in die man auch in spätern Jahrhunderten eine Schrift habe niederlegen können." Wäre nur Abdolmalec kein Ommajade, die sich noch um keine Bücher kümmern, noch weniger durch angelegte Bibliotheken (wie nach ihnen die Abbasiden) unsterblich werden wollten; und hieße es nur nicht in der Unterschrift: وجعلته دخيرة لخزانة حضرة امير المؤمنين عبد الملك بن مروان. متعة بسعادة دولته واتام عماد الدين بشوكة ملكه وسلطنته. يوم الخميس المبارك ثالث شهر رمضان. سنة احدى واربعين ومايتبين

legt in die Bibliothek des Chalifen Abdolmalec's des Sohns Merwan, (den Gott das Glück seiner Regierung genießen lassen möge, so wie er die Grundpfeiler der Religion durch seine Regierung und Herrschaft befestigen möge)" — gleich als ob der Chalife Abdolmalec, als dieses geschrieben ward, noch gelebt hätte. — "Am Dienstag, am 3ten des Monats Kamadhan des Jahrs 241." Wir wollen daher gegen die Glaubwürdigkeit der Alphabete nicht mehr die Antediluvischen in Anregung bring-

gen: hat ja auch Angelo Rocca a Camerino ähnliche in Kupfer stechen lassen, und damit zu seiner Zeit Glauben gefunden: warum hätte nicht auch ein Araber darauf rechnen können, der durch seine Religion zum Wundergeschmack privilegirt war? -

Mit den Arabischen Sagen über die Aegyptischen Priester-Classen, ihre Einrichtung, ihre Opfer u. s. w., die von den Griechischen Nachrichten völlig verschieden sind, wollen wir unsere Anzeigen nicht beschweren. Der Liebhaber weiß nun, wo er sie zu suchen hat.

Rühkopf Königsberg.

Ein bloßer Zufall ist Schuld daran, daß die Anzeige eines in mehr als einer Hinsicht geschätzten periodischen Werks unterblieben ist. Der sel. Heyne gab einen Bericht davon schon im Jahre 1811 St. 203, konnte aber nur vom zweiten Stücke desselben eine Anzeige verfassen, weil ihm damahls noch nicht mehr zugekommen war. Dieß Werk hat die Ueberschrift: Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte, von J. Delbrück, C. G. A. Erfurdt, J. J. Herzbart, K. D. Hüllmann, J. S. Krause und J. S. Vater. Jahrgang 1811 und 1812. Bey Friedrich Nicolovius 1812. Erster Band. Mit einem Kupfer. 586 Seiten in Octav.

Dieser erste Band enthält vier Stücke, wovon zwey in das Jahr 1811, und die zwey letzten in das Jahr 1812 fallen. Von den in der gelehrten Republik schon rühmlich bekannten Verfassern, wovon Erfurdt seitdem diesen irdischen Wirkungskreis, worin er so thätig gewesen, zu unserem Leidwesen verlassen hat, ließ sich schon im Voraus viel vorzügliches erwarten, und diese Hoffnung ist auch erfüllt worden. Da wir aber, dem Zwecke unsrer

Blätter gemäß, uns nur auf die Anzeige der aufgenommenen Aufsätze beschränken müssen, so ist uns das angenehme Geschäft versagt, uns länger bey dem Vorzüglichen, und bey dem was uns insonderheit anspricht, zu verweilen. Hr. Prof. Herbart liefert zwey Aufsätze im ersten Stücke, die mit Recht an die Spitze gestellt sind, eine gehaltvolle Rede an Kant's Geburtstage, den 22. April 1810, und über die Philosophie des Cicero: Herr Prof. Vater vier Aufsätze, des Verfassers würdig, Aufklärungen im Felde der Africanischen Sprachkunde, authentische Nachricht von der Mission der Particular-Baptisten, und von dem Zustande des Religionswesens in Ostindien, Nachtrag zu dem Aufsätze über die Phallata-Araber zu S. 51, endlich etwas über die Falascha-Sprache. Erfurdt gibt Etwas aus Ruhnken's Vorlesung über die Römischen Alterthümer (loca Deorum cultui consecrata): aus einem von Ruhnken dictirten und von einem Zuhörer sehr genau nachgeschriebenen Manuscripte von Ruhnkenischen nach Burmann's Compendium gehaltenen Vorlesungen aus den Jahren 1764 und 1765. Ueber den Unterricht in der Geschichte. Von Süllmann. Ein vortrefflicher Aufsatz: auch die Beantwortung der Frage: Besteht der Paulinische Brief an die Philippier aus zweyen an verschiedene Personen gerichteten Sendschreiben? Weitere Ausführung einer academischen Gelegenheitschrift, von Krause, ist sehr schätzbar. Vom zweyten Stücke hat Heyne schon die Anzeige geliefert. Das dritte und vierte Stück der Schrift, oder der Jahrgang 1812 enthält dreyzehn Nummern. Den Anfang macht ein schöner Aufsatz von (Hrn. Minister) W. v. S(umbold): der berühmte Name zieht schon an: Proben Basischer Schreibart und Dichtung. Herr Prof. Herbart gab: physiologische Untersuchung über die Stärke

einer gegebenen Vorstellung, als Function ihrer Dauer betrachtet: und über die dunkle Seite der Pädagogik. Erfurdt: Bentley's Briefe, und Nachtrag zu dem Aufsatze über Porson im zweyten Stücke des Königsberger Archivs vom Jahre 1811: *Observationes criticae maxime in Athenaei Deipnosophistas*. Vater: Ueber Mysticismus und Protestantismus. Worte zu jungen Theologen gesprochen. Nicht minder interessant ist der Inhalt des vierten Stückes. Vater: Die drey Artikel des christlichen Glaubens in der Sprache der Karaimischen Inseln, mit grammatischen Erläuterungen; und über die Erweiterung der Kunde von den Völkern und Sprachen im Innern von Africa. Eine Vorlesung ic. Erfurdt: Ueber die Eyrischen Versmaße des Anacreon. Aus dem *Classical-Journal*, April 1808 übersetzt. Krause: *An philosophi qui denique esse extramundanum negant, cum doctrina christiana consentiant*. Pörschke: Vorlesung bey Kant's Geburtsfeyer. Herbart: Philosophische Aphorismen, veranlaßt durch eine neue Erklärung der Anziehung unter den Elementen. Diese Anzeige wird jeden unsrer Leser, dem die trefflichen Verfasser nicht unbekannt sind, und wir hoffen, daß das Gegentheil bey keinem der Fall seyn werde, von der Wahrheit unsers Urtheils wo nicht überzeugen, doch aufmerksam auf diese periodische Schrift machen, welche zur ernsten Unterhaltung und Belehrung sowohl als zum Ausbau der Wissenschaften bestimmt ist, und so viel es der Inhalt erlaubt, in einer anziehenden, stets aber sehr gebildeten Sprache erscheint. Wir wünschen daher sehr angelegentlich, daß diese Zeitschrift sehr viele Leser finden, und ununterbrochen fortgesetzt werden möge.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 10. August 1815.

Göttingen.

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 15. Julius, in welcher der Herr Hofrath Eichhorn die Vorlesung hielt, und die oben Seite 1186 schon mitgetheilten Nachrichten von dem Erfolge der von ihr für den Julius d. J. aufgestellten Preis-Aufgaben bekannt gemacht wurden, sind auch mehrere bey ihr eingegangene Abhandlungen vorgelegt worden, von denen wir noch den Bericht nachzuholen haben.

Herr Oberst, Freyherr Menu von Minutoli, Gouverneur des Prinzen Carl von Preußen R. H., hat der Königlichen Societät der Wissenschaften eine gedruckte Abhandlung überschickt: Ueber antike Glasmosaik. Mit zwey Kupfertafeln, Berlin 1815. Fol. Es ist hier von den antiken Kunstwerken aus gefärbtem Glase die Rede, bey denen die Farben, und die durch sie dargestellten Bilder, ganz durchgehen, und deren Verfertigung für unsere Technologen und Antiquare noch immer so viel Unerklärliches hat. Winkelmann in den Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Alterthums machte

zuerst darauf aufmerksam. Die Sammlungen von Townley und Borgia enthalten Stücke der Art. Sie werden in Italien, und auch zuweilen in Aegypten in den Mumien gefunden. Durch Hrn. Dr. von Volmar, der sich 14 Jahre in Aegypten aufhielt, erfuhr der Verfasser, daß sie auch aus Genua kommen. Eben dieser Hr. v. Volmar sah in Aegypten einen Scepter, etwas über einen Fuß lang, aus einer solchen Glasmasse bestehend, jedoch aus fünf Stücken, welchen ein Kaufmann aus Yemen dem Stellvertreter des Murad Bey schenkte. Der Verfasser glaubt ferner auch in Abbildungen zu Persepolis in einigen der Geräthschaften, welche als Geschenk, oder wie der Verf. es wahrscheinlicher findet, als Opfer dargebracht werden, Spuren solcher Glasmosaiken zu finden, nemlich in den Kugeln und Gefäßen. Dieß veranlaßt den Verf. zu mehrern interessanten Bemerkungen über jene Alterthümer; wohin wir rechnen, daß die dort abgebildeten Bäume zwischen den Gruppen der Baum Hamm seyn, dessen Saft als Opfer gebracht wird. Auch der Stab oder Scepter, den der König trägt, scheint dem Verf. ein solches Glasmosaik zu seyn. Und auf dieß Alles baut der Verf. die Vermuthung, daß die Glasmosaik aus Persien, vielleicht aus Indien abstamme. Die *Historia vitri apud Hebraeos* des f. Michaelis in den *Commentariis* T. IV. der hiesigen Societät, möchte vielleicht hier nachzusehen seyn. Man sucht sonst bekanntlich nach Plinius H. N. XXXVI, 60 sq. die erste Glasfabriken in Phönicien. Daß indeß zu den Indischen Handelsartikeln auch Glas gehörte, ergibt sich aus den Waarenverzeichnissen in dem *Periplus maris Erythraei*. Nur ist es oft schwer zu bestimmen, ob von Glas, Crystall, Porcelan die Rede sey. — Bekanntlich hatte Herr O. M. R. Blaprotth mehrere Probestücke solcher antiken Glaspasten chemisch untersucht, und die Resultate davon

in den Denkmürdigkeiten der Berliner Academie bekannt gemacht. Dieser Aufsatz erscheint auch hier wieder mit abgedruckt.

Von ihrem Correspondenten Hrn. **L. C. J. van de Vivere** aus Gent, der aber schon seit längerer Zeit in Rom lebt, hat die Königl. Societät d. W. einige in Rom erschienene antiquarische Schriften zugesandt erhalten, von denen wir hier eine kurze Notiz mittheilen wollen.

1. *Osservazioni sull' Arena e sul Podio dell' Anfiteatro Flavio, fatte dal Signor Pietro Bianchi di Lugano, illustrate e difese da Lorenzo Re Romano, Roma 1812. fol.* — Die Abhandlung ist eine Frucht der Untersuchungen, welche in der Arena des Flavischen Amphiteaters durch Aufgraben angestellt sind, und also ganz architectonisch. Da sie natürlich nur durch die beigelegten Risse verständlich wird, so müssen wir uns begnügen nur die beiden Hauptsätze des Verf. anzuführen: 1. Der Fußboden der alten Arena ward von Mauern getragen, welche Gänge und Corridore bildeten, und die Substructionen der Arena selber waren. 2. Die Mauer, die man bisher für das Podium hielt, ist es nicht. Das alte Podium ist nicht mehr vorhanden. Dieser letzte Satz besonders wird gelehrt und ausführlich dargethan.

2. *Lettera sopra la Colonna dell' Imperatore Foca, Scritta da Filippo Aurelio Visconti. Roma 1813. 4. 21 S.* mit einem Kupfer. — Auch eine Säule neben dem Campidoglio, nicht weit von dem Bogen des Septimius Severus, von der man sonst glaubte, daß sie zum Tempel des Jupiters Custos gehört habe, die jedoch nach neuern Untersuchungen stets scheint frey gestanden zu haben, ließ der Eparch Smaragdus seinem Sönnner dem Kaiser

Phocas zu Ehren im Jahre Ehr. 608 eine vergoldete Statue desselben setzen. Dieß sagt die halberloshene Inschrift, welche von Hrn. B. Zeile vor Zeile gelehrt erörtert wird. Sie ward erst bey dem Aufräumen der Basis der Säule entdeckt, und sagt zugleich aus, daß der als zweymahliger Exarch nicht unbekante Smaragdus, auch Präpositus S. Cubiculi und Patricius war.

3. Sul Culto, reso dagli antichi Romani alla Dea Febbre, dissertazione del Dottor G. de Matthaeis. Roma 1814. 8. 40 S. — Die Dea Febris gehörte zu den diis averruncis, sie hatte mehrere Tempel und Altäre in Rom, welche der Verf. nach ihrem Local aufzuzählen sucht. Der Verf. findet drey solcher Tempel auf; auf den Mons Palatinus, Esquilinus, und auf dem Vicus Longus, der genauer bestimmt wird. Die Gestalt der Dea Febris ist nicht bekannt. Die Hauptursache des Cultus sucht der Verf. darin, daß Rom stets bösen Fiebern ausgefetzt war, welche die verdorbene Luft, so wie auch jetzt, erzeugte. Dieß wird durch Zeugnisse aus verschiedenen Zeitaltern dargethan.

4. Architettura Militare di Francesco de' Marchi, Bolognese, illustrata da Luigi Marini. Roma 1810. fol. — Ein Programm als Ankündigung einer neuen Ausgabe dieses nicht unbekanten Werks.

Ein Polnischer Gelehrter, Hr. Aloys Orchowfky, der bereits seit einiger Zeit unter uns den Wissenschaften lebt, hat der Königl. Societät einen Aufsatz überreicht: Discours sur l'origine de la Pologne, sur la langue et la litterature de cette nation. Die ihrer Natur nach antiquarische Untersuchung des Verf. die durch seine Kunde der Polnischen und Lithauischen Sprache einen besondern Werth erhält,

umfaßt die Stellen der Griechischen und Römischen Classiker, die sich auf Polen und die Polnische Nation beziehen. Sie geht daher aus von der Erläuterung der Hauptstellen Herodots im vierten Buche, den der Verf. mit Recht sich zu seinem eigentlichen Führer wählt. Er untersucht und bestimmt hier die Wohnsitze der Scythen, und der sie umgebenden Völker. Unter diesen sind die Neuri; ihre Wohnsitze fallen in das neuere Polen (wie sie auch auf der Karte des Rec. zu dem ersten Theile seiner Ideen über die Politik 2c. angegeben sind). Es kam also darauf an die Grenzen dieses Neuriens (la Neuride) genauer zu bestimmen. Nach Herodot waren dieß in W. der Niester, in O. der Borysthenes oder Dniپر. Nach S. trennte sie ein Zweig der Carpathen von den Tyriten und andern von Herodot erwähnten Völkern. Die Grenze nach N. ist von dem Geschichtschreiber unbestimmt gelassen, indem dort nach seiner Nachricht Wüsten folgen. Durch mehrere scharfsinnige Combinationen, und besonders durch die Erörterung des Flußsystems jener Länder, macht es der Verf. sehr wahrscheinlich, daß das Land der Neuri sich weit nach N. erstreckt, und den größten Theil des spätern Lithauens umfaßt. Merkwürdige Spuren schienen sich hier noch erhalten zu haben. Der Fluß Wilia, (an der Wilna liegt,) der bey Kowno in den Niemen fällt, heißt bey den Lithauern der Neris. Die Bergkette Ponari bey den Polen, heißt bey den Lithauern Pa-Neris d. i. bis zum Neris. Dieser eben erwähnte Fluß macht noch jetzt die Grenze des Polnischen und Lithauischen Sprachgebiets. Dieß letzte ist aber dasselbe, das man den Neuris einräumen muß, wenn man eine Diagonale von den Carpathen bis zu dem Ursprung des Dniپers zieht. Es ist ein Land, durch seine vielen Flüsse, Seen und Ebenen für ein Hirtenvolk

gemacht. Strabo erwähnt die Neurer nicht; aber Dionys der Erdbeschreiber, Pomponius Mela und Ammian Marcellin setzen sie in dieselbe Gegend wie Herodot; letzterer sagt ausdrücklich, daß in ihrem Lande der Dniپر entspringe. Die Neuri erscheinen also schon 450 Jahre vor Ehr. als eine Nation, die unter einem eignen Fürsten oder König stand, den Herodot erwähnt. Es ist nicht zu verwundern wenn sie im Besitz ihrer Länder blieben. Sie griffen andere Völker nicht an. Bey den Völkern, die sie nach Süden begrenzten, galten sie nach Herodot für große Zauberer, die sich in Wölfe verwandeln könnten. (Ob wohl diese bey den Deutschen nicht unbekannte Sage von Wehrwölfen sich auch noch bey den Lithauern findet?) Nach N. aber, wo Wüsteneyen ihr Land begrenzten, hatten sie keine Nachbarn.

Der gelehrte Verf. gibt diese Untersuchung eigentlich als Vorerinnerung zu einer Auswahl Polnischer Gedichte in epischer Form, die sich auf Lech den berühmten mythischen Stammvater der Nation beziehen. Der Name scheine Griechischen Ursprungs zu seyn, wenn man ihn von *λεχος λαιχωνισ* ableiten wolle, und könne vielleicht einen fremden gewählten Fürsten bezeichnen, der sich in Neurien niedergelassen habe. Der Verf. denkt dabey an Pola in Istrien, als möglichen Ort seiner Herkunft. Er ist jedoch vorsichtig genug dieß selber nur als bloße Vermuthung zu geben. Hn.

Endlich ist der hiesigen Königl. Societät der Wissenschaften als ein angenehmes Geschenk gekommen: Der alten Schlesiſchen Herzöge, Städte, Aebte u. s. w. Siegel, in Abgüssen und Abdrücken, besorgt von Dr. Joh. Gustav Büsching, Königl. Archivvar zu Breslau. Erste Lieferung. Breslau 1815. 72 S. in Octav. — Ein Beytrag zur

Siegelfunde, der um so willkommener ist, da er eine Gegend betrifft, aus der noch wenig Siegel bekannt waren, und auf eine ganz neue Weise, durch Abdrücke oder Abgüsse von den Siegeln selbst ausgeführt ist, die einen Grad von Treue und Genauigkeit haben, der von keinem Kupferstich erwartet werden kann. Die Abgüsse sind, worüber in der Schrift nichts bemerkt ist, in Eisen, auch der vom Jahre 1510, obgleich er in der auf der Rückseite des Titels gedruckten Nachricht ein Abdruck in Siegellack genannt wird; und alle sind mit einer Schärfe und Sauberkeit gearbeitet, die zeigt, bis zu welcher Vollkommenheit dieser neue Kunstzweig in den Schlesi- schen Fabriken gebracht worden. Von dem mäßigen Preise (die sechs Abgüsse kosten 1 Rthl. Cour.) scheint dieß die beste Art zu seyn, Siegel und ähnliche Werke der bildenden Kunst zu erhalten. Vielleicht wird man auch noch dahin kommen, durch einen Ueberzug die Farben nachzuahmen. Die hier mitgetheilten sind: 1. Siegel des Herzogs Boleslaus 1175, ein Reiteriegel, von der Stiftungs-Urkunde des Klosters Leubus. 2. Vom Herzoge Heinrich IV. 1272. 3. Von Conrad Abt des Augustinerklosters zu Breslau 1353. S. 29 muß wohl rothes Siegelwachs gelesen werden, für Siegellack. 4. Von Agnes Herzoginn von Schweidnitz 1384. Die Urkunde, zu der es gehört, ist Deutsch. 5. Gemeiniegel der Herzoge von Münsterberg 1501. Was dem Verf. (S. 47) eine Blume zu seyn scheint, die die Inschrift des Siegels begrenzt, sieht eher Zahlzeichen ähnlich. Die Züge 171V würden das Jahr 1217 andeuten können, wenn diese Jahrzahl zu dem Siegel paßte und überhaupt erklärbar wäre. Die beiden ersten Figuren sind aber in dem Abguß undeutlich; Rec. wünschte, daß der Verf. sie genauer untersuchte. 6. Siegel des Collegialstifts von Meisse, vom Jahre 1510. Das schönste von allen, von einem silbernen

Stempel abgedruckt und abgegossen. Von jedem Siegel gibt der Verf. eine genaue Beschreibung, und bey den fünf ersten auch Urkunden-Abdrücke, mit diplomatischen, historischen und genealogischen Bemerkungen, die besonders für die Specialgeschichte von Schlessien interessant sind. Einiges ist dem Rec. dunkel, z. B. S. 7, daß von Einer Urkunde vier Stück sich im Archiv befinden, alle unter sich, auch in den Siegeln, abweichend. Ob auch das Datum verschieden sey, wird nicht bemerkt. Doch darüber, wie über andere hier nur berührte Punkte, wird der Verf. künftig Aufklärung geben. Daß in den Siegel-Inschriften überall I statt I gedruckt ist, z. B. Capjtalj. ecclesje. wird wohl bloß ein Druckversehen seyn. Auf die Beschreibung der Siegel folgt S. 82 ff. eine Nachricht von dem Hauptarchiv zu Breslau, in welchem, einer weisen Verordnung der Regierung zufolge, alle Urkunden der aufgehobenen Klöster und Stifter in Schlessien vereinigt worden sind. Der Verf. macht auf den Gewinn aufmerksam, den die Geschichte der Herzöge, der edlen Geschlechter, der einzelnen Ortschaften und die Landesgeschichte Schlessiens von dieser Sammlung zu erwarten hat, und gibt Nachricht von der Anordnung des Archivs und der Einrichtung der Verzeichnisse, die von Einsicht und Sachkenntniß zeugen. So ist es z. B. sehr wichtig, daß jedes einzelne Archiv in einem solchen Hauptarchive gesondert bleibe. Mengt man die Urkunden mehrerer Archive durch einander, so kann ein Nichtkenner in einer Stunde mehr verwirren, als ein fleißiger Archivar in Monathen zu ordnen vermag. Von der Thätigkeit des Verfassers, der hier schon schöne Proben seiner Arbeit an diesem Archive gegeben hat, kann man sich für die Zukunft viel versprechen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 12. August 1815.

Paris.

Bei Leblanc und Andern: auch zu Jena in der academischen Buchhandlung, 1812: *Histoire de la langue françoise*, par *Gabriel Henry*, Professeur des Universités d'Erfurt et d'Jena, membre de plusieurs sociétés savantes etc. Zwey Bände. I. 22 und 335. II. 381 S. in groß Octav.

An Untersuchern ihrer Muttersprache, worunter mehrere philosophisch genug zu Werke gingen, hat es seit anderthalb hundert Jahren unsern Nachbarn jenseit des Rheins so wenig gefehlt, daß ihre Anzahl vielmehr bedeutender ist, als in irgend einem andern Lande. Noch aber hat Niemand bisher sich gefunden, der an Geschichte derselben, und das in ihrem ganzen Umfange sich gewagt hätte. Aus keinem andern Grunde vermuthlich, als weil eine Arbeit dieser Art mit so vielen Schwierigkeiten, so vielen äußerst kleinfügig und trocken scheinenden Gegenständen dem Unternehmer drohte, daß, um die Früchte seiner Nachforschungen und Geduld für die Leser auch nur lesbar, geschweige denn schmackhaft zu machen, eine der schwersten Aufgaben war und

blieb. Zwar bemerkt Herr H. ganz richtig, daß die Geschichte auch seiner Landessprache, nur aber zerstreut, längst vorhanden sey; in ihren Erzeugnissen selbst nämlich, so wie in den Jahrbüchern der gesammten Litteratur; gerade hier aber steckt der Hauptknoten! Aus einer so unübersichtlich gewordenen Menge einzelner Erscheinungen, nur diejenigen festzuhalten, die nicht ohne Wirkung geblieben, das außerwesentliche hingegen, so anlockend es auch oft genug scheinen mochte, standhaft zu verschmähen, und dem reinen Ertrage einer so mühseligen Sichtung durch die Künste der Darstellung den Reiz und die Farbe zu geben, wodurch ein solches Werk, in der Französischen Lesewelt besonders, sein Glück allein machen kann, mußte wohl auch den geduldigsten Sammler zurückschrecken.

Wie vorliegender Versuch, denn für etwas mehr kündigt ihn der bescheidene Verf. selbst nicht an, in seinem Vaterlande aufgenommen worden, ist dem Rec. unbekannt; uns Ausländern indeß, hat er durch eine S. 155 des zweiten Bandes sich findende Stelle die Beurtheilung seiner Arbeit, wenn auch nicht erschwert, doch eben nicht angenehmer gemacht. Hier gibt es nämlich zu lesen; denn wir glauben die Aeußerung des Verf. in seiner eigenen Sprache anführen zu müssen: "Les critiques étrangers reprochent à nos traducteurs de ne pas s'attacher suffisamment à la lettre. Il est vrai qu'assez généralement ces étrangers cherchent plutôt les défauts que les beautés de nos ouvrages; il est rare, par exemple, qu'un journal allemand rende des productions littéraires de la France un compte propre à flatter l'amour propre des auteurs." — Zu untersuchen, was dieser Vorwurf wahres oder falsches enthält, muß, weil es unmöglich in der Kürze sich abthun läßt, an seinen Ort gestellt bleiben; Rec. aber,

dem Herr H. als Schriftsteller ganz unbekannt war, und der aus öffentlichen Blättern nur so viel von demselben wußte, daß unbehutsam geäußerte Vaterlandsliebe — Herr H. ist aus Lothringen bürtig — ihm vor einigen Jahren allerhand Unannehmlichkeiten diesseit des Rheins zugezogen, nahm, wie er aufrichtig versichern kann, vorliegendes Werk mit keiner andern Absicht in die Hand, als sich daraus über viele bisher ihm noch dunkel gebliebene Gegenstände zu unterrichten, und wenn er Befriedigung fände dem Verf. pflichtgemäß dafür zu danken.

Belehrt worden ist Rec. allerdings in sehr vielen Fällen; und wer die nöthige Geduld besitzt, zwey nicht schwache Bände zu durchwandern, die außer einer Menge Anmerkungen unter dem Text, noch längere hinter drein, und zur Zugabe auch ganze sogenannte Litteraturen, Excursse und viele Blätter oft füllende Stellen aus anderen Schriftstellern enthalten, wird gleichfalls, er sey so belesen als er will, nicht ohne Ausbeute von ihnen Abschied nehmen. An eigenem Fleiß und unermüdeter Umsicht, hat Herr. H. es also nicht fehlen lassen; und da, trotz aller Schwierigkeit, die sein jetziger Aufenthalt in Betreff der nöthigen Hülfsmittel ihm in den Weg legte, Er deren dennoch so viele sich zu verschaffen gewußt, kann ihm selber nunmehr nicht unbekannt seyn, was etwa noch fehlt, um zu völliger Uebersicht des Gegenstandes zu gelangen. Bey dem allen wird er von Glück zu sagen haben, wenn die Aristarchen seines Vaterlandes, die in der That ihre eigenen Landsleute, und dieß gleichfalls assez généralement, streng genug behandeln, seine Arbeit für etwas Vorzüglicheres erklären, als einen höchstmühsam gesammelten Collectaneenvorrath, der hier und da vervollständigt, und abermahls gesichtet, erst zu einem Ganzen ge-

bildet werden müsse, eh er hoffen dürfe die Aufmerksamkeit der Leser zu reizen und zu fesseln. Zwar ließ Herr H. keine Gelegenheit unbenutzt, ja zog dergleichen oft mit Gewalt herben, der vaterländischen Sprache förmliche, nicht selten viel zu lange Lobreden zu halten, der Académie françoise und ihren Wörterbüchern als Asylen der Sprachrichtigkeit und Zierlichkeit Weihrauch zu streuen, und noch lebenden Schriftstellern zu huldigen; dieß alles aber wird dem Werke zu wenig anderm nützen, als daß seine Landsleute, denen es vor allem um anmuthige Form zu thun ist, ihn herzlich bedauern werden in einem Lande sich angestrengt zu haben, wo den Grazien so sparsam geopfert, der leidigen Erudition aber, so nennen sie unsere Vorliebe für's Gründliche und Erschöpfende, desto eifriger nachgejagt wird. Jede Wette ist Rec. zu wagen bereit, die erste Bemerkung Pariser Critiker werde keine andere seyn, als man sähe dem Werk es auf den ersten Blick an, daß solches hundert Meilen weit vom Mittelpunct des allein feinen Geschmacks auf den Ambos genommen worden!

Es sey mit der Unfehlbarkeit dieses Geschmacks wie es will bewandt — im ersten Bande hat es der Verf. hauptsächlich mit den Erscheinungen und Ereignissen der politischen Welt zu thun, wodurch neue Sprachen entstehen, sich bilden, verpflanzen, verschwistern, nach und nach entarten, und am Ende wohl gar verschwinden. Daß er hierbey in Betreff seines Vaterlandes auch bis auf die Celtische, die schon viele Federn in Bewegung gesetzt, zurückgehen würde, ließ sich erwarten. Was er hierüber benbringt, kann für mühsam genug gesammelt gelten, findet sich aber mit so vielen von einander abweichenden Meinungen und Hypothesen durchwebt, daß die Zöglinge der Französischen Lyceen, denen er sein Buch doch vorzüglich empfiehlt, fürwahr

Mühe haben sollen, durch diesen Wald von Widersprüchen sich zu winden, und am Ende sich Rechenschaft zu geben, woran sie mit diesem Elten- oder Keltenkram eigentlich sind. Mit dem Einwandern der Römer, Gothen, Franken ic. und der Einführung des Christenthums, fängt es zwar etwas zu tagen an; aber noch immer nicht hinreichend, und dieß aus Mangel übrig gebliebener Denkmäler und Handschriften, um die Bildung eines neuen Idiom's daraus zu beurkunden. Daß man am Hofe Carls des Großen Deutsch geredet, weiß der Verf. freulich, und schreibt also seinen schlechter unterrichteten Landsleuten keinesweges nach, daß von diesem Zeitpunkt an, die Entwicklung der Franz. Sprache zu datiren sey; auch fügt er aus öffentlichen Verhandlungen des nächsten Nachfolgers Carls allerhand Proben vom damaligen Deutschen und der sogenannten *langue romance* bey, die den jungen Sprachforschern ganz willkommen seyn werden; noch viel anders aber verlangen, eh eine Geschichte des in's jetzige Französische umgewandelten Romanischen nur einigermaßen befriedigen wird. Daß die Troubadours und Trouvères zweyhundert Jahre hindurch ganz Europa überschwemmt, hätte der Verf. dem seichten Longchamp nicht nachschreiben sollen; so gern wir übrigens zugeben wollen, daß die Ausbildung seiner Muttersprache, (*si chère aux étrangers*, wird von ihm hinzugefügt) dem Gesang dieser Dichterlinge Manches zu danken gehabt. Was weiter hin über den Einfluß der Nachbarsprachen Italiens und Spaniens erörtert wird, kann für belehrend genug gelten; und vorzüglich gefallen wird ohne Zweifel seinen Landsleuten, was von König Franz I. und seinen Nachfolgern, so wie von den diesen Zeitraum verherrlichenden Köpfen der Nation für die Landessprache geschehen, und sehr umständlich sich hier erzählt findet. Wenn an die Stiftung der Acadé-

mie françoise, die von ihr ausgegangenen Wörterbücher, und den endlich errungenen Vorzug die Reihe kommt, durch ihre sogenannte Universalité zur ersten und beliebtesten Sprache der Welt geworden zu seyn, steigt sein Vortrag zu einer Wärme, die sehr oft in's Dichterische hinüber streift. Daß hierbey die unendlichen Verdienste des Französischen Kaisers himmelhoch erhoben werden, versteht in einem 1812 gedruckten Buche sich von selbst; wie er denn auch kein Bedenken trägt, die an den Kunst- und Litteraturschätzen des Auslandes verübten Räuberereyen für höchstruhmwürdig zu erklären.

Der ganze zweyte und noch stärkere Band beschäftigt sich mit der Anbaugeschichte der Französischen Grammatik. Kein Zweifel, daß In- und Ausländer auch hier auf eine Menge von Erörterungen stoßen werden, die jedem, dem es um tiefere Kenntniß der Sprache zu thun ist, willkommen seyn müssen, aber auch auf Wiederholung mancher bereits im ersten Bande behandelter Dinge, und einen eben so lästigen Ueberfluß einander widersprechender Meinungen der Herren Grammatiker. Probe von der Verfahrensart und den Beobachtungen des Verf. zu geben, wird schon deshalb unthunlich, weil die dem Werk vorangeschickte Table systematique der in's Auge zu fassenden Gegenstände allein acht enggedruckte Seiten füllt, die Ausarbeitung selbst aber ohne alle Marginalien, Kapiteleitheilung u. s. w. in einem Ströme fortläuft, die Verbindung der Materie daher nur äußerst lose, und die Uebergänge oft sehr willkürlich ausfallen mußten. Woher also Zeit und Raum auch nur ein paar der wesentlichsten Artikel näher zu beleuchten, und wenn ihnen etwa zu widersprechen wäre, solches gehörig zu erhärten? So findet z. B. sich im zweyten Bande von S. 305 bis 330 ein ganzes Systeme bibliographique de la langue françoise eingeschaltet, das über ihre

Grammatik und die einzelnen Theile derselben sich verbreitet, und, vergönnte der Raum es, auf besondere Anzeige Anspruch zu machen hätte. Eines neueren, hier aber vermisten Werkes, will Rec. nur deshalb erwähnen, weil es doch ebenfalls für eine Geschichte der Französischen Sprache gelten kann; wenn gleich nur von Eintritt des vorletzten Jahrhunderts an; nämlich der Grammaire des Grammaires des Herrn Girault - Duvivier in zwey Octavbänden, die in Frankreich mit Beyfall aufgenommen worden, und auch wirklich eine zweyte Auflage unlängst erlebt hat; deren erste wenigstens Herrn H. vielleicht hätte bekannt seyn können; denn Rec. weiß das Jahr ihrer Erscheinung nicht mehr anzugeben; ungewöhnlich schnell indes werden beide Auflagen wohl nicht gefolgt seyn. — Allein auch so wie der Collectaneenschaz des Herrn H. daliegt, gehört er keinesweges zu den unzählbar gewordenen Compilationen, worunter die Litteratur zu erliegen anfängt, sondern er wird einem künftigen Geschichtschreiber dieser Sprache die Mühe merklich erleichtern helfen. Auch dafür sind seine Landsleute, die es etwa noch der Mühe werth halten über den Rhein hinaus zu blicken, ihm Dank schuldig, sie mit manchem Deutschen Schriftsteller, von dem sie schwerlich jemahls gehört, bekannt gemacht zu haben; durch die Stellen nämlich, die Herr H. nicht selten im Texte sowohl als in seinen Noten, Excursen und Anhängen aus ihnen übersetzt benbringt. Daß hierbey in einem zu Paris gedruckten Buche der Namensverunstaltungen, nicht noch mehr vorgefallen, hat man als ein Glück anzusehen. Die dem Werke angehängten, ihm ganz unentbehrlichen Sach- und Namenregister schienen zwar umständlich genug zu seyn, enthalten aber doch bey weitem nicht, alle in Text und Noten erscheinende Eigennahmen, und eben so wenig alle

Rückweiser auf die gewaltige Menge von Nebenansichten, denen der Verf. nur gar zu gern sich überläßt, und die zuweilen anziehend genug sind, um darüber uns vergessen zu lassen, bey welchem Anlaß solche gefaßt worden? Wie also dergleichen wieder finden?

Duisburg und Essen.

Ben Bädeler und Kürzel: Handbuch der Sprachwissenschaft, mit besonderer Hinsicht auf die Deutsche Sprache. Zum Gebrauche für die obern Classen der Gymnasien und Lyceen, verfaßt von Dr. Georg Reinbeck, Königl. Württembergischem Hofrath und ordentl. Professor der Deutschen Sprache, Litteratur und Aesthetik an dem Königl. Obergymnasium zu Stuttgart. Ersten Bandes zweite Abtheilung, enthaltend: Die angewandte allgemeine Sprachlehre. 1814. VII und 174 S. in Octav.

Nach der Einleitung folgen drey Kapitel, wovon das erste die Sprache als Organ der Poesie, in so fern sie durch Begriffe wirkt, das zweite die Sprache als Organ der Wissenschaft, das dritte die Sprache als reinen Ton und Näherung zur Musik betrachtet und abhandelt. In logischer Ordnung und ganz wissenschaftlich wird der gesammte Stoff, der zur Sprache gehört, hier vorgetragen, und zwar so passend und zweckmäßig wie wir es noch in keinem Handbuche gefunden haben. Wir vermiffen nichts wesentlichen, überall ist der ruhig und gemäßigt denkende Litterator zu erkennen, dem nichts was zur Sache gehört, fremd und unbenutzt bleibt. Die Beispiele sind alle gut gewählt, die Darstellung der Sache angemessen. Das dritte Kapitel zeichnet sich deswegen aus, weil der Verf. mit unter den ersten ist, welche diesen Gegenstand mit Sorgfalt und Genauigkeit abgehandelt haben. Mit Ueberzeugung empfehlen wir also das Werkchen, und wünschen ihm recht viele Leser.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1815.

Berlin.

Handbuch des canonischen Rechts und seiner Anwendung in den Deutschen Evangelischen Kirchen. Zum Gebrauch für Vorlesungen vom Geh. Rath Schmalz zu Berlin. 1815. VI und 320 S. in Octav, außer der Inhalts-Anzeige und dem Register.

“Es war nicht Lust zu schreiben,” sagt der Verf. in der Vorrede, “was mich unter der Last überhäufte Arbeiten bestimmte, für meine Vorlesungen diese Bogen auszuarbeiten, sondern Unmöglichkeit von den bisherigen Lehrbüchern eines ohne manche Unbequemlichkeit zum Grunde zu legen; wie denn z. B. mit der Aufhebung des Deutschen Reiches ein großer Theil des Inhalts jener Bücher aufgehoben war.” (Doch scheint der gegenwärtige Augenblick — vor der Organisation einer neuen Reichsverfassung — einer lange dauernden Brauchbarkeit eines Lehrbuchs dieser Wissenschaft auch nicht günstig zu seyn.)

“Neue Ansichten einzelner Lehren,” bemerkt der Verf. weiter, “oder neue Erklärungen einzelner Gesetze wird der Kenner wohl finden. Es bedarf keiner Aufzählung. Uebrigens scheint mir Wahrheit auch

J (6)

ein edleres Streben bey Forschungen als Neuheit. Nur das Verdienst glaube ich mir aneignen zu können, daß ich die canonischen Grundsätze unparteyisch dargestellt habe. Es ist mir stets unaussprechlich widrig gewesen, Protestantische Rechtslehrer mit erbitterten Eifer gegen die Catholische Kirche, und den Papst besonders, auf jedem Schritte streiten zu sehen, ohne billige Erwägung der Zeitumstände oder des Zusammenhanges, wobey man nicht selten den Sieg sich dadurch erleichtert, daß man der Gegner Grundsätze auf das grellste zur baaren Unvernunft geudeutet darstellt." (Mit Recht mißbilliget unser Zeitalter, so oft letzteres ehedem geschehen: und gegen den Verf. wird theils nach obiger theils nach mehrern andern, im Buche selbst zerstreuten Bemerkungen, niemand so ungerecht seyn, ihn einer Parteylichkeit für die Protestantische Kirche zu beschuldigen. Doch hat auch die gegenseitige Polemik Nachsicht nöthig; und hatten die Protestanten nicht gegen ein System zu streiten, das nur zu oft die Grundmaximen seines Urhebers verläugnete? und würden sie, ohne ihre Unererschrockenheit im Rücken jemahls den Protestantismus durchgekämpft haben?)

Der Plan des vor uns liegenden Buches ist folgender. Prolegomena S. 1—60. In drey Abschnitten: 1. Von der Kirche und ihren Rechten insgemein. Begriff der Kirche. Inneres Kirchenrecht. Außeres Verhältniß der Kirche. 2. Geschichte der Gesetze der Occidentalischen Kirche. Geschichte der Occidentalischen Kirche überhaupt und der Evangelischen Kirche besonders. 3. Litterairnotizen. Erster Theil. Verfassung der Kirche. S. 61—221. Erstes Buch. Vom kirchlichen Status. Zweytes Buch. Vom Priesterthum a) in der Catholischen, b) in der Evangelischen Kirche. Drittes Buch. Von der Kirchenregierung. a) Regierung der ganzen Kirche. Kap. 1. Regierung der Catholischen Kirche. Von der Kirchengewalt überhaupt.

Vom Papste, den Erzbischöfen, Bischöfen, Pfarrern. Kap. 2. Regierung der Evang. Kirche. Von der Kirchengewalt in der Evang. Kirche überhaupt. Von Consistorien, Superintendenten, Pfarrern. Kap. 3. Von der Natur der K. G. in beiden Kirchen. Von der gesetzgebenden, der vollziehenden, und der oberaufsichenden Kirchengewalt. b) Regierung der einzelnen Congregationen. Von Kirchen-Congregationen überhaupt. Von Mönchen und Nonnen. Von Canonikaten und Stiftern, geistlichen Ritterorden, Schulen und Universitäten. Zweyter Theil. Verwaltung der Kirche. §. 222 — 408. Erstes Buch. Vom Gottesdienst §. 222. Lehren der Kirche, Liturgie. Liturgie überhaupt. Festtage. Gottesdienstliche Handlungen überhaupt. Gottesdienstliche Handlungen in der Kirche. Gottesdienstliche und religiöse Handlungen außer der Kirche. Von Heiligen und Seligen. Von den Sacramenten. Von der Ehe. Natur der Ehe. Verlöbniße. Schließung der Ehe. Wirkung der Ehe. Trennung. Zweyte Ehe. Zweytes Buch. Vom Vermögen der Kirche. Sachen der Kirche überhaupt. Heilige Sachen. Religiöse Sachen. Gemeintkirchliche Sachen und Zehnten. Erwerbung nach kirchl. Recht. Erwerbung überhaupt. Erwerbung durch letzten Willen, Von Verjährung. Von Verwaltung der Kirchengüter. Vom Patronats-Recht. Drittes Buch. Von Pfründen. Erection. Provision. Provision durch Wahl, durch Collection. Außerordentliche Provision. Rechte und Pflichten der Beneficiaten. Veränderung der Person des Vepfründeten. Veränderung der Pfründen. Dritter Theil. Rechtspflege der Kirche. §. 409—478. Erstes Buch. Von Rechtspflege überhaupt. Zweytes Buch. Vom Civil-Proceß. Civil-Judicium überhaupt. Personen welche das Judicium constituiren. Einzelne Handlungen im Proceß. Drittes Buch. Vom Criminal-Proceß. Vom Criminal-Judicium überhaupt. Von kirchlichen Verbrechen.

Von der Kirchengewalt in bürgerlichen Verbrechen. — Wir haben diese Uebersicht mit den eignen Worten des V. gegeben, um das Urtheil unsrer Leser über die Zusammenstellung der Materialien und die Antwort auf die Frage zu erleichtern, ob auf der einen Seite die Wissenschaft vollständig in ihrem ganzen Umfang abgehandelt worden? auf der andern Seite alles Fremdartige weggelassen sey? und ob die Gründe, welche namentlich Schnaubert und Wiese über die Nothwendigkeit einer abgesonderten Behandlung des Kirchenrechts der Protestanten von dem der Catholiken nicht Beachtung verdient hätten? — Was den Vortrag der einzelnen Lehren betrifft, so werden bey jedem Abschnitt zuerst einige dahin gehörige Schriften angezeigt, und sodann die Bestandtheile dieser Lehren entwickelt. Die Anführungen am Ende der Paragraphen weisen größtentheils auf das canonische Gesetzbuch, selten sind Stellen aus demselben abgeschrieben, noch seltner erläutert. Geschichte, Critik und Philosophie, die seit einem Jahrhunderte so viel Wichtiges lieferten, scheinen dem Verf. bey weitem nicht überall ihre Fackel vorgetragen zu haben. Zuweilen ist man versucht zu glauben, man lese einen *usum modernum juris Canonici* ungefähr wie ihn die Wittenbergische Juristen-Facultät bald nach der von Luther geschehenen Verbrennung des Päpstlichen Gesetzbuchs verfaßt haben könnte. Doppelt dankbar schlägt dann das Herz bey dem Andenken an einen Diegler, Thomasius, Böhmer, Launoi, de Marca, van Espen und Hontheim, die mit jedem, durch ihr Zeitalter bedingten Hülfsmittel ausgerüstet, Hand an ihre Bearbeitungen des Ganzen oder einzelner Theile dieser Wissenschaft legten.

Wir schreiten jetzt zu dem Auszuge einzelner Lehren des gegenwärtigen Handbuchs, und verbinden damit einige Bemerkungen, die zum Theil als Belege des obigen gelten können. Prolegomena. Erster

Abchnitt. Von den Kirchen und ihren Rechten insgemein. Hier scheint sich der Verf. selbst nicht gleich geblieben zu seyn. Für uns wenigstens war dasjenige viel deutlicher, was der Verf. in seinem hier angeführten natürlichen Kirchenrecht zwanzig Jahre früher über diesen Gegenstand schrieb, wenn gleich auch dieses bey weitem nicht immer den Forderungen der Wissenschaft zu genügen schien. Der Verfasser unterscheidet sinnliche und moralische Religionen, ohne von beiden die Begriffe genau zu bestimmen. Von erstern sagt er, sie seyen solche, welche das Verhältniß der Menschen zur Gottheit bloß auf die sinnliche Welt beziehen, die Gottheit also nur als (ein) Wesen darstellen, welches auf Glück und Unglück der Menschen Einfluß habe. Moralische Religionen sind nach §. 4. (diejenigen), welche Gott darstellen als moralischen Gesetzgeber und Richter, Der Gottesdienst sinnlicher Religionen kann nach §. 6. nie (etwas) andres seyn, als "abergläubiges Gaukelspiel, der Götter Zorn zu versöhnen oder ihre Gunst zu gewinnen, auf daß es mit irdischen Unternehmungen glücken möge." Moralische Religion "soll (nach §. 5.) weder (Religion) des Verstandes noch des Gefühls allein seyn. Das Auge der Vernunft, der Glaube, soll aus Offenbarung die Thatfachen einer übersinnlichen Welt anschauen, welche Metaphysik eben so wenig, wie Thatfachen der sinnlichen, auffinden kann. Ihre Wunder aber glaubt diese Religion auch gar anders, wie der Aberglaube, der Orakel sprechen und Götter erscheinen läßt, bloß für sinnliche Zwecke, als womit doch nicht einerley ist, zu glauben, Gott habe um der Schöpfung letzten Zweckes willen kein geringeres Wunder gethan als die Schöpfung selbst."

Prof. zweyter Abschnitt. Die Quellen sowohl des Catholischen als des Protestantischen Kirchenrechts sind hier mit einer Unvollständigkeit angezeigt, die

schwer zu rechtfertigen seyn dürfte. Des Westphälischen Friedens wird auch nicht mit Einem Worte erwähnt. Nur ganz beiläufig wird in einer Anmerkung zu §. 133. gesagt: dieser Friede sey aufgehoben! Aber die Usurpation, welche ihn mit dem Reiche vernichtete, habe doch nicht die einmahl durch ihn erworbnene Privatrechte mit zerstören können. (Wir kennen keinen rechtsgültigen Act einer Aufhebung dieses für die Deutsche christliche Kirche so höchst wichtigen Friedensschlusses. Im Gegentheil sind wir überzeugt, daß derselbe noch im gegenwärtigen Augenblicke in allen Puncten, denen nicht durch spätere anerkannt gültige Dispositionen derogirt ist, eine von den Hauptquellen dieser Wissenschaft ausmache. Der Verf. allegirt ihn ja selbst weiter unten §. 335. bey der Bemerkung, daß in Deutschland Catholische und Evangelische einander nicht für Keger halten.)

Prof. dritter Abschnitt. Ein einziger § umfaßt auf zwey Seiten alles, was der Verf. an allgemeinen Litterair-Notizen mittheilt. Bey der Kirchengographie fehlt: Stäudlin; bey den Lehrbüchern fehlen: Schnaubert und Kees; bey den historischen Werken: Fleury und Henke. — In Th. 1. §. 130. werden die verschiedenen Systeme des Kirchenrechts der Protestanten aufgezählt. Das Episcopal-System, sagt der Verf., will daß in dem Religionsfrieden die Bischöflichen Rechte als an unsre Landesherrn abgetreten erschienen, als ob, setzt er hinzu, eine solche Abtretung nach den Catholischen Kirchen-Grundsätzen, und ohne des Papsts Genehmigung möglich gedacht werden könnte! (Es ist hier der Ort nicht, die verschiedenen Systeme gegen einander abzuwägen, aber — welches auch immer die echten Gründe seyn dürften, die der unbedingten Annahme des Episcopal-Systems in der Protestantischen Kirche entgegenstehen, so können wir doch

schlechterdings nicht einsehen, wie die Grundsätze der Catholischen Kirche und die Einwilligung des Papstes hier in Betrachtung gezogen werden sollen, wo es auf innere Organisation einer Kirche ankommt, die durch feyerliche Grundgesetze von der Catholischen Kirchengewalt eben so unabhängig als die letzte von der unsrigen ist. Das Collegiat- (Collegial-) System, heißt es weiter, gründet die Kirchengewalt der Landesherren auf eine Uebertragung, welche entweder ausdrücklich von den Landständen oder stillschweigend durch unterlassenen Widerspruch von Seiten der Kirche geschehen wäre, wenn nur Landstände als Bevollmächtigte in Kirchensachen anzusehen und stillschweigende Uebertragungen weniger zwendeutig seyn möchten. Dieses veranlaßt den Verf. zu einer neuen Hypothese, von der wir mit seinen eignen Worten Rechenschaft geben. "Als die Evangelischen," heißt es §. 131. "eine eigene Kirche nach ihrer Abtrennung von der Römischen errichten wollten, so stand es unstreitig bey den Landesfürsten, entweder mit Zuziehung der Reichsstände und Landstände, oder nach der Verfassung ohne diese, vermöge des *juris circa sacra*, namentlich des Zulassungsrechts (*juris reformandi*) eine solche Kirche zu verweigern, oder zuzugestehen. Mit hin konnte die Zulassung auch an Bedingungen geknüpft werden. Nun gaben die Fürsten ihren Kirchen diese Existenz mit der Bedingung, daß von ihnen selbst die Kirchengewalt ausgeübt werde; und selbst solche stillschweigende Bedingung kann weniger Zweifel als stillschweigende Uebertragung leiden." — (So wenig wir in Abrede seyn wollen, daß diese letztere entweder gar nicht oder doch nur mit äußerster Mühe gegen die dawider erhobene Bedenklichkeiten gerettet werden kann, eben so wenig können wir uns überzeugen, daß die vom Verf. aufgestellte Hypothese auch nur im mindesten

wahrscheinlicher seyn. Da es ihm nicht gefallen hat, auch nur einen einzigen Grund für dieselbe anzuführen, so würde eine Widerlegung hier etwas ganz unnöthiges seyn. Wie unmöglich übrigens ein solcher Beweis seyn würde, erhellt unter andern schon aus der einige §§ vorher vom Verf. selbst gemachten Bemerkung (S. 79. 80), es gebe Protestanten, welche, wie z. B. die Presbyterianer in Schottland, ihre Kirche in eine republicanische Form geordnet haben, (so) daß Repräsentanten der einzelnen Kirchen, Geistliche und Layen, in Presbyterien vereint, einzelne Theile; und wieder ähnliche Repräsentanten der Presbyterien, in Synoden vereint, das Ganze regierten. — §. 128. wird bemerkt: Nie haben Protestanten gegen die Lehren der Catholischen Kirche protestirt, sondern lediglich gegen den Gewissenszwang, welcher sie zu Gottesdiensten wider ihre Ueberzeugung nöthigen wollte. Hier fragen wir: War denn dieser Gewissenszwang nicht eine von den Hauptlehren der Catholischen Kirche? Und diese Gottesdienste waren sie nicht alle, mehr oder weniger an Dogmen geknüpft, über die der Verf. selbst in der eben bemerkten Stelle den Stab gebrochen hat? Ueberhaupt haben die Protestanten sich nicht feyerlich und wiederholt gegen jedes nicht durch richtige Auslegung aus den als einzige Grundlage ihres religiösen Glaubens angenommenen heiligen Büchern herfließende, oder gar mit denselben streitende Dogma verwahrt?

In einer Anmerkung zu §. 134. wird bemerkt: unstreitig habe es nachtheilig für die Evangelischen Kirchen Deutschlands gewirkt, daß die zu kleinen Gebiete der Fürsten nicht Venbehaltung der Bischöfe wie in England zugelassen haben. (Wir sehen nicht ein, wie die Kleinheit der Fürstlichen Gebiete sich dieser Organisation habe widersetzen können, da es

ja Mittel gab, mehrere kleine Gebiete zu einer größern Diöces zu vereinigen, und da sich überhaupt nach echt Evangelischen Grundsätzen Bischöfe auch in kleinen Ländern gar füglich denken lassen. Der Verf. bemerkte ja selbst S. 32, daß in der ersten christlichen Kirche Bischöfe und Priester gleichbedeutende Nahmen gewesen seyen. Wahrscheinlich hat also diese Nicht-Beybehaltung der späterhin mit den Landesherren rivalisirenden Bischöfe tiefer liegende, ohne allen Zweifel in dem Deutschen National-Character begründete Ursachen gehabt, die in andern Protestantischen Ländern nicht Platz griffen oder in der politischen Verfassung dieser Länder ein hinreichendes Gegengewicht fanden. Auch sind ja die Bischöfe in England, Dänemark, Norwegen und Schweden bey weitem nicht mehr das, was sie vor der Kirchenverbesserung waren. Und besitzen denn nicht selbst alle übrigen Protestantischen Länder ähnliche Institute, nur unter veränderten Nahmen, Institute die das Vortheilhafte des Episcopats beybehaltten, ohne den Staat in Gefahr zu setzen, die Mißbräuche desselben sich jemahls erneuern zu sehen? Wir lassen den Regierungen Protestantischer Länder, welche das Episcopat unter diesen Nahmen bestehen ließen und sich damit begnügten, es auf eine dem Geiste des Protestantismus angemessene Art zu organisiren, volle Gerechtigkeit widerfahren; eine und eben dieselbe Pflanze kann in fremden Ländern gedeihen und auf Deutschem Boden mißrathen. Aber zu gleicher Zeit müssen wir den durchgreifenden Verstand unsrer vaterländischen Regierungen segnen, die auch nicht den Nahmen eines Instituts beybehaltten wollten, das durch Mißbräuche den Zorn ihrer Völker gereizt hatte. Unter der sanften, kaum bemerkbaren Leitung von Consistorien oder Presbyterien fanden und finden Deutsche Protestanten den Weg zum Ziele

der höchsten Beredlung eben so gewiß, wie ihre Brüder in andern Ländern unter Bischöfen ihn immer finden konnten, und es scheint eine Ungerechtigkeit gegen die bestehende Verfassung der Deutsch-Protestantischen Kirche, wenn der Verf. S. 134. fortfährt: "Ein Bischof mit einem Capitel statt der Consistorien würde nicht unvortheilhaft seyn." Es ist uns nicht unbekannt was mehrere andere Schriftsteller seit einem Jahre in demselben Geiste gesagt haben. Aber wir haben uns vergebens nach haltbaren Gründen umgesehen, warum in der Deutsch-Protestantischen Kirche ein wohl bestelltes Consistorium oder Presbyterium gegen einen Bischof mit einem Capitel, ein bewährtes, durch die Zeit geläutertes Institut gegen ein gerade in dieser Kirche verworfenes vertauscht werden soll?

"Wenn überall," heißt es S. 134. in der Anmerkung weiter, "zu Präsidenten von Collegien Männer des Faches rathsam gefunden werden, warum allein bey den Geistlichen nicht?" (Wir antworten 1. weil die wenigsten Geistlichen sich angelegen seyn lassen, den ganzen Umfang kirchenrechtlicher Kenntnisse sich zu erwerben, ohne welche es nicht möglich ist, dieser Leitung Ehre zu machen. 2. Weil es ganz billig scheint, daß dasjenige Mitglied, welches im Nahmen der höchsten Staatsgewalt den Verhandlungen des mit Ausübung der Kirchengewalt beauftragten Collegiums beywohnt, den ersten Platz in diesem Collegium einnehme.) "Unter Bischöfen," wird hinzugesetzt, "wäre der Uebermuth Deutscher Pfarrer in manchen Ländern im 17ten Jahrhundert so wenig als der nachherige Fall ihres Ansehens möglich gewesen." (Frühere Erfahrungen machen diese Unmöglichkeit sehr zweifelhaft. Im Gegentheil wäre es bey der Sitten-Verdorbenheit im 17ten Jahrhundert und bey dem niedrigen, leider! zum Theil

noch jetzt unverrückten Standpuncte, auf welchem sich damahls gerade in Deutschland das Staatsrecht befand, wohl kaum zu verwundern gewesen, wenn Bischöfe diesen Uebermuth getheilt hätten? Und was den Fall des Ansehens betrifft, so glauben wir, daß Bischöfe umsonst sich demselben widersetzen würden, wenn der Geistliche nicht selbst durch die edelste Auszeichnung in Lehre, Vortrag und Wandel denselben unmöglich macht.

Sehr richtig werden §. 96. die beiden verschiedenen Systeme des Catholischen Kirchenrechts geschildert. Die §. 151. für das Papal-System angeführten Gründe zeigen zur Gnüge, daß der Verf. keiner von denen ist, die zur Erfüllung von Montesquieu's Wahrsagung (*Lettres Persannes*) beitragen werden, daß im Jahre 1830 kein Römischer Papst mehr seyn werde. "Dem unparteyischen Auge eines Evangelischen," sagt er am letzten Orte, würde es überall bedenklich scheinen, daß die höchste ausübende Macht nicht ein Veto gegen Gesetze haben und doch sie vollziehen sollte; und da Pius IV. das Tridentinische Concilium bestätigt hat, wer könnte zweifeln, daß nicht der Papst im Besitz des Rechts der Bestätigung sey? (c. 4. X. de electione.) Wo Päpste streitiger oder unvollkommener Wahl entsezt werden, oder was in außerordentlichen Lagen als außerordentliche Maßregel nöthig wurde, scheint keine Regel für den ordentlichen Zustand begründen zu können." Um dem Theil unsrer Catholischen Brüder, welche diese Grundsätze zuzugeben Bedenken haben, nicht vorzugreifen, erinnert der Rec. bloß, daß der Verfasser hier die von einigen Lehrern des Staatsrechts aufgestellten und selbst in einigen Ländern durch die Praxis eingeführten Maximen mit kirchlichen Lehrsätzen, die gar nicht nach diesen Maximen geformt werden dürfen, vermischt; daß,

wenn Pius IV. das Concilium zu Trident bestätigte, es eine eben so überflüssige Förmlichkeit war, als wenn Innocenz X. gegen den Westphälischen Frieden protestirte; daß die gebrauchte Unterscheidung zwischen ordentlichen und außerordentlichen Maßregeln gesucht scheine u. s. w. Wegen der Folgen eines solchen Veto s. Hume's Geschichte von England Th. III. S. 367. Das Kapitel von den Festtagen (S. 141—147) ist mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet. Desto kürzer (S. 130—132) der Abschnitt von den Schulen und Universitäten, der unserm Bedünken nach in jedem Systeme des Kirchenrechts einen der ersten Plätze einnehmen sollte. — Wenn uns die Inconvenienz der so genannten Verbindungsmethode noch zweifelhaft gewesen wäre, so würde der Titel: Von den gottesdienstlichen Handlungen in der Kirche (S. 148—151), welcher sich zu gleicher Zeit über beide christliche Religions-theile erstreckt, schon allein hingereicht haben, jeden Zweifel deshalb zu entfernen. "Der Gottesdienst," so beginnt dieser Titel (§. 234), "der christlichen Kirche besteht theils in der Verwaltung der Sacramente, welche als (?) von Gott selbst eingesetzt und mit besondern geistigen Wirkungen begnadigt sind, theils in bloß gottesdienstlichen Handlungen, zu welchen Gesang, Gebet, Predigt, Catechisation und Vorlesung der heiligen Schrift gehören." In dem gleich darauf folgenden § klagt der Verfasser, daß die in allen (Catholischen) Kirchen eingeführten Psalmen und Hymnen aus der heil. Schrift in den Deutschen Evangelischen Kirchen zu sehr vernachlässigt werden. (Gerade der wenige Nutzen, welcher in diesen Kirchen aus Benbehaltung des Jüdischen Gesangbuchs hervor ging, und die mancherley, besonders moralischen, Bedenklichkeiten, welche dabei eintreten, bestimmten nahmentlich den größten Theil

der Evangelisch-Lutherischen Gemeinden, und wird nach und nach alle übrigen Protestantischen Gemeinden bestimmen, dieser Liturgie nur in einer gewissen weiten Entfernung zu folgen. Uebrigens bemerkt der Verf. ja selbst in dem nähmlichen §, daß diese Gesänge durch geistliche Lieder neuerer Dichter "mit großem Nutzen" ersetzt worden seyen. Ist auch uns bey dieser Gelegenheit eine Klage erlaubt, so besteht sie darin, daß gerade die Jüdischen Gesänge noch in einem großen Theile namentlich der Evangelisch-Reformirten Gemeinen, obendrein nach Kaltwassers erbärmlichen Uebersetzung und nach den elendesten Melodien fortgesungen werden. — §. 238. wird bemerkt, die Predigt scheine ursprünglich das eigentlicke Amt des Bischofs gewesen zu seyn; eine Zugabe zu unsern obigen Bemerkungen gegen die Errichtung von Episcopaten in der Deutsch-Protestantischen Kirche. — Abkündigung von den Kanzeln, sagt der Verf. in einer Anmerkung zu §. 238, welche nicht wie Ehen, die Kirche angehen und der Fürbitte der Christen einzelne Personen empfehlen, sollten von der Kanzel verwiesen werden in die Vorhalle, oder auf den Kirchhof, wo sie ein weltlicher Kirchendiener ablesen möchte; auch Edicte welche nicht Religion und Kirche betreffen. (Wer das Heterogene so mancher Gegenstände der bürgerlichen Gesetzgebung mit den Objecten des kirchlichen Cultus begriffen hat, wird gewiß dieser Bemerkung in der Hauptsache bestimmen. Nur glauben wir nicht, daß bürgerliche Abkündigungen und Publicationen gerade in die Vorhalle oder auf den Kirchhof zu beschränken seyen; vielmehr würden wir eigene Stunden und, wenn man will, sogar eigene Kanzeln oder Pulpete zu dergleichen Bekanntmachungen vorschlagen.) — Der Ausdruck weltliche Kirchendiener ist dunkel. — Das Kapitel von Gottesdienst-

lichen und religiösen Handlungen außer der Kirche handelt zuerst von Festen, dann von Gelübden und Eiden. S. 151—159. Mit Recht werden Einsicht, Wahrheit und Gerechtigkeit S. 249. als die drei Gefährten des letztern geschildert und Mental-Reservationen verworfen. Doch dürfte der vom Verf. gebrauchte Ausdruck: "daß eine solche Kezerey gewiß den Scheiterhaufen verdienen" wohl nicht von jedem Leser gebilligt werden, am wenigsten aber den Criminal-Politiker befriedigen, der in seiner Wissenschaft hinlängliche Mittel findet, diesem Uebel, unabhängig vom Rabbinischen Blut- und Rache-System kräftig entgegen zu wirken. — Im Titel von der Ehe wird von diesem Institut folgende Erklärung gegeben S. 276: "Ehe ist die Verbindung zwischen Mann und Frau zur Ausschließlichkeit des Benschlafs mit einander, so daß der Zweck der Ehe ist, nicht: die Erzeugung der Kinder, sondern die Erziehung der Kinder sittlich möglich zu machen." — Daß für Christen die Mosaischen Gesetze über die Ehe der Verwandten vollkommen für sich selbst und nicht erst vi receptionis verbindlich seyen, ist wie S. 304. bemerkt wird "wohl daraus unwidersprechlich, daß sie nicht als Israelitisches Policen-Gesetz, sondern als Mosaische Sittengesetze zu betrachten sind, und daher als solche uns verbinden. Traurig," sagt die Note hinzu, "daß auch Rechtsgelehrte der Mode(?) der Aufklärung opfernd, was das edlere Gefühl umfaßt, als Aberglauben aus den Sitten zu verdrängen strebten. Das Dispensations-Recht der Evangelischen Fürsten wollten sie über die Mosaischen Verbote selbst ausdehnen, ohne zu bedenken, daß diese Fürsten christliche Fürsten, und also auch durch Sittengesetze des alten Testaments verbunden sind." (Eine größere Verwirrung der Begriffe läßt wohl kaum sich gedenken.) — In dem

Abschnitte von den Kirchlichen Sachen (Th. 2. B. 2. §. 342.) wird vom Rottzehnten bemerkt, wo die Mark keinem Zehnten unterliege, sey jeder Anspruch auf denselben ungereimt, wenn nicht der Grundeigenthümer bey der Verleihung des wüsten Landes an einen Anbauer ihn sich vorbehalten habe. (Traurig ist es für den Rechtsfreund, wenn er über diesen Punct, wie über so viele andere, in den Gesetzen mancher Länder Dunkelheit, Unvollständigkeit und augenfällige Inconsequenz obwalten sieht.) — Doch wir fürchten unsere Leser durch weiteres Detail zu ermüden, und setzen nur noch die einzige Bemerkung hinzu: daß das auch für diesen Theil der Rechtswissenschaft so gehaltvolle Preussische Gesetzbuch in dem ganzen Werke sich, so viel wir uns erinnern, auch nicht ein einziges Mal angeführt findet.

Schwelm in der Grafschaft Mark.

Von Moriz Scherz: Auch in unserer Sprache Können und sollen wir Deutsche seyn. Erwiesen von Peter Heinrich Holtzhaus, zweytem Lehrer der höhern Bürgerschule im Schwelm. 1814. 44 S. in Octav.

Der Deutsche, d. h. aufrichtige, gerade und wahrheitsliebende Verfasser dieser Schrift bezieht sich auf drey Abhandlungen über verschiedene Sprachgegenstände, die uns nicht zugekommen sind: wir halten uns also allein an diese, welche einen wichtigen, seit einiger Zeit viel besprochenen Gegenstand abhandelt. Er geht von dem Grundsatz aus, daß die große Liebe zur Französischen Sprache, welche seit länger als hundert Jahren bey uns herrschend geworden, die wirkendste Ursache gewesen sey, warum wir innerlich immer mehr

und mehr, und endlich auch äußerlich in die Knechtschaft jenes Volks fielen. Dieser Grundsatz ist doch wohl nicht in der Allgemeinheit, in welcher derselbe hier und sonst aufgestellt ist, für wahr zu halten. Die ruhmvollen Jahre 1813 und 1814, und die Begeisterung und Thatkraft, die sich jetzt wiederum so herrlich zeigen, widerlegen diese Behauptung, und zwingen uns die Ursachen der Knechtschaft, die uns gedrückt hat, da zu suchen, wo sie leicht zu finden sind. Hieraus geht auch klar genug hervor, daß die Erlernung der Französischen Sprache mit der Deutschen Volksthumlichkeit wohl bestehen könne: zum Ueberflus kann das Englische Volk als Beispiel und Beweis angeführt werden. Daß es übrigens unsere Pflicht sey, alles anzuwenden, um die Reinheit und Selbstständigkeit unsrer Sprache, so viel es die Natur der Sache immer erlaubt, zu bewahren und zu fördern, leidet keinen Zweifel, und ist vom Verfasser gut dargethan, indem die Einmischung der vielen fremden Wörter in unsrer Sprache der deutlichen, lebendigen und fruchtbaren Einsicht schadet, uns ein Ansehen von Unausgebildetheit und Geistesärmlichkeit gibt &c. Wie gut sich dieß Fremde vermeiden lasse, zeigt der Verfasser sehr befallenswürdig an Stellen aus Herders und Archenholzs Schriften, die er von jenen Einmischungen befreit darstellt, woben er jedoch diejenigen Wörter, die als allgemein übliche und verständliche Kunstwörter und als eingebürgerte anzusehen sind, als Marsch, Bataillon u. dergl. stehen läßt. In der Archenholzschen Beschreibung der Schlacht bey Rossbach, die hier ganz eingerückt ist, sind die darin vorkommenden 70 ausländischen Wörter bis 12 vermindert.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1815.

Edinburgh.

Anatomy of the Heart, Cranium and Brain adapted to the purposes of the medical and surgical Practitioner; to which is added, in notes, Observations on the Laws of Life and sensation. By *Alexander Ramsay*, M. D. Lecturer of Anatomy and Physiology in Edinburgh, second edition, much enlarged. 1803. 66 Seiten in groß Quart des schönsten Drucks und funfzehn in farbiger Aqua Tinta Manier gefertigte Tafeln. Statt einer Vorrede ist die Copie eines Dankfagungsschreibens von Sir Joseph Banks an den Verfasser abgedruckt, worin es unter andern heißt: You are, as far as I know, the first Anatomist who has introduced into his Lectures any considerable notices of the wisdom of God in his works of creation; *Introduction.* Nach dem in diesem Werke zum Grunde gelegten Plane hielt der Verf. seine Vorlesungen in America zu New-York, Dartmouth und Brunswick, welches Land er besuchte, um den Bau des Menschen nach den Verschiedenheiten des Klimas, der Regierung und der Staatsverfassung

R (6)

zu untersuchen. Da man bey Betrachtung des Gehirns nicht wohl vermeiden könne, von den Arterien und dem Herzen zu sprechen, so stelle er deßhalb auf der Ersten Tafel das Herz vor. Der Verf. hat diese Blätter, unter Aufsicht von Rob. Scott zu Edinburgh, selbst gezeichnet und geätzt.

Description of the Plates. The Heart and its Appendages. In den den Text an Länge weit übertreffenden Noten macht er allerhand Betrachtungen, nicht nur über die Wichtigkeit des Herzens, sondern über die thierische Organisation überhaupt, über die Perfectibilität des Menschen, über die Verbindung des Körpers mit der unsterblichen Seele, über Vitalität, Mortalität. Life itself may really be deemed a living decomposition of which the various stages of existence are periods, and death its termination, as an organized whole. Muscular matter, from its influence on the nervous system, appears the acting agent on which the result of sensations depend. Die Abhängigkeit des Geistes vom Körper gibt dem Verf. Veranlassung zu frommen Betrachtungen. We may denominate muscular economy (?) the physical basis of sensation and such reflections of intellect as flow from such material operations. Hence the laws of *Religion* are the rules of *health* and *correct ideas*. — Die Begriffe von krankhafter Stärke (morbid strength) in Fiebern und andern Krankheiten seyen sehr irrig. Contraction is the physical action of muscle, while relaxation is its forced state. Bey einem Queerbruche der Kniescheibe nämlich ziehe sich der m. rectus cruris zusammen, allein nie erschlafft er von selbst. Durch dieses einfache Gesetz würde der Verf. seiner Meinung nach veranlaßt werden, die verschiedenen Erscheinungen der thierischen Oeconomie zu erklären. Er unterscheidet *physical* und *induced contraction*,

z. B. der Aufzieher des obern Augenlides befinde sich in der induced contraction während des Wachens durch den Einfluß der Seele (mental influence), hingegen in der physical contraction wenn ihn der Augenlidschließer während dem Schlafe überwältigt. Die Verzweigungen der Aorta und der Vena cava nenne er im Gegensatze zu den pulmonary arteries and veins, corporeal arteries and veins, und den Hohlvenensack right venous corporeal sinus, und die Lungen=Arterien=Kammer anterior venous pulmonary ventricle. In schwachen Leuten sey oft die Aorta=Kammer ausgedehnter als die Lungen=Arterien=Kammer, und wohl doppelt so weit oder geräumig. In warmen Climates treffe man dieses so oft an, daß man in solchen Fällen die Aorta=Kammer wirklich aneurysmatisch nennen könnte. Auch die so genannte sägenförmige Muskelhaut der Arterien sey in schwächlichen Menschen kaum sichtbar, und gebe zu Pulsadergeschwülsten Veranlassung. Auch scheine die Verknochierung der Arterien mit ihrer Schwäche mehr oder weniger verbunden zu seyn. Im Menschen verschließen die Klappen des Herzens ihre Mündungen vollkommener als in Thieren. (Wer den Bau des Herzens nicht vorgängig schon kennt, möchte wohl schwerlich aus der sehr verwirrten Schilderung des Verfassers sich darüber belehren.) *General notions of the Head and Brain.* By an attention to local causes of climate, civilization, government, laws, morals and religion, we observe the various organs of men liable not only to varieties of shape, but likewise maladies peculiar to each organ, deducible from these simple principles. Die Muschelbeine in der Nasenhöhle glaubt der Verf. schicklicher ossa infundibula zu benennen. Das Grundbein betrachtet der Verf. wie gewöhnlich, irrig als vom Hinterhauptsbeine

getrennt. Bey Schilderung der Venen des Hirns schaltet der Verf. die Erklärung eines Figürchens der Fußsohle ein, woran man die Vertheilung der Arterien in Fett- und Ausdünstungsmaterie absondernde Nestchen erkennen soll. Ferner Betrachtungen über den Schlagfluß: Schwäche und hohes Alter seyen in langhaltigen Personen die nächste Ursache des Schlagcs. *Partial vesication seems a local anasarca.* (Wenn man mit Worten spielen will, denn doch wohl eher ein *hydrops ascites.*) Er fände oft die äußern Schneidezähne fehlen. (In Deutschland scheint diese Abweichung sehr selten.) Es sind öfters die feinem Venen im Gehirne zersprungen, wenn die Stämme derselben unverletzt scheinen. Alle Lebensorgane (*vital organs*), über welche die Seele keine Gewalt hat, das Herz ausgenommen, hätten an ihren Venen keine Klappen. Alle Lebensorgane hätten nur eine Art von Muskeln, welche sich auf das Andringen ihrer Contenta zusammenzögen, diese Muskeln seyen keiner Lähmung unterworfen, allein die dem Willen gehorchenden Organe haben gegenwirkende Muskeln und seyen der Lähmung unterworfen. Die weisen Ursachen dieses Fehlens der Venen-Klappen in den Lebensorganen seyen ihm unbekannt. S. 38. In einem Blödsinnigen waren die Sichel der dicken mit Knochenspizchen besetzten Hirnhaut absorbirt, und die Hirnhälften mit einander zu einer soliden Masse verwachsen. In einem andern, S. 45, Blödsinnigen waren die Sehnhügel der Sehnerven besonders klein. Er macht bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß an Krankheiten oder Verletzungen des Gehirns Leidende sehr gefräßig wären. In den Americanischen Fiebern war es ein sicher tödtliches Zeichen, wenn sich schnelle und heftige Eflust einstellte. Oft sterben die Kranken mit dem Brod im Munde, vermischet mit dem aus Nase und Mund rinnenden Blute. *On the con-*

trary, while active fever is assumed, the irritable state of the stomach rejects food. Von kalten Wasser-Ausschlägen auf die Stirne sah der Verf. die heilsamsten Wirkungen bey den krankhaftesten Zufällen des Magens und des Gehirnes. S. 48 kommt ein pons Tarini vor. The cerebellum seems principally appropriated to animal purposes. Ob dem Verf. wohl die Behauptung S. 51: A nerve when properly injected is a complete congeries of vessels; zugegeben werden dürfte? Ueber die Wirkungen des Gehirns, den wechselseitigen Einfluß der Gefäße auf die Nerven, und der Nerven auf die Gefäße, — Behandlung der Gemüthskrankheiten stellt der Verf. schätzbare Bemerkungen in einer langen Note an. Auch über die Vertheilung der Nerven des vierten, fünften und sechsten Paares macht er originelle physiologische Betrachtungen, die sich jedoch abgefürzt nicht füglich mittheilen lassen. Der Irrthum Seite 60 Twigs of this (sixth) nerve, the first and second branches of the fifth nerve and the fourth and third nerves form the ophthalmic ganglion, which supplies the iris ist doch ein wenig zu arg. Treffliche Bemerkungen über das Verhältniß der Größe der Nerven zum Fleische der Zunge und des Herzens the heart being the most active, simple, involuntary agent is supplied by small nerves. S. 65. Do facts entitle us to distinguish between intellectual ideas, dependent on sensation, and hence subject to change, and ideas purely intellectual, and of immutable character? Pl. I. Durchaus gar zu kleine und incorrecte Abbildung des Herzens und einiger seiner einzelnen Theile selbst hinter Senec's Figuren zurückstehend. Pl. II. Schedel von vorn und von der Seite. Linearische Figuren der Gesichtsmuskeln.

Pl. III. Sehr rohe Abbildung der Zertheilung der Carotis externa, art. meningea, und der Arterien der Fußsohle. Pl. IV. Hirnschaale von oben. Pl. V. Abgesägter oberer Theil der Hirnschaale von innen. Pl. VI. Dicke Hirnhaut von oben. Pl. VII. Aufgesägter Schedel um die Oberfläche der rechten Hirnhälfte zu zeigen. Durch eine in Papier ausgeschnittene Stelle sieht man das auf der folgenden Platte abgebildete corpus callosum. Auf ähnliche Art ist das Papier der VIII. IX. X. und XI. ausgeschnitten, um die nach scheibenweiser Wegnahme der Hirnmasse nach und nach erscheinenden Theile des Hirnes zu versinnlichen. Pl. XII. Die in den Seiten-Hirnhöhlen sich zeigenden Theile. — Pl. XIII. Figürchen von der Grundfläche des Schedels, von den Fortsetzungen und Zellen der festen Hirnhaut, und von dem kleinen Hirne. Pl. XIV. Boden der Hirnhöhle mit den Nervenenden. Pl. XV. Basis des Gehirns. — Außer einigen in den Noten vorkommenden Bemerkungen, welche eigenes Nachdenken beweisen, möchte weder durch die jämmerlichen Abbildungen noch durch den Text die Wissenschaft etwas gewonnen haben. Alles ist zu verworren vorgetragen, mit öfteren überflüssigen Wiederholungen, vielen seit Hallern längst abgeschafften unschicklichen Benennungen, z. B. nates, testes, anus, vulva, torcular, pia mater u. s. f. Die Kupfer sind nicht nur viel zu klein, sondern zu undeutlich, unreinlich und das auf ihnen erkennbare zu unrichtig dargestellt, und mit Vicq d'Azyr's Tafeln nicht entfernt zu vergleichen. Als vom Verf. selbst flüchtig incorrect radirte Studien zu eigenem, bloß individuellem Privat-Gebrauche konnten sie für ihn ihren Nutzen haben. Allein zum Unterrichte Anderer wären einige selbst der allerältesten Holzschnitte, z. B. bey Vesalius weit vorzüglicher.

Göttingen.

Von den Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt unsers Hrn. Hofr. Heeren, ist jetzt die dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Sie enthält Th. I. Asien. B. I. Einleitung. Perser. Nebst VI Beylagen, XXII und 664 S. B. II. Phönicier, Babylonier, Scythen, Inder. Nebst II Beylagen 721 S. Th. II. Africa. B. I. Einleitung, Carthager, Aethioper. XII und 452 S. B. II. Aegypter. Nebst IX Beylagen. 385 S. Von Th. III. Europa erschien B. I. Griechen, bekanntlich in der ersten Auflage 1812; so daß das ganze Werk also bis jetzt fünf Bände umfaßt. Bey der erwähnten neuen Auflage der vier ersten Bände desselben hat der Verf. es sich wieder zur Pflicht gemacht, alle seit Erscheinung der zweyten Auflage 1805 erschienenen Hülfsmittel zur weitem Aufklärung der behandelten Gegenstände in antiquarischer, historischer und geographischer Hinsicht zu benutzen. So ist z. B. durch die Reise von Lord Valentia über Arum und über das Weihrauchland; durch Quatremère de Quincy Auszüge aus Arabischen Geographen über die Aegyptischen Denkmähler oberhalb Aegypten, deren Kette jetzt bis zu dem vielleicht noch vorhandenen Ammons-Tempel zu Meroe hinaufreicht, ein neues Licht verbreitet. Vermehrt ist diese neue Auflage zuerst durch einen neuen Hauptartikel, die Inder; welcher jetzt die größere Hälfte des zweyten Bandes ausfüllt, S. 291—704. Der Verf. sucht darin zuerst durch eine critische Würdigung der Quellen den Standpunct zu bestimmen, auf dem vermahlen unsre Indische Alterthumskunde steht, und gibt dann in dem zweyten Abschnitte Bruchstücke aus der ältesten Staats- und Handelsgeschichte Indiens. Welche Hülfsmittel er dabey benutzte, welchen Gesichtspunct er sich nahm, ist theils schon in der Vorrede, theils auch in der Untersuchung selber gesagt. Der Verf.

war so glücklich unter andern auch die Englische Uebersetzung des Ramajuna, des ältesten Indischen Epos, benutzen zu können; und wer aus der Untersuchung selber sich überzeugt, in welchem hohen Grade die Bildung der Nation an ihrem Epos hing, wird den Gewinn daraus nicht geringfügig nennen. Sowohl die Wichtigkeit des Volks für Handel und Politik, als auch die Aufmerksamkeit, welche es gerade in unsern Tagen auch in Deutschland erregt hat, erlaubten nicht länger es von dem Kreise der Untersuchungen auszuschließen. Dem zweyten Theil über Africa ist jetzt eine ausführliche Beylage S. 746–837 zugegeben: über die Denkmähler des Aegyptischen Thebens, nach der zweyten Lieferung des großen Französischen Prachtwerks über Aegypten; und nach Hamiltons Aegyptiaca. Der Verf. erhielt beide Werke erst, als der Druck des Textes bereits beendigt war, und konnte sie also nur zu einer ausführlichen Beylage nutzen. Die Leser werden dadurch nicht verlieren sondern gewinnen, da der Verf. jetzt seine eignen Resultate gleichsam controliren konnte. Andere Zusätze, dergleichen die Leser unter den Beylagen auch dieses Mal wieder der Freundschaft des Hrn. Hofr. Tychsen und des Hrn. Prof. Grotendorf in Frankfurt verdanken, wird man in dem Werk selber finden. Leider! ist von dem Verf. selbst auch noch ein Aufsatz polemischer Art hinzugekommen als Nothwehr gegen den sel. Herder, der erst in seinen nachgelassenen Schriften es für gut fand, dem Verf. eine Reihe Bitterkeiten zu sagen. Die Frage: tantaene animis caelestibus irae? mag hier also wohl an ihrem eigentlichen Orte stehen.

Unter dem Titel: Zusätze zu der dritten Ausgabe der Ideen ic. ist für die Besitzer der frühern Ausgaben von den beiden vorher erwähnten Artikeln über die Indier, und über das Aegyptische Theben ein besonderer Abdruck veranstaltet, der von der Verlags- handlung auch abgesondert verkauft wird. H n.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 17. August 1815.

Zürch.

Hier sind vom Jahre 1779 bis 1814 36 Stücke Neujahrsgeschenke für die Zürcherische Jugend von der dortigen Gesellschaft der Chorherren in Quart erschienen. Es sind Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte mit beygefügtten Kupferstichen. Die Jugend beiderley Geschlechts soll dadurch belehrt, ermuntert, gewarnt und zu Tugenden aller Art gebildet und gestärkt werden. Die Zweckmäßigkeit und den hohen Werth solcher Neujahrsgeschenke wird niemand verkennen. Auch der Ton und Styl, die Auswahl und Einkleidung ist unsers Erachtens in den vorliegenden Stücken meist glücklich getroffen und der Jugend angemessen. Allein selbst auch andere, besonders Ausländer, werden hier manche ihnen unbekannte Notizen und Züge aus Zürchs Geschichte, vorzüglich der Kirchen- und Gelehrten-geschichte, finden. Wir wollen daher unsere Leser etwas näher mit diesen Heften bekannt machen.

I. Stück ist einleitend, und soll den Kindern zeigen, was sie in den nächstfolgenden Stücken zu erwarten und was sie überhaupt aus den Beyspielen und Be-

gebenheiten, die ihnen erzählt werden sollen, zu lernen haben. II. Thomas Platter, geb. 1499. Die von ihm selbst verfaßte, in den Miscellan. Tigurin. T. III. von Ulrich 1721 herausgegebene naive und lehrreiche Lebensbeschreibung liegt zum Grunde. Er hatte eine äußerst harte und unglückliche Kindheit und Jugend, arbeitete sich durch unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten hindurch, kämpfte mit der bittersten Armuth, erhielt einen edeln Character unter den größten Gefahren, ihn zu verlieren, hohlte später nach, was ihm früher zu lernen unmöglich war; lernte durch sich selbst, wozu es ihm an einem Lehrer und Führer gebrach, trieb seine Studien neben einem Handwerke, wurde noch als Handwerker der Lehrer anderer und zuletzt Professor der Griechischen Sprache im Pädagogium zu Basel, ein glücklicher Gatte und Vater. Das Bild stellt ihn als Seiler dar, wie er mitten unter Berührung seiner Arbeit im Plautus liest. III. Heinrich Bullinger und Rudolf Lavater. Aus dem thatenreichen Leben dieser beiden Männer, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch in der innigsten Freundschaft lebten, sind einige für die Jugend besonders passende Züge ausgewählt. Der erste erstieg die höchste Stufe in der Kirche, der andere im Staate, beide bloß durch persönliche Verdienste. Beide haben in gefahrvoUen Zeiten das gemeine Wesen erhalten, beide das Schulwesen einer besondern Aufsicht und Beschützung gewürdiget. Der treffliche Kupferstich stellt beide Männer in einer Studierstube sitzend dar, wie Lavater, damals noch Landvogt zu Kyburg, seinen Sohn, der seine untern Schulstudien in der Anstalt zu Cappel geendiget hatte, Bullingern zu Zürich vorstellt, und ihn bittet, ihn zu sich ins Haus zu nehmen und sein Leiter in den höheren Studien zu werden. In einer Note wird eine vollständige Biographie Lavaters ver-

sprochen. - III. Conrad Gesner. Sein Brustbild in dem botanischen Garten zu Zürich wird abgebildet. Er selbst überreichte schon an die Obrigkeit eine hier abgedruckte Bittschrift um die Errichtung eines solchen Gartens daselbst, konnte aber seinen Zweck nicht erreichen, deslo billiger war es, daß ihm noch in dem Jahrhunderte nachher angelegten Garten ein Denkmahl gestiftet wurde. Sein Leben erzählt er selbst in seiner Bibliotheca universalis in Lateinischer Sprache, und daraus ist es hier wiewohl nicht ganz übersetzt. Es ist mit liebenswürdiger Natürlichkeit und Offenherzigkeit geschrieben. Auch er hatte mit Noth und Armuth zu kämpfen, selbst als er endlich in seiner Vaterstadt Philosophie am Münster lehrte und Stadtarzt wurde, litt er Mangel, mußte viel schreiben, um nur leben zu können, und wurde zurückgesetzt. Zuletzt, nachdem er zwanzig Jahre gedient hatte, stellte er in einem hier abgedruckten sehr merkwürdigen Bittschreiben der Obrigkeit vor, in welcher Lage er sich befinde, was er geleistet und wie seine Kräfte nicht mehr hinreichen, sich neben seinen Aemtern etwas mit gelehrten Arbeiten zu verdienen. Da ließ man ihm endlich Gerechtigkeit wiedezufahren und gab ihm die Einkünfte eines Chorherrn. Er starb 1565 an der zu Zürich wütenden Pest. V. Reporinus oder Wiesendanger. Er war Reuchlins Schüler im Ebräischen und wurde dessen Lehrer im Griechischen. Um die Zeiten der Reformation ertheilte er, noch ohne Amt und in der Baurenhütte seines Vaters, den benachbarten Pfarrern Unterricht in beiden Sprachen. Er wurde zuletzt auf Zwinglis Vorschlag Professor dieser Sprachen am Gymnasium zu Zürich. VI. Zwinglis Verdienste werden in der Kürze geschildert, und dann wird noch ein Brief beygefügt, in welchem er dem Junker Gerold Meyer, seinem Stieffohne, eine Reihe vortrefflicher Vorschriften ertheilte. VII. Unter den

grausamen Verfolgungen der Protestanten in Ungarn im 17ten Jahrhundert, wurde endlich eine beträchtliche Anzahl von Predigern und Schullehrern, nach unzähligen Mißhandlungen, zu Neapel und Triest zu Galeerenclaven verkauft. Ein paar edle Männer in Italien nahmen sich ihrer an, setzten nahe und ferne Protestanten für sie in Bewegung, unter anderen auch die Zürcher, welche viel dazu beitrugen, daß sie wieder freygegeben und erhalten wurden. Das Bild stellt sie dar, wie sie zu Zürich angelangt sind und dem Professor Heidegger, der besonders thätig für sie gewesen, und anderen ihren Dank sagen, und mit Ehrerbietung als Märtyrer ihres Glaubens behandelt werden. VIII. Johann Jakob Breitingen. Es wird aus der Geschichte dieses Mannes, der schon an J. C. Lavater einen Lobredner gefunden, ausgehoben, was für Jünglinge besonders merkwürdig und lehrreich ist. IX. Als im Anfang des 17ten Jahrhunderts Catholiken und Reformirte in Graubündten einander verfolgten, beraubten und mordeten, kamen große Haufen der letzten, insbesondere viele Kinder nach Zürich und wurden von den Bewohnern der Stadt aufgenommen, genährt, gekleidet, erzogen. X. Leonhard Werdmüller. Beispiel eines weisen und frommen früh verstorbenen Knaben. XI. Leo Judä, der Reformator, in der Mitte der Zürcher Geistlichkeit, vier Tage vor seinem Tode, eine Abschiedsrede haltend. XII. Heinrich Bullinger im Kreise seiner Familie dargestellt, wie er seinem Sohne, welcher seine geistlichen Studien in der Fremde fortsetzen will, noch Verhaltungsregeln ertheilt, welche hier im Auszuge geliefert werden und charakteristisch genug sind. Zugleich wird ein Umriss seines Lebens geliefert. Seine Wirksamkeit war noch größer als Zwinglis, und die Schweizerische Geschichte kennt sonst keinen Mann von einem so weit in Europa verbreiteten

Einflusse. XIII. Zwingli's Geist und Character. Auf dem Kupferstiche erscheint er zu Pferd in kriegerischer Rüstung kurz vor der Schlacht bei Cappel in der Mitte des Zürcher Heers. XIV. Rudolf Collin, der erste Professor der Griechischen Sprache in dem von Zwingli 1526 neu eingerichteten Gymnasium zu Zürich. Es ist unglaublich, mit welchen Schwierigkeiten damahls die Erwerbung gelehrter Kenntnisse verknüpft war, und wie der Ruf der Gelehrsamkeit oft mit Gefahren verknüpft war und in den Verdacht der Ketzerey brachte. So verbreitete sich, als Collin noch eine Schulstelle zu St. Urban bekleidete, das Gerücht, daß er gefährliche Bücher habe; der Senat von Lucern sah sich genöthiget eine Gesandtschaft zur Visitation seiner Bücher zu schicken. Einer von den Gesandten rief, als er Griechische Bücher bey ihm fand, aus: "Da sind Lutherische Bücher." Auf Collins Gegenrede antwortete er: "Was — krijis krijis? Das ist Luthrisch," confiscirte alle Bücher und befahl ihm, sich vor dem Magistrat wegen seines Glaubens zu verantworten. Er verließ jetzt die Lucernische Dienste, begab sich nach Zürich und lernte das Seilerhandwerk und trieb es, bis er endlich die Professorstelle erhielt, welche er länger als 50 Jahre verwaltete. XV. Heinrich Zottlinger, der berühmte Orientaliste und Kirchenhistoriker. Als er gerade in der schönsten Blüthe seiner Thätigkeit, seines Lebensalters und Rufstand und eine ehrenvolle Stelle zu Leyden antreten wollte, erkrankte er, und diese Begebenheit stellt der Kupferstich dar. XVI. Joh. Jak. Zimmermann, Prof. der Theologie zu Zürich. Diese Lebensbeschreibung und Characteristik ist von dem sel. Professor Corrodi unvollendet hinterlassen worden. XVII. Conr. Pellikans Jugendgeschichte, Prof. der Hebräischen Sprache zu Zürich. XVIII. J. J. Schenckjer. Ein rastlos thätiger, denkender, gelehrter und religiöser

größer Naturforscher. Neben der Characteristik findet man hier eine schöne Büste von ihm mitten in einer mahlerischen Schweizergegend und vier Dignetten aus seiner Physica sacra ins Kleine gezogen von dem trefflichen Künstler Lips, der sich überhaupt um diese Neujahrs Geschenke sehr verdient gemacht hat.

XIX. Rud. Collin. Was von seiner Geschichte Nr. XIV. noch nicht geliefert war. So lang er zu Zürich ohne Amt war, begab er sich auch zu dem aus seinem Herzogthum vertriebenen Ulrich von Würtemberg, nahm unter ihm Kriegsdienste, wurde unter sein Hofgefolge und seine Leibwache aufgenommen, blieb ihm getreu, nachdem die übrigen Schweizer ihn verlassen hatten, und erhielt endlich einen ehrenvollen Abschied. Nachdem er Professor geworden war, trieb er sein Seilerhandwerk noch drey Jahre, weil seine Besoldung zu seinem Unterhalt nicht hinreichte. Der Zürcher Rath brauchte ihn auch zu Staatsgeschäften namentlich in Venedig. Er war mit Zwingli bey der Disputation zu Marburg. Conr. Gesner war einer von seinen zahlreichen Schülern.

XX. Peter Martyr Vermilli. Eine sehr gute kurze Lebensbeschreibung eines merkwürdigen Mannes, dessen Leben F. E. Schloffer im Jahre 1809 ausführlich nebst dem von Beza beschrieben hat.

XXI. Vadian aus St. Gallen, ein großer Kenner der Römischen Classiker, Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Wien, von Kaiser Maximilian mit dem Lorbeer gekrönt, Herausgeber des Pomponius Mela mit einem Commentar; in der Schweiz nahm er großen Antheil an der Reformation, besonders in St. Gallen, wo er Bürgermeister wurde.

XXII. Bullingers Abschied, in der Mitte der Prediger und Professoren der Theologie zu Zürich, nebst noch anderen Zugaben, besonders einem trefflichen Schreiben von ihm an den Bürgermeister, welches nach seinem Tode übergeben und vor Rath und Bürgern

vorgelesen wurde. XXIII. Selix Hämmerlein oder Malleolus, Chorherr am großen Münster. Er gab nach einem Kriege zwischen den Zürchern und Schweizern ein Buch heraus, in welchem er die Letzen und ihre Bundesgenossen sehr hart angriff, wurde daher von einem Kerker in den andern geworfen und starb auch als Gefangener. XXIV. Sal. Schinz, ein verdienstvoller Arzt, Professor der Physik und Mitglied des großen Raths zu Zürich. Sein Leben wird hier von seinem Sohne beschrieben. XXV. Oswald Geisshäuser oder Myconius, von welchem wir eine besonders herausgekommene Lebensbeschreibung kürzlich in diesen Blättern angezeigt haben. XXVI. Josua Mahler oder Pictorius, ein Zeitgenosse Bullingers. Es wird besonders ein Auszug aus der Beschreibung seiner Reise nach Frankreich, Holland und England geliefert. XXVII. Darstellung und Beschreibung einer Familienstube im alten Schweizerland. XXVIII. Bullinger als Lehrer. Abriss der Geschichte der Zürchischen Schulanstalten bis auf die neuesten Zeiten. XXIX. Joh. Rud. Ulrich, Antistes zu Zürich. Einige Züge aus seiner Kindheit. Das Uebrige seiner Lebensgeschichte findet man in einem ihm von Sal. Hirzel gestifteten Andenken 1804. XXX. Heinr. Locher, Spitalarzt. XXXI. Joh. Rud. Maurer. XXXII. Die aus ihrem Vaterlande wegen ihres Glaubens durch eine Tagsatzung vertriebene und darauf auch aus dem Weltlin, wo sie sich niederlassen wollten, vertriebenen Locarner werden zu Zürich liebreichst aufgenommen, werden mit Wohlthaten überhäuft, dürfen sich daselbst niederlassen, Gewerbe und Handwerke treiben, legen dort den Grund zu Fabriken im Großen, und bringen den Seidenhandel in neuen Flor. Ihre Ankunft in Zürich wird in einem trefflichen Gemälde dargestellt. XXXIII. Sel. Herder, Prediger und Chorherr zu Zürich. XXXIV. Christ.

Froschauer, der verdienstvolle Buchhändler und Buchdrucker zu Zürich. XXXV. Einige Züge aus Thom. Platters Jugendgeschichte. XXXVI. Joh. Casp. Häfeli. In diesem Aufsatze sind Ton, Inhalt, Auswahl und Form der Jugend, für welche diese Stücke bestimmt sind, nicht angemessen, er ist nicht zutraulich und einfach genug, zu hochfahrend und gelehrt. Die Stücke haben verschiedene Verfasser. In manchen finden sich bedeutende Blicke auf den jetzigen Zustand der Sitten und Denkart in der Schweiz. Als Künstler haben Schellenberg, Lips, Usteri und mehrere andere daran gearbeitet, der Ausdruck ist in manchen sehr lebendig und charakteristisch und das Costum sehr gut beobachtet.

London.

Ben J. Matman: A Memorial offered to her Royal Highness, the Princess Sophia, Electress and Duchess Dowager of Hanover. Containing a delineation of the constitution and policy of England; with anecdotes concerning remarkable persons of that time. Now first published according to the originals in the Royal library at Hanover. By Gilbert Burnet, Bishop of Salisbury. To which are added letters from Burnet and Leibnitz and fac similes of the hand writing of those two distinguished men. 1815. 125 S. in groß Octav.

Die Bekanntmachung dieses interessanten Nachlasses, von welchem einiger Gebrauch schon im Leben der Churfürstinn Sophie gemacht worden war, ist vom Hrn. Dr. Nöthden veranlaßt und befördert worden. Der Herausgeber, Herr Hofr. Feder, hat die Schrift Sr. Königl. Hoheit, dem Herzoge von Cambridge, in Ausdrücken einer vieljährigen Verehrung zugeeignet.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 19. August 1815.

Paris.

Bei dem Verfasser: *Monumens Francais in-
édits pour servir à l'histoire des arts etc. des-
sinés, gravés, rédigés et coloriés à la main
d'après les originaux par N. X. Willemin. Li-
vraison X—XVI. 1813—1814. Folio. (S. diese
Anzeigen vom Jahre 1814. St. 70. S. 699—701.)*

Als Recensent im verfloffenen Jahre die ersten
neun Lieferungen dieses Werks anzeigte, glaubte
er nicht, daß es einen schnellen und erwünschten
Fortgang haben würde; um so erfreulicher war ihm
daher die Erscheinung dieser sieben neuen Hefte, die
für die Geschichte der Entwicklung der Kunst in
Frankreich manchen wichtigen Beitrag enthalten,
und uns die Idee mehrerer Denkmähler retten, die
über kurz oder lang zu Grunde gehen werden. Da
sich der Herausgeber an keine strenge Ordnung ge-
bunden, sondern die mannichfaltigsten Kunstwerke
bunt unter einander geworfen hat, so wollen wir
sie in gewisse Classen ordnen, und eine kurze Nach-
richt von den merkwürdigsten mittheilen. Die Anzahl

M (6)

der architectonischen Monumente ist zwar gering, zeigt uns aber dennoch durch einzelne Beispiele, wie die Deutsche Baukunst in Frankreich sich entfaltete, ausbildete und zu einem hohen Gipfel der Vollendung empor schwang. Die Rose in einem Fenster der Abtey Bon-port in der Normandie (XV. 6.), ist ein schönes Kunstwerk, so wie die meisterhafte Zeichnung eines Fensters von Peter van Saerдам (XII. 3.) aus den Zeiten der höchsten Blüthe der Deutschen Kunst herzustammen scheint. Eben so wichtig für die Geschichte der Baukunst sind die Zierathen an einem Fenster der Kirche des h. Stephan zu Beauvais (XIV. 1). Sie sind, so wie das ganze Gebäude, aus dem eilften Jahrhundert, und haben mit dem Styl, den die Engländer den alten Sächsischen zu nennen pflegen, eine große Aehnlichkeit. Mit einer Kunst, die man heut zu Tage kaum nachahmen möchte, sind die einzelnen Stäbe der Rose wie Säulchen gebildet, die mit ihren Basen auf einem Zirkel ruhen. Am äußern Rande klettern menschliche Figuren, deren Bedeutung unbekannt ist. Das von einem alten Französischen Baumeister zum Andenken des Bischofs Johannes in der Kathedrale zu Perigueux errichtete Denkmahl, welches aus einem mit einer Inschrift versehenen, gegenwärtig aber zugemauerten Bogen besteht, zieht ebenfalls unsere Aufmerksamkeit auf sich (XVI. 1.). Die Säulen sind sehr einfach, und haben statt der Kapitäl, sitzende, geflügelte Drachen. Die Ornamente am Architrav weichen an beiden Seiten von einander ab. Der Bogen läuft spitz zu, und ist in seiner innern Windung mit Acanthblättern verziert, so daß man dem Urheber, eine entfernte Kenntniß Römischer Monumente zumuthen darf. Auch hat er seinen Nahmen nicht vergessen beyzuschreiben, denn man liest an der Seitenmauer: Constantinus de Jarnac fecit hoc opus (1169).

Unter den Bildhauerarbeiten sind die Statuen der ältesten Fränkischen Könige und Königinnen am Portal der prächtigen Notredamekirche zu Chartres (X. I. XI. I. XII. I.) die wichtigsten. Der Verfasser setzt sie in das zehnte Jahrhundert, sie scheinen aber nicht so alt zu seyn, denn die Cathedrale, welche im Jahre 845 von dem Anführer der Normänner Hastings angezündet, nach ihrem Aufbau im Jahre 973 wieder ein Raub der Flammen, und im Jahre 1020 durch einen Wetterstrahl in Asche gelegt wurde, erhielt erst ihre jetzige Gestalt durch den Bischof Fulbert gegen das Ende des elften Jahrhunderts. (S. *Doyen*, Histoire de la ville de Chartres T. I. p. 37.) Die Statuen stellen mehrere Königinnen dar, unter denen sich auch wahrscheinlich die Clotilde befindet. Die Figuren sind lang und mager, die Gesichtszüge leblos und finster. Auf dem Haupte, dessen Haare geflochten hinabfallen, tragen sie Kronen mit Juwelen besetzt und mit einem heiligen Schein umgeben. Die Drapperie ist reich, umwindet aber die Figuren spindelförmig oder fällt mit geraden Falten bis auf die Fußspitzen. In einem weit schönern Styl ist die Statue Philipps von Frankreich, eines Bruders des heiligen Ludwig in der Abtey zu Nonaumont (vollendet 1228) verfertigt (XIII. I.). Er liegt ausgestreckt, schlummernd auf einer Lumba, die Hände andachtsvoll gefaltet. Sein Haupt ruht auf zwey Küssen, die von zwey Engeln gehalten werden. Sein azurblaues Gewand ist mit goldnen Vierecken und Kugeln (billetes et lozanges) besät; zu seinen Füßen ruht ein treuer Hund. Am obern Rande der Lumba sind goldne Kugeln und Lilien angebracht, und in den darunter befindlichen Nischen stehen Geistliche und Engel, die mit einander abwechseln. Auf den langen Gewändern der Engel schimmern goldne Lilien. Eine genauere Abbildung dieses Monuments.

hat Millin geliefert (Antiquités Nationales T. II. Nr. XI. Pl. 4. p. 10).

Miniaturmahleren sind in diesen Lieferungen nicht so zahlreich wie in den vorhergehenden. Wir heben nur folgende aus: Bruchstücke aus einer Handschrift in der Pariser Bibliothek (Nr. 6829) wahrscheinlich von Hans von Brügge verfertigt (X. 2.); die ganze Figur Philipp's des Guten, Herzogs von Burgund († 1467), bekleidet mit einem incarnatrothen Mantel und Huth (XI. 3.); die Miniaturen aus einer Griechischen Handschrift des 7ten Jahrhunderts (XVI. 2.), und aus einem Psalter des 14ten Jahrhunderts (XIV. 2.), wo man einige mit leichten Umrissen zart entworfene Mädchenköpfe antrifft.

Die Glasmahleren aus den Fenstern der Notre-damekirche zu Chartres (X. 4. XI. 2. XV. 6.) empfehlen sich durch eine ziemlich richtige Zeichnung und lebhafte Farben; die Figur eines Engels aus der genannten Kirche (XII. 2.) muß eine herrliche Wirkung machen. In den Bildnissen der Töchter des Connetable Anna von Montmorency in den Fenstern des Schlosses zu Ecouen (XII. 6.) ist eine Familienähnlichkeit und eine naive Unbefangenheit meisterhaft ausgedrückt, so wie uns das Frohe und lebend Frische in den Matrosen mit ihren Weibern in den Glasmahleren der Kirche Pont de L'arche in der Normandie, aus den Zeiten Karls des IX. (X. 5.) ergöhen muß. Weniger anziehend sind die Arabesten eines unbekanntes Lothringischen Künstlers (XI. 5.), und die Muster zu Stickeren und Spitzen, die der Venezianer Vinciolo im Jahre 1589 für die Pariser Hofdamen entwarf (XIII. 4.). Die Abbildungen eines Teppiches aus den Zeiten Ludwigs XII. (XI. 4. XIV. 3.); eines Fußbodens aus dem 16ten Jahrhundert (XIV. 5.); einiger Mosaiken aus der Abtey zu St. Denis (XIV. 4.); der Emaillen

mahlereyen des Bernard de Palissy (XIII. 3.), und eines Bassins von vergoldetem Kupfer mit blau-grünen emaillirten Figuren, können immer dazu dienen, manche Lücken in der ältern Französischen Kunstgeschichte auszufüllen.

Heidelberg.

Plotini liber de Pulchritudine ad codicum fidem emendavit, annotationem perpetuam interjectis D. Wyttenbachii notis epistolamque ad eundem ac praeparationem cum ad hunc libellum tum ad reliquos adjecit *Fridericus Creuzer*, litt. graecc. et latt. in acad. Heidelbergensi Profess. Accedunt *Anecdota graeca: Procli disputatio de unitate et pulchritudine, Nicephori Nathanaelis Antitheticus adversus Plotinum de anima itemque lectiones Platonicae maximam partem ex codicib. Mss. enotatae.* Ann. 1814. CXLII und 574 Seiten.

Der geistvolle und gelehrte Creuzer gibt hier eine vortreffliche Bearbeitung einer Abhandlung des Plotinus, und kündigt zugleich eine vollständige Ausgabe dieses bisher sehr vernachlässigten Schriftstellers an. Nachdem der philosophisch-religiöse Theil der alterthümlichen Wissenschaft in den neuern Zeiten tiefer und umfassender dargestellt, und nachdem der Platon wieder eingesetzt worden in sein gebührendes Recht, muß auch die Neuplatonische Lehre und der Plotinus in größerem Grade die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und viele interessante Aufschlüsse werden das Resultat davon seyn. Wenn Schleiermacher mit vollem Recht behauptete, daß wir noch gar nicht Ursache hätten zu meinen, wir verständen den Platon jetzt schon besser als er sich selbst verstanden, so möchte auch zu voreilig vor Vielen über diese Spättern abgesprochen seyn, die zu den frühern in einem bestimmten Verhältnis

schen, und jetzt in so mancher Rücksicht auch mit andern Augen müssen angesehen werden. Der gelehrte Herausgeber hatte also nicht einmahl nothig, sich wegen der Herausgabe des Plotinus zu entschuldigen; der jetzige Stand der Dinge selbst fordert, daß auch diese Schriftsteller bearbeitet werden; wie denn überhaupt die Bearbeitung eines alten Schriftstellers von einem solchen Gelehrten keiner Entschuldigung bedarf, sondern immer nur Dank verdient. Natürlich sind dergleichen Bücher, wie die des Plotinus, nicht für jedermann; wen aber seine Studien dahin führen, von dem erwartet man billig, daß er so viel Geschmack und dialectische Kraft besitze oder aus der Lectüre das Platon mitbringe, um sie mit Nutzen zu lesen, und ohne die Nachteile, die man von dem Studio derselben gewöhnlich befürchtet. — Was nun die vorliegende Schrift betrifft, so ist sie von dem Herausgeber auf das reichste ausgestattet worden. — In der Zueignung an Wyttenbach wird dieser gegen neuerdings ihm gemachte Vorwürfe mit Laune vertheidigt. Hierauf folgen mehrere Aufsätze. In dem ersten von den Schriftstellern über das Schöne ist kürzlich gezeigt, daß die Untersuchungen über das Schöne früh bey den Griechen begounen, dann aufgenommen worden von den Sophisten, hernach von dem Platon und weiter von den Stoikern, und zuletzt von den Neuplatonikern. In dem zweyten sehr interessanten Aufsätze sucht Hr. Kreuzer darzuthun, daß die den Griechen eingebohrne Liebe zur Schönheit und schönen Gestalt, um dem Sittenverderbniß entgegen zu wirken, früh ethisirt worden durch Gesetzgeber, Priester, Philosophen, indem man den Eros in einer höhern Bedeutung geltend zu machen suchte, und mit der Bestimmung der Seele in Verbindung setzte; wodurch also die Lehre vom Schönen mit dem Religiösen und Ethischen in engen Zusammenhang trat. Wie hierdurch auf die Dar-

stellungen der Philosophen ein helleres Licht fällt, so auch auf mehrere religiöse Einrichtungen und Mythen, worüber der Verfasser beispieisweise mehreres anführt. Man hatte in der letztern Zeit in der Mythologie über dem Spiele der poetischen Phantasie das Religiöse fast ganz vergessen, in der Philosophie aber betrachtete man die Lehren der alten Philosophen fast bloß als Ausgeburten ihrer Subjectivität, ohne an ein Verhältniß derselben zu vorhandenen Religionsideen zu denken; über beides hat der Verfasser durch seine gelehrten mythologischen Untersuchungen ein anderes Licht verbreitet, und an diese schließt sich nun die gegenwärtige Abhandlung als ein interessanter Zusatz, damit immer klarer werde was und wie viel im Schooße der Religion hervorgegangen. — Hiernächst handelt der Herausgeber von der Beschaffenheit dieser Ausgabe, dem Plane, nach welchem er den ganzen Plotin zu bearbeiten denkt und den critischen Subsidien, die er zu dem Ende mit großem Fleiße zusammengebracht. Der Text der vorliegenden Abhandlung sollte noch nicht alle die Aenderungen erleiden, welche in der Folge nöthig seyn werden, sondern nur erst einige, dagegen werden ausführlich die Lesarten angegeben selbst die unbedeutendern: Hoc egi ut qualem esse vellem Plotinianam orationem in notis adscriberem. In der künftigen großen Ausgabe des Ganzen in zwey Quartbänden werden die ganz unbedeutenden Lesarten, welche offenbar Schreibfehler sind, wegfallen. Neben dem Text steht die Uebersetzung des Ficin. mit eingeklammerten Verbesserungen. Hierauf folgt nun eine außerordentlich reichhaltige annotatio zu dieser Schrift de pulchritudine auf 264 Seiten voll von Gelehrsamkeit aller Art, worin nicht bloß eine große Anzahl von Worterklärungen vorkommt, sondern auch die philosophischen Vorstellungsarten und Begriffe erläutert werden, z. B. über

1296 G. g. N. 131. St., den 19. Aug. 1815.

das Licht und die Farbe nach Plotin, ein Beitrag zu Goethe's Expositionen in der Farbenlehre, über dessen Vorstellung vom Schönen und seinen Quellen (*τὸ ἀγαθόν, ὁ νοῦς, ἡ ψύχη*), über die Symmetrie, die Polycleet als das Wesen der Schönheit aufstellte — ein Satz den die Stoiker ausnahmen nicht aber die Platoniker. Diese Bemerkungen sind um so dankenswerther, je weniger die theoretischen Lehren der Alten von dem Schönen bis jetzt gründlich entwickelt und ausgeführt sind; geschähe dieß einmahl so weit es geschehen kann, so würde sich gar manches offenbaren, was von dem Raisonnement der gewöhnlichen heutigen Aesthetiker um ein ziemliches abweicht. Wie nun übrigens durch solche und andere Entwicklungen Herr Cr. die einzelnen Stellen in der vorliegenden Schrift zu erläutern sich bemüht hat, so ist auch vor ihm in der praeparatio durch eine 21 Seiten lange Auseinandersetzung gegeben worden, was zum allgemeinen Verständniß gehört. — Außer allem diesem sind endlich auch noch mehrere Anecdota hinzugekommen. Erstlich die Abhandlung des Proclus de unitate et pulchritudine aus dessen Commentar über Platons ersten Alcibiades aus dem Codex Vossianus Nr. 24. zu Leyden und einem Darmstädter Codex was den Anfang betrifft; dieses zur Erläuterung der Schrift des Plotinus. Unter dem Text stehen wieder reiche Nachweisungen. Ferner eine Schrift gegen den Plotin *Ἀντιτεχνικός πρὸς Πλωτίνιον*, als deren Verfasser Nicephorus Chammus, auch Nathanaël genannt, Mönch und praefectus Caniclei, geschickt ausgemittelt worden ist. Endlich sind am Schluß noch angehängt Lectiones Platonicae maximam partem e codicibus Mss. enotatae für die Freunde des Platon, wamentlich die Männer, welche jetzt uns vollständige Ausgaben dieses Philosophen angefündigt haben.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 19. August 1815.

London.

The Life of Nelson. By *Robert Southey*.
Second edition. 1814. 257 und 288 Seiten in
Klein Octav.

Dieser spätere Biograph, der durch historische und noch mehr durch poetische Schriften bekannt, auch als Hofpoet mit dem Lorbeerkranz beehrt ist, darf sich wohl dem frühern, *Harrison*, dessen Schrift in dem 25. Stück d. J. von uns angezeigt ist, an die Seite stellen. Recensent hat diese hier mit gleichem, herzhebenden, ungeschwächten Vergnügen gelesen. Nach der Vorrede scheint der Verf. die Bildung derer, die sich dem Seedienst widmen, nach dem großen Beispiele, vornehmlich beabsichtigt zu haben. Daher bemerkt man auch bey den darauf besonders wirksamen Stellen, hin und wieder, einige Pinselstriche mehr oder noch lebhaftere Farben, als sie bey *Harrison* haben. Dagegen hat S. bey den politischen Verhandlungen, während des Aufenthaltes in Italien, sich kürzer gefaßt, hier zumahl weniger Briefe eingerückt, doch nichts Wesentliches übergangen. Daß seine Ehrfurcht und Bewunderung

für den Helden nicht geringer ist, leuchtet überall hervor; und mögen hier gleich einige Worte am Schlusse des zweiten Bandes beweisen. He has left us — a name, which is our pride, and an example which will continue to be our shield and our strenght. Und S. 236 heißt es: England has had many heroes: but never one who so entirely possessed the love of his fellow countrymen as Nelson. All men knew that his heart was as humane as it was fearless; that there was not in his nature the slightest alloy of selfishness or cupidity, u. s. w. Nur in einem Punct, seiner Anhänglichkeit an E. Hamilton, läßt er den Helden in einem weniger günstigen Lichte erscheinen. Er nennt sie nicht nur ausschweifend, schwärmerisch, sondern thöricht (infatuated attachment) II. 43. Und ob gleich er sie nicht für lasterhaft (criminal) erklären will, wenn nicht dieß schon Verbrechen ist (criminality enough), daß sie die Liebe zu seiner Gattinn vernichtete: so glaubt er doch, daß sie sehr nachtheilige Folgen gehabt habe. Nicht nur für seine Glückseligkeit, wegen innerer Vorwürfe, die er sich desfalls machen mußte, sondern auch für sein Betragen am Sicilianischen Hofe. Denn der Liebe und Ergebenheit für König und Königin, welche die Lady besaßen, und die nicht ohne Einfluß auf Nelson blieben, schreibt er es zu, daß dieser denselben nicht noch verderblicher die Wahrheit gesagt und nachdrücklicher auf kräftigere Maßregeln in den gemeinschaftlichen Staatsangelegenheiten gedrungen habe; so wie dem aus jener Ergebenheit entsprungenen Hasse gegen die treulosen Neapolitaner, die harten Bestrafungen nach der Vertreibung der Franzosen; bey denen besonders die des alten Carraccioli' ausnehmend hart erscheint; und S. nicht wie Harrison den Helden von aller Theilnahme und Verschuldigung freyspricht.

Auch mißbilligt er die Aufhebung der Capitulation, die Card. Ruffo mit den Franzosen abgeschlossen hatte. Lady Nelson und auch ihr Sohn erscheinen hier ganz schuldlos; von denen doch, besonders vom letztern, H. einige Vergehungen ganz bestimmt angeführt hat. Einige seiner letzten Worte, die Nelson vor der Trennung von seiner Gattinn ihr sagte, sind hier S. 92: I call God to witness, there is nothing in you or your conduct, that I wish otherwise. Sonst läßt auch der Lady Hamilton unser Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren; nicht nur in Ansehung ihrer liebenswürdigen Eigenschaften, sondern auch ihrer Verdienste in den politischen Angelegenheiten, insbesondere der durch sie heimlich bewirkten Verproviantirung der Englischen Schiffe. Ueber die wahren Eltern der angenommenen Tochter Horatia Nelson, findet sich auch in diesem Leben keine Aufklärung. Fast noch freyer und in stärkern Ausdrücken, als bey Harrison, werden hier die Fehler der Höfe in den damaligen politischen Verhältnissen, hauptsächlich aber des Sicilianischen gerügt. Hierbey kommt eine Bemerkung vor, die der Beherzigung noch immer werth ist: "Man glaubte seine Rechte zu behaupten, indem man an Mißbräuchen festhielt; und beruhigte sich, wenn die öffentliche Meinung sich dagegen sträubte, durch Vergleichung jener Mißbräuche mit den Greueln der Französischen Revolution, die man verhindern." II. 14. Zur Ehre des Adm. Parker, in Beziehung des von ihm im Kampfe vor Kopenhagen, als er schlimmen Ausgang befürchtete, gegebenen, von Nelson nicht befolgten, Zeichens zum Rückzuge, wird hier, als aufs beste bezeugt (stated upon the highest and most unquestionable authority) angeführt, daß er dabey zu seinem Capitän gesagt habe: "Ich will das Zeichen Nelsons wegen geben. Findet er sich im Stande den Kampf

mit Vortheil fortzusetzen, so wird er nicht darauf achten; im andern Falle ist er entschuldiget, und ich theile wenigstens den Schimpf mit ihm." II. 125. Nelsons scherzhaftes Benehmen geht hier noch weiter, als in Harrison's Erzählung; er habe das Sehrohr vor sein blindes Auge gehalten, und gesagt: Ich sehe wirklich das Zeichen nicht; u. s. w. Bey dieser Schlacht seyn 1200 (?) Studenten der Universität mit im Dienste gewesen. Ueberall wird den Dänen viel Lob ertheilt, und ihre Schicksale werden bedauert. (Wer muß es nicht bedauern, daß dieß Land in so nachtheilige politische Verhältnisse gekommen ist; bedauern, wenn man auch gelten läßt, was der eine Theil zur Rechtfertigung seines strengen Verfahrens behauptet; wer nicht eine entschädigende, glücklichere Zukunft ihm herzlich wünschen!)

Königsberg.

Anfänge der Griechischen Geschichte, von R. D. Süllmann, Prof. der Geschichte in Königsberg. 1814. 276 Seiten in Octav.

Die gegenwärtige Schrift darf nicht, wie schon der Name ihres Verf. es erwarten läßt, zu den vielen gerechnet werden, die nur das Bekannte wiederhohlen; sie ist reich an neuen Ansichten, und scharfsinnigen Andeutungen. So bald, wie der Titel es ausagt, von der Urgeschichte einer Nation die Rede ist, wird man es nicht anders erwarten, als daß vieles Vermuthung ist; aber Vermuthung, welche immer das weitere Nachforschen belohnt. Sie zerfällt in 2 wey, dem Umfang nach sich gleiche, Theile: der erste von der Herkunft, den Wanderungen und Ansiedelungen der vorzüglichsten Stämme; der zweyte von den Anfängen bürgerlicher Verbindung unter den Griechen. Der erste zerfällt wieder in fünf Abschnitte: I. Von der Herkunft, den Wan-

derungen und Ansiedelungen einzelner Stämme. Der Verf. geht davon aus, daß die Nahmen mehrerer Helden und Götter, wie die des Hercules, Cadmus, Apollo ic. nicht sowohl Nahmen von Individuen, als vielmehr von ganzen Stämmen seyn; ferner daß eben deßhalb die Sagen von den Hethäern solcher Helden die Einwanderung ihres Stammes in ein fremdes Land, und die freywillige oder gezwungene Aufnahme in demselben, bezeichnen. Hierin stimmen wir gern dem Verf. bey; ohne deßhalb, wie sich von selbst versteht, diese Behauptung allgemein zu machen. Von ihr wird nun die Anwendung in dem nächsten Abschnitte gemacht. II, Phöniciſch-Aegyptiſche Niederlaſſungen. 1. Sana delastämme. Zu diesen rechnet der Verfasser den Hercules, als Symbol der Niederlaſſungen des Phöniciſchen Völkerſtamms; eine Idee die auch schon von andern Schriftstellern aufgestellt worden ist. Der Aegyptiſche Hercules bezeichne ihre Niederlaſſung in Aegypten; so auch der Libyiſche, Eretiſche, Traciſche, Griechiſche Hercules. Die Anwendung dieſer Idee auf den letzten, führt beſonders zu mehreren einzelnen ſinnreichen Aufſchlüſſen. Gerade hier möchte es aber wohl am ſchwerſten ſeyn, die Linie zu finden, über welche die Deutung nicht hinausgehen ſoll, ſo bald man ſich erinnert, wie oft von den Dichtern jener Mythos ohne Rückſicht auf ſeinen urſprünglichen Sinn behandelt worden ſey. Cadmus. Symbol der Phöniciſch-Aegyptiſchen Niederlaſſungen und beſonders der Entdeckungsreiſen. Sollte wohl die Fortſetzung dieſer Unterſuchung zu dem Reſultat führen, daß Hercules das Symbol der Verbreitung der Phöniciſch-Aegyptiſchen Niederlaſſungen nach Weſten, Cadmus hingegen nach Norden über das Aegeiſche Meer und die Propontis geweſen ſey? Nur in der weſtlichen Richtung, (ſo viel wir uns erinnern,) bis nach Spanien hin, werden Heiligthümer des Hercules

erwähnt. Kennten wir genau die Phöniciſche Eintheilung der Welttheile, ſo würde dieß vielleicht noch deutlicher hervortreten. 2. **Prieſterſtämme.** Die uns fremdartige Botſtellung von Prieſterſtämmen und Prieſterniederlaſſungen, wird es denen nicht mehr ſeyn, die ſich der Aufklärungen erinnern, welche von einem andern Schriftſteller über Africa gegeben ſind, an welchen ſich die hier folgenden gleichſam anreihen. Zu ſolche Prieſter-Niederlaſſungen aus Phöniciern und Aegypten zählt der Verf. die des Eumolpus, Muſäus, Orpheus. Dieſe Niederlaſſungen hängen aber unmittelbar mit den Myſterien und Orakeln zuſammen. Beide beziehen ſich auf Aegyptiſche Gottheiten, die Myſterien auf Ceres und Bacchus, (Iſis und Oſiris,) die Orakel auf Jupiter und Apollo; (Ammon und Horus). Sie kamen nach Griechenland über Creta, eine Inſel, die durch ihre Lage für den Zwischenhandel den Phöniciern ſo wichtig war; wo auch viele mißvergnügte Aegyptier einwanderten. So geſchah, daß dieſe Inſel gleichſam die Vorhalle des Griechiſchen Staats und Religionsgebäudes ward; und die Griechen häufig das, was ſie nur über Creta erhalten hatten, aus Creta ableiteten. Die Familie der Eumolpiden blieb bekanntlich in dem Beſitz des Prieſterthums bey den Myſterien von Eleuſis. "Erbliche Prieſterſchaft im Alterthum verräth immer, daß die ganze heilige Anſtalt von den Vorfahren der erblichen Prieſter geſtiftet worden iſt." Dieſe, wie wir glauben, wichtige Bemerkung leidet eine vielfache Anwendung, nicht bloß auf die Griechen, wo der erblichen Prieſterämter nicht viele waren, ſondern auch auf andere Völker. — Die Orakel werden gleichfalls als Prieſter-Niederlaſſungen betrachtet. Sie werden urſprünglich von dem Obergott (Zeus) durch ſeinen vertrauten Apollo gegeben. Dieß veranlaßt den Verf. zu einer Parallele mit Aegypten

und den Juden; dem dortigen Verhältniß zwischen Ammon und Horus, Jehova und Aaron. Diese Vergleichung scheint uns aber doch nicht ganz passend. Fand auch zwischen Zeus und Apollo ursprünglich ein solches Verhältniß statt, so hörte dieses doch auf, und Apollo gab seine Orakel als die seinigen, nicht als die des Zeus. Die Hauptresultate der Untersuchung sind: die Apollischen Orakelanstalten sind Aegyptischen Ursprungs; und ferner: es waren Priesterstaaten, durch auswandernde Aegyptische Priester gestiftet, die aber über Creta kamen. Mit großem Scharfsinn wird ihrem Wege über den Peloponnes, Delos und Delphi, nachgespürt. Wir hätten gewünscht, der Verf. wäre hier in die Erörterung des Staats von Delphi etwas tiefer hereingegangen, um seine Idee, daß diese Heiligthümer Staaten waren, zu beweisen. Wenn wir auch zugeben, daß sie es in Griechenland ursprünglich waren, oder seyn sollten, so blieben sie es doch nicht auf gleiche Weise wie in Aegypten, weil keine Priester caste sich in Griechenland behaupten konnte. Selbst bis tief in den Norden scheinen sich diese Apollo-Niederlassungen verbreitet zu haben. 3. Landbauer: Danaus. Durch eine Reihe scharfsinniger Combinationen, die keines Auszugs fähig sind, sucht der Verf. darzuthun, daß diese Colonie aus leibeignen Gutsunterthanen Aegyptischer Herrschaften bestand, die in dem Thebeum, an der Canopischen Mündung des Nils, wo die Rhede der Phönicier war, eine Freystadt, und jenseit des Meers ein freyeres Daseyn suchten. Die wasserschöpfenden Danaiden bezeichnen die künstliche Bewässerung der Aecker und Wiesen. 4. Priester und Landbauer: Kekrops; Wesen der Minerva. — Unter Kekrops ist nach dem Verf. eine zahlreiche Aegyptische Colonie zu verstehen, die aus Mitgliedern zweyer verschiedener Casten bestand; aus Prie-

sterfamilien und aus Aegyptischen Landleuten, bishe-
 rigen Gutsunterthanen der ausgewanderten Priester.
 Nämlich in den Eintheilungen der Bewohner von
 Attica in die drey Classen der Eupatridae, Geomori
 und Demiurgi erblickt der Verfasser die Einrichtung
 eines Aegyptischen Nomus, in den Eupatriden
 Priester und Regenten, in den Geomori die Krieger
 (läßt sich dieß beweisen?) und in den Demiurgi die
 dienende Classe. Er geht nun einen Schritt weiter,
 und sucht die Minerva oder Athene als die ständische
 Gesamtgottheit sowohl der Saiten, (Cecrops kam
 bekanntlich aus Sais,) als der Athener zu erklären.
 Der Tempel der Athene auf der Acropolis sey eine
 Nachbildung des zu Sais gewesen. (Doch nicht in
 der Bauart?) Der Beynahme Tritogeneia bezeichne
 die verbundenen drey Stämme. III. Lydisch = Phry-
 gische Niederlassungen. Pelops. Unter Tantalus
 und seinem Sohn Pelops versteht der Verf. einen aus
 Lydien gebürtigen Handelsstamm. Der Beweis
 davon liegt theils in den Reichthümern des Stamms,
 theils weil Pelops zuerst dem Mercur einen Tempel
 erbaute. (d. i. dem Hermes; war aber dieser, so wie
 der Mercur bey den Römern, Schutgott des Han-
 dels?) IV. Von den Nahmen der Völker, und
 der vorzüglichsten Stämme, sowohl den allgemeinen
 der Pelasger und Hellenen, als den besondern der
 Aeoler, Achaer, Joner, Dorer. — Die Dorer hält
 der Verf. für einen Aegyptisch-Phönicischen Stamm,
 und also verschieden von den übrigen Hellenen;
 hauptsächlich weil der Griechische Hercules nach He-
 rodot Aegyptischer Abkunft sey. Aber ist der Griechi-
 sche Hercules, der im Peloponnes lebte, der Reprä-
 sentant des Dorischen Stamms, der seinen ersten
 Sitz in Thessalien hatte? Und ist die gemeinschaft-
 liche Sprache mit den andern Hellenen kein Beweis
 der gleichen Abstammung? Ueber die Pelasger, ob
 sie Aegyptischer Herkunft, (worauf das Orakel zu

Dodona führen könnte,) ob es ein schwankender Name mehrerer Völkerschaften sey, (wie ihre Verbreitung auf so verschiedenen Punkten anzudeuten scheint,) wagt der Verf. nicht zu entscheiden. Auch die so schwierige Frage: ob Pelasger und Hellenen ganz verschiedene Stämme waren, oder nicht? möchte sich wohl schwerlich je mit Zuverlässigkeit beantworten lassen. — Der zweite Theil: Von den Anfängen bürgerlicher Verbindung unter den Griechen, mit einiger Rücksicht auf die Römer, ist fast noch reicher an neuen Ansichten und ähnlichen Combinationen. — Der Verf. geht von dem Satz aus, daß Familienverfassung und Verbindung die Grundlage der alten Staaten war, und daß man um sie zu beurtheilen ihren Bau gleichsam von unten auf kennen lernen muß. Also zuerst: Geschlechter, Phratrien, Stämme. Ein Geschlecht (*γένος*) heißen die, von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammenden, und nach ihm genannten, Verwandten. Diese blieben lange durch Heirathen in sich selbst geschlossen; bis durch Heirathen der Töchter von einem Geschlecht in das andere Phratrien entstanden; d. i. Inbegriffe mehrerer durch Heirathen verbundener Geschlechter, welche von-dem mächtigsten Geschlecht den Namen zu führen pflegten, woraus jedoch in der Folge ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft bloße bürgerliche Verbindungen wurden, da nach Griechischen Begriffen jeder zu einer Phratrie gehören mußte. — Mit dieser Verwandtschaftseinrichtung standen in natürlicher Verbindung die gemeinschaftlichen Mahle, (*συσίτια* und *ψιδίτια*) die mit Verehrung einer Gesamtgottheit den Kern einer jeden größern oder kleinern Verbindung ausmachten. Auf diese Weise wurde ein gemeinschaftlicher Heerd, und das Gastrecht, die Grundlage des Staatsrechts. Dieß wird besonders aus Beispielen von Rom und Athen dargethan. Gründung

des Völkerrechts. Die Einwanderungen auf zwey verschiedenen Wegen von Norden aus Thracien und Theffalien, von Süden übers Meer, veranlaßten die beiden vorzüglichsten Völkervereine der Griechen zu Olympia und zu Delphi. Beide beruheten zuerst auf Orakeln; denn auch zu Olympia war ein Orakel des Jupiters gewesen, wodurch der Ort nach Strabo zuerst berühmt wurde. Der zu Delphi entstand wahrscheinlich aus der Vereinigung zweyer ursprünglich verschiedenen, zu Thermophylä und Delphi; wie die zwey Bundesgottheiten, Apollo und Ceres es zu beweisen scheinen. Andere Apollische Völkervereine (Amphictionien) zu Therma, Triopium, Delos; und Dianische zu Ephesus; Ionische zu Olympia, Megium, Kroton. Das so wichtig gewordene Olympia war eine von Ammonium gegründete Priesteranstalt; und der Olympische Jupiter kein anderer als der Jupiter Ammon, welches aus den Wallfarthen der Eleer nach Ammonium, und den Geschenken dahin, erhellt. Aber die Libyschen Colonisten wurden durch fremde Einwanderer ihrer Selbstständigkeit beraubt; das Orakel verstummte; aber die Spiele dauerten fort. Sie wurden mehrmahls erneuert, und dieß bezeichneten die neuen Herrscher. Zuerst durch Hercules, d. i. durch Phönicier, (die doch sonst solche Spiele nicht feyerten?) dann durch die Pelopiden; endlich durch die Heracliden unter Orphus, und seinem Nachkommen Iphitus. — Neptunische Völkervereine zu Kalauria, Helice, Mycale, Onchestus. Neptun war eine Libysche Gottheit; seine Institute deuten also auch auf Libysche Herkunft. Er war aber ursprünglich derselbe mit Jupiter oder Ammon, nämlich der Meer-Jupiter, in so fern ihm Dankopfer für Errettung aus Seegefahren gebracht wurden. — Davon wird noch weitere Anwendung gemacht in dem folgenden Abschnitt: **Gründung des Staatsrechts; Städte**

und Stände. Der Verf. beginnt denselben mit einer Vergleichung der Entstehungsgeschichte von Athen und Rom, als den beiden Städten über deren Ursprung wir die meisten Nachrichten haben. Auch in Latien ließ sich, nach der Ansicht des Verfassers, eine Neptunische Priester caste nieder, die aus dem Peloponnes, und weiter zurück aus Lybien stammten; so wie die Ionische Priester genossenschaft in den Colonien des Cecrops zu Athen. Patricier und Eupatriden waren also jene ursprüngliche Priester schaften. Sie betrachteten sich als Eigenthümer des besetzten Gebiets. Sie thaten davon einzelne Theile zur Nutzung aus an ihre weltlichen Begleiter, unter der Bedingung von Kriegsdiensten. So entstanden in Athen die Hippeis, in Rom die Equites, als zweyter Stand. (Aber weder in Rom noch in Athen bildeten die Hippeis und Equites doch je ausschließend, oder auch nur vorzugsweise, den Kriegsstand. Waren nicht die Patricii und die Eupatriden eben so gut Krieger? Kann man sie also als bloße Priester caste betrachten? Und wo ist die Spur, daß ihnen unter der Bedingung von Kriegsdienst ihre Ländereyen wären verliehen worden?) Einen Theil der Ländereyen aber behielten die Priester für sich, ließen sie aber durch die alten Eigenthümer bearbeiten, die zu Hörigen herabgedrückt wurden. Daraus entstand der dritte Stand, die Klienten in Rom; die Pelaten in Athen. (Wir möchten doch auch hier nach Beweisen fragen, die sich doch in Livius und Dionys finden müßten. Daß die Vorstellungsart des letztern verschieden sey, weil nach ihm die Klienten ihre Patronen nach Belieben ändern konnten, bemerkt der Verf. selber, erklärt es aber für einen Irrthum. Daß es aber ein Irrthum sey, ist ja eben was noch bewiesen werden muß.) Was Theseus für Athen ward, das ward nach der Vor-

stellung des Verf. Tattus und Numa für Rom. Nämlich in Rom wie in Athen wurden die Urbewohner, die ihr Eigenthum und ihre Freyheit gerettet hatten, des lästigen Primats der ausländischen Priester und Kriegercaste müde; brachen ihre Gewalt, verschafften sich Theilnahme an der Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, und veranlaßten die Schließung einer eigentlichen Staatsgesellschaft. (Aber wie kann dieß in Rom dem Numa bengelegt werden, oder wenn man ihn als Mythische Person betrachten will, er dieses bezeichnen? Er wird ja als Gründer der religiones geschildert? Die Macht der Patricier wuchs ja erst späterhin so sehr, daß der Kampf der Plebejer gegen sie begann.) In der Untersuchung über die Prytaneen wird der Satz weiter ausgeführt, daß diese als die Mittelpuncte jedes Griechischen Staats betrachtet werden müssen. So war es aber auch bey den Juden. Ihre Stiftshütte war nur ein bewegliches Prytaneum; die zwölf Brode ein Sinnbild der Synfitien. — Nach diesen allen nun zuletzt die Untersuchung über die Grundverfassung von Athen, die gottesdienstliche sowohl als die bürgerliche. Das Prytaneum ist von gleichem Alter mit dem Staat; der Areopagus war vermuthlich schon ein Aegyptisches Institut; bey den Archonten hält es der Verf. für wahrscheinlich, daß die drey ersten schon aus der Theilung der vormahligen Königlichen Würde entsprangen; die andern oder Thesmotheten aber erst spätern Ursprungs seyn.

Durch das bisherige wird unser gleich zu Anfang gefälltes Urtheil über die vielen neuen Ansichten des Verf. hinreichend bestätigt seyn. Werke dieser Art sind ihrer Natur nach Werke zur Prüfung. Der Verf. selbst wird seine Ansichten nicht durchaus als erwiesen betrachten wollen. Der Rec. kann am

wenigsten in den Verdacht kommen, unempfänglich für die Ansichten des Verf. zu seyn, da er jene Entstehung und Verbreitung der Priesterstaaten in der alten Welt, nicht nur in andern Welttheilen nachgewiesen, sondern auch in Griechenland angedeutet hat. Wenn er also hier und da bey den Einzelnen seine Zweifel äußerte, so geschah dieses nur um weitere Prüfungen, der oft so überraschenden Ansichten und scharfsinnigen, stets durch eine große Belesenheit in den Alten unterstützten, Combinationen zu veranlassen. Kommen wir auf diesem Wege dahin, das Falsche von dem Wahren, das Gewisse von dem Ungewissen zu scheiden, so kann der Gewinn, den die alte Geschichte daraus ziehen wird, nicht anders als beträchtlich seyn.

H n.

Weimar.

Landesindust. Comptoir: Versuch einer topographisch - statistischen Beschreibung des Großherzogthums Frankfurt mit einer großen topographischen Karte, von P. A. Winkopp, Hofkammerrath. 1812. XVI und 533 S. in Octav.

Eins der schmäzlichsten und empörendsten Ereignisse, das in die Blätter unserer Geschichte eingetragen werden muß, der Rheinbund, hat, wie bey so großen Umwälzungen stets der Fall ist, beyläufig auch etwas Gutes in seinem Gefolge gehabt. Die Verbindung so vieler vormahls getrennter, kleiner oder einzelner Gebiete zu weitem Landschaften, (gar zu gern Staaten genannt, wie winzig sie auch sind,) die durch ihn selbst geboten wurde, oder sich an ihn anreihete, hat unleugbar die genauere Kenntniß des Deutschen Vaterlandes befördert. Leider hatten wir in Deutschland noch ziemlich, oder ganz unbekannte Gegenden, die uns nun zum Theil geöffnet

sind. Denn jede der neuen Souveranitäten wollte von dem Gewinn genaue Nachricht haben, und ihre gesammten Staats- und Reichskräfte und den politischen Werth des Landes auf dem Papier in Zahlen übersehen und zum Behuf von allerley Fällen vor sich haben, auch wohl eine Grundlage, um die neuen Einrichtungen darauf aufzubauen; dieß letztere indeß konnte nur Nebensache seyn. So wurden denn in den Bureau's vielerley Materialien gesammelt, und zugleich erforderte die gänzliche Umänderung fast aller alten und bestehenden Verhältnisse, die neue Gestaltung der Ländertheile, für die Einwohner selbst sehr fühlbar, die Zusammenstellung sehr vieler dieser Nachrichten, die Regierung wünschte oft ihr Bekanntwerden, oder wenigstens ließ sie es geschehen; andere freylich haben die alte Zurückhaltung nicht abgelegt. So sind eine ganz ansehnliche Menge geographisch-statistischer Aufzeichnungen bekannt gemacht worden; manche Länder haben Beschreibungen erhalten, wie sie vormahls gar nicht möglich waren, die auch für die Zukunft noch manchen Gewinn bringen werden, und nicht bloß als genaue Darstellung des Zustandes eines bestimmten Zeitpunctes Werth haben; also von uns dankbar aufgenommen werden müssen, wenn gleich der Nutzen und die Brauchbarkeit so mancher Tabellen-Zahlen nicht mehr überall gleich hoch angeschlagen wird, und ihre Wahrheit nur annähernd seyn kann. Zu solchen nützlichen und dankenswerthen Folgen eines der traurigsten Ereignisse gehört auch das vorliegende Werk, dessen (nunmehr verstorbener) Verfasser gerade in dem topographisch-statistischen Zweige der Vaterlandskunde sich sehr verdient gemacht hatte — man erinnere sich nur der vielerley Nachrichten und Aufklärungen, die er in seinen beiden Zeitschriften: dem Deutschen Zuschauer und dem Rheinbund zu Tage förderte — dessen Beruf zu einem Unternehmen dieser

Art also hinlänglich bekundet war. Nicht nur durch eigene Lust und lange Sammlung (V), sondern auch deshalb zunächst vorbereitet ging der Verf. an dieses Werk, über ein Land von dem große Theile noch unbekannt waren, wenig oder gar keine Nachrichten von sich aufzuweisen hatten, weil er, als Verf. des Staatskalenders von 1812 schon die Verarbeitung mancher Sammlungen übernehmen mußte. Indem ihn viele amtliche Berichte, handschriftliche Nachrichten, alles gedruckte, und bey einigen Theilen des Landes auch eine große örtliche Bekanntschaft unterstützten (fast jeden Ort im damaligen Departement Aschaffenburg hat er mehr als einmahl besucht, V.) trat also für ihn eine Vereinigung von Vortheilen und günstigen Umständen ein, wie sie selten sich findet.

Hieraus ist denn aber auch der vorzügliche Gehalt dieses Werkes hervorgegangen, das wir mit Vergnügen den Freunden dieser Wissenschaft empfehlen können, und dessen Nutzen und Werth glücklich das Großherzogthum Frankfurt überlebt. Niemand wird indeß hier einen Auszug, noch einige Verbesserungen oder Zusätze erwarten, die wohl Statt finden können, die aber Rec. außer Stande ist zu geben, da er von dem beschriebenen Lande entfernt wohnt. Schade, daß der Verf. bey den einzelnen Orten auf das Geschichtliche wenig Rücksicht genommen hat, wie denn überhaupt für die Geschichte aus der großen Veränderung des Vaterlandes der wenigste Gewinn gekommen ist, so viele Hoffnungen auch der erste Anblick der Verhältnisse gab.

Zuerst wird in der Einleitung die allgemeine Ansicht vom damaligen Frankfurter Großherzogthum gegeben. Hiervon ist nun, sammt dem ganzen weitläufigen Abschnitt über Staatsverwaltung, Gottlob vieles schon veraltet, und steht nur als Beleg zu den Versuchen da, die Deutschland hatte erdulden müssen,

damit einheimische und fremde Thorheit seinem edlen Stamm aufgepfropft werde, um die, wie sich von selbst verstand, nothwendig gewordene neue Einrichtung seiner uralten Verhältnisse dem großen Musterreiche in Westen anzuähneln. Nächst Westphalen waren im Frankfurtschen die Französischen Einrichtungen am allgemeinsten nachgeahmt, ja mehrere Institute fanden sich übertragen, die man dort einzuführen vorläufig noch nicht einmahl gewagt hatte, (mit welchen Vortheilen sehe man in den Schriften über das Testament der Frau von Barkhaus). Es wäre zu schmerzhaft die Gedanken niederzuschreiben, welche bey der Lesung dieses Werks unwillkürlich erwachen. Und doch ist es nicht einmahl ganz vollständig; die spätere Zeit that noch manches hinzu, was der Verf. vielleicht kurze Zeit vorher nicht vermuthete. Wie ganz anders würde die Schilderung jetzt ausfallen, nun man frey über die Einrichtungen und die Verwaltung des Großherzogthums sprechen kann, und schon so Vieles auch öffentlich zur Sprache gekommen ist. Eine Merkwürdigkeit bleibt es, daß die alten Ländergrenzen der vier Hauptgebiete, aus welchen das Großherzogthum zusammengefügt ward, beybehalten wurden, nur die Benennung Departements eintauschten, die einzelnen unter einander liegenden Theile nicht zu neuen abgerundeten Verwaltungsbezirken zusammengeschlagen wurden. —

Die größere Hälfte des Werks enthält die genaue und reichhaltige Topographie nach den vier Departements und ihren Districten (Kantons). Die Karte (weßhalb groß wissen wir nicht) ist auch einzeln in den Handel gekommen, und die dritte Auflage zeugt von großen Fehlern der erstern, wie von dem rühmlichen Fleiß unsers Verfassers, der sie verbesserte.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1815.

Paris.

Von H. Nicolle: Musée des antiques, dessiné et gravé par P. Bouillon, peintre, avec des notices explicatives par M***. Livraison XIII—XVI. 1813. Folio. (S. diese Anzeigen vom Jahre 1813. St. 144. S. 1329.)

Unter den zahlreichen Werken welche zu Paris erschienen sind und Abbildungen der Statuen und Gemähde des großen Museums enthalten, verdient keines ein so gerechtes Lob als das vor uns liegende von Hrn. Bouillon, dessen Fortsetzung der Rec. mit wahren Vergnügen anzeigt. Lief. XIII. Nr. 1. Claudius, eine 5 Fuß 10 Zoll hohe Statue aus Carrarischem Marmor, ehemahls in der Villa Borghese. Die Arbeit ist mittelmäßig; die ganz nackte Figur hat nur einen großen Mantel um die Hüften geworfen und in der Linken das Parazonium. Arme und Beine sind ergänzt. Nr. 2. Livia, unter der Gestalt einer Muse, aus Carrarischem Marmor, 6 Fuß hoch. Sie stand ebenfalls in der Borghesischen Villa, wo sie unter dem Nahmen der jüngern Agrippina bekannt war. Man hat sie fälschlich zu einer Muse restaurirt und in eine Euterpe verwand-

deft, da die Spuren einer Kehlkrone auf dem Haupte hinlänglich beweifen, daß sie urfprünglich eine Ceres hat vorftellen follen. Die Drapperie ift fehr einfach, aber schön. Nr. 3. Bacchus, aus Pentelifchem Marmor, 7 Fuß 3 Zoll hoch. Unftreitig gehört diefe Statue wegen der zarten und weichen, faft weiblichen Formen, zu den vorrefflichften Denkmählern der alten Sculptur. Er fteht gerade, ftützt fich jedoch etwas auf den rechten Fuß; von der um den Nacken geworfenen Nebris fällt ein Theil auf den Tront, auf welchem er mit dem linken Arme ruht. In der an dem Körper fich biegenden rechten Hand hält er eine Traube. Das Haupt ift mit Binden und üppigen Trauben und Epheublättern gefhmückt. Die Extremitäten der Arme und Beine, fo wie auch die Hände, haben müffen ergänzt werden. Nr. 4. Ariadne, aus Parifchem Marmor, 4 Fuß 7 Zoll hoch, ehemahls im Vatikan. Da man nach der Erzählung des Dio, unter andern Sachen, welche den Triumphzug des Augustus verherrlichten, auch eine Figur der Cleopatra erblickte, wie fie auf ihrem Lager ruhete und ihr Arm von der Natter umringelt war, durch deren Biß fie fich tödtete, fo find einige Antiquare auf den Gedanken gekommen, in diefer Statue jene Königin zu finden. Aber die Schlange an dem Arme derfelben ift nur eine Armspange (οφις), daher fie Winkelmann für eine an einer Quelle fchlummernde Nymphe hielt. Jetzt ift Visconti's Meinung, daß fie die auf der Infel Naxos verlassene Ariadne fey, allgemein angenommen. Die Figur hat unftreitig viel reizendes, und ift glücklicher Weife nicht fehr befchädigt worden; doch fcheinen die kleinlichen, gehäuften und etwas fcharfen Falten der Gewänder die Vermuthung zu rechtfertigen, daß fie die gute Copie irgend eines verlohren gegangenen Meifterwerkes ift. Uebrigens wird mit dem Gedanken, daß mehrere Antiken nur Copien verfchwundener Originale find, feit einiger Zeit von

mehreren Antiquaren viel Mißbrauch getrieben. Nr. 5. Meleager, aus Griechischem aschgrauen Marmor, 6 Fuß hoch, ebenfalls aus dem Vatican. Der Hund zur rechten, und der Kopf des Ebers auf einem Tront zur linken, lassen über die Bedeutung des Helden keinen Zweifel über. Die linke Hand, mit welcher er wahrscheinlich eine Lanze hielt, worauf er sich stützte, ist abgebrochen. Der Kopf ist schön und voll Ausdruck; doch sieht man in der Ausführung des Ganzen, daß man einen sterblichen Heros vor sich hat. Nr. 6. Zwen Büsten, ein Indischer Bacchus und Ariadne. Die Köpfe sind schön, vorzüglich der der Ariadne, geschmückt mit Binden und Nebenblättern. Sie befanden sich ehemahls im Capitolinischen Museum, und sind aus Pentelischem Marmor verfertigt.

Sief. XIV. Nr. 1. Didius Julianus, aus Carrarischem Marmor, 6 Fuß hoch. Der von einer andern Statue entlehnte Kopf ist auf einen mit einer Toga bekleideten Sturz gesetzt, zu dessen Füßen ein Scriptorium sich befindet. Die Falten sind nach der Natur studiert, und geben einen deutlichen Begriff von der Art und Weise, wie die Römer die Toga zu tragen pflegten. Hände und Füße sind ergänzt. Nr. 2. Merkur, aus Parischem Marmor, 5 Fuß 10 Zoll hoch. Diese vortreffliche Statue hatte auf dem Haupt die Spuren von Flügeln, welche ein neuerer Künstler zugleich mit dem Caduceus in der linken Hand ergänzte. Die Formen sind schön, doch fehlt dem Ganzen eine gewisse Anmuth in der Bewegung. Nr. 3. Ein Philosoph, sitzend, 3 Fuß 7 Zoll hoch, aus Pentelischem Marmor und vor Zeiten in der Villa Borghese. Man hat diese Figur ehemals für einen Belisarius ausgegeben, indem sie die Hand so hinhält, als wolle sie eine Gabe empfangen; aber diese Hand und selbst der ganze Arm sind ergänzt. Visconti hat es mit vielen Gründen sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Statue den berühmten

ten Stoiker Posidonius darstellt, der zu Rhodus lebte. Er ist nackt, in einen großen Mantel gehüllt, und hat an den Füßen Cothurne. Nr. 4. Urania, aus Carrarischem Marmor, 6 Fuß 1 Zoll hoch. Nur der Körper ist alt; Kopf und Arme sind von Girardon ergänzt, der ihr in die Rechte eine Rolle gab, und ihr Haupt mit einer Sternenkronen verzierte. Visconti verwirft diese Restaurationen und glaubt, daß sie ursprünglich eine Spes gewesen ist. Nr. 5. Laocoon. Da über diese berühmte Gruppe bereits so viel geschrieben worden ist, so will Rec. hier kein Wort verlieren, und nur bemerken, daß Herr Bouillon wegen seiner meisterhaften Zeichnung und seines vortrefflichen Stiches das größte Lob verdient. Nr. 6. Zwen Büsten des Caracalla und des Geta, die erstere aus der Villa Albani, die andere aus der Villa Borghese.

Vief. XV. Nr. 1. Germanicus aus Marmor (griechetto), 5 Fuß 10 Zoll hoch, ehemahls in der Villa Borghese. Diese schöne Statue, welche man unter den Ruinen der Stadt Gabii gefunden, hat mit der des Claudius (Vief. XIII. 1.), des Bruders des Germanicus, eine auffallende Aehnlichkeit. In der Linken hält er das Parazonium; der Wurf des Mantels erinnert an mehrere Figuren des Jupiters. Der Kopf ist schön; die Arme und Beine aber sind an mehreren Stellen ergänzt. Nr. 2. Cajus Caligula, aus Pentelischem Marmor, 5 Fuß 10 Zoll hoch, ebenfalls zu Gabii aufgefunden. Diese Statue ist unverfehrt geblieben. Der Mantel (Paludamentum) ruht theils auf der linken Schulter, theils fällt er um den linken Arm gewunden hinab. Der Panzer ist reichlich geschmückt und die Arbeit überhaupt mit vieler Sorgfalt ausgeführt. Nr. 3. Apollo Citharöodus oder Musagetes, aus Pentelischem Marmor, 5 Fuß 9 Zoll hoch. Man fand diese Statue mit den übrigen Musen in der Nähe von Tivoli, an einem Orte, der unter dem Nahmen la pianella di Cassio

bekannt ist, und stellte sie im Vatican auf. Apollo ist mit einer langen theatralischen Tunica bekleidet, umwunden von einer breiten Binde, und mit einer langen Chlamys, die durch zwey Spangen festgehalten wird. Diese theatralische Tunica, die palla der Römer, welche man mit dem Peplum der Griechen oft verwechselt hat, ist nach Visconti's gelehrten Untersuchungen (Museo Pio-Clem. T. I. p. 31) diejenige, welche, weil sie in geraden Falten hinab fällt, *opθooradios* hieß. An der Vener erblickt man ein Basrelief, den hängenden Marshyas darstellend. Unstreitig ist diese Statue die Copie eines herrlichen Originals. Nr. 4. Elio, aus Pentelischem Marmor, 4 Fuß hoch. Wie gesagt, fand man diese Muse mit sechs andern, an dem oben erwähnten Orte; Euterpe und Urania wurden an einer andern Stelle ausgegraben. Als Muse der epischen Dichtkunst sitzt sie auf einem Felsen, der den Parnas bezeichnet soll. Die Schlitze der engen Ärmeln sind mit Knöpfen der Reihe nach zusammengesetzt, sie hat also eine tunica axillaris; der untere Theil des Körpers ist mit einem großen Mantel bedeckt. Ihre Schuhe weichen von der Gestalt der gewöhnlichen Sandalen völlig ab. Sie scheint in einer Papyrusrolle zu lesen, und ist ebenfalls die Copie eines verlohren gegangenen Meisterwerks. Nr. 5. Euterpe, aus Pentelischem Marmor. Sie befand sich vor Zeiten in dem Palast des Prinzen D. Luigi Lancelotti, der eine andere ihr ganz ähnliche besaß, und kam hierauf in das Vaticanische Museum. Sie ist mit einer Tunica ohne Ärmel bekleidet und mit Sandalen beschuhet. Die Flöte in ihrer linken Hand, ist modern. Nr. 6. Thalia, 5 Fuß 2 Zoll hoch, aus Pentelischem Marmor. Der Epheutranz auf ihrem Haupt, die comische Maske, der Hirtenstab und das Tympanum in ihren Händen characterisiren sie als die Muse der comischen Dichtkunst. Die Arbeit ist vollkommener als an den übrigen Musen.

Bief. XVI. Nr. 1. Melpomene, aus Pentelischem Marmor, 5 Fuß 3 Zoll hoch. Ihr Haupt ist mit Nebenblättern und Trauben geschmückt; in der rechten Hand hat sie die Tragische Maske, in der linken einen Dolch. Die gezwungene Stellung des linken Beins findet man an mehreren Statuen der Melpomene, auch auf dem bekannten Basrelief im Capitolinischen Museum. Die Maske mit der Löwenhaut ist dem Hercules ähnlich; auch hat sie mehrmahls statt des Dolches die Keule des Hercules.

Nr. 2. Terpsichore, 4 Fuß 5 Zoll hoch, aus Pentelischem Marmor. Diese Muse des Tanzes, der religiösen und lyrischen Begeisterung, ist mit einer Tunica mit kurzen zugeknöpften Ärmeln und mit einem großen Mantel bekleidet; ihre Schuhe sind von der Art, welche die Alten *alutae* nannten. Da man auch von dieser Statue so viele Wiederholungen hat, so kann man daraus schließen, in welchem Ansehen das Original mag gestanden haben. Die Ergänzungen sind schlecht. Uebrigens ist unter allen Musen-Statuen diese die Einzige, von der man mit Zuverlässigkeit behaupten kann, daß sie ursprünglich bestimmt war, in einer Nische oder an einer Wand aufgestellt zu werden.

Nr. 3. Erato. Aus Pentelischem Marmor, 5 Fuß 3 Zoll hoch. Das Gewand dieser Muse der erotischen Dichtkunst besteht aus einer Tunica mit kurzen Ärmeln und einem reichen Mantel. Ihr Anstand ist voll Adel und Würde, aber die mittelmäßige Arbeit verräth einen ungeschickten Copisten. Der rechte Arm und die linke Hand sind restaurirt.

Nr. 4. Polhymnia. Aus Pentelischem Marmor, 5 Fuß hoch. Unter allen Musen ist sie die Einzige, die ohne alle Attribute erscheint, doch bezeichnen sie Stellung und Haltung hinlänglich als die Muse der Pantomime &c. Der eine Arm ist in einen Mantel gehüllt. Unter allen den Töchtern der Mnemosyne hat sie mit der Mutter die größte Aehnlichkeit. Ihr Haupt ist mit Rosen

bekrängt, und ihr zartes Gewand läßt die nackten Theile durchschimmern. Nr. 5. Urania, ehemahls im Vatican, aus Carrarischem Marmor, 6 Fuß 1 Zoll hoch. Die Himmelskugel und das Stäbchen, das diese Muse in den Händen hält, sind zwar moderne Ergänzungen, aber mit Verstand gemacht und von einer andern Statue derselben Muse entlehnt worden, die ebenfalls zu Rom sich befindet. Auch wissen wir, daß in den Schulen der alten Mathematiker die Himmelskugel und der radius zu astronomischen Demonstrationen gebraucht wurden — *caelique meatus Describant radio et surgentia sidera dicant.* Zu Velletri, wo sie im Palast des Prinzen Lancelotti aufgestellt war, hatte man sie fälschlich in eine Fortuna umgemodelt. Der Meißel verräth große Reife und Sicherheit, auch haben die Falten viel Verdienstliches. Der rechte Arm, die linke Hand und der linke Fuß sind moderne Ergänzungen, so wie auch der Kopf ursprünglich zu einer andern Statue gehört hat. Nr. 6. Calliope, aus Pentelischem Marmor, 4 Fuß 2 Zoll hoch. Als Muse der epischen Dichtkunst ist sie sitzend vorgestellt, wie sie etwas auf Täfelchen niederschreibt. Es herrscht etwas unheimlich grazioses in dieser Figur, die unglücklicher Weise durch viele Restaurationen entstellt worden ist.

Dedenburg.

Bei den Siebischen Erben: Von der jezigen Beschaffenheit des Georgicons zu Kesthely, und den Mitteln, dasselbe dem Zwecke landwirthschaftlicher Institute überhaupt näher zu bringen. Eine Bewillkommungsrede an die Theilnehmer des öconomischen Besuchs des Georgicons zu Kesthely am 20. May 1814, von Georg Karl Romy, Dr. der Philosophie, Prof. der Oeconomie und Güterverwaltungslehre im Georgicon u. s. w. 24 S. in Quart.

Bei Gelegenheit der Prüfung der Zöglinge dieser Anstalt ward diese Rede gehalten, in welcher der

würdige Verf. eine anziehende, dem Stifter und Erhalter des Instituts dem Hrn. Grafen Georg Bestetti von Tolma Ehre-machende Beschreibung von dem Zustande dieser trefflichen landwirthschaftlichen Anstalt gibt, in welcher die Theorie und Praxis sehr lobenswerth vereinigt sind. Die Arealausdehnung des Georgicons beträgt, nach dem Grundbuche, 985 Joche, das Joch zu 1200 Wiener Quadratklaster, welche die Gebäude, Gärten, Felder, Wiesen, Hutweiden, Weingärten, Waldungen, ein Museum, Hornviehzucht, Pferde, Schaafzucht, Bienenzucht, Seidenbau und das nöthige Arbeitspersonale enthalten. Jeder kann den Unterricht genießen, außer den Stipendiaten erhalten die fremden Practicanten von dem edeln Grafen auch eine Remuneration (Kemie) zur Aufmunterung. Der Staat gibt nichts zur Unterhaltung der Anstalt her. Aus allen Gegenden der Monarchie kommen Zöglinge, selbst aus Deutschland; über 300 Schüler sind schon versorgt. Auch ein philosophisches Lyceum ist hier mit der Anstalt vereinigt, wie auch eine Forst- und Bereiterschule. Alles was zur Naturwissenschaft gehört, wird gelehrt, Chemie, Veterinärwissenschaft, Felde- und angewandte Mathematik, Wasserbau, Architectur, Buchhaltungskunde u. Nichts nützliches wird versäumt, ohne Sectengeist und Hypothesensucht, aber mit der überlegtesten Besonnenheit im Experimentiren u. Der beste Beweis der Vortreflichkeit des Instituts ist ein jährlicher reiner Gewinn von 6000 Fl. Sehr gut zeigt er, warum der öconomische Besuch keine eigentliche öconomisch-gelehrte Societät seyn solle: wiewohl sich doch noch manches dagegen sagen läßt. Den Theilnehmern des öconomischen Besuchs werden sechs Fragen aus der Oeconomia vorgelegt, um darüber ihren Rath zu vernehmen. Wir wünschen dieser Anstalt den besten Fortgang, und viele Nachahmung.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 24. August 1815.

London.

Memoirs of the Kings of Spain of the house of Bourbon, from the accession of Philip V. to the death of Charles III. 1700 to 1788 drawn from original and unpublished documents by *William Coxe*, Archdeacon of Wilts, and Rector of Bemeton. Second edition in five Volumes. 1815. Vol. I. XXVII und 471 S. Vol. II. 396 S. Vol. III. 389 S. Vol. IV. 421 S. Vol. V. 394 S. In Octav.

Die erste Ausgabe dieses Werks von Coxe in Quart haben wir nicht gesehen, sie erschien 1813; die zweite, in Octav 1815, ist laut des Vorberichts in allen wesentlichen Stücken unverändert geblieben. Zu den Verdiensten welche sich Herr Coxe durch seine frühern Werke, die Memoirs of Robert Walpole, of Horace Walpole, und of the house of Austria erworben hatte, fügt er hier ein neues hinzu, und zwar über einen Theil der Europäischen Geschichte, der bisher noch keinen würdigen Bearbeiter im Ganzen gefunden hatte. Das neue Werk unsers Verf. würde also schon dadurch einen Werth

erhalten, wenn dieser nicht noch weit mehr in den Quellen läge, die dem Verf. zugänglich gewesen sind. Bereits bey den vorher erwähnten frühern Werken wurden dem Verf. einige der wichtigen Brittischen Familienarchive eröffnet. Der davon gemachte Gebrauch scheint ihm ein Zutrauen erworben zu haben, wie sich wohl selten ein Geschichtschreiber dessen hat rühmen können. In diesen Brittischen Familienarchiven liegt ein großer Theil der neuern Geschichte begraben, die Concepte aller jener Berichte, Memoirs u. s. w. die von Staatsmännern, welche auswärtige Gesandtschaftsposten bekleideten, eingeschickt werden. Wie groß dieser Reichthum sey, und wie sehr die Bereitwilligkeit, diese benutzen zu lassen, in England wächst, davon gibt das gegenwärtige Werk einen auffallenden Beweis. Fast alle die Familien, deren Mitglieder Gesandtschaftsposten in Madrid bekleidet hatten, öffneten dem Verf. ihre Archive. Wenn daher auch gleich bey dem gegenwärtigen Werke die Memoirs der Marschälle Berwick, Tessé, Villars, die von St. Simon, und auch besonders die Commentaries de S. Felipe genutzt sind, so erhielt es doch seinen Hauptwerth durch jene handschriftlichen Quellen, wovon wir auch daher glauben eine genauere chronologische Uebersicht geben zu müssen. Der Graf Hardwicke lieferte die Briefe von Torcy und Harcourt, in Betreff des Testaments von Carl II. Der verstorbene Wyndham die Correspondenz von Babb Doddington, nachmaligem Lord Melcombe der 1714 bis 1716 Englischer Gesandter in Madrid war. Die Hardwicker Sammlung die Briefe von Luke Schaub und Graf Stanhope Gesandte 1717 und 1718. Graf Harrington gab die Correspondenz von W. Stanhope nachmaligem Graf Harrington, Gesandter von 1722 bis 1727. Die Walpole und Hardwick Sammlung Papiere für die Geschichte des Barons Ripperda.

Die Walpole Sammlung die diplomatischen Papiere von 1727 und 1728. Herr Benjamin Keene theilte dem Verf. die ganze hochwichtige Sammlung der Depeschen seines Oheims des Gesandten gleiches Namens in den langen Perioden von 1723 bis 1742, und wiederum 1749 bis zu seinem Tode 1757 mit. Herr Friedrich Nassau die diplomatische Correspondenz des Grafen von Rochford, Gesandter von 1763 bis 1767. Der Graf von Malmesbury seine eignen Papiere aus dem Anfange seiner diplomatischen Laufbahn zu Madrid 1770 und 1771. Lord Grandham die Depeschen seines Vaters, Gesandten zu Madrid 1771 bis 1779. Die Markise von Lansdown die Papiere ihres Vaters des Grafen Shelburn, über den Frieden von 1782; und endlich Lord Auckland seine gesandtschaftlichen Papiere bis an den Tod von Carl III. Dazu kamen noch mehrere bedeutende Manuscripte, die Lord Holland auf seiner Reise in Spanien gesammelt hatte. Auf diese Weise stand also Hrn. Core fast die sämmtliche diplomatische Correspondenz der Brittischen Gesandten dieses Zeitraums zur Einsicht offen. Daß nun ein solcher Reichthum neuer Quellen eine reiche Ausbeute geben mußte, fällt in die Augen, und in der That ist auch die Spanische Geschichte dieses Zeitraums von gewissen Seiten dadurch so aufgeklärt worden, daß sie wenig zu wünschen übrig läßt. Denn erstlich ist es freylich hauptsächlich die Geschichte der Verhältnisse zwischen Spanien und England, welche hier behandelt worden ist. Ferner darf man hier keine Geschichte des Innern der Spanischen Staatsverwaltung, vielweniger der Spanischen Nation erwarten. Es ist eine Geschichte des Hofes, der an demselben hervorragenden Personen, und der diplomatischen Verhältnisse. Als solche aber läßt sie wenig zu wünschen übrig. Die schriftstellerische Manier von Hrn. Core ist schon aus seinen frühern Worten be-

kannt. Es ist keiner der durch Witz und hohe Lebendigkeit der Erzählung glänzenden Schriftsteller. Dafür aber darf man auf den gewissenhaften Gebrauch seiner Quellen, und die Treue seiner Darstellung rechnen. Ein langes Gewebe von Verhandlungen deutlich und klar darzulegen, ist kein leichtes Geschäft; die frühern Uebungen haben darin dem Verfasser eine seltene Gewandtheit gegeben. Oft sind ganze Stücke aus Briefen oder Depeschen eingerückt. Ihre größte Aufklärung erhält die Geschichte von der psychologischen Seite. Die Charactere der handelnden Hauptpersonen treten nicht sowohl durch absichtliche Schilderungen, als vielmehr durch die Erzählung selbst, zuweilen auch durch, jedoch sparsam eingestreute, Anekdoten hervor. Wohl nicht mit Unrecht sagt der Verfasser, daß in den Schilderungen von St. Simon manches übertrieben und einseitig sey.

In der ersten Hälfte des Werks ist es vor Allen die Verwaltung und der Character von Alberoni, welcher in ein helles Licht gesetzt wird. Der Verf. glaubt nicht, daß Alberoni an dem Sturz der Prinzessin Ursini Antheil gehabt, oder im voraus um das Project gewußt habe. Der Character der Elisabeth von Parma tritt von selbst hervor. Dieser ganze Theil der Geschichte war indeß schon früher so aufgeklärt, daß man das Neue nur hin und wieder im Einzelnen, nicht im Allgemeinen, erwarten konnte. Anders ist es mit der zweyten Hälfte des Werks; die Geschichte der Regierungen von Ferdinand VI. und Carl III. Die erste bildet beynähe noch eine völlige Lücke in der Geschichte; auch keiner der Französischen Memoiren-Schreiber reicht bis dahin. Wir glauben daher den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir gerade hieraus Einiges ausheben. Ferdinand VI. war bekanntlich der einzige Philipp V. überlebende Sohn aus der ersten Ehe.

Er hatte viele schätzbare Eigenschaften, er war zuverlässig, sparsam in seinen persönlichen Ausgaben, freigebig gegen seine Unterthanen in Fällen der Noth. Er war äußerst besorgt Ruhe und Frieden zu erhalten, weil er sich von den Nachtheilen der frühern Kriege für Spanien überzeugt hatte. Er wollte weder abhängig von Frankreich, noch gespannt mit England seyn. Aber seine, von dem Vater ererbte, hypochondrische Stimmung ließ ihn bey dem geringsten Uebelbefinden in Muthlosigkeit und Todesfurcht versinken. Er war noch unentschlossener wie der Vater, daher unfähig für Geschäfte; Jagd und Musik waren seine einzigen Vergnügungen, oder vielmehr Beschäftigungen. "Muß ich denn nicht etwas verstehen?" antwortete er einst, als man seine Geschicklichkeit im Schießen lobte. So war er ein Instrument in den Händen seiner Minister. Sein größtes Vertrauen setzte er in seine Gemahlinn, Barbara, eine Portugiesische Prinzessin. Sie hatte einen lebhaften Witz, viel Angenehmes in ihrem Betragen, und liebte Tanz und Musik leidenschaftlich. Aber auch sie hatte Hang zur Melancholie. Aus Besorgniß dereinst Mangel zu leiden, war sie bestechlich. Dabey unfähig mit Kraft zu handeln, brach sie bey wichtigen Vorfällen gleich in Thränen aus. Sie ernannte die Minister, und ließ sie nachher machen was sie wollten. Unter diesen erhob sich Ensenada, (so nannte er sich aus verstellter Demuth,) von niederm Stande bis zum Premier-Minister. Indes hatte er einen guten Unterricht genossen, und war selbst Lehrer in einem der Königlichen Seminarien gewesen. Er ward zuerst durch den Minister Patinho gehoben. Seine Gewandtheit in Geschäften und seine Thätigkeit machten ihn bey dem König und seiner Gemahlinn beliebt. — Carvajal dagegen war von vornehmer Familie, und bey dem König besonders durch seine antifranzösischen

Grundsätze geachtet. Ohne glänzende Talente hatte er doch einen gesunden Verstand, und ein scharfes Urtheil. Seine äußern Formen waren scharf; allein seine strenge Rechtschaffenheit ward selbst von seinen Feinden nicht bezweifelt. Bekanntlich hatte neben den Ministern ein Castrat, der große Sänger Farinelli, das vollste Vertrauen des Königs und der Königin, ohne es zu missbrauchen. Er hatte schon unter Philipp V. bey diesem Könige und bey der Elisabeth sein Glück gemacht. Er kam gerade nach Madrid als Philipp bey einer seiner melancholischen Anwandlungen nicht aus dem Bette zu bringen war. Die Königin ließ in dem Nebenzimmer ein Concert veranstalten, in dem Farinelli sang. Nach der ersten Arie war Philipp entzückt; nach der zweyten ließ er ihm sagen, er möge sich eine Gnade ausbitten. „Daß Ew. Majestät aufstehen, sich barbieren und ankleiden lassen, und in den Staatsrath gehen,“ antwortete der Sänger. Der König ließ sich bereden, und ward von der Zeit an gesunder. Auf richtige Ergebenheit gegen seine Beschützer, verbunden mit einer Entfernung von aller Zudringlichkeit war es, welche ihm die Gunst der Herrscher verschaffte und erhielt. — Ensenada fiel, weil er feindlich gegen England gesinnt war, und in geheime Verbindungen mit Frankreich trat. Traurig ist die Geschichte des letzten Jahrs von Ferdinand, der nach dem Tode seiner Gemahlinn im eigentlichsten Sinne vor Gram starb.

Wir müssen es andern Blättern überlassen, ausführlicheres Auszüge, besonders auch über die Geschichte von Carl III., die zu den interessantesten Abschnitten gehört, und Manches aufklärt, zu liefern. Unsere Absicht muß sich darauf beschränken, den Character des Werks darzulegen, und auf seine Wichtigkeit aufmerksam zu machen. Wahrscheinlich wird es auch bald durch eine Uebersetzung unter uns in größern Umlauf kommen. Zu einem bloßen Auszuge möchten wir nicht rathen. H. n.

Wien.

Hier ist im Jahre 1813 in Octav erschienen:
*Τέχνης ῥητορικῆς βιβλία ν', συνταχθέντα ὑπὸ
 Κωνσταντῖνου οἰκονόμου καὶ πρσβυτέρου, τοῦ
 κατὰ τὸ Φιλολογικὸν τῆς Σμύρνης γυμνάσιον δι-
 δασκάλου τῆς Φιλολογίας. Εἰς χρῆσιν τοῦ αὐτοῦ
 Γυμνασίου. λδ und 258 Seiten.*

Die schon mehr als einmahl in diesen Blättern geäußerte Hoffnung, daß die Aufklärung des westlichen Europa auch zu den Griechen zurückkehren und daselbst schöne Früchte hervorbringen werde, finden wir zu unsrer Freude immer mehr und mehr bestätigt. Ein neuer Beweis ist in dieser Rhetorik, welche Herr Konstantinus, Lehrer am Gymnasium zu Smyrna, in Neugriechischer Sprache zum Gebrauch der Schulen herausgegeben hat. Sein Muster war Aristoteles, ohne doch die Benutzung der neuern auszuschließen. Ueberall findet man den nachdenkenden Jugendlehrer, der große Belesenheit in den Griechischen und Römischen Classikern mit einer nicht gemeinen Bekanntschaft dessen, was die Neuern, namentlich die Deutschen, besonders was die Litterärsgeschichte betrifft, geleistet haben, zu vereinigen weiß, wovon wir unter andern in der Vorrede viele Beweise antreffen. Hier lehrt er seine Leser den Werth der Rhetorik, bringt manches Geschichtliche bey, macht auf den großen Nutzen der Philosophie für den Redner aufmerksam, führt auf die großen Vorfahren zurück, und knüpft daran allerley den jungen Neugriechen insonderheit bestimmte sehr nützliche Rathschläge und Erinnerungen. Man muß den redlichen und einsichtsvollen Mann schätzen, der seine Nation so würdig aufzuklären sucht. Da Aristoteles das Muster und der Wegweiser ist, wie der Verfasser wiederholtentlich anführt, besonders im Proömium, welches eine kurze Geschichte der Rhetorik enthält, so ist die Einhei-

1328 G. g. N. 134. St., den 24. Aug. 1815.

lung des Werks in drey Bücher de inventione, ordine, oratione natürlich, welche gut durchgeführt ist.

Duisburg und Essen.

Ben G. D. Bädeler: Bildung des Deutschen Nationalcharacters, die höchste Aufgabe für Lehrer und Erzieher der Deutschen Jugend. Ein Versuch von J. A. Dieterich, Prediger der Evangel. Luth. Gemeinde in Essen. 1815. 60 S. in Octav.

Der Verf. geht von dem irrigen, schon durch die Erfahrung der letzten drey Jahre hinlänglich widerlegten, Grundsatz aus, daß wir aufgehört hätten Deutsche zu seyn, oder daß wir unsern Character mit dem Character der Franzosen vertauscht hätten. Also muß die alte Sinnesart des Deutschen Volks durch Erziehung und Unterweisung wieder hergestellt werden. Als einzelne Züge der Deutschen Sinnesart (undeutsch nennt er es: Nationalcharacter) gibt er Freyheitsfinn, Redlichkeit, Gutmüthigkeit, Keuschheit, Häuslichkeit, Ernst und Frömmigkeit an, und verbreitet sich über diese einzelnen Eigenschaften sehr ausführlich, so wie über die Bildungsmittel, welche er in physische, intellectuelle, moralische und religiöse eintheilt. Der Verf. meint es gut, aber dieß reicht noch nicht hin, ein gutes Buch zu verfassen. Daß die Anlagen zu jenen Eigenschaften in jedem Menschen liegen, und bey dem einen leichter, bey dem andern schwieriger, bey allen aber unter verständiger Leitung sicher ausgebildet werden können, leidet keinen Zweifel; woben freylich Klima und gewisse Einrichtungen dieß Geschäft der Entwicklung oder Ausbildung befördern oder erschweren. Hiernach dürften der Schwede und Russe sowohl als der Franzose und Italiäner dem Verf. die Vertheidigung seiner Abhandlung sehr schwierig machen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 26. August 1815.

Göttingen.

In der öffentlichen Sitzung der Königl. Societät der Wissenschaften am 15. Julius las der Herr Hofrath Eichhorn eine zweite Abhandlung de Deo Sole invicto Mithra vor, in welcher nachgehohlet wurde, was sich am 4. Nov. v. J., der zur Wahl dieses Thema's die Veranlassung gegeben hatte, nicht mitnehmen ließ. Auch dieses Wahl hat sich der Verf. darauf beschränkt, seine Vorstellungen von den nach vorhandenen Mithradenkmalern darzulegen, ohne sich in die Beurtheilung oder gar in die Widerlegung anderer Meinungen einzulassen.

Plutarch hat unter den Alten allein das Wenige, das er sich von Mithras entfallen läßt, aus einer Quelle geschöpft, die mit den Vorstellungen, welche die Zendbücher von ihm geben, übereinkam: wie ihnen ist ihm Mithras der Mittler zwischen Ormasdes und Ahriman. Schade, daß er in seinen Werken keine Veranlassung fand, mehreres über ihn aus jener Quelle mitzutheilen. Was andere alte Schriftsteller von ihm angeben, sind Vermuthungen, auf einige dunkle Sagen und die noch vorhandene

Mithrareliefs gebaut, in welche Griechen und Römer ihre einheimischen Ideen trugen. Das Attribut von Mithras, das man durch die Sage kannte, daß er Erneuerer und Beleber der Natur sey, ward von einigen (wie man noch von Eubulus durch Porphyrius weiß) bis zur Idee des Vaters und Schöpfers aller Dinge gesteigert; die Höhle, in der man seine Gruppe zeigte, führte auf die Vermuthung, die man aber als entschiedene Gewißheit vortrug, daß Zoroaster (was doch seinem ganzen Lehrbegriff zuwider gewesen wäre) dem Mithras, (vorgeblichen) Schöpfer aller Dinge eine Höhle als Bild der von ihm geschaffenen Welt in Persien geweiht habe. Man legte dem Mithras die jährliche neue Belebung der Natur bey; da diese andere von der Sonne ableiteten, so hielt man Mithras für den ausländischen Rahmen der Sonne und deutete nun-darnach das Relief, das ihn als Jüngling vorstellte, der den Stier mit einem Dolch verwundet. Dem Widder pflegte man den Dolch zum Zeichen zu geben: dieses führte auf die Hypothese, (die sich aus Eubulus beyhm Porphyrius erhalten hat): die Gruppe stelle die Sonne vor, wie sie zum Merkmal ihres bereits durch den Widder zurückgelegten Wegs den Dolch in das Zeichen des Stiers mitgenommen habe, in welchem sie nun die Zeugungskraft der Natur belebe. Wie wenig war aber dadurch erschöpft und wie vieles verfehlt! Der Dolch war nun ein müßiges Symbol: denn daß die Sonne schon ihren Weg durch den Widder zurückgelegt habe, zeigte ja schon ihre Anwesenheit im Stier; und die Verwundung des Stiers blieb dabey unerklärt. Sollte der Dolch in der Hand des Jünglings und seine Verwundung des Stiers anzeigen, wie die Sonne mit ihren Strahlen den Schoos der Erde durchdringe, so ward der Stier Bild der Erde, und hörte auf der Stier des Thierkreises zu seyn. Lucitatus, der Scholiast

des Statius, weiß, wovon kein früherer Schriftsteller etwas wußte, daß Mithras in einer Höhle bey den Persern die verfinsterte Sonne war, und erfann sich eine ihm völlig eigene Mythologie von ihm. Die abgeänderte Vorstellung auf manchen Reliefs, daß Mithras den Stier, statt ihn zu verwunden, bey den Hörnern faßt und fortreißt, erschuf gar einen Mithram abactorem boum u. s. w. So beruht nichts von dem, was (außer Plutarch) Griechen und Römer vom Mithras erzählen, auf einem historischen Grunde; alles ist erträumt und daher unbrauchbar zur Erläuterung der symbolischen Vorstellungen von ihm.

Die übrig gebliebenen Reliefs sind von zweyfacher Art; ein Theil ohne, die andern mit einer Deutung. Die einfachsten, die man von der Kopfbedeckung und Kleidung des Jünglings die Phrygischen nennen könnte, enthalten bloß den phrygisch gekleideten Jüngling, nebst dem von ihm zur Erde hingestürzten und am Hals verwundeten Stier, Hund und Schlange, Scorpion und Rabe. Da diese Gruppe noch nichts enthält, was auf Sonne führt, so muß sie wohl aus einer Zeit und einer Nation seyn, denen Mithras noch nicht Sonne war.

Zur Zeit des Piratenkriegs wurde der Mithradienst zugleich mit dieser Kunstvorstellung den Römern bekannt. Da dem Mithras vieles von dem bengelegt wurde, was man anderwärts von der Sonne ableitete, so verglich man beide mit einander, und hielt Mithra für einen ausländischen Nahmen der Sonne, und fieng nun an, die Reliefs des Mithra mit den Emblemen der Sonne zu schmücken, welches um so mehr gefiel, da auf diese Weise Ausländisches durch Einheimisches gedeutet wurde. Es begannen die Vermehrungen der Bilder auf den Reliefs und ihre Abänderung.

Vor und hinter den Jüngling, der den Stier verwundet, stellte man den Phosphorus und Hesperus, jenen mit einer in die Höhe gerichteten, diesen mit einer gesenkten Fackel. Aber damit war die ursprüngliche Bestimmung der Figuren verändert. Der Urstier, jener Behälter aller Keime des Wirklichen, der durch den Jüngling tödtlich verwundet wurde, war nun Symbol der Erde geworden, in welche die Sonne mit ihren Strahlen dringt, um ihren Schoos zu öffnen; und der Jüngling mit dem Dolch gleich nun dem *Ἀπόλλων ἀκηβόλος, ἐκατηβέλτης*.

Andere wollten das Bild lieber durch Worte deutlich machen, und setzten an den Hals des Stiers den ausländischen Namen einer solchen Gruppe Nama Sebesio, "der Verehrung der Sonne gewidmet," und Deo Soli invicto Mithras an die Seite, als Lateinische Uebersetzung der ausländischen Worte, bey der die im Homer und Hesiodus gewöhnlichen Benahmen der Sonne, *ἥλιος ἀκαμας, ἀκάμαντος* zum Grunde lagen. Doch ließ man die beiden Jünglinge, die einmahl zur nähern Bezeichnung des ausländischen Mithras und zur Deutung in die Reliefs aufgenommen waren, nicht weg, sondern änderte nur ihre Bestimmung. Sie sollten der Handlung innerhalb der Höhle leuchten; man gab daher beiden eine in die Höhe gerichtete Fackel. Als Phosphorus und Hesperus brachte man sie auf den äußern Rand, durch dessen Embleme man den, der sich der Höhle näherte, auf die darin vorgestellte Handlung vorbereiten wollte. Den Phosphorus ließ man mit erhobener Fackel vor dem Wagen der aufgehenden Sonne, und den Hesperus mit gesenkter Fackel vor dem Wagen der niedergehenden Luna hergehen, und zur Bezeichnung der im Frühling durch die Sonne neu belebten Erde stellte man zwischen sie belaubte Bäume.

Andern gefiel der Dolchstich zur Andeutung der Wirkung der Sonne auf die Fruchtbarkeit der Erde nicht; sie änderten daher die Vorstellung dahin ab, daß sie von dem Jüngling den Stier an den Hörnern fassen und ihn mit sich fortreißen ließen, wie die Sonne den Mond, ihr zu folgen zwingt, (eine Vorstellung, die schon Statius vor Augen hatte, wenn er den Adrast sagen läßt: die Luna Persei sub rupibus antri Indignata sequi torquentem cornua Mithram). Durch diese Abänderung ward der Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Fruchtbarkeit der Erde ausgedrückt: ein von dem ursprünglichen völlig abweichender Sinn; von dem man sich noch mehr entfernte, als man im Fortgang der Zeit in diese abgeänderte Gruppe gar einen Mithram abactorem boum hineintrug. Zuletzt wurde dieses ursprünglich so einfache Relief durch seine Vermehrung mit neuen Symbolen zu einem Bild des ganzen Sonnenlaufes gemacht, und dessen Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Erde durch das ganze Jahr versinnlichtet. — Doch wir fühlen, daß es vergeblich ist, durch Worte allein auszudrücken, was nur durch sie in Verbindung mit einer Zeichnung klar gemacht werden kann, welche daher auch den Abdruck der Abhandlung begleiten wird.

Zelle.

Gedruckt bey Schweiger und Nid: Versuch einer Geschlechts-geschichte des hochadelichen Hauses der Herren Behr im Hannoverischen und Curländischen, aus theils bereits gedruckten, theils ungedruckten Urkunden entworfen von J. Vogell, Bürgermeister. 1815. VIII und 160 S. in Quart. Und

Ebenbaselbst,

Sammlung theils bereits gedruckter, theils bislang ungedruckter Urkunden, woraus der

Berfuch 10. entworfen ist. 328 S. XLVIII Columnen Register und IV Stammtafeln. 1815. In Quart.

Es ist in unsern, dem Buchhandel bey ähnlichen Gegenständen nicht sehr günstigen, Zeiten, eine auffallende Erscheinung, die Geschichte einer adelichen Familie, in diesem Umfange bearbeitet, im Druck erscheinen zu sehen. Aber das Räthsel löset sich, wenn man in der Vorrede liest, daß der (jezt verstorbene) Erbmarschall Behr zu Stellichte sowohl, als der Obristlieutenant Behr zu kleinen Häuslingen, nicht bloß die nöthigen Nachrichten mitgetheilet, sondern auch die Bestreitung der Druckkosten übernommen haben. — Die Arbeit ist in gute Hände gerathen. Der Verfasser ist vollkommen von den Ursachen unterrichtet, die solche Genealogien schwierig machen; er verwirft nicht die Traditionen älterer Zeiten, aber er unterscheidet sehr gut das Erweisliche von dem bloß Wahrscheinlichen; man findet bey ihm ein richtiges und besonnenes Urtheil, und er versteht seine Behauptungen so gut nachzuweisen, als nur immer aus den entfernteren Zeiten man nachzuweisen im Stande ist. Der Gegenstand ist trocken, aber der Verfasser hat alles gethan, was an ihm lag, ihn unterhaltend zu machen.

Die Familien von Bahr und Behr sollen eines gemeinschaftlichen Ursprungs, und ihr Stammhaus an der Weser zu suchen seyn. Daß Angaben, die in Kaiserlichen Adelsbriefen über die Urahnen vorkommen, dem critischen Forscher so viel wie nichts bedeuten, wissen wir längst; lassen wir denn die Ursiner Italien's ungestört ruhen! Dagegen ist es wahrscheinlich genug, daß Eberhard Vere, zu den Zeiten des Pfalzgrafen Heinrichs, 1197, einer der Vorfahren des jetzigen Geschlechts gewesen. (Comitiam in Meinevelde, S. 15, würden wir für nichts anders, als die Bezeichnung eines gewissen Bezirks, oder einer Vogtei, im topographischen Sinne, halten, worin die Korncensten 10. wohnten, deren Gefälle

mit diesem Bezirk verpfändet wurden.) Mit Ulrich Behr, 1371 — 1406 fängt sich erst die unbezweifelte Geschlechtsfolge der jezigen Behrschen Familie an. — Heinrich Behr, 1443 — 1465, ist der Stammvater der ältern Linie in Deutschland und Curland. Von dieser, die mit Werner, † 1613, anfängt, leben noch zahlreiche männliche Nachkommen; von der Deutschen aber, deren Stammvater Johann ist, der 1628 starb, sind nur die drey jungen Söhne des Erbmarschalls zu Helleichte: Johann Friedrich Georg Ernst, geb. 1806; Ulrich Karl, 1808, und Dietrich Wilhelm, geb. 1809, übrig, von denen Stammfolge zu erwarten ist. — Die jüngere Linie, mit Johann Behr, 1434 — 1487, anhebend, hat nur noch den Oberstlieutenant Georg Friedrich Behr, zu Klein Häuslingen, welcher 1759 gebohren ist und unverheirathet lebt.

Der Verfasser hat 218 Urkunden und Belege aus den Jahren 1197 — 1782 abdrucken lassen, von welchen mehr als hundert von Autographen, und viele aus einem Curischen Copialbuche genommen sind. Tadeln müssen wir nothwendig, daß sie keine Ueberschriften haben und nicht am Rande ihr Datum bengefügt ist. Eben so müssen wir es rügen, daß die Geschlechtstafeln so unvollkommen sind und nicht die Lebens- oder Todesjahre bemerkt haben. Auch würde eine summarische Uebersicht der Linien und der bey einer jeden verbliebenen Güter wünschenswerth gewesen seyn. Dagegen ist ein sehr nütliches Nahmen-Verzeichniß der in den Urkunden vorkommenden Personen und Oerter, mit Bemerkung der Chronologie, hinzugekommen. — Eine sehr interessante Entdeckung dürfen wir nicht übergehen, welche der Verfasser S. 51 gibt, und die darin besteht, daß der Fluß Lehre, der in Ober- und Nieder- Stellichte Mühlen treibt und unter Witteloh sich in die Aller ergießt, die Grenze zwischen den Diöcesen von Minden und Verden ausgemacht hat.

1336 G. g. A. 135. St., den 26. Aug. 1815.

Damit kennen wir denn doch nun die südöstliche Grenze des Sturmgau'es (Pagus Sturmi), in welchem das altberühmte "Fardium super Aleram fluvium" lag. Das Schloß Stellichte gehörte nicht zu Berden, sondern war nur in den Jahren 1427 — 1471 den dortigen Bischöfen verpfändet gewesen, und wurde von Heinrich Behr, mit Bewilligung der Landesfürsten, denen es gehörte, für sich eingelöset.

Beiläufig bemerken wir, daß jetzt ein Berlinischer Gelehrter: Geschichtliche Nachrichten von der Familie von Alvensleben bearbeitet, wovon bereits 24 Bogen abgedruckt sind.

Hlg n.

London.

Ven J. Murray: *Anacreontis Odaria*, ad textus barnesiani fidem emendata. Accedunt variae lectiones cura *Eduardi Forster*, A. M. Reg. Soc. et antiq. Societ. Lond. Soc. Editio altera. 1813. 130 S. in Octav.

Ein feiner Abdruck des Barnes'schen Textes von Anakreon, der in England Benfall gefunden haben muß, da wir schon die zweite Auflage vor uns haben. Hier ist bloß der Text geliefert mit den Varianten aus Faber, Baxter, Paum, Trapp, H. Stephanus Brunck u. a., ganz kurz, ohne beygefügtes Urtheil, und ohne Vollständigkeit. Von Anakreon selbst, und von der Ansicht, welche man von dieser Sammlung zu fassen habe, ist gar nichts beygefügt. Die Critik des Textes hat mithin nichts gewonnen. Der Druck, wenn gleich nicht ganz fehlerfrey, welches doch bey der zweyten Auflage hätte erwartet werden sollen, (wir finden z. B. ἔρωτα, ἦρωτα, ἔρ. καὶ μωρῶτα statt καὶ μωρῶτα, u. s. w.) nimmt sich auf dem Wellpapier schön aus, und die 20 antiken Bignetten sind allerliebft gearbeitet und zieren die Ausgabe sehr.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1815.

Wien.

Bei Karl Gerold: Dr. Leopold Anton Göllis, ausübender Arzt und Director des Institutes für kranke Kinder der Armen in Wien, practische Abhandlungen über die vorzüglichern Krankheiten des kindlichen Alters. Erster Band, von der hitzigen Gehirnhölen-Wassersucht. Mit der Geschichte des Wiener Kinder-Kranken-Instituts, und einer Uebersichts-Tabelle aller seit zwanzig Jahren in demselben vorgekommenen Krankheitsformen und der Zahl der kranken Kinder. 1815. X und 307 S. in Octav.

Es haben sich seit einigen Jahren mehrere verdienstvolle Schriftsteller, besonders in Deutschland und England, bemüht, die Krankheiten des kindlichen Alters in ein helleres Licht zu setzen, ihre Diagnose zu erleichtern, und eine zweckmäßige dem Character und der Constitution der Kinder angemessene Heilmethode zu erfinden. In diesem Alter, worin alles auf einer so hohen Erregbarkeitsstufe steht, das Wirkungsvermögen aber so schwach ist, wo der Arzt seine Anzeige nicht aus dem ausge-

R (6)

sprochenen Gefühle und Klagen der Kranken schöpfen kann, sondern seinem practischen Blicke so viel zutrauen muß, ist es gewiß nicht leicht den Forderungen, die man an unsre Kunst zu machen sich berechtigt glaubet, zu entsprechen, und mit Bedauern muß der gefühlvolle Arzt oft sein Unvermögen den Liebling einer zärtlichen Mutter zu retten, bekennen, und ein unthätiger Zeuge seyn, daß die Blüthe und Hoffnung einer ganzen Familie unentfaltet von der kalten Hand des Todes gebrochen wird.

Es ist daher immer eine sehr erfreuliche Erscheinung, wenn Männer von Kenntniß und Erfahrung in dieses Dunkel neues Licht zu bringen oder die von andern gemachten Erfahrungen aus dem Schatze ihrer Beobachtungen zu bereichern und die Wahrheit derselben zu bestätigen suchen. Dieses kann nicht besser als durch gute in der Natur begründete Monographien geschehen, und diesen haben wir es zu verdanken, daß wir jetzt im Stande sind manche Krankheiten, besonders des kindlichen Alters, besser zu beurtheilen und richtiger zu heilen. Die häutige Bräune, die geheimen Entzündungen im Unterleibe bey Kindern, die Rose der Neugeborenen und die acute Wassersucht des Gehirns geben uns hiervon die sprechendsten Beweise. Wie unvollkommen war die Kenntniß und Heilung dieser Uebel in frühern Zeiten, welche Widersprüche herrschten unter den Aerzten in Rücksicht derselben, wie wenig wurden sie von andern ihnen ähnlich scheinenden Uebeln unterschieden, und wie schwankend war der Heilplan, den man gegen sie in Anwendung brachte?

Ueber die Krankheit, die den Gegenstand der Abhandlung des Hrn. Göllis ausmacht, ist in neuern Zeiten sehr vieles geschrieben worden, und die Ansichten der Aerzte über dieselben sind im Allgemeinen von der Art, daß sie, die sonst so oft mit Wurmieber und andern Krankheiten verwechselt wurde,

jetzt ihnen in einem hellern Lichte erscheinet, und so gefährlich sie auch immer ist, doch bey frühzeitiger Anwendung der zweckmäßigen Mittel sehr oft geheilet wird, welches in frühern Zeiten nicht der Fall war. In dieser Rücksicht möchte es vielleicht den Anschein haben, daß diese Schrift unnöthig sey; wenn wir aber die Wichtigkeit dieser Krankheit bedenken, und wie wohlthätig es sey, immer mehr darüber belehret und mit der wahren Natur derselben vertrauter zu werden, so kann die Erscheinung derselben nicht anders als sehr angenehm seyn, besonders da sie von einem Manne herrührt, der über zwanzig Jahre einem der Heilung von Kinderkrankheiten einzig bestimmten Institute vorgestanden, mehrere hundert an dieser Krankheit leidende Kinder beobachtet, in der Kur gehabt, und sich durch Leichenöffnungen von der Natur derselben zu überzeugen gesucht und überdem in seiner Privatpraxis dieselbe so oft zu sehen Gelegenheit gehabt hat. Als Beweis wie oft sie demselben vorgekommen sey, darf Rec. nur anführen, daß der Verf. angibt, allein 180 Leichenöffnungen gemacht zu haben, bey welchen er gerinnbare Lymphe fand, die das Gehirn überzog.

Doch wir wenden uns zur nähern Anzeige des Inhalts dieser Schrift selbst, die, nach des Rec. Ueberzeugung, zu den besten und classischen über diese Krankheit gezählt zu werden verdient. Das Gemählde derselben ist so 'treu, als es die Natur liefert, die Diagnose so richtig und schön dargestellt, die Heilmethode so ganz auf die Natur derselben gegründet und den Grundsätzen einer rationellen Therapie so entsprechend, daß der Recensent, der diese Krankheit sehr oft zu sehen und zu behandeln Gelegenheit gehabt hat, alles ganz mit seinen Beobachtungen übereinstimmend gefunden hat. In dem ersten Abschnitte handelt der Verf. ganz kurz von der Kopf- und Gehirnwassersucht überhaupt, ihrer

ursächlichen Verschiedenheit als hydrocephalus idiopathicus, symptomaticus, metastaticus und consensualis, ihrer Abtheilung im äußern und innern Wasserkopf. Von dem innern nimmt er drey Arten an, nemlich den hitzigsten oder Wasser-schlag, den hitzigen und chronischen.

Der zweyte Abschnitt hat den erstern den Wasser-schlag zum Gegenstande; dieser, dessen außer Por-tenschlag, dem Vater, und Quin noch wenige Schrift-steller erwähnen, ist eine der gefährlichsten und am schnellsten tödtlich werdenden Krankheiten, die selten sich auf den Zeitraum von 24 Stunden ausdehnet, und wegen dieser Schnelligkeit des Verlaufes und der Unmöglichkeit so geschwind mit Heilmitteln wohl-thätig eingreifen zu können, auch fast immer mit dem Tode sich endiget. Er ist mehrentheils die Folge einer durch Ablegung eines Krankheitsstoffes, der Masern, Blattern und anderer hitziger und chronischer Ausschlags-Materien, oder der durch plötzliche Unterdrückung von Schweiß, Nuhren, Diarrhöen erregten recurrirenden Thätigkeit des Gehirns und dadurch hervorgebrachten Entzündung, die sich schnell mit Ausschwizung gerinnbarer Lympe oder Exsudation seröser Feuchtigkeiten endiget. (Rec. möchte wohl hinzufügen, daß ihm in einigen Schar-lachepidemien diese Disposition zum Absatze des Krankheitsstoffes aufs Gehirn vorzüglich vorherrschend zu seyn scheine, und die Veranlassung zu dem vor einigen Jahren so häufig bemerkten tödtlichen Ausgange dieser Krankheit gegeben habe; auch hat er oft bey hitzigen Rheumatismen beim plötzlichen Aufhören der äußern Schmerzen die fürchterlichsten sich mit dem Tode endigenden Gehirnaffectionen aus dieser Quelle entstehen sehen.) Die verschie-denen Stadien, die sonst bey der hitzigen Gehirn-wassersucht beobachtet werden, folgen sich hierbey so schnell, und laufen so in einander, daß es unmög-

lich ist sie zu unterscheiden oder ihren Uebergang zu bemerken, und der Zeitpunkt der Lähmung und Unthätigkeit des Nervensystems tritt so schnell ein, daß der Moment, in welchem noch Heilung geschehen kann, nicht so wahrzunehmen ist, um denselben zu benutzen. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß das verlarvte Wechselfieber sehr oft die Form des Wasserschlages annehme, und warnet, sich hierbei vor Irrthum zu hüten. Gern würde es gewiß jeder Kunstfreund gesehen haben, wenn der Verf. diesem wichtigen Abschnitt eine größere Ausführlichkeit gegeben hätte, welches ihm wohl bey seinen Erfahrungen nicht schwer gewesen seyn würde. Diesem Abschnitte folget nun in den folgenden die aus der Natur geschöpfte Beschreibung der hitzigen Gehirnhöhlen = Wassersucht (hydrocephalus acutus), in welcher der Verf. vier Stadien, in denen sie ihren Verlauf machet, annimmt, und diese nach ihren charakteristischen Kennzeichen darstellt. Diese Stadien sind das der Turgescenz, der Entzündung, der Transudation und der Lähmung. Er weicht hierin von Frank und andern, welche nur zwey, und von Quin, Ehenne, von Hoven und mehreren, welche drey Stadien annehmen, ab, und erklärt sich gegen diejenigen, welche wie Formen und Portenschläger gar keine Stadien wollen gelten lassen. Der Rec. muß ihm bey dieser Abtheilung Recht geben, da sie wirklich in der Natur gegründet ist, und sich diese verschiedenen Perioden durch eigenthümliche Zufälle, wenn nicht in allen doch in den mehrsten Fällen deutlich aussprechen. Daß der Character der ganzen Krankheit entzündlich sey, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; ist dieses aber der Fall, so ergeben sich bey der Entzündung vorhergehende und sie vorbereitende, so wie die derselben folgenden Zustände von selbst. Nach der ausführlichen Beschreibung des Verlaufes dieser vier Stadien gehet der Verf.

zur Diagnose der Krankheit in denselben über, und hebt die charakteristischen Zeichen eines jeden Stadiums heraus. Die vorzüglichsten die Turgescenz bezeichnenden sind Schwindel, Betäubung bey einer schnellen Bewegung des Kopfes, den rheumatischen ähnlichen Schmerzen im Nacken, Händen und Füßen, unruhiger Schlaf, verminderte Eßlust, sparsamer Abgang des Stuhls und Urins, Verlust des bisherigen gesunden oft blühenden Aussehens, öfter Farbenwechsel, Schwere des Kopfs, schwerfälliger Gang (öfters Stolpern, selbst Fallen), Gleichgültigkeit mit großer Empfindlichkeit und übler Laune abwechselnd, Licht- und Menschenscheue, unregelmäßiger oft schwacher Puls, anscheinender Tiefsinn, Herabstimmung aller Kräfte. (Rec. möchte noch hinzufügen, Röthe des Gesichts, vorübergehender Kopfschmerz, Klopfen der Halsadern.)

Im Stadio der Entzündung erscheinen: peinlicher Schmerz in der Stirngegend auf die Augen drückend und gegen die Schläfe sich ausdehnend, Bauch- und Magenschmerzen, ohne alle Fieberbewegung, in seltenen Fällen aber auch ein heftiger Fieberanfall mit Convulsionen. (Rec. zweifelt, daß Fieber unter die seltenen Erscheinungen gezählt zu werden verdiene, da ein so wichtiges Leiden eines mit dem ganzen Organismus so innig verbundenen und in alle seine Functionen so kräftig eingreifenden Gebildes wohl schwerlich ohne fieberhafte Folgen aufs Gefäßsystem bleiben kann. Wird das Fieber in einigen Fällen nicht beobachtet, so rühret dieses vielleicht von seiner zu kurzen Dauer und der schnellen Entwicklung der Exsudation her, oder die Entzündung gehet einen schleichenden Gang und ist nicht allgemein im Gehirn verbreitet, da denn in einigen Parteyen desselben Torpor und Lähmung entstanden seyn können, die das deutlichere Auftreten der Entzündungszufälle in andern unmerklicher machen. In

den mehrsten Fällen, welche Rec. zu beobachten Gelegenheit hatte, zeigte sich starkes Fieber mit Hitze, Aufgedunsenheiten des Gesichtes, rothen entzündeten Augen und der Unmöglichkeit den Kopf aufrecht zu halten.)

Zu den fernern Symptomen dieses Stadiums zählt der Verf. Angst und Unruhe, krankhafte Empfindlichkeit des Auges und Zurücktreten desselben in seine Höhe; im Schlummer ist es halb geöffnet, verdrehet und die Pupille in ihm zusammengezogen. Erbrechen, übler specifischer Geruch des Athems, Schmerz in der Magen- und Bauchgegend, Verschwinden des Bauchs, Abmagern, Leibesverstopfung, trüber milchichter Urin mit schwerem weißen Bodensatz, leises Gehör, unruhiger Schlaf, der mit Zähneknirschen begleitet ist, Kraftlosigkeit, langsamer unregelmäßiger Puls, beständige Bewegung der Hand nach dem Kopfe, Veränderung der Gesichtszüge, der Sprache und des ganzen Habitus; hier beginnet die Erscheinung des Formey'schen Exanthems.

Im Stadio der Transsudation zeigen sich folgende Zufälle: Gefühllosigkeit, Unvermögen sich zu bewegen und aufzurichten, Bewegungen mit einer Hand nach dem Kopfe und Zurückfallen derselben, Bohren mit den Fingern im Ohr, in der Nase, Greifen mit der Hand in den Mund (Weissen auf dieselbe) Unruhe in den Beinen, beständiges Bewegen derselben, unverständliche Sprache, Stumpfwerden aller Sinne, ausgenommen des Gehörs, Schielen, Doppelsehen, convulsivische Bewegungen in den Augen, öfteres Erröthen des Gesichtes, der Ausdruck eines düstern Ernstes auf demselben, Abmagerung, seufzende stöhnende Respiration. (Als charakteristisch hat der Rec. in den mehrsten Fällen auch noch ein beständiges Hin- und Herbewegen und Scheuern des Kopfes auf dem unterliegenden Kopfküssen, ein dummes trübes Ansehen, ein stilles

Vorsichhinbrüten und ein etwas ödematos Aufgetriebenseyn des Gesichts bemerkt.) Plötzlich erwachen die Kranken oft aus diesem Zustande, es zeigt sich wieder Geistesgegenwart, die Sinne sind wieder äußerer Eindrücke empfänglich, Geschäfte und Spiele haben neuen Reiz, und Alles läßt eine glückliche Wendung der Krankheit und baldige Genesung hoffen. Aber traurig ist diese Täuschung, denn die frohe Aussicht verschwindet bald und macht dem letzten traurigen Stadium Platz, in welchem alle Zufälle von Lähmung und Zerrüttung der Gehirnfunktionen erschienen. Jetzt kommen heftiges Fieber, Lähmung der einen und convulsivische Bewegung der andern Seite, Blindheit, Taubheit, Todesschweiß, kalter stinkender Athem, Kälte der Hände und Füße, äußerst schneller, schwacher, aussetzender unter dem Finger verschwindender Puls, und das letzte röchelnde Athmen beschließt die ganze traurige Scene.

Nach dieser diagnostischen Darstellung gehet der Verf. zu der Vergleichung derselben mit andern in ihren Zufällen ähnlichen Krankheiten als dem Wurm-, Schleimfieber, dem Typhus und verlarvten gefährlichen Wechselfiebern über, stellet die sie bezeichnenden Zufälle gegen einander und zeigt daraus ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit. Diese ganz im Wichmannschen Geiste abgefaßte diagnostische Vergleichung wird gewiß den Beyfall eines jeden Lesers erhalten. Die Ursachen dieser Krankheit werden in vorbereitende und erweckende abgetheilt; erstere haben schon in der ganzen kindlichen Constitution, oft in der Geburt, in den Entwicklungsprocessen, in der Bekleidung, Ernährung, Erziehung, Befinden der Mutter während der Schwangerschaft, Krankheiten der Kinder, der beym leichten Fallen derselben erfolgenden Hirnerschütterungen und mehrern Veranlassungen ihren Grund. Oft liegt in unzeitiger Behandlung der Kinderkrankheiten, dem unzeitigen

Darreichen von Brechmitteln, Opiaten und andern den Organismus des Gefäßsystemes und die so große Neigung zu Congestionen nach dem Kopfe vermehrenden Mitteln, die Ursache des frühern oder spätern Entstehens der febris hydrocephalicae, und der Arzt muß bey der Bestimmung der Diät und Behandlung der Krankheiten der Kinder auf diesen Punct vorzüglich aufmerksam seyn. Zu den erweckenden Ursachen sind zu zählen alle äußere Gewaltthätigkeiten, die der Kopf erleidet, unterdrückte Ausschläge und gehemmte krankhafte Absonderungen, zurückgetretene hitzige Exantheme, Entzündungen am oder in der Nähe des Kopfes, Ueberladungen des Magens, berauschende Getränke, hitzige gewürzhafte Speisen, das Abscheren der Haare, zu frühes und unvorsichtiges Reinigen der Kopfes der Neugebörnen, Erkältungen des Kopfes. Nach des Verf. Erfahrung hat der unvorsichtige Gebrauch der im Keuchhusten sonst so vortrefflich wirkenden Belladonna auch einige Male Veranlassung zur Entstehung dieser Krankheit gegeben. Die Dauer derselben gibt der Verf. in den mehrsten Fällen zwischen dem dreyzehnten und siebenzehnten Tage an, hat sie sich aber auch bis zum dreyßigsten ausdehnen sehen. Ihren Ursprung findet er schon beyhm Hippocrates und den ältern Ärzten, und die von ihm angeführte Stelle in des erstern Buche de morbis lib. 7. sect. 5. enthält das Characteristische derselben so deutlich wie möglich. In neuern Zeiten sind wir vorzüglich dem Robert Whytt eine genaue Beschreibung aller ihrer Zufälle und ihrer Natur schuldig, und nach ihm ist sie von den bedeutendsten Ärzten beschrieben und nach ihrem Wesen dargestellt worden, und es kann nicht genug auf sie aufmerksam gemacht werden, da sie zu den häufigern Kinderkrankheiten gehöret, und so leicht mit andern verwechselt wird. Was die Vorhersagung bey der

selben anbetrifft, so kann diese nur in den beiden ersten Stadien und bey der zeitigen und richtigen Anwendung kräftiger Mittel günstig seyn. Im Stadio der Ausschwizung oder gar der Lähmung ist nach dem Verf. alle Hülfe vergebens, doch gelingt es zuweilen noch im Anfange von jenem, wenn die Ausschwizung noch nicht stark ist, die Thätigkeit der einströmenden Gefäße so zu verstärken, daß die ausgetretene Lymphe oder seröse Flüssigkeit wieder aufgenommen wird; doch will der Verf. gewöhnlich nach dieser glücklichen Wendung Blödsinn, Blindheit, Taubheit beobachtet haben. Den schlimmsten Ausgang hat man mehrentheils dann bemerkt, wenn die Krankheit mit Nasern, Scharlach oder Blattern complicirt war, bey scrophulösen Kindern sich findet, auf Schleim-, Wurm oder Nervenfieber folget. Einen allgemeinen dampfenden Schweiß hält er, wenn er im zweyten Stadium nach der gehörigen Anwendung entzündungswidriger Mittel erfolget, für eine erwünschte Erscheinung. Im Ganzen ist und bleibt die Vorhersagung immer sehr zweifelhaft und schwankend, da oft bey den günstigsten Aussichten der Ausgang doch tödtlich ist. Die Cur derselben richtet sich nach den verschiedenen Stadien, in welchen sie sich befindet, bey allen aber muß auf die entferntern Ursachen vorzüglich Rücksicht genommen werden.

Im Stadio der Turgescenz zeigt sich schon das Calomel als das vorzüglichste allen Forderungen entsprechende Mittel, zu welchem der Verf. bey hartnäckiger Leibesverstopfung noch abführende, unter welchen er die geröstete Jalappenwurzel vor allen andern wählet, hinzusetzt. Nächst dem Calomel empfiehlt er erweichende Arzneyen, Abkochungen von Eibisch, Pappeln, Salat, Emulsionen mit Salpeter. In diesem Stadio passen auch die allgemeinen und örtlichen Blutaussäuerungen, die kalten Umschläge

über den Kopf, lauwarme reizende und Senf-
fußbäder, Sinapismen, Vesicatorien. Allgemeine
oder Halbbäder will er aber darin nicht angewandt
wissen. Mercurialeinreibungen empfiehlt er anzu-
wenden, ob er sich gleich in diesem Zeitraum nicht
viel davon verspricht.

Das Entzündungsstadium erfordert Blutentzie-
hung, sowohl durch allgemeine Aderlässe als durch
Blutigel an den Schläfen und hinter den Ohren,
aber nicht wie einige empfehlen, letztere in die Nasen-
höhle gesetzt, da dadurch sehr unangenehme Zufälle
hervorgerufen werden. Diesen Ausleerungen, welche
sich nach Alter, Constitution und epidemischem Cha-
racter richten, folget der dreiste Gebrauch des Calo-
mels, welchen man in starken Dosen geben muß,
wenn er nützen soll; selten entstehen dennoch üble
Zufälle als Speichelfluß oder Diarrhöe. (Rec. hat
ihn einmahl bey einem Kinde von sechs Jahren, das
ohne alle Hoffnung darnieder zu liegen schien, und
wobey alles schon von angefangener Erysudation
zeigte, zu anderthalb Drachmen in 24 Stunden ge-
geben, ohne daß Speichelfluß oder Ausleerung durch
den Stuhl darnach erfolgten, der Kranke genas
darauf.) Die übrigen dabey zu reichenden Mittel
müssen, so wie die Diät, ganz entzündungswidrig
seyn. Auf den rothen Fingerhut allein setzt der
Verf. nicht viel Vertrauen, doch hat er ihn in Ver-
bindung mit Calomel sehr wirksam gefunden. (Rec.
fand dieses gleichfalls.) Unter den äußern Mitteln
gibt er den kalten Uebergießungen und Umschlägen
um den Kopf den Vorzug vor allen andern, sodann
empfiehlt er Blasenpflaster an den Schenkeln, Waden
und Armen, aber nicht, wie einige wollen, am
Kopfe oder im Nacken. Alle reizende, stärkende
oder erweckende Mittel sind, ob sie gleich von
manchem Schriftsteller empfohlen werden, in diesem
Stadio nachtheilig, nur da, wo das Stadium der

Transudation deutlich hervortritt, oder nach gehobener Entzündung allgemeine Schwäche herrschend ist, verdienen sie angewandt zu werden. Die jedesmaligen Umstände müssen bestimmen, ob die aus der Classe der flüchtig reizenden oder anhaltend stärkenden gewählt werden können, in welcher Form, Dose und Verbindung sie anzuwenden sind. Gegen die von einigen empfohlne Durchbohrung des Schädels erklärt sich der Verfasser gänzlich, und kein vernünftiger Arzt wird auch wohl dieselbe anwenden.

Die Heilmethode im Stadio der Exsudation oder Lähmung kann nur palliativ seyn, und dazu dienen, die Leiden des Kranken, so viel möglich ist, zu erleichtern. In jenem will der Verf. bloß nur noch die Digitalis und die Bescicatorien an den Weinen gebraucht wissen, verwirft aber das Calomel in größern Dosen. In letzterer Rücksicht kann der Rec. unmöglich mit ihm übereinstimmen, da das Calomel mehr wie ein anderes Mittel im Stande ist, auf das einsaugende System zu wirken, und die Thätigkeit desselben zur Aufnahme der ausgetretenen Feuchtigkeit zu wecken, die Erfahrung ihn auch von der trefflichen Wirkung desselben in Verbindung mit Digitalis überzeuget hat. Im Stadio der Lähmung empfiehlt er die Fortsetzung des Gebrauchs der im vorhergehenden angewandten Mittel nach den Umständen; oft sey es besser die Kranken gar nicht mit Arzneymitteln mehr zu quälen. Rec. würde in diesem Stadio auf die *fl. arnicae* das mehrste Vertrauen setzen, und sie mit Moschus oder flüchtigen Alcalien geben. Die Mittel dieser Krankheit vorzubauen bestehen in einer guten Diät, zweckmäßigen physischen Erziehung der Kinder, Verhütung aller hitzigen Speisen und Getränke, und solcher Veranlassung, wodurch ein stärkerer Drang des Blutes nach dem Kopfe hervorgebracht wird, Darreichung von Zeit zu Zeit wiederholter Abführungsmittel. Die nach dem Tode der an dieser Krankheit Ver-

storbenen sich zeigenden Veränderungen sind nach der längern oder kürzern Dauer derselben verschieden. Die gewöhnlichsten sind folgende: Gefärbte Nähe des Schädels (auch wie Rec. mehrere Male sah, eine blaue Färbung der äußern Oberfläche des Schädels), aufgetriebene Gefäße des Gehirns und seiner Häute, eine weichere, zuweilen auch härtere Consistenz des Gehirns, ein Ueberzug von gerinnbarer Lymphe auf demselben, klares, helles, selten blutiges Wasser in den Gehirnhöhlen (zuweilen bis in die Höhlung des Rückenmarks), blasse Farbe, oft Destruction des Adergeflechtes; zuweilen wird wenig Wasser in den Gehirnhöhlen bemerkt, dagegen ist die ganze Substanz wie ein Schwamm damit getränkt; die andern oft bemerkten Veränderungen sind nicht constant.

Sieben und dreyßig Krankengeschichten mit den Abductionsberichten, einige gebräuchliche Arzneiformeln des Verfassers, Verzeichniß der mehrsten Schriftsteller über diese Krankheit, und die Geschichte des Wiener Kinder-Kranken-Instituts, welches 1787 von Dr. Joh. Jos. Mastaliens aus eignem Antriebe gestiftet wurde, beschließen dieses sehr brauchbare Werk. H e.

Leipzig.

Von G. F. Gleditsch: *Methodische Grammatik der französischen Sprache*, allgemein faßlich vortragen, und mit Rücksicht auf die Deutsche Sprache bearbeitet von J. V. le Roux Lejere, Sachsen-Meinung. Legationsrathe. 1815. XXIV und 330 S. in Octav. Ladenpreis 18 Gr. Sächs.

Der Verfasser, ein denkender Sprachlehrer, hat die Absicht, durch größere Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung in der Behandlung der Sprachlehre, das Erlernen der Französischen Sprache nützlicher und leichter zu machen. Diese Absicht ist ihm auch sehr wohl gelungen. Er verwirft mit Recht die

fehlerhafte Art die Sprache zu lehren, indem bloß das Gedächtniß bey den Lehrlingen in Anspruch genommen und die Uebung und Anstrengung der übrigen Seelenkräfte aus der Acht gelassen wird, so daß man gewöhnlich alles unterläßt, was dazu führt, die Wörtererklärungen und Regeln begreiflich zu machen. Selbst die noch immer nicht allgemein vermiedenen, wiewohl häufig genug getadelten Fehler, daß man die neuen, folglicly auch die Französische, Sprachen in den Leisten der Lateinischen Grammatik einzwängt, und z. B. von Declinationen und Casus spricht, wo, wie in der Französischen Sprachlehre, keine Statt finden, haben nachtheilige Folgen. Daher nur wenige Menschen nach Beendigung des Cursus der Französischen Grammatik im Stande sind, den Character dieser Sprache und den Unterschied derselben von ihrer Muttersprache wesentlich zu unterscheiden. Auch den freylich oft genug schon gerügten Fehler läßt der Verf. nicht unangezeigt, welcher aus der Unterrichtsart entspringt, daß die meisten Französischen Grammatiken als Elementarlesebuch, als Wörterbuch, als Exercitienbuch zum Uebersetzen in die fremde Sprache ic. gebraucht werden, so daß mit Hinwegstreichen dieser fremdartigen Auswüchse nur sehr wenig für das eigentlich Grammatische übrig bleibt. Man soll aber nicht mit der Grammatik das Erlernen einer Sprache anfangen, sondern diese erst durch Uebung lernen, und dann die Grammatik studieren. So lernt ja jeder seine Muttersprache, und für den, der Zeit und Gelegenheit hat, ist es Pflicht, sie hinterher grammatisch zu studieren. Darin hat der Verf. nur nicht unsern Beyfall, daß er alle von Deutschen ausgearbeitete Französische Grammatiken verwirft und die guten Französischen Bücher dieser Art vorzieht. Scheffers und Anderer Werke widerlegen ihn. Was sonst noch über die Methode im Erlernen der Französischen Sprache vorkömmt, ist richtig: wiewohl jeder denkende Lehrer

gewiß denselben Weg mit dem Verf. gewählt haben wird. Wie man schon hierin den guten Lehrer erkennt, so findet man in Werke mit Vergnügen den Kenner der Sprache und den in seinem Fache belehrenden und denkenden, nicht blindlings nachbetenden Gelehrten, der mit Condillacs und Silvestre de Sacys Schriften eben so bekannt ist, als mit den Werken unsrer Grammatiker, Adelungs, Heynag, Vater u. a. Auch er hält mit Voltaire Klarheit und elegante Einfachheit für die wesentlichen Eigenschaften der Französischen Sprache, worauf sich alle Regeln derselben beziehen müssen. Gründlichkeit und Einfachheit zeichnen daher dieß Werk aus, das befreit von dem Materiellen der Sprache die Grundsätze und Regeln entwickelt, und das in den folgenden Auflagen durch die feilende Hand des Verf. gewiß noch vervollkommenet wird. Um nur Einiges anzuführen, so hat die Ausführung des Unterschiedes zwischen den beiden Formen des Zeitworts (des so genannten imparfait und parfait défini im Indicativ, und des Gebrauchs vom subjonctif), die Tabelle über das Geschlecht der Substantive nach der Endung *re.* uns sehr für den Verf. eingenommen. Auch das Kapitel von der Versetzung und Umstellung S. 226 ff. ist sehr befriedigend, wiewohl doch des sel. Eberhard's (in seinen Briefen über die Aesthetik) Ausstellung nicht ganz widerlegt wird. Der Anhang über die Französische Verkunst S. 301 ff. ist eine belehrende Zugabe.

Halberstadt.

Im Bureau für Litteratur und Kunst: Ueber Pressfreyheit. Ein Turnschreiben an alle Verfechter des Presszwanges. 1816. 30 S. in groß Duodez.

Im Ulrichhuttenschen Tone geht der Verf. auf seine Gegner los, welche er die Herren vom Presszwange nennt, und sie tüchtig schüttelt. Was er sagt ist wahr: die Buchdruckerpresse war und ist das

wichtigste Organ der durch Frenheit erstarrten Volksgesinnung, aber der Ton, welcher besser belehrend, erweisend, als verachtend, lobend und scheltend seyn sollte, wird, wie es scheint, alles Gute und Wahre, was der Verf. in seiner Hefigkeit vorträgt, des Eindrucks berauben, falls jene Herren vom Presszwange das Schriftchen lesen. Wer über diese Sache ein wenig gedacht und gelesen hat, wird hier zwar nichts Neues finden, aber es ist gut, daß es oft zur Sprache komme, weil es leicht vergessen wird, wo man sich und seine Handlungen nicht gern öffentlich beleuchtet wissen will. Die Vorschläge, die der Verf. macht, sind annehmlich. Einer großen guten und rechten Einsicht falle nur die Bestellung der Censur anheim. Der Censor versage nie einer Schrift die Presse, füge aber sein amtliches Urtheil hinzu, wenn er Gewissenshalber es thun zu müssen glaubt, welches überall und immer bey notorischschlechten, gefährlichen oder sittenlosen Schriften kurz und gut auf dem Titelblatte, neben dem Titel selbst abgedruckt ohne dasselbe nicht öffentlich angezeigt werden muß. Doch kann der Schriftsteller sein Buch ganz oder zum Theil dem Drucke entziehen, auch dasselbe ohne Censur drucken lassen, woben er, und falls der Verf. nicht nahmbaft ist, der Verleger und Buchdrucker sich die Strafe, falls sie nöthig wird, gefallen lassen müssen. Der Staatsgrundsatz sey, fügt er hinzu: Schrift nur durch Schrift zu entwaffnen. Wie der geistreiche Verf. mit Matth. 11, 19. anfängt, so schließt er mit Tacitus Worten aus Julii Agricolae vita c. 2. zu Ende mit geringer Veränderung: *Nedimus profecto grande patientiae documentum: — adempto per inquisitores et loquendi audiendique commercio. Memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere. Nunc demum redit. animus.*

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 28. August 1815.

Paris.

Ben Pillet, 1815: *Histoire de Christine, Reine de Suède*; avec un précis historique de la Suède depuis les anciens tems jusqu'à la mort de Gustave-Adolphe le Grand, Père de la Reine; par J. P. Catteau-Calleville, Membre de l'Académie Royale des Sciences de Stockholm etc. Deux Volumes. I. 8 und 373. II. 310 Seiten in groß Octav.

Der Umstand, daß Herr Pillet, Drucker und Verleger des Werks, in einer Straße zu Paris wohnt, die zu Ehren dieser Königin, als welche mehr als einmahl P. besucht hatte, ihre Benennung erhalten, mag wohl Anlaß mit gewesen seyn, daß er aus seiner Officin auch eine Geschichte gedachter Fürstinn ans Licht treten lassen wollte; und für günstigen Zufall kann es gelten, daß ein Schriftsteller wie Herr Catteau, (laut Meusel's gel. Deutschland aus der Uckermark hürtig,) der geraume Zeit in Schweden sich aufgehalten, und bekanntlich über Geschichte und Verfassung dieses Reichs seit zwanzig Jahren allerhand abdrucken lassen, ihm hierzu die Feder lieh.

Vor Erscheinung der vier verben Quartbände, worin der Schwede Arkenholz unter der Aufschrift *Mémoires concernant Christine etc.* alles zusammengerafft, was auf die Geschichte derselben sich nur irgend bezog, besaßen unsre Nachbarn noch gar nichts was den Rahmen einer treuen Lebensbeschreibung dieser Königin verdient hätte; denn nur schlecht unterrichtete und selbst Fabeln nicht verschmähende Sudler waren über diesen Gegenstand bis dahin hergefallen. Die weitschichtige Materialien-Sammlung aber des gar zu redseligen, obgleich in ihrer Sprache schreibenden Ausländers war auch nicht dazu geeignet, so flüchtige Leser lange festzuhalten; und wenn D'Alembert im zweyten Bande seiner *Mélanges de Littérature, Histoire etc.*, dieß und jenes daraus hob und commentirte, so scheint es ihm hierbey nicht sowohl um Christinens Geschichte, sondern bloß um Gelegenheit zu thun gewesen zu seyn, in Betreff neuerer und neuester Zeiten seine philosophischen und cosmopolitischen Ansichten der Dinge an den Mann zu bringen.

Zwar erlaubt auch vorliegender Historiker sich dergleichen Nebenbetrachtungen und Anspielungen; allein mit weit größerer Mäßigung, und ohne den Gegenstand selbst zu weit aus dem Auge zu verlieren. Daß die Vorarbeiten von Arkenholz ihm zum Wegweiser gedient, wird freylich oft genug ersichtlich; wogegen auch nichts einzuwenden; denn an Umsicht und Geduld hatte der arbeitsame Schwede es wahrlich nicht fehlen lassen; selbst an Unparteilichkeit nicht; so viel ihm auch daran gelegen war, seine von Andern bald zu hoch gepriesene, bald zu tief herabgesetzte Landsmänninn im vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. Den Versuch einer Lebensbeschreibung Christinens aus der Feder unsers Schröckh hat Herr C. gekannt und benützt; die noch verdienstlichere Arbeit des Hrn. Rühls scheint

ihm unbekannt geblieben zu seyn; wenigstens hat Rec. sich nach Spuren davon vergebens umgesehen. Dagegen sind die von Schwedischen neuern Schriftstellern gelieferten Beiträge von Hrn. C. fleißig zu Rath gezogen worden; auch wohl solche Nachrichten, die bey Schwedischen Familien nur handschriftlich noch sich aufbewahrt finden. Die Nachbarn erhalten hier also eine Leserey, womit sie für den Hausbedarf ganz wohl zufrieden seyn können, und wie aus ihren Tagesblättern erhellet, es auch wirklich gewesen sind; fogar mit Styl und Vortrage des Verfassers! was um so bemerkenswerther ist; da die Aristarchen der Hauptstadt hierüber von unerbittlicher Strenge sind, und Herr C. bey ihnen doch für einen Ausländer gelten muß.

Bis S. 200 des ersten Bandes reicht die auf dem Titelblatt versprochne Uebersicht der Geschichte Schwedens bis zum Tode Gustav Adolphs, oder vielmehr dem Regierungsantritte Christinens im Jahre 1644. Was in so engen Raum sich drängen ließ ist vom Verf. wirklich beygebracht worden, und sein, wie schon gesagt, vieljähriger Aufenthalt in diesem Lande hat ihn auch gegen die Uebereilungen und Irrthümer geschützt, deren Ausländer, und Franzosen besonders, nur zu oft sich schuldig machen, wenn sie über Geist und Verfassung einer ihnen fremden Nation absprechen wollen. Was die Regierung der Königin C. selbst betrifft, so ist bekannt genug, daß ihr Character in einer seltsamen Mischung von Tugenden und Fehlern, von Geistesstärke und Schwächen bestand, und es daher äußerst schwer hält, den so vielseitigen Gegenstand ins rechte Licht zu stellen. Was sie hauptsächlich bewog die Krone niederzulegen, zur Römischen Kirche überzugehen, und was für ein Verbrechen es in ihren Augen gewesen, weshalb sie den Italiäner Monaldeschi hinrichten ließ, findet sich hier eben so wenig als bey ihren andern Lebensbeschreibern enträthsel.

Vorzüglich scheinen der Franzose Bourdelot und der Spanier Dimentel ihrer Denk- und Handlungsweise schiefe Richtungen gegeben, und sie gegen Regierungsgeschäfte immer abgeneigter gemacht zu haben; auch gerieth sie durch ihre Freygebigkeit zeitig in Geldverlegenheiten, die sie zu manchem falschen Schritte verleiten mußten. Daß sie in vielen Dingen weiter und heller sah als ihre Zeitgenossen, zeigt sich nicht selten; zu gleicher Zeit aber auch, daß sie doch noch nicht aufgeklärt genug war, um z. B. eines heimlichen Vertrauens zur Sterndeuterei sich erwehren zu können! Allemahl bleibt ihr indeß das große Verdienst, den Abschluß des Westphälischen Friedens kräftigst befördert zu haben; denn ohne den festen Willen der jungen Königin hätten ihre Minister und Feldherren das einträglichere Kriegshandwerk gewiß so bald noch nicht aufgegeben. Was für Folgen es für gesellschaftliche und so manche andere Verhältnisse haben müssen, daß in einem so mäßigen Gebieth, und während kaum zehnjähriger Regierung nicht weniger als acht neue Grafen, 24 Freyherrn und 428. Edelleute zum Vorschein kamen, (unter letztern sogar einer der Hoffschneidermeister, dessen Rahmen man in Löwenkron umstempelte, und der es zu bedeutendem Einfluß gebracht haben soll,) wäre man zu lesen doch neugieriger gewesen, als z. B. das Band I. S. 305 u. f. erzählte, schlecht aber beurkundete Händlörchen von dem zu Dijon wohnenden Gelehrten, der in der herrlichen Bibliothek Christinens zu Stockholm nach einem gewissen Buche, NB. im Traume (wohl gar im magnetischen Schlafe?) sich umgesehen, und Alles so genau anzugeben gewußt, daß, als er deshalb an den gerade damals in Schweden weilenden Descartes sich wandte, dieser die Angabe aufs Haar zutreffend fand! Oder Band II. S. 231, wo dem abenteuerlichen Reisebeschreiber Ebert ohne weiters nach erzählt wird, Isaak Vossius habe für einen

handschriftlichen Jamblichus und Philostorgius die ungeheure Summe von 150000 Thalern sich von der Königin bezahlen lassen! Zum Glück kommen in Hrn. C. Werke Anekdoten dieses Schlags nur selten vor. Nichts ist dagegen einzuwenden, wenn im Abschnitte von Christinens noch vorhandnen eigenhändigen Aufsätzen, auch aus ihrem so genannten *Ouvrage de loisir* (einer Sammlung von Maximen, Sentenzen, Gnomen) ein halbes Hundert zur Probe mitgetheilt wird. Was es mit der Authenticität des Werckens selbst aber für Bewandniß habe, mag der Himmel wissen; denn auch Rec. besitzt eine, wie es scheint, gleichzeitige, das heißt gegen Ende vorletzten Seculi gefertigte Abschrift davon; die jedoch von den andern bisher benutzten, durch Zahl, Stellung und Schreibart sich abermahls unterscheidet. Daß es eine Sammlung vorgeblich geheimer Briefe Christinens gebe, die 1762 gedruckt worden, und Niemand Andern zum Verfasser habe, als eben den Compiler Lacombe, der schon 1759 ihre *Lettres choisies* herausgegeben, findet sich bey Hrn. C. nicht angemerkt. Da dem Aufenthalte berühmter Schweden zu Rom ein eignes Capitel gewidmet ist, will Rec. noch beyfügen, daß man von dem catholisch gewordenen, zum Senator von Rom erhobnen, und 1765 daselbst gestorbnen Grafen Bielke eine eigene Lebensbeschreibung hat, die ein ungenannter Freund verfertigt, und im Jahre 1769 bey Salomoni auf 215 Seiten in groß Octav zu Rom abdrucken lassen.

Dublin und London.

By Gilbert, Hodges, Longman, Hurst, Rees, Orme und Brown: An Account of the Islands of Walcheren and South-Beveland, against which the british expedition proceeded in 1809, describing the different operations of His Ma-

jeaty's Army during the Siege of Flushing, and containing observations on the Character, Customs, Religion and Commerce of the Inhabitants. To which are added a few remarks, respecting the nature of the climate and the causes and symptoms of the disease which prevailed among the troops. Illustrated with an engraving. By *George Hargrove*, jun. Member of the Royal College of Surgeons etc. 1812. Mit einem Kupferstich, welcher die Positionen der Truppen während der Belagerung und dem Bombardement von Fließingen darstellt. Außer der Zueignungsschrift an den Herzog von York, einer Einleitung und einem sehr großen Subscribenten-Verzeichniß. 1812. 175 S. in groß Quart.

Der lange weitläufige Titel dieses, mit gewohnter Englischer Eleganz, gedruckten Werkes, kündigt zwar dem Leser an, was er darin zu erwarten haben sollte; allein der Verfasser verwahrt sich schon in der Einleitung, daß er auf seinem Standpunct, weder irgend etwas Vollständiges habe leisten können, noch insbesondere in die politischen Rücksichten dieser durch das Mißlingen ihres Hauptzwecks so berühmt gewordenen, und auch in England selbst so laut und öffentlich getadelten Unternehmung habe hineingehen wollen. Aber auch militärische Leser werden durch die in den erstern vier Kapiteln enthaltene topographische Beschreibung der beiden Inseln Walcheren und Süd-Beveland, und der darin gelegenen Städte, Festungen und Häfen von Middelburg, Fließingen, Terveere, und des Forts Bahz, so wie der Operationen der Britischen Corps gegen diese Plätze und ihrer Vertheidigung, auch endlichen Einnahme und Zerstörung der Baffins und Hasenwerke von Fließingen, nur sehr undollkommen befriediget werden, und daraus diese Expedition militärisch nicht kennen und beurtheilen lernen. Auch der beygefügte Plan enthält bloß die Stellung der Truppen und die An-

lage der Batterien während des Bombardements von Fliessingen.

Was der Verf. in den letztern vier Kapiteln von den Sitten und Gebräuchen, der Religion und dem Handel der Einwohner sagt, enthält, so wie die sparsam eingestreuten statistischen Notizen, wenig Neues oder Unbekanntes.

Dagegen aber tritt derselbe im fünften und sechsten Kapitel in seinem eignen Fach als kompetenter Sachkenner auf, wenn er eine umständlichere Beschreibung des so sehr feuchten, und wegen der sumpfigen Ufer dieses unter der Wasserfläche niedrigen und nur durch hohe Deiche eingeschlossenen und gegen den Einbruch des Meeres geschützten Landes, so höchst ungesunden Clima gibt; welches durch die Ausdünstungen der nach jeder Ebbe, aus dem zurücktretenden Wasser entblösten und zurückbleibenden faulenden Pflanzen und todten Schaalen-Thiere, besonders in den heißen Sommermonathen im höchsten Grade ungesund und schädlich und die natürliche Veranlassung des so unglücklich berühmten Zeeländischen Fiebers wird. Wenn diese climatische Krankheit schon so schädlich auf die Constitution und Gesundheit der Eingebornen wirkt, so hat sie doch noch weit schrecklichere Folgen und Einwirkungen auf den Soldaten, welcher bey schlechterer Nahrung, Schonung und Pflege, bey dem unvermeidlichen nächtlichen Dienst, den Einwirkungen dieser feuchten und faulen Ausdünstungen bloßgestellt ist; so wie es das Militär aller Nationen, welche jemahls in den Niederlanden gedient haben und zu Besatzungen in den Festungen und Forts in See-Flandern, längs den Ufern der Schelde von Antwerpen bis zu ihren beiden Ausflüssen, und auf den Zeeländischen Inseln gebraucht worden sind, zu ihrem größten Schaden oft auf eine fürchterliche Weise erfahren haben: so daß dieses Fieber in ruhigen Friedenszeiten, oft bey den Regimentern der Holländischen

1360 G. g. N. 137. St., den 28. Aug. 1815.

Armee, welche der Reihe nach diese Festungen und Forts auf ein Jahr lang besetzen mußten, während dieses Jahres-Dienstes zwey Drittel der Mannschaft hinraffte, und auch bey den Geretteten ein Jahr lang anhaltende Schwäche und Entkräftung zurückließ, wodurch sie zum Dienst untüchtig wurden.

Die Aerzte und Wundärzte, welche bey den Hospitälern und Truppen in den Niederlanden angestellt sind, mögen also diesen Capiteln, welche von den Ursachen und Symptomen dieser fürchterlichen Krankheit, welche zuletzt in einen völligen Typhus ausgeartet war, und von denen in den Englischen Hospitälern dagegen versuchten Hülf- und Heilmittel handeln, ihre größte Aufmerksamkeit schenken.

Lemgo.

In der Meyerschen Buchhandlung: Deutsches Künstlerlexicon oder Verzeichniß der jetztlebenden Deutschen Künstler, verfertigt von Johann Georg Meusel. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. Dritter Band. 1814. X und 574 S. in Octav.

Hiermit ist ein sehr verdienstvolles und bey dem Mangel an Unterstützung äußerst mühsames Werk vollendet. Dieser letzte Band enthält ein topographisches Register über die beiden ersten Bände; eine Classification der verzeichneten Künstler nach ihren verschiedenen Gattungen; ein Verzeichniß der seit der ersten Ausgabe des Lexicons verstorbenen Künstler; Nachtrag der Künstler, die von 1778—1812 geblühet haben und noch nicht eingetragen waren; Verzeichniß sehenswürdiger Bibliotheken, Gemählde- und Kupferstichsammlungen, Münz-, Gemmen- und Naturalien-Cabinete. So wie die beiden frühern Bände ein unentbehrliches Hülfsmittel für die neueste Kunstgeschichte sind, so wird dieser dritte jedem Künstler und Kunstliebhaber zu einem nützlichen Begleiter auf Kunstreisen dienen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 31. August 1815.

Wittenberg.

1. Bey Seibt: Zwey Predigten bey der Rückkehr der Pfarrgemeinde zu Wittenberg aus der dasigen Schloßkirche in die Stadtkirche, gehalten von Dr. C. L. Nitzsch, der Theol. zweytem Professor etc. 1812. 64 S. in Octav.
2. Policy-Ordnung für die erneuerte Pfarrkirche zu Wittenberg vom J. 1811. 16 S. in Quart.
3. Bey Zimmermann: Zwey Predigten nach der Einnahme Wittenbergs im Januar 1814; gehalten und mit einer erläuternden historischen Nachschrift herausgegeben von Dr. C. L. Nitzsch. 48 S. in Octav.
4. Bey Seibt: Noch zwey Predigten bey feyerlichen Veranlassungen des J. 1814, von Nitzsch. 39 S. in Octav.

Diese Schriften sind nicht nur in homiletischer, sondern auch in mehrfacher anderweiger, besonders historischer Rücksicht sehr merkwürdig. Nr. 1. und 2. sind selbst auch mit historischen Erläuterungen und Anmerkungen versehen. Wir verbinden die Anzeige derselben, weil ihr Inhalt in einer geschichtlichen

Verbindung steht und die Schicksale Wittenbergs und seiner Kirchen vom J. 1806 – 1814 darstellt.

Vom 20. October 1806 an mußte der öffentliche Gottesdienst in dieser Stadt ganz aufhören, weil bey dem Durchzuge des großen Französischen Kriegsheers nach der Schlacht bey Jena alle Kirchen zu militärischen Zwecken in Beschlag genommen wurden. Taufen, Trauungen, Ordinationen geschahen fast vier Monathe lang in dem Hörsaale der Superintendentur-Wohnung, in den drey letzten Monathen wurden auch an Sonn- und Festtagen Andachtsübungen für die Communicanten daselbst gehalten, aber an einen Gottesdienst für die ganze Gemeine oder einen größeren Theil derselben war wegen Mangel des gehörigen Raums nicht zu denken. Am 8. Febr. 1807 wurde endlich das Friedensfest gefeyert, und man gewann nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten endlich die Schloßkirche, welche weit weniger als die Stadtkirche gelitten hatte, für die Stadtgemeine. In der Schloßkirche predigte also jetzt Herr Nizsch fast fünf Jahre hindurch. Die letzte daselbst gehaltene Predigt ist die erste in Nr. 1. abgedruckte. Er redet von den dankbaren Erinnerungen, mit welchen die Pfarrgemeine aus diesem Gotteshause scheidet; ungemein treffend, klar und einfach; es sind Erinnerungen an den Stifter des christlichen Glaubens, welcher hier einst von neuem verherrlicht wurde, an die Wiederherstellung dieses Glaubens, als die Werkzeuge dieser Verherrlichung, und an die hohe Schule, der die Reformatoren angehörten, und welche dieß ihr Kirchengebäude der Stadtgemeine einräumte. Die öffentliche Confirmation der Kinder, welche vorher zu Wittenberg aus besondern Ursachen nie gewöhnlich war, wurde hier zuerst von Hrn. Nizsch und nachher auch in der Pfarrkirche, deren Local vorher dazu nicht gepaßt hatte, nach ihrer neuen

Einrichtung eingeführt, welches wir für ein großes Verdienst halten, indem dieß eine von denjenigen gottesdienstlichen Handlungen ist, durch welche noch am meisten für die Religion gewirkt werden kann. Am Neujahrstage 1812 konnte endlich die Predigt bey der Einweihung der wiederhergestellten Pfarrkirche gehalten werden, und dieß ist die zweyte in Nr. 1. Die Kirche war in ihrem Inneren ganz neu eingerichtet. Bey dieser Veränderung hat man besonders Rücksicht darauf genommen, die allgemeynere Theilnahme am Gottesdienste zu befördern, Störungen und Profanationen zu verhindern. Der König hatte Beiträge zur Reparatur bewilliget, auch andere Wohlthäter der Kirchen hatten sich gezeigt. Zugleich war die Nr. 2. angeführte Policy-Ordnung für die Kirche von der Inspection verfaßt, herausgegeben und ausgetheilt worden. Man fand sie nicht nur wegen des neuen Locals sondern auch deswegen nöthig, um den Eindruck, den die erneuerte Kirche auf die Gemeinde machte, so viel möglich zur leichtern Abstellung mancher Mißbräuche und zur Verbesserung des Kirchenwesens zu nutzen. "Sie konnte nicht Alles umfassen, sagt Hr. Nitzsch, was in eine Kirchen-Policy-Ordnung gehört, welche, nach meinen Begriffen, sich auf die ganze äußere Heiligkeit des Christenthums, so weit diese durch Zwangsmittel geltend gemacht werden kann, und den höheren Zwecken der Kirche unbeschadet, erzwingen werden darf, erstrecken muß. Die unsrige beschränkt sich bloß auf das, worüber eine Kircheninspection, den vorhandenen Gesetzen und Observanzen nach, selbst halten kann und soll, und was unsere Localbedürfnisse besonders erforderten, auf die äußere Heiligkeit der zum Gottesdienste bestimmten Orte und Handlungen, und auf die Theilnahme der Jugend an der gemeinschaftlichen Andacht." Nr. 1. S. 63. Sie bezieht sich

auf Stille, Anstand und Ordnung auf dem Kirchhofe, bey dem Gottesdienste, den Taufen, Trauungen, Confirmationen, Beichten, der Communion, auf die Sonntags-, Advents- und Fastenexamina und die Theilnehmung der Schuljugend am Gottesdienste. Möchte dieser wichtige Punct auch anderswo von solchen, welche es könnten, mehr berücksichtigt werden! Uebrigens stellte der Prediger an diesem Einweihungsfeste die echte Freude in dem Herrn, mit welcher ihm dieß Haus geweiht werden soll, nach ihren Quellen und Wirkungen dar. Bey der ersten Belagerung Wittenbergs im Frühling 1813 war schon die Schloß- und Hospitalkirche zu militärischen Zwecken in Beschlag genommen; die Pfarrkirche konnte noch bis zum 12. September zum Gottesdienste gebraucht werden; darauf mußte man auf Befehl des Französischen Gouverneurs auch diese räumen, sie wurde zuerst zu einem Lazareths und darauf zu einem Magazine gebraucht. Nun hörte aller gemeinschaftliche Gottesdienst eine Zeitlang auf, und während der zweenen Belagerung wurde der schöne Schloßkirchenthurm nebst vielen Privatgebäuden ein Raub der Flammen. Jetzt entfernte sich Herr Nizsch auf Andringen seiner Familie aus der Stadt, und bildete in der Nähe von Schmiedeberg ein Interims-Consistorium für die dringendsten Fälle. Während dieser Zeit hielten doch würdige Männer Andachtsübungen und Gottesdienst in Privathäusern, selbst bis zu den letzten gefahrvollen Tagen vor der Einnahme. Am 20. Jan. 1814 kehrte der Verf. nach der Stadt zurück. Nach der Schlacht bey Leipzig wurde die Stadt eingeschlossen, und hatte zwey Monathe lang von außen Ruhe, aber desto schrecklicher wurde ihre innere Lage. Schloß und Schloßkirche wurden so eingerichtet, um sie zu einer Citadelle gebrauchen zu können, in der letzten wurde das schöne Gitterwerk

um den Altar weggerissen, zerhackt und zur Kartätschenladung gebraucht. Endlich wurde am 13. Jan. die Stadt eingenommen. Die Schloßkirche hat sehr gelitten, allein von den doppelten Denkmählern Friedrichs des Weisen und Johann des Beständigen haben die metallenen, so wie die Gräber von beiden, gar nichts, die marmornen aber nichts von Bedeutung gelitten. Die Cranach'schen Bildnisse von Luther und Melanchthon waren schon vorher, als die Universität sich entfernen mußte, sammt der Bibliothek und andern Sammlungen, nach Meissen gebracht worden, aber auch von den Grabmählern, dieser beiden Männer ist nichts verloren gegangen. Weniger litt die Stadtkirche, konnte aber noch nicht wieder zum Gottesdienste gebraucht werden. Im Januar 1814 am 3. Epiph. predigte Herr Nitzsch wieder, und zwar im Hörsaale des Superintendentenhauses. Dieß ist die erste Predigt in Nr. 3. Ihr Gegenstand ist: Die zeitliche Hülfe Gottes als eine Stärkung unsers Glaubens. Die zweite wurde am 4. Epiph. in der Schloßkirche, welche noch zum Theil zertrümmert und sehr verunstaltet war, und zwar am allgemeinen Dankfeste des Königreichs Sachsen gehalten. Die Befreyung des Vaterlandes wurde darin als eine ausnehmende Wohlthat Gottes dargestellt und gezeigt, warum sie dafür zu erkennen und wodurch man sie zu preisen habe. Die erste Predigt in Nr. 4. wurde bey dem Dankfeste nach der Einnahme von Paris gehalten; sie handelt von der Verherrlichung Gottes durch die endliche Vernichtung einer ungerechten Herrschaft; die zweite ist eine von dem Preussischen Commandanten veranlaßte Dankpredigt bey der Geburtsfeyer des Königs von Preußen am 3. August 1814, sie konnte aber nicht gehalten werden, weil bey der unvermuthet erfolgten Ankunft des Königs selbst keine öffentliche Feyerlichkeiten

erlaubt waren; sie enthält eine Betrachtung über den frommen Dank für das Leben und Wohlfeyn eines edlen Königs. "Der heutige Tag, heißt es hier unter andern, auch wenn er nicht den Namen unsers alten ehrwürdigen Landesherrn führte, müßte doch uns als ein treues Volk an ihn erinnern. — Was sollen wir thun, um unsere Gemüther mit den Gefühlen unserer Mitbrüder in Uebereinstimmung zu bringen? Das rechte Vereinigungsmittel ist schon für uns da m. J. sobald es uns um wahre christliche Andacht zu thun ist, und zu dieser sind wir ja jetzt gemeinschaftlich versammelt. Wahre Herzensandacht ist das Mittel, alle Gemüther, so verschieden sie sonst gestimmt seyn mögen, unter allen Umständen innig zu vereinigen. Denn sie ist Verehrung desjenigen Oberherrn, vor welchem alle Fürsten und Völker sich beugen müssen, Verehrung des Allwaltenden, der mit allen Gutes im Sinne hat, und was er dem Einen zuwendet, auch den Andern zum Besten gereichen läßt; sie ist Huldigung unsers gemeinschaftlichen Vaters, der nicht fragt, ob wir Preußen oder Sachsen, sondern ob wir Christen sind, ob wir seine Kinder werden und auf den Erstgeborenen hören wollen, den er zum Heil aller gesandt hat." Es ist uns überhaupt an diesen Predigten sehr lieb gewesen, daß sie Alles im Lichte der Religion betrachten, und nicht, wie häufig Predigten dieser Art, Schmeicheleyen oder heftigen Ausbrüchen feindseliger Gesinnungen oder der Politik Raum geben. Wir müssen abbrechen und können die Leser nur noch auf die in diesen Schriften vorkommende Beschreibungen von dem Innern der Schloß- und Stadtkirche, von alten Monumenten und Kunstwerken, so wie auf den beherzigungswerthen Vorschlag, die großen Stadtgemeinen in kleinere Gesellschaften zum Behuf gemeinschaftlicher Andacht und Sittenaufsicht zu ver-

theilen, jedoch mit eingeschränkter Beybehaltung der allgemeinen Zusammenkünfte in den Kirchengebäuden, aufmerksam machen.

Paris.

Ben Le Normant: Histoire de la campagne de 1814 et de la restauration de la Monarchie françoise. Avec des pièces justificatives. Par M. Alphonse de Beauchamp. 1815. T. I. XXVIII und 644 S. T. II. 588 S. in groß Octav.

Der durch seine Geschichte des Krieges der Vendée als ein eifriger Royalist bekannte Verfasser, hat hier ein Werk geliefert, welches in mehr als einer Rücksicht Aufmerksamkeit verdient. Es gehörte allerdings kein geringer Muth dazu, bey der unter der Französischen Armee und dem größern Theile des Französischen Publicums herrschenden Stimmung, die Geschichte des Feldzugs von 1814 mit der Freymüthigkeit zu schreiben, wie hier geschehen ist. Und wenn gleich Herr Beauchamp oft genug von der Unbesiegbarkeit der Französischen Heere darin spricht, und allein Buonaparte die Schuld tragen läßt, daß sie nicht mit dem gewohnten Erfolge gefochten, so ist er doch, wie aus öffentlichen Blättern bekannt ist, des vorliegenden Werkes wegen heftig genug angefeindet worden. Außer den officiellen Berichten beider Parteyen hat der Verf. seiner Ausgabe nach noch mehrere nicht unwichtige Privatmittheilungen benutzt, wodurch es ihm allerdings gelungen ist, über manche Thatsachen ein neues Licht zu verbreiten. Nur über die Operationen der Französisch-Spanischen Armeen, vorzüglich des Marschalls Soult, blieben seine Nachrichten mangelhaft. Bedenkt man den Umfang dieses aus zwanzig Büchern bestehenden Werks und die Schnelligkeit, mit welcher dasselbe binnen acht Monathen ausgearbeitet ward, so wird

gewiß jeder billige Beurtheiler dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er alles gethan, was man ohne anmaßend zu seyn, von ihm erwarten konnte. Dem Werke ist im ersten Buche eine Einleitung vorausgeschickt, die einen kurzen Abriss der Geschichte Buonaparte's bis auf die Bildung des Europäischen Bundes gegen denselben enthält, worauf der Feldzug selbst erzählt wird. Mit vorzüglichem Interesse haben wir gelesen, was der Verf. über die Stimmung der Nation in den verschiedenen Zeitpunkten des Krieges bemerkt, imgleichen die Critiken, welche größtentheils nach dem Urtheile Französischer Officiere über die Operationen der Allirten gegeben werden, und aus denen höchstens so viel hervorgeht, daß dieselben zuweilen mit einer etwas zu weit getriebenen Vorsicht verfahren, wodurch der Kampf verlängert ward. Die Bewegungen und Machinationen der Royalisten sind eben so sehr genau angegeben, was wir gleichfalls für einen Hauptvorzug des Werkes halten, und es erhellet daraus klar, daß die Partey der Bourbons anfangs wenigstens in den mehrsten Provinzen des Reichs unstreitig die schwächste war, und daß es ihr nicht wenig Mühe kostete, auch nur den Schein einer Volksstimmung zu Gunsten des Königlichen Hauses zu erwecken. Nur allein im Süden von Frankreich hatte sich gleich anfangs eine entschiedene Vorliebe für die Bourbons gezeigt, Bourdeaux war dort der Hauptsitz der royalistischen Conföderation geworden. Vorzüglich interessant ist, was der Verfasser über die wechselnde Stimmung zu Paris kurz vor und während der letzten Schlacht und des Einzugs der Verbündeten erzählt; so viel erscheint als ausgemacht, die Stimmung der Mehrzahl war zwar nicht für Buonaparte, allein auch nicht für die Bourbons, sondern für die Regentschaft.
